<36637642750012

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

Hermann Keipp.

Zwölfter Band.

Erstes Quartal. 1858.

Berlin.
Druck und Verlag von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Expedition: Deßauerstraße Nr. 5.
1858.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Aufhebung der Wuchergesetze . . . 1
Der Landtag. 41
Die Eröffnung des Landtags . . 85
Die Presse in Preußen 129
Der fünfundzwanzigste Januar 1858 169
Vom Landrathamte 214
Unsere Situation 253
Wer ist feudal? 301
Loyale Opposition 341
Noch einmal die Grundsteuer . . 383
Die Fortdauer der Stellvertretung 425
Zur Stellvertretung 461
Kein Provisorium 505

Der Patricier und sein Haus.
Roman. II. Abtheilung.

1. Cap.: In der Nußbaumstube . 9
2. „ Magdalene und ihre Magd 46
3. „ Begegnungen 88
4. „ Roderich und die Andern 133
5. „ Der Junker und sein Versucher 173
6. „ Spätes Wiederfinden . 223
7. „ Ein schwerer Uebergang 257
8. „ Vom Dürerhaus zum Vaterhaus 305
9. „ Ein Schumacher und Poet dazu 345
10. „ Der Junker auf Reisen 386
11. „ Drei Gegner der Reformation 428
12. „ Pfingsten überall . . . 464
13. „ Der Pfortenhans . . . 508
14. „ Am Letzten 518

Joseph v. Eichendorff. I. 19
„ „ „ II. 55
Marie Nathusius 28
Christian Rauch. 1777—1857 . . 96
Der öffentliche Volks-Unterricht in England 67
Social-politische Briefe aus Wien 103, 283, 486.
Eine politische Broschüre 107

Der Reformjude als Vorsteher der alten Synagoge 142
Ein Buch von der eleganten Gesellschaft 153
Zur innern Geschichte des 19. Jahrhunderts. I. u. II. . . . 183. 233
Königthum und Papstthum in Preußen. I. u. II. . . . 269, 318 u. 356
Ulrich von Hutten 190
Hutten und die Stände seiner Zeit 275
Ein Fürstendenkmal in Schlesien . 327
Jäger-Brevier 329
Vom Landtage: Die Wuchergesetz-Debatten. I. u. II. 366. 417
Urtheile über Palmerston 401
Westfälische Studien 405
Die steigende Macht der Geschichtsschreibung 440
Eine angelsächsische Fürstentochter . 216
Brief aus London (Die Vermählung) 218
Aus dem Jahre Acht und Vierzig (v. Sternberg's Erinnerungen) . 443
Zur Kritik des Collegialsystems der preußischen Regierungen . . . 475
Kirchliche Sitten. I. 478
„ „ II. 524
Neue sociale Broschüren. I. . . . 492
„ „ „ II. . . . 542
Ein Städtebild, von W. H. Riehl 538
Franz Kugler 532

Die Wechsel der Handwerker . . . 30
Alt-englische Preise 77
Literarisches 79
Der „Rheinische Antiquarius" . . 124
Die Kunst zu reiten 161
Schloß Krakau, von W. Bachmann 163
Oberst Gustavson 202
Rheinische Antiquitäten 296
Bank für Handwerker 337
Höllenmaschinen 338
Die Uniform der preußischen Landräthe. 377
Die Männer der Reformation . . 377

Seite.
Hohenzollernsche Stammtafeln . . . 377
Die Gebrüder Grimm und Bettina v. Arnim 452
Genealogischer Festgruß zur Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm 453
Eingesandt: Ueber Vornehmheit . 457
Rheinische Adelsfamilien 502
Ueber den ländlichen Real-Credit . 551

Johanniter-Orden:
Liste der seit dem 1. October bis ult. December 1857 bekannt gewordenen Todesfälle: 80.
Alte Ritterlisten: 80. 126. 166. 209. 252.
Ein Noth- und Hülferuf (Die Cretinen in Preußen): 204. 244.
Nekrologe: v. Bockelberg: 297. — Graf von Hülsen: 380.
Bekanntmachung: 40. — Ernennungen: 378. — Jerusalem: 560.

Wappensagen:
v. Bassewitz: 125. — Junker von Ober-Convent: 164. — v. Raczynski: 422.
v. Barneckow: 459.

Correspondenzen:
Aus der Hauptstadt: 33. 74. 111. 157. 200. 240. 291. 332. 373. 422. 454 496. 554.
Aus Königsberg: 37. 160. 294. 336.
Aus dem Wupperthale: 114.
Aus Schlesien: 122.
Aus Hamburg: 556.
Aus London: 499.

Ankündigung.

Berliner Revue.

Die „Berliner Revue, social-politische Wochenschrift," erhält mit Beginn des neuen Quartals eine zeitungsartige Beilage, „**Montagszeitung der Berliner Revue**" betitelt, und wird alsdann, statt bisher Freitags, an jedem Montag früh ausgegeben und mit den ersten Morgenzügen versandt werden.

Diese „Montagszeitung der Berliner Revue", die nur mit der „Revue" zusammen geliefert werden kann, wird alle politischen Nachrichten des Tages, einen Börsenbericht, die Börsencourse und telegraphische Depeschen enthalten.

Der bisherige Inhalt der „Revue" — Unterhaltendes und Belehrendes: leitende Artikel über Politik, Literatur und Kunst, Skizzen und Studien aus dem Volksleben, Reisebriefe — findet fernerhin in dem ebenfalls am Montag früh ausgegebenen Hauptblatte der „Revue" seine Stelle.

Trotz dieser Erweiterung des Unternehmens bleibt der Preis derselbe.

Bestellungen auf die „Berliner Revue", unter welchem Titel beide Theile der Wochenschrift vereinigt bleiben, nehmen alle Postämter und Buchhandlungen Deutschlands an, für Berlin die Expedition, Deßauerstraße Nr. 5.

Das vierteljährliche Abonnement für die „Berliner Revue" beträgt für Berlin 1 Thlr. 25 Sgr. (incl. Botenlohn 2 Thlr.), bei allen Preußischen Postanstalten 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., bei den Postanstalten des Deutsch-Oesterreichischen Vereins 2 Thlr. 20 Sgr.

☛ Das nächste Heft wird des heil. Osterfestes wegen Dienstag den 6. April früh Morgens ausgegeben und versandt.

Aufhebung der Wuchergesetze.

Man hat in Preußen die Wuchergesetze schon einmal zeitweilig aufgehoben; es war am 15. Februar 1809, und die unbeschränkte Wucherfreiheit dauerte damals bis zum 31. December 1810.

Im Gedächtniß der alten Leute lebt jene Zeit noch, in der Berlin, wie selten, die Residenz der Juden und Judengenossen war.

Die Juifs de Frédéric le Grand verschwanden damals schnell vor den Ephraim und Consorten, vor den kosmopolitischen Juden, die dem französischen Marschall so unentbehrlich waren, aber dabei auch ein gutes Geschäftchen, das gegen die Continental-Sperre verstieß, nicht ausschlugen. Berlin theilte sich damals in zwei Heerlager, verschieden wie Tag und Nacht; in dem einen machte man französische Calembourgs, in dem anderen dichtete man deutsche Freiheits- und Rachelieder, in dem einen übte man Quadrillen, im andern begannen die ersten Turnversuche; in dem einem liebelte, schmarotzerte, wollüstelte, wedelte und kroch man, in dem andern weinte, fastete, betete man und ballte man die Fäuste und schliff die Waffen; in dem einen herrschten die Gauner, in dem andern der Adel der Nation, der Adel in des Wortes weitestem Sinne, die Jugend mit ihren Idealen, das Familienbewußtsein des Bauern, des Bürgers, der Adel mit seiner alten Pflicht zur Waffenfolge, mit seinen Erinnerungen an das Heer und den Staat des großen Friedrich. Zwei Heerlager, verschieden wie Tag und Nacht; und es ward den Gaunern damals gar nicht schwer, die Patrioten zu ihren Opfern zu machen, hatten diese doch den Blick auf andere Dinge gerichtet, die sie abhielten, sich um ihr Eigenthum so zu kümmern, wie in frühern Tagen.

Wenn die alten Ritter- und Bürgerfamilien unserer östlichen Provinzen an jene Zeiten zurückdenken, — welche von ihnen weiß nicht von Verlusten, oft von ungeheuren Verlusten zu berichten, die damals in den Jahren der Schmach ihnen auch von einheimischer Seite zugefügt wurden? Wie viele Rittergutsbesitzer verkauften nicht, um die Last ihrer Einquartierungen ertragen und das damals so theure Korn den fremden Truppen liefern zu können, eines ihrer Güter nach dem andern an den Juden, um nur auf ihrem Stammsitze bleiben zu können, den täglich neue Heerestheile über- und durchflutheten, Nahrung und Futter erheischend. Wir kennen aus eigener Anschauung einen herrlichen Gü-

tercomplex in Hinterpommern, vom Volke eine „Grafschaft“ und nicht mit Unrecht so genannt, der auf diese Weise zersplittert und zerrieben wurde und von dessen eilf Gütern am Ende noch drei übrig waren.

Und es waren entsetzlich verächtliche Preise, zu denen damals meistens die Güter und ganz eben so alte bürgerliche Stammhäuser an die Speculanten verkauft werden mußten, zu denen auch das Papiergeld des Staates, also auch die Güter des Staates, verkauft wurden. Alle alten Gewalten mußten sich damals vor der neuen Macht des Geldes beugen, und aus dem Umstande, daß man ein Rittergut für zweitausend, ein Berliner Haus für einige hundert Thaler, einen preußischen Papierthaler für eilf Münzgroschen einkaufte, entstanden jene colossalen Vermögen der neueren Zeit, die dem Wohl und Wehe des Landes so fern stehen und heimathlos und kosmopolitisch sind.

Damals, wie heut, empfahl man die Aufhebung des gesetzlichen Zinsfußes mit dem Hinweis darauf, daß das Geld eine Waare sei, die augenblicklich am großen Markte einen höheren Preis habe, als das Gesetz ihn festgestellt habe, daß es also in Preußen nicht länger zu haben und zu kaufen sein würde, wenn man dem Verkäufer desselben den Preis nicht frei ließe. Ein Raisonnement, so dürftig und roh, daß man es eigentlich nur dieser Zeit zu Gute halten dürfte, in welcher der letzte Tag Preußens hereingebrochen zu sein schien. Es ist die Zeit, über die wir im Leben Steins furchtbare Aeußerungen aus dem Munde der Besten lesen, Aeußerungen, wie die folgende: „Alle von oben herunter gestehen ihre Unbekanntschaft mit zweckdienlichen Maßregeln, aber auch sehr naiv ihre Unzufriedenheit“; ferner: „Ohne eigne Haltung, ohne bewußten Zweck und Gewalt über die Mittel, führen die Minister den Staat seiner völligen Auflösung entgegen.“ *)

Vergeblich hatte Freiherr von Stein dem Vorschlage, die Wuchergesetze aufzuheben, der schon 1808 in Königsberg durch den liberalen Minister von Schrötter gemacht war, damals ernst und entschieden aus mehrfachen Gesichtspunkten widersprochen; das Ministerium Altenstein, das die französische Achtserklärung Steins contrasignirte, griff dennoch zu diesem Hülfsmittel, und der Staatskanzler Hardenberg, der nach ihm die Verwaltung übernahm, ließ dasselbe „Hülfsmittel“ noch manchen Monat bestehen, bis endlich andere höhere Geister ihm und seiner Virtuosität in Aushülfen siegreich zu begegnen wußten und Grundsätze, die aus einer Einsicht in das Ganze des gesellschaftlichen und staatlichen Organismus hervorgegangen waren, an die Stelle der kleinen Praktiken setzten.

Als im Jahre 1808 die Aufhebung der Wuchergesetze empfohlen wurde, hatten merkwürdiger Weise in der nächsten räumlichen Umgebung des Cabinettes die Juden eine wahrhaft gewichtige Stellung. Fremde

*) Aus Steins Leben von G. H. Pertz. Erste Hälfte. S. 409.

Juden in Masse überschwemmten damals das Land, und die Frechheit derselben wuchs unter den schüchternen Versuchen, die die Regierung machte, sich und das Land vor ihnen zu retten; sie bestachen die Behörden und stahlen und betrogen in unglaublicher Offenheit weiter, und es gehörte alle Energie christlicher Kaufmannschaften und ähnlicher städtischer Körperschaften dazu, um die Regierung endlich zu einer Säuberung des Landes von dieser Plage zu bewegen.

In diese Zeit, in der die Juden solche Bedeutung im unglücklichen Preußen erlangt hatten, fallen die Vorbereitungen zu der ersten Aufhebung der Wuchergesetze, die in Preußen vorkam.

Vergeblich, daß Stein auf das unglückliche Vorbild hinwies, das Oesterreich, besonders Böhmen, gegeben, wo einer Aufhebung der Wuchergesetze eine Creditlosigkeit ohne Gleichen und ein Wucher folgten, der das ganze Land in Kurzem in die Tasche einiger Speculanten schieben zu wollen schien: die Aufhebung fand statt.

Aber so eifrig sich damals die einsichtsvollsten Staatsmänner gegen die Aufhebung der Wuchergesetze äußerten, und so ungerechtfertigt sie damals war: doch wird sie uns damals einigermaßen erklärlich, einentheils aus den angedeuteten Einflüssen, welche die Umgebungen der Minister und ihrer Organe auf beide geltend machten, andererseits aus der trostlosen Gesammtlage des Volks und des Staates.

Die Umgebungen der Minister und ihrer Behörden gehörten jener leichten Bevölkerungswelle an, die im Speculiren und Handeln gewachsen ist, für die baares Geld in der That einen höheren, als den wirklichen Werth hat, für die es wirklich Waare, nicht mehr bloß Werthzeichen und Tauschmittel ist, und verstanden diese Umgebungen, gleichviel welcher Religion sie angehörten, sich als Volksstimme zu gebehrden, so war es bei ihrer Gewandtheit und bei der Bedeutung, die sie sich durch ihre Versprechungen zu geben wußten, nicht schwer, ein betäubtes Ministergehirn für ihren Gedanken zu gewinnen.

Aber auch aus der Gesammtlage des Volkes und Staates konnten sie damals eine Menge anscheinender Gründe hernehmen, welche für die Aufhebung der Wuchergesetze sprachen. Es war eine Zeit, wo wirklich der geordnete Verkehr derartig gestört war, daß die alten Werthe, welche das Geld ursprünglich nur vertrat, augenblicklich werthlos, die Häuser oft miether- und zinslos, die Aecker oft erntelos, das Handwerk oft arbeitlos ꝛc. geworden waren, es war eine fremde, zwingende Macht — der Krieg und seine Folgen, die Eroberung, die Plünderung — vorhanden, welche den meisten Erträgen und vieler Arbeit hinderlich entgegenstand; man mußte deshalb in fremder Ersparniß und in fremden Werthen eine Aushülfe suchen und konnte sagen, daß man eben so gut, als man in einer Zeit, wo viele preußische Aecker ruheten, den Ertrag der außerpreußischen zu gestiegenen (und bei der zunehmenden Seltenheit der Waare aus sehr natürlichen Gründen gestiegenen)

Preisen erkaufen mußte, eben so gut auch das Geld selbst, auch wenn es nur einen Werthmesser bedeute, zu höherem Zinse anleihen mußte. Allein aus dieser Anführung ließ sich alsdann doch bloß eine zeitweilige Erhöhung des gesetzlichen Zinsfußes erweisen und dies eigentlich doch auch nur für den Fall, daß man sich vorher davon überzeugt gehabt hätte, jene hindernde Macht, welche die ganze Calamität verschuldet, bliebe nur auf eine ganz bestimmte Zeit in Wirksamkeit, während eines Zeitraums nämlich, der nicht groß genug wäre, um dem Geldentnehmer und Zinszahler endlich jede Möglichkeit der weiteren Zinszahlung zu nehmen. Denn nur unter der Voraussetzung eines zu bestimmter Zeit eintreffenden, baidigen Aufhörens der Wirksamkeit der die Erträge und Arbeit hindernden Macht konnte — so mußten selbst die Staatsmänner jener Periode deduciren — vom Schuldner ein Zinsvertrag eingegangen werden, der ihn bei dem Nichteintreffen jener Voraussetzung eben so sicher — und noch schmählicher, weil erst nach Erschöpfung aller seiner zunächst noch vorhandenen physischen, moralischen und socialen Kräfte, — zu demselben Ruin führen mußte, in welchem er sogleich schon, ohne vorherige Dazwischenkunft seines neuen Gläubigers mit den hohen Zinsen, stand.

Wenn nun darum schon die Einführung eines höheren Zinsfußes durch das Gesetz große Bedenklichkeit gehabt hätte, so war doch die vollständige Aufhebung der Wuchergesetze geradezu ein Wahnsinn.

Das alte Einkommen fehlte aus nur zu natürlichen Ursachen dem Grundbesitzer, dem Hausherrn, dem Handwerker und Gewerbetreibenden, und an das bedeutend geschmälerte oder auch schon durchaus imaginär gewordene Einkommen wurden vom Staate und vom Feinde bedeutende neue Ansprüche gestellt. So wurde der Werth des Ackers, des Hauses, der Werkstatt &c. ein zeitweilig ruhender, und der Zeitpunkt der Wiederaufnahme dieses Werthes war nicht abzusehen. Wenn also ein Speculant ein Capital solch einem Werthinhaber vorstreckte, so that er es nur, wenn er innerhalb eines Zeitraumes, dessen politische und sociale Chancen sich doch noch einigermaßen übersehen ließen, also innerhalb einer ganz kurzen Frist, sein Capital schon in Zinsen wieder erhalten, dasselbe also doppelt, in Zinsen und in dem ihm verpfändeten bestimmten ruhenden Werthe, wieder einstreichen konnte.

Die 60procentigen Schuldverschreibungen konnten also in jener Zeit nichts Seltenes sein; bittere Erfahrungen machten diese Sachlage nach Jahresfrist den Ministern klar, und man begann nun andere Wege einzuschlagen, um den leidenden Ackerwirthen, Hausbesitzern und Gewerbetreibenden zu Hülfe zu kommen. Der Staat, der die Gesellschaft in die Kriegsnoth gebracht hatte, mußte ihr jetzt auch beistehn, — Zahlungs-Nachlasse, Ertheilung von Freiheiten, Staatsanleihen &c. traten ein. —

Heut dagegen kann von keiner der Begründungen, die man da-

mals für die Aufhebung der Wuchergesetze versuchte, die Rede sein; keine hindernde Macht, stärker als der Staat, stärker als das Volk, steht auf dem Plan, die Aecker bringen ungestört ihre reichen Erträge, die Miethen und Pächte stehen überall hoch, und wo Gewerbe und Handwerk sich nicht in dem wünschenswerthen Flor befinden, da geschieht es nicht, weil die Arbeit überhaupt fehlt, sondern nur weil sie in Folge der fortgeschrittenen und künstlichen Creditverhältnisse bei einem anderen Stande, bei dem der Fabrikanten und großen Industriellen sich immer mehr und mehr concentrirt.

Im Allgemeinen aber entspricht den wirklichen Werthen in der Volkswirthschaft auch ein wohlauskömmlicher Ertrag, und eine Ergänzung desselben durch Contrahirung von Schulden kann im Allgemeinen nicht für nothwendig erachtet werden.

Democh aber scheint sich die Sache anders zu stellen, wenn wir bemerken, daß dieser an sich auskömmliche Ertrag aus gewissen Werthen nicht dem Werth-Inhaber und Werth-Bearbeiter und -Ausbeuter allein, sondern nur zum kleineren Theile zu Gute kommt, zu einem, oft zum größeren Theile aber den Hypotheken, welche auf den bestimmten Werth eingetragen sind, gezahlt wird. Bei unseren ländlichen Grundwerthen existirt vielfach solch ein Verhältniß. Hier ist es aber Pflicht, dem Ursprunge desselben nachzugehen, und wenn wir finden — und wir fanden das in den meisten Fällen —, daß nicht sowohl das Absterben der wirthschaftlichen Kraft des Werthverwalters, sondern alte vom Staate direct oder indirect veranlaßte Schäden an dieser Hypotheken-Ueberladung Schuld sind, so erwächst daraus diesem Staate selbst die Pflicht, mit seinen eminenten Mitteln auf eine augenblickliche und zeitweilige Hülfe des Grundbesitzers und zweitens auf eine dauernde Freimachung desselben vermöge eines systematischen und umfassenden Amortisationsverfahrens hinzuwirken.

Die eigenthümliche Lage der meisten der mit Hypotheken beladenen Landgüter kann für unsern Zweck und Angesichts des Projectes der Aufhebung der Wuchergesetze also nicht in Betracht kommen, sie stellt dem Staate bestimmte Aufgaben und verpflichtet ihn außerdem von vorn herein, ganz besonders darüber zu wachen, daß die Verlegenheiten der Grundbesitzer nicht schon, ehe er an die Lösung dieser seiner Aufgaben gehen kann, durch Wucherer mit gesetzlicher Vollmacht mißbraucht werde.

Ein Anderes freilich ist es, wenn nachgewiesen werden kann — und es wird dies ebenfalls in nicht wenigen Fällen nachzuweisen sein —, daß die wirthschaftliche Kraft des Werthinhabers, sei er nun Ackerwirth, Hausbesitzer, Gewerbetreibender, in Abnahme gekommen und im Absterben begriffen ist. Dies kann entweder durch eigene Schuld desselben, oder durch Umstände geschehen sein, die von seinem Willen unabhängig sind.

Im ersteren Falle wird ihm gar nicht, im zweiten doch dann am wenigsten geholfen werden können, wenn der Staat, statt sich einer aufmerksamen Prüfung der gesellschaftlichen Zustände und des bestimmten gesellschaftlichen Kreises, in dem der Sinkende lebt und arbeitet, zu unterziehen, ihn einfach bei einer Macht Hülfe suchen läßt, die notorisch an dem Bestehen dieser oder jener bestimmten historischen Gesellschaft nicht das geringste Interesse hat. Das reine Geld ist, wie der erste Blick auf die Wirklichkeit erweist, heimathlos, ihm gelten alle Plätze gleich viel, und wie österreichische Ducaten den Handelsverkehr in Timbuktu leiten, und preußische Silberthaler in Barren via Hamburg und London nach China und Indien wandern, so zieht auch der Speculant auf dem großen Weltschachbrette des Verkehrs sein Geld bald auf dieses, bald auf jenes Feld, das ihm Sieg und Gewinn verspricht.

Und gerade dieser Charakter des Geldes, den wir schon an einem anderen Orte specieller entwickelten, verpflichtet den Staat, dasselbe in besondere Obacht zu nehmen, ihm Grenzen und Gesetze zu stellen, damit es nicht seinen Schaden herbeiführe, ihm überall controlirend nachzugehen, damit es nicht in seiner Willkür und Rücksichtlosigkeit die Gesellschaft, auf welcher der Staat ruht, bedrohe.

Gewinnt so der Vorschlag, die Wuchergesetze aufzuheben, die Bedeutung einer Aufforderung an den Staat, recht herzlos und stiefmütterlich gegen das ihm anvertraute Volk zu handeln, ihm Steine statt des Brods, Geld statt der Festigkeit seiner wirklichen Werthe, und nicht einmal Geld, sondern vielmehr nur die Freiheit zu geben, sich von Wucherern ausbeuten zu lassen: so ist doch nicht zu übersehen, daß diese Forderung zunächst in einer anderen Bedeutung gestellt worden und vom Staate zeitweilig befriedigt worden ist.

Unser handeltreibender Stand war plötzlich in eine große Verlegenheit gerathen, in eine Verlegenheit, die man aus den verschiedenartigsten Ursachen erklärt, im Grunde aber stets aus Dingen des Gestern und Vorgestern. Die „Berliner Revue“ hat bisher zu diesen Erklärungen geschwiegen und sich mit Absicht davor gehütet, sie durch eine neue zu vermehren. Denn diese Erklärungen sind billig wie Brombeeren und können innerhalb einer Gedankenreihe, wie wir sie in diesen Blättern vertreten, keine Stelle finden. Für uns ist diese Verlegenheit, diese Krisis nicht aus Einzelnheiten und blos aus der over-speculation einiger Jahre zu erklären, wir müssen für sie einen Gesammtzustand der Gesellschaften in Europa verantwortlich machen, der, langsam herangereift, jetzt zu einer Tiefe des Verfalles aller gesellschaftlichen Ordnungen geführt hat, der die Thatsache, daß noch niemals in der neuen Zeit solch eine Krisis im Frieden ans Licht kam, nur genau entspricht. Und darum kann man in unsern Blättern eine Erklärung der gegenwärtigen „Geldkrise“ nicht in einzelnen Artikeln suchen, sondern man muß alle eilf bisher erschienenen Bände der Revue, alle ihre Anschuldigungen

gegen die Doctrin, alle ihre Ehrenrettungen der corporativen Gliederungen, alle ihre Schutzreden für Familie, Gemeinde, Selbstverwaltung zc. zusammennehmen, um ihre Erklärung der herrschenden Noth zu finden.

Diese Verlegenheit muß uns hier als einfache Thatsache ohne Weiteres genügen, aber sie trifft zunächst nur einen Stand, denjenigen, der neben die alten Arten des Erwerbes einen neuen von ganz anderer Art gesetzt hat, den durch die Speculation.

Das Wesen der Speculation ist das beständige Wagen, oft ein Wagen ohne die Möglichkeit einer Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Der Kaufmann wagt einen bestimmten Einkaufspreis an eine Waare, und wenn, nachdem er sie glücklich über das Meer gebracht hat, die Conjunctur des einheimischen Marktes zufällig eine bessere, als die seines Einkaufsmarktes ist, so hat er nach dem Verkauf eine bedeutende Differenz als Ertrag seiner Speculation gewonnen; der große Industrielle wagt die Verarbeitung eines zu bestimmtem Preis in Massen eingekauften Rohstoffes zu einer bestimmt gestalteten Waare, und wenn der Rohstoff inzwischen nicht gesunken, und wenn kein Concurrent unter billigeren Bedingungen dieselbe Waare zu derselben Zeit producirt hatte, und wenn das Publicum an seinem Producte Geschmack findet: so hat er die bedeutende Differenz zwischen der Summe des Rohstoffpreises und der Arbeitskosten und zwischen dem Verkaufspreise als Ertrag seiner Speculation gewonnen.

Es erscheint — unter den heutigen verwirrten Verhältnissen wenigstens — natürlich, daß solch ein Speculant einen viel höheren Ertrag des Werthes, den oder dessen Tauschwerth er in sein Geschäft steckte, erziele, etwa einen so großen, daß er statt zwei Ernten nur einer bedarf, um doch eben so viel Einkommen zu haben, als der gleich thätige Ackerwirth und Grundbesitzer, und daß ihm von je zwei Ernten stets eine verloren gehen könne.

Sein Geschäft findet in keinem ihm einwohnenden Gesetze den Maßstab seines Ertrages, aber auch keine Grenze des Betriebes und der Ausdehnung; je mehr Geld er zusammenbringen kann, desto mehr erweitert sich sein Geschäft, desto vielfacher werden seine Wagnisse, und je mehr er in Folge vermehrter Capitalunterlage diese Wagnisse theilen und in verschiedenster Richtung betreiben kann, desto mehr darf er sich für gewöhnlich gegen große und erschütternde Verluste geschützt halten. Ihn läßt daher auch der landesübliche Zinsfuß gleichgültig, er zahlt für das Geld mehr, oft weit mehr, als das Gesetz angiebt, und das Gesetz hat ihm denn auch für seine Zinssätze bereits weiteren Spielraum gelassen.

Es kommt nur Alles darauf an, daß das geldbesitzende Publicum, das seine Capitalien solchen Kaufleuten zu hohen Zinsen hingiebt, keinen Augenblick vergißt, daß es damit selbst den Erwerb durch die Speculation zu dem seinigen gemacht, und daß die Quittungen und Wechsel, die es im Kasten hat, oder die Actien von Industrie- und Handelsge-

sellschaften, die es sein eigen nennt, nichts sind als Theilhaberscheine an einem Geschäfte des Risicos.

Nachdem das Unglück nun lange hereingedroht hatte, ist endlich der Schlag geschehen, und mehrere der Speculationsernten sind von einem wüthenden Hagelschlage vernichtet worden.

Ohne Mitleid muß Staat und Gesellschaft, wie sehr auch des Einzelnen Herz vom einzelnen Falle ergriffen und bewegt werden möchte, die Speculanten an den Folgen ihrer Handlungen untergehen lassen, da sie gethan, was Staat und Gesellschaft ihnen nur eben nicht wehren konnten, was aber in vielen Fällen doch die Kräfte der Gesellschaft stark erschöpft hatte, und nur da, wo die Speculation noch nicht die ganze Capital-Hinterlage des Speculanten in Händen hat, wo frühere glückliche Gewinne den Grund zu einem vom Geschäfte abgesonderten Vermögen gelegt hatten, konnte eine mitleidige Hülfe eintreten.

Man hat sie zu beschaffen gemeint, indem man den Speculanten erlaubte, zu jedem Zinsfuße Geld zu suchen. Im Publicum haben sie freilich, Angesichts des erschütterten Vertrauens zu der Glücklichkeit ihrer wagenden Hand, wenig gefunden, aber auf einem andern Wege haben sie von der neuen gesetzlichen Erlaubniß Nutzen gezogen, indem sie nämlich ihre Verpflichtungen unter einander durch weitere Zahlungsversprechungen und hohe Verzinsungen dieser alten Verpflichtungen deckten.

Aber, wie die „Times", das Blatt der ersten Kaufleute, die selbst eingestehen, daß sie wagen, aber die ehrlich Glück und Verlust ihres Wagens auch allein tragen wollen, wie die „Times" richtig bemerkt, ist dadurch die Krisis nicht gedämpft, sondern nur verlängert worden, und einigen dieser Speculanten dadurch die Möglichkeit gegeben, inzwischen einen neuen Schlag, der Gewinn und dadurch Rettung bringt, zu versuchen, während die meisten doch in der alten Lage bleiben und über kurz oder lang fallen müssen.

Welche Einflüsse aber diese wenn auch noch so wohlgemeinte zeitweilige Aufhebung der Wuchergesetze — die Erschütterung eines alten Herkommens — auf die anderen Erwerbsstände haben mußte, in welcher Lage dieselben sich demgemäß befinden und sich schon seit geraumer Zeit früheren Bevorzugungen des Speculationsstandes gegenüber befinden mußten, darüber ein ander Mal.

Der Patricier und sein Haus.

Roman

von

George Hesekiel.

Zweite Abtheilung.

Cap. I.: In der Nußbaumstube.

In wohlbekannte Räume führen wir unsere Leser, in das alte Imhof'sche Haus am Aegydien-Platz in Nürnberg, in die Nußbaumstube, wo dereinst der junge Herr Laurenz der freundlichen Luitgarde seine Liebe bekannte; es hat sich nichts verändert in dem langen, schmalen Gemach, obwohl seit jenem Tage mehr als zwanzig Jahre verflossen sind, außer den Menschen, die darin verkehren.

Der Winterabend ist kalt, aber behagliche Wärme herrscht in dem anheimelnden Raume, ein eigenthümliches Klirren und Knarren der nicht ganz festen Gegenstände an der Außenseite des Hauses verräth dem kundigen Ohre, daß ein scharfer Wind aus Morgen weht, der sein Spiel mit lockern Läden, eisernen Wirbeln und nicht ganz sichern Scheiben treibt. Durch das hohe Fenster blickt der Nußbaum herein, von dem die Stube ihren Namen hat, denn an diesem Fenster werden die Läden immer nur zur Hälfte vorgeschoben, die andere Hälfte bleibt frei. Das liebte der wohlselige Herr Imhof so, dem's bange wurde in einem Raume, dessen Läden gänzlich geschlossen waren, und sein Sohn Laurenz hielt fest an diesem einmal eingeführten Brauch, obwohl er die Empfindung des Vaters nicht hatte. Für ihn war's nur eine liebe Erinnerung mehr an den Heimgegangenen; wenn er die nur halbgeschlossenen Läden und die nackten, schwarzen Aeste des alten Nußbaums hinter den kleinen runden Scheiben des Fensters sah, so gedachte er des Vaters und freute sich an manchem theuren Stück Vergangenheit, das sich an solche Erinnerung knüpfte. Noch immer behauptete der alte Stuhl der Mutter Laurenz Imhof's am Fenster seinen Platz, der Ehrensitz der Hausfrau; auch die großen braunen Schränke mit köstlicher Holzschnitzarbeit, Laubkränze und Apostelfiguren darstellend, hatten ihre alten Plätze inne, und in den Ecken standen noch immer die hohen Gestade mit ihren vielen offenen Fächern übereinander, so zweckmäßig eingerichtet, um allerlei Hausrath aus der Hand zu setzen. Wie ehedem nahm der lange, feste Tisch auf seinen mächtigen, schier unbeweglichen Füßen die Mitte des Raumes ein, und an der rechten Seite hin reiheten sich die Stühle mit den hohen, steifen Lehnen, die so unbehülflich und so hart aussahen, aber doch gar bequeme Sitze boten.

In der Nußbaumstube war noch Alles, wie vor zwanzig Jahren, es war Alles noch eben so blank und sauber, so einfach und gediegen,

wie damals, nur die Menschen waren älter geworden und hatten sich gemehrt im Laufe der Zeit.

Da saß oben am Tisch Herr Laurenz Imhof; manche Falte hat die Zeit um den Mund des städtischen Edelmanns eingegraben, das dunkelblonde Haar ist noch nicht ergraut, aber es ist dünner geworden über der Stirn und an den Schläfen, der Glanz der Augen ist etwas geschwunden und das einst tiefe Blau derselben ist lichter als ehedem, es ist aber dennoch das alte Imhofgesicht mit dem vollen Ausdruck wahrer Mannhaftigkeit und edler Simplicität. Etwas stärker ist Herr Imhof geworden, aber noch eben so fest und gerade ist seine Haltung; die männliche Schönheit mag dem Patricier zum größten Theil entschwunden sein, die männliche Kraft aber ist ihm voll und ganz geblieben. Und er ist sich dessen wohlbewußt, denn wie ein König sitzt er da auf dem großen Sessel, dessen hohe Lehne über ihm in den Helmschmuck seines Hauses ausläuft, und Herr Imhof ist auch ein König in seinem Hause. Links neben seinem Stuhl auf einem niedrigen Schemel kniet sein jüngstes Töchterlein und blickt mit den klugen Blauaugen auf zu dem Vater, dessen Hand eine Spitze des weichen Blondhaares, die sich aus den Maschen des Haarnetzes befreit hat und trotzig über die klare Kinderstirn herabfällt, an die Seite zu streichen bemüht ist. Halb stolz, halb verlegen sagt die kleine Amaley ein Gebetlein her, oftmals stockend und stotternd gelangt sie endlich doch zu dem Amen! das sie mit großer Zuversicht und sichtlich sehr erleichtert ausspricht.

Die einst so zarte liebliche Luitgarde Muffel ist eine kleine hübsche Frau geworden, die wohl auch noch für eine Schönheit gelten könnte, wenn sie etwas größer wäre und ihre Formen nicht eine gar zu üppige Rundung gewonnen hätten. Geist und Leben sprüheten ihr noch aus den dunkelbraunen Augen, es war noch ein Zug jener gesunden Schelmerei in dem Antlitz der Patricierfrau, welche einst dem jungen Mädchen so lieblich zu Gesicht gestanden, und trotz der übervollen rothen Wangen und dem fleischigen Kinn, was freilich nicht mehr schön zu nennen war, kam, wenn die edle Frau Imhof sprach, eine geistige Schönheit zum Vorschein, die etwas Hinreißendes hatte. Die vornehme Patricierfrau war nach Sitte der Zeit selbst im Hause mit einer gediegenen Pracht gekleidet, das Kleid war von schiefergrauem Halbsammet, das Leibchen, in viereckiger Form sehr weit ausgeschnitten, ließ einen in hundert schmale kleine Falten gelegten Einsatz von schneeweißem Linnen sehen und war mit einer zierlichen silbernen Kette vorn zugeschnürt, an den Rändern aber mit Perlen und Pelzwerk besetzt; auch unter der Krause war um den Hals ein breites Perlenband geschlungen. Mit nicht geringerer Theilnahme wie der Vater lauschte die Mutter dem Sprüchlein, das die kleine Amaley hersagte, sie hatte sogar die Näharbeit aus den fleißigen Händen gelegt und ließ die Nadel einige Minuten rasten. Als aber Herr Imhof das Kind auf sein Knie hob, als das rosige Kindergesicht

und die weißen Aermchen in den weiten Falten der schwarzen Sammetschaube sich spielend versteckten und die heitern Scherze, welche dem ernsten Manne so wohl standen, das hellklingende Lachen des Kindes hervorriefen, da nahm die fleißige Hausfrau ihre Handarbeit wieder auf und nickte nur ermuthigend und tröstend dem jüngsten Sohne zu, der ihr zur Rechten saß und halb verdrießlich, halb sehnsüchtig über die Schieferplatte wegsah, auf welcher er sich im Buchstabenschreiben übte. Dieser Knabe war etwa dreizehn Jahre alt und sah keineswegs häßlich aus, die Augen waren nur etwas zu klein, sonst wären sie allerdings schön gewesen, die Nase war etwas zu kurz und zu stumpf, der Mund etwas zu groß, das Gesicht etwas zu sommerfleckig, kurz, der Junge war durchaus nicht häßlich, es fehlte ihm sogar an jedem einzelnen Theil nur eine Kleinigkeit, um ihn hübsch zu haben, dadurch aber bekam sein ganzes Gesicht einen gar sonderbaren eulenspiegelhaften Ausdruck, der sich weder bei Schmerz noch bei Freude verlor. Uebrigens war Roderich Imhof ein guter Junge und nach dem Ausspruch seiner Base Amaley, für deren großen Liebling er galt, ein hoffnungsvolles Reis, aus dem einst ein tüchtiger Baum aufwachsen werde.

Base Amaley ist es auch, welche ihm die Buchstaben vorgeschrieben hat, die er mit Schiefer auf Schiefer genau nachzumalen sich sehr bemüht, sie sitzt auf der anderen Seite neben ihm und blickt von Zeit zu Zeit auf von dem Buche, in dem sie lies't, um nachzusehen, wie weit es dem etwas widerwilligen Schüler gelungen, die schweren Buchstabenmuster zu erreichen.

Ja, die hohe bleiche Frau in weißer Nonnentracht ist Amaley Imhof, die schöne Amaley; wie seltsam schaut die Nonne aus in dem weiten weißen faltigen Rock und dem weißen Wimpel, unter dem das ebenfalls weiße Scapulier breit über die Brust und den Rücken herabfällt. Der Wimpel verhüllt Brust und Hals in dicken, fast unförmlichen Falten bis an's Kinn, das abgehärmte Antlitz mit den scharfen Zügen ist weißer fast als der Wimpel, aber in dem alten unerloschenen Feuer leuchten die dunklen Augen unter dem schwarzen Weihel hervor, der, auf dem Haupt befestigt, weit über Nacken und Schultern bis auf die Ellenbogen niederwallt. Amaley Imhof ist eine Carthäusernonne, oder vielmehr eine Carthäusernonne gewesen; sie hatte Trost für den Schmerz und die Bitterkeit des Lebens, sie hatte den Frieden hinter Klostermauern gesucht, sie hatte ihn aber allda nicht gefunden, wie den Frieden Niemand in der Einsamkeit findet, der ihn nicht schon im Herzen trägt; keine Selbstqual, so muthig sich das stolze Mädchen auch den schwersten Kasteiungen unterzog, war im Stande gewesen, den feurigen, unablässig ringenden Geist zu dämpfen, und mit stiller Freude war Amaley Imhof in das Haus ihres Bruders zurückgekehrt, als der immer gewaltiger anschwellende Strom der Kirchenerneuerung, der von Wittenberg her sich als eine brausende Fluth durch die Lande ergoß und keinen Geist unberührt

ließ, auch die Riegel ihres Klosters sprengte, die Mauern wegspülte und die Carthäuserinnen wieder hinauswarf in das Leben, dem sie entsagt hatten. Sechs lange Jahre war Amaley Imhof Klosterfrau gewesen, ihr Kloster war nicht mehr, aber sie betrachtete ihre Gelübde als unlösbar, und war sie auch mit Freuden zurückgekehrt in das Haus ihrer Väter, an den Heerd des geliebten Bruders, so lebte sie doch bei demselben, so weit sich das ohne Clausur thun ließ, ganz nach der strengen Regel des heiligen Bruno von Cöln, des gefeierten Begründers der frommen Gemeinschaft von Chartreuse.

Welcher Contrast zwischen den beiden Frauen, rechts und links neben dem derben, eulenspiegelhaften Knaben! Hier die glückliche Mutter, die so emsig die fleischige Hand regt, daß ihre steifen, weißen Linnenärmel, in welche kleine Reifen eingenäht sind, um der bauschigen Rundung Halt zu geben, wie windgeschwellte Segel fliegen, dort die ernste Nonne, welche in den feinen Fingern ihr Gebetbuch hält und andächtig sinnend vor sich niederblickt!

Manches Jahr hindurch hatte Amaley Imhof des Geliebten geharrt, mit fester Beständigkeit jede Werbung abgelehnt und Treue gehalten durchaus; als aber Jahr auf Jahr verging und kein Liebes- und Lebenszeichen von ihm kam, da hatte sie Roderich Muffel als einen Todten beweint, hatte Leide um ihn getragen und war endlich mit ihrem Schmerz in's Kloster gegangen.

Von den Muffelsöhnen hatte Niemand rechte Kunde, seit sie Nürnberg verlassen; die vier älteren Brüder sollten unter dem deutschen Fußvolk in Wälschland gesehen worden sein, das war Alles, was man von ihnen wußte; von dem gelehrten Junker Roderich, dem Jüngsten, wußte man gar nichts. Der Name der Muffel war verschollen und verklungen in Nürnberg.

Der vornehme Herr Laurenz Imhof, zur Zeit einer der Triumvirn, so wie auch oberster Hauptmann der mächtigen Stadt Nürnberg, hatte schon einige Male fragend nach seiner Hausehre hinübergesehen, denn die Stunde, zu welcher er sein Abendessen einzunehmen pflegte, war gekommen; da er aber bemerkte, daß Frau Luitgarde seinen fragenden Blicken geflissentlich auswich, so lächelte er still vor sich hin und plauderte mit dem Töchterlein harmlos weiter. Er wußte recht wohl, warum die edle Frau Luitgarde so gespannt auf ihre Arbeit sah und seine Blicke nicht bemerken wollte, der älteste Sohn des Hauses, Junker Andreas, oder Endres, wie er gewöhnlich genannt wurde, war noch nicht heimgekehrt, solche Unpünktlichkeit aber wollte die gute Mutter dem gestrengen Hausherrn gern verbergen. Herr Laurenz Imhof seinerseits ließ sich das wohl gefallen, denn er wartete lieber etwas über die Zeit, als daß er sich zu Tisch gesetzt hätte, bevor die Familie vollständig versammelt, auch erkannte er gern die Berechtigung mütterlicher Nachsicht gegen einen ältesten Sohn an. Das war immer so gewesen im

Imhof'schen Hause, die ältesten Söhne hatten sich stets einer besondern Rücksicht von Seiten der zärtlichen Mütter zu erfreuen gehabt.

Herr Imhof sagte nichts, dennoch aber wurde Frau Luitgarde nach und nach immer verlegener, es war fast eine halbe Stunde über die Zeit und solche Unpünktlichkeit beinahe unerhört im Imhof'schen Hause, selbst von Seiten des Junkers Endres, der sich Manches erlauben durfte, was Andern nicht gestattet war. Endlich stand die Hausfrau auf und ging, ohne ihren Gemahl anzusehen, mit ihren Schlüsseln klirrend zur Thür, auf der Schwelle aber drehte sie sich um und sprach mit möglichster Unbefangenheit: „Verlier die Geduld nicht, lieber Herr, wenn Du heute Dein Abendessen ein wenig später bekommst, als an andern Tagen, ich habe eine besondere Speise für Dich!" Damit ging die liebevolle Mutter und glaubte ausnehmend schlau gewesen zu sein; freilich schlug ihr auch das Herz dabei, denn ihr Gehaben dünkte ihr doch eine kleine Unredlichkeit, aber was thut eine Mutter nicht für ihren Sohn?

Herr Laurenz Imhof schüttelte leicht mit dem Kopf und lächelte leise, aber er sagte nichts und hörte aufmerksam der kleinen Amaley zu, welche glückselig über die Beachtung, die ihr der Vater schenkte, alle ihre kleinen Geschichten vortrug und mit großer Entrüstung von dem diebischen Raben erzählte, der Alles stahl, nur um es zu haben.

„Lege Deinen Stift und Deine Platte bei Seite, Roderich, mein Sohn," sagte der Patricier nach einer Weile, „Deine Mutter wird gleich das Abendessen auftragen lassen!"

Der Knabe gehorchte sehr willig, und in der That, Herr Imhof hatte sich nicht getäuscht; er hatte die Stimme seines ältesten Sohnes vernommen, der unten im Hofe dem alten Rembart einen Befehl gab; die Thür öffnete sich alsbald und die eintretende Magd begann den Tisch zu rüsten für das Abendessen. Sie war damit noch nicht zu Ende, als feste, sporenklirrende Schritte hastig über die steinernen Stiegen heraufkamen, Junker Andreas Imhof erschien in der Nußbaumstube; mit einem schnell sich erheiternden Blick schaute er sich um, dann rief er sichtlich einer nicht geringen Sorge ledig: „Gott sei Dank, ich glaubte schon, mich verspätet zu haben, guten Abend, lieber Vater, ich habe Euch viel zu erzählen!"

Nicht ohne Stolz blickte der Patricier auf den hohen, schlanken Jüngling, der ihm hastig die Hand drückte, sich aber dann rasch zu der geistlichen Frau wendete und herzlich freundlich um deren Segen bat.

„Gott segne Dich, lieber Endres!" sprach die Nonne einfach und würdig, indem sie mit ihrer feinen, magern Hand die Stirn des Jünglings berührte, der seine hohe Gestalt tief vor ihr neigte. Endres Imhof war, wie's schien, nicht nur der Liebling der Mutter, sondern Aller, denn kaum hatte er den Segen der geistlichen Base empfangen, als sich auch die kleinen Geschwister an ihn drängten und jedes einen seiner Arme festhielt.

Endres Imhof hatte seines Vaters schlanke Gestalt und die edeln scharfgeschnittenen Züge der Imhofe, das braune Auge aber und das dunkle Haar hatte er von der Mutter, und das sichtliche Wohlgefallen, mit welchem er seine prachtvolle Kleidung, ein Wamms von Scharlachtuch und eine kurze Schaube von violettem Sammt mit Pelz besetzt trug, zeugten von der Eitelkeit des etwas verwöhnten Haussohnes, aber auch von seinem guten Geschmack. Jene Zeit verlangte übrigens selbst von den ernstesten Männern eine größere Aufmerksamkeit für die Kleidung, als die unsere, und junge Männer hatten damals geradezu die Pflicht, so stattlich und geschmackvoll als möglich in der Oeffentlichkeit zu erscheinen. Selbst ein wenig Geckenhaftigkeit sah man ihnen lieber nach, als Vernachlässigung. Junker Andreas Imhof war nicht geckenhaft, aber er war mit tadellosem Geschmack gekleidet, jedes Stück war gewählt. Die schmale Halskrause, eine überaus kunstreiche Arbeit der ehemaligen Klosterfrau, war eben so werthvoll in ihrer Art, als es die weichen rostfarbenen Stiefeln waren, deren Stulpen, unter dem Knie umgeschlagen, den schneeweißen Wollenstrumpf sehen ließen.

Während Andreas Imhof sich mit seinen kleinen Geschwistern begrüßte, die allerlei zu fragen hatten, war die Zurüstung des Abendtisches beendet, und Andreas flog der Mutter entgegen; sie auf der Thürschwelle zärtlich umhalsend, sagte er ihr guten Abend, die ganze Nußbaumstube aber ward von einem gar lieblichen Duft kräftiger Speise erfüllt, denn hinter der Hausfrau her traten die Mägde mit den großen blankgescheuerten Zinnschüsseln, die im Kerzenlicht wie Silber blitzten.

Unaufgefordert nahm jetzt Jeder seinen gewöhnlichen Platz ein, Herr Imhof obenan, wie sich von selbst versteht, der älteste Sohn zur rechten Hand neben dem Vater, das war seit undenklichen Zeiten im Imhof'schen Hause der Ehrenplatz der ältesten Söhne, und Junker Endres hätte solchen Platz um keinen Preis aufgegeben, er war in solchen Dingen ganz nach seinem Vater geschlagen. Wenn der älteste Sohn abwesend war, blieb sein Platz unbesetzt, darauf hielt der Hausherr sehr streng. Neben dem Junker saß seine geistliche Verwandtin, ihnen gegenüber zur Linken des Patriciers die Hausfrau mit den jüngern Kindern; am untern Ende der Tafel aber, dem Hausherrn gegenüber, regierte der alte Rembart, der getreue Knecht des Hauses, der wieder die beiden jüngern Knechte und die beiden Mägde rechts und links neben sich hatte. Nachdem der Hausherr das Tischgebet gehalten und die kleine Amaley das Amen! dazu gesagt, vertheilte die Hausfrau den dampfenden Bierkäse, d. h. eine Milchsuppe, welche durch das Zugießen von Bier einen weniger weichlichen Geschmack erhalten hatte, eine Speise, die in jener Zeit unter dem Namen Bierkäse sehr beliebt war.

Mehrmals blickte Endres seinen Vater an, mit sichtlicher Ungeduld erwartete der Sohn die Aufforderung zum Sprechen, der Patricier bemerkte das auch ganz wohl, aber er sagte sehr ruhig: „Laß uns ver-

zehren, mein Sohn, was uns Deine Mutter aufgetragen hat, danach wirst Du uns erzählen, und siehe, es ist ein feines Essen, was uns Frau Luitgarde da angerichtet!"

In der That duftete das Gericht, nachdem der hohe Deckel von der Zinnschüssel abgehoben war, ausnehmend gut und kräftig; es waren Fleischschnitte verschiedener Art mit Butter und Zwiebeln geschmort, und, behaglich schmausend, erfreute sich die ganze Tischgesellschaft der Kochkunst der Hausfrau, denn auch den Knechten und Mägden wurde reichlich mitgetheilt von der Speise. Das sah Herr Imhof gar nicht gern, wenn die Schüssel nicht ausreichte auch für das Gesinde mit, und oft durfte das nicht vorkommen, wenn auch Frau Luitgarde stets Lust hatte, ein gutes Bißlein besonders anzurichten für ihren lieben Herrn.

Nur Base Amaley, die fromme Klosterfrau, genoß nichts von den guten Speisen, sie verzehrte ein kleines Stücklein trockenes Brot, und wenn der alte Reimbart, der auch das Amt des Kellermeisters versah, den Anderen ihre Zinnkrüge aus der großen Kanne mit im Hause gebrautem Biere füllte, dann ließ sich Amaley einen kleinen hölzernen Becher voll Wasser schenken. Jetzt fiel das Keinem mehr auf im Hause, im Anfang aber hatte der Patricier seiner Schwester mächtig zugeredet und mit Recht darauf hingewiesen, daß die Entsagung in seinem reichen Hause ja eine viel schwerere und peinlichere sei, als in der Clausur des Klosters, wo der Anblick und der Duft guter Speisen nicht, wie dies hier der Fall, die Sinne gereizt. Amaley Imhof aber hatte nicht nachgegeben und gemeint, sie gedenke durch die ihr hier schwerer fallende Erfüllung des Gelübdes der Enthaltsamkeit das wieder gut zu machen, was sie in ihren anderen geistlichen Pflichten nothwendig verabsäumen müsse, weil ihr die Clausur fehle. Nach und nach erst gewöhnten sich die Mitglieder der Familie wie die Dienerschaft des Hauses an diese strenge Enthaltsamkeit der ehemaligen Klosterfrau, Niemand störte sie darin, aber Jeder achtete sie um so höher, als die Zeit sich dem derben sinnlichen Genuß besonders zuneigte und das geistliche Leben der Mönche und Nonnen im Allgemeinen nicht mit Unrecht sehr verrufen war, in dieser Beziehung.

„Wie nennt Ihr dieses köstliche Essen, liebe Mutter?" fragte Junker Endres, ihr den mit jugendlicher Eßlust rasch geleerten Teller zu einer zweiten Füllung mit bittender Miene darreichend.

„Gemacht habe ich das Essen," entgegnete Frau Luitgarde heiter, „aber zu benennen vermag ich's nicht, ich habe von allerlei Braten, die mir übrig blieben, dünne Streifen geschnitten, dieselben mit Zwiebeln und Pfeffer in Butter gebraten, alsdann Eier darüber ausgeschlagen und das Ganze gehörig mit Kümmel und Salz bestreut."

„Dieses gute Essen, mein Sohn," nahm Herr Imhof das Wort mit leisem freundlichen Spott, „das Deine Mutter so schnell und geschickt erfunden hat, kannst Du immerhin des „unpünktlichen Sohn's

Schüssel", oder auch „schlaue Mutterspeise" nennen, ganz, wie Du willst."

„Ach, Imhof!" rief Frau Luitgarde verlegen, die den Patricier gleich verstand, der aber reichte ihr lachend die Hand.

„Schlaue Mutterspeise!" jubelten die Kleinen, über den Namen hocherfreut.

„Liebe, liebe Mutter!" sagte Endres gerührt, der jetzt auch begriff.

„Siehst Du, Endres, mein Sohn," scherzte der Patricier weiter, „wenn man eine kluge Mutter hat, dann muß man schon ein Mal zu spät kommen und so Anlaß zur Erfindung einer guten Schüssel geben; jetzt aber mag Rembart unsere Becher füllen, Du aber sollst uns erzählen, was Dir, wie ich sehe, schon das Herz abdrückt. Halt, mein Sohn, nicht zu hastig, fang ordentlich von vorn an, wie ich's gern habe. Du warst zu Deinem Oheim Cosmus gegangen, wenn mir recht ist, um nach dem Roß zu sehen, welches Du für ihn gekauft hast."

„So ist es, mein Vater," begann Junker Endres, indem er seinen gefüllten Becher aus Rembarts Hand nahm, „ich sah nach dem Pferde und fand es schlecht genug in Stand, der Oheim Cosmus giebt so viel Geld aus für seine Pferde, aber sie wollen nicht gedeihen bei ihm, ich weiß auch, woran das liegt, und Rembart da weiß es auch, ich seh's ihm an, denn er lacht —"

„Mit Verlaub, Junker," nahm der treue Knecht mit der alten Dienern eigenen Dreistigkeit das Wort, „das weiß Jeder in Nürnberg, Herr Cosmus mag die schönsten Pferde kaufen, es wird aber niemals nichts daraus werden, so lange seine faulen Knechte das Futter fressen, das für die Thiere bestimmt ist."

„Rembart hat Recht, Vater," fuhr der Junker fort, „der Oheim sieht nicht selbst nach seinem Stall und seine Knechte verkaufen unter der Hand das Futter, statt es den Pferden zu geben. Ich ging nun hinauf, um das dem Oheim geradezu zu sagen, damit er nicht etwa denke, daß ich ihm für sein gutes Geld ein schlechtes Roß beschafft, ich fand ihn indessen nicht daheim. Base Magdalena sagte mir, er werde gleich nach Hause kommen, ich erwartete ihn und trank ein Glas Wein, das sie mir brachte, hörte ihr auch fleißig zu, denn sie setzte sich mit ihrer Harfe an's Kamin und sang ihre wunderlichen Lieder, die ich so gern höre."

„Und da bist Du sitzen geblieben?" fragte der Patricier etwas verwundert.

„Oh nein," erwiederte Endres, „der Oheim kam bald heim, hörte mich auch an, lachte aber nur drüber und meinte, er werde sich hüten, seine spitzbübischen Knechte fortzuschicken, denn er bekäme dann neue, die ihn vielleicht noch ärger bestehlen würden, es gäbe, sagte er, nur zweierlei Menschen in der Welt, Bestehler und Bestohlene. Als er sah, daß ich verdrießlich über solche Reden wurde, lud er mich ein, wahrscheinlich, um mir eine Freude zu machen, ihn nach der Kaufleut-

Trinkstube zu begleiten und eine Kanne Bacharacher mit ihm zu trinken."

„Ah! so!" meinte Herr Imhof, ihm schien es nun klar zu sein, wie es gekommen, daß sein Sohn sich gegen die Hausordnung verspätet hatte.

„Nein, Vater, Ihr glaubt, ich sei bei der Kanne sitzen geblieben," rief der Junker, „das aber war's nicht, was mich dort gehalten hat, sondern ein Mann war da, ein Fremder, der war so seltsam und redete so gar absonderlich mit mir, daß ich nicht fort konnte. Hört nur, Ihr werdet Euch selbst wundern! Oheim Cosmus hatte viel zu verkehren mit einigen Kaufleuten und ließ mich ganz allein sitzen, da nahm ein Fremder neben mir Platz, der war offenbar ein Kriegsmann gewesen, wenn er's nicht noch war. In tiefen Zügen trank der alten Klingenberger Wein und schien sich's recht wohl sein zu lassen, aber ich bemerkte recht gut, daß er immer seine großen Augen auf mich gerichtet hielt und etwas Absonderliches an mir finden mußte. Endlich kam ein Kaufmann, der ging an meinem Tisch vorüber und grüßte, mich beim Namen nennend; da fuhr der Fremde auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder und rückte näher an mich heran. „Heißt Ihr Imhof, Junker, habe ich recht vernommen?" „So heiße ich, Herr!" gab ich etwas kühl zur Antwort. „Und wie kommt's, daß Ihr auf der Kaufleute Trinkstube sitzt, die edeln Junker von Nürnberg hatten doch sonst ihre eigene Trinkstube? oder ist das nicht mehr? ich bin lange Zeit nicht in dieser guten Stadt gewesen!" Darauf gab ich dem Fremden gebührend Bescheid. Der aber that nach einander eine Menge Fragen, aus denen ich entnehmen konnte, daß er in früheren Zeiten wohlbekannt gewesen sein mußte in unserer Stadt. Er fragte nach Leuten, die längst verstorben, er erkundigte sich fast nach allen adeligen Sippen der Stadt: endlich sagte er leise: „Wie steht es denn mit der Sippe der edeln Muffel?" Er sprach das in einem ganz eigenthümlich bangen Tone, und als ich antwortete, diese alte edle Sippe sei im Mannsstamme erloschen in dieser Stadt, meine Mutter aber sei eine Muffel, da rief er, wie mich dünkte hocherfreut, indem er mich an den Händen faßte: „So seid Ihr ein Sohn des edeln Laurenz Imhof?" Danach aber nahm er sich zusammen und sprach: „Ei, lieber Junker, das ist ein braver Herr, Ihr dürft stolz auf Euren Vater sein, den ich gekannt habe in Flandern und Brabant, vor vielen Jahren schon." Der Fremde muß Euch wirklich recht genau gekannt haben, Vater, denn er sprach gar gut von Euch, und auch auf Rembart besann er sich, er wußte zwar dessen Namen nicht mehr, er sagte aber, Euer Knecht wäre sehr höflich gewesen und hätte sich nie dazu bewegen lassen, auch nur einen Tropfen Wein oder Bier zu trinken; damit kann er doch nur Rembart gemeint haben?"

„Danke für die gute Meinung, Junker!" entgegnete der treue Knecht mit unerschütterlichem Ernste auf den Scherz.

„Aber Rembart trinkt ja so viel Bier und Wein, als er bekommen kann!“ rief die kleine Amaley verwundert.

„Wenn Du früher so höflich gewesen bist, Rembart,“ rief Roderich über den Tisch, „dann hast Du Dich sehr verändert!“

Junker Andreas lachte, denn Rembart machte eine verzweifelte Anstrengung, seinen Ernst zu behaupten, was sehr lustig aussah, der Patricier aber schnitt den weitern Scherz ab, indem er heischte: „Erzähle weiter, Endres, was wurde mit dem Fremden?“ Der Ton, in welchem Imhof sprach, verrieth, daß er der Erzählung seines Sohnes eine größere Beachtung geschenkt, als der Junker selbst geglaubt hatte.

„Ich bin eigentlich schon zu Ende, Vater,“ schloß Endres seinen Bericht, „denn als der Fremde aufstand und ich seinen Namen begehrte, da antwortete er mir, er wolle mir für jetzt seinen Namen nicht sagen, morgen reise er nach Böhmerland, kehre aber in zwei Wochen oder drei hierher zurück, dann wolle er Euch besuchen und zusehen, ob Ihr einen alten Freund, den Ihr seit zwanzig Jahren nicht gesehen, wieder erkennen würdet. Danach bezahlte er seine Zeche und verließ die Trinkstube.“

„Aber man geht und kommt doch nicht wie in einer Schänke auf der Kaufleut-Trinkstube?“ fragte der Patricier ungeduldig, „es muß doch Jemand diesen Fremden eingeführt und mitgebracht haben?“

„Ich that mich sogleich danach um,“ entgegnete der Junker, „als der Fremde gegangen war; der jüngere Herr de Viatis hatte den Fremden eingeführt.“

Mochte nun der Patricier von dieser Auskunft befriedigt sein oder nicht, er fragte nicht weiter, sondern stand auf und sprach das gratias; danach aber entfernte sich Rembart mit dem Gesinde, auch die geistliche Frau zog sich in ihr einsames Gemach zurück, das sie ganz wie ihre Zelle im Kloster eingerichtet hatte. Die jüngeren Kinder sagten ihrem Vater gute Nacht und wurden von der Mutter in die kleine Kammer zu Ruhe gebracht, welche neben der Nußbaumstube belegen war.

Vater und Sohn waren allein.

Eine Weile ging der Patricier auf und ab in tiefem Sinnen, dann trat er zu dem Sohne, der sich wieder niedergesetzt hatte, um seinen Krug zu leeren, er erhob sich aber sofort, als sein Vater zu ihm trat, denn der Sohn durfte nicht sitzen, wenn der Vater stand.

„Endres, mein Sohn,“ begann der Patricier leise, „sprich nicht laut aber antworte mir rasch, hatte der Fremde, den Du gesehen, nicht braunes Haar und braune Augen? war sein Bart nicht schön voll und kraus? war die Stirn nicht sehr eckig und weit vorspringend? hatte er nicht zwei sehr vorstehende große Zähne? fluchte er nicht sehr viel?“

„Bei Gott, Vater,“ rief der Junker beinahe erschrocken, „Ihr malt den Fremden ganz genau, Alles trifft zu!“

„Still, mein Sohn,“ mahnte der Patricier, „laß Deine Mutter nichts hören, ein Mann, wie ich ihn Dir eben beschrieben, ist im vori-

gen Monat schon zu Hohenheiligen, der alten Burg, die einst den edlen Muffeln gehörte, die jetzt aber Dein Oheim Cosmus in Pfandbesitz hat, gesehen worden. Ein ehemaliger Diener des Hauses Muffel hat ihn gesehen und ihn beschrieben; trügen nicht alle Zeichen, so ist der Fremde, mit dem Du gesprochen, Dein Oheim Vitus Muffel, Einer von den fünf Brüdern Deiner Mutter, die vor zwanzig Jahren Nürnberg verließen und nach Wälschland in den Krieg zogen. Jetzt, mein Sohn, wollen wir sofort zu Herrn de Viatis gehen und dem Fremden nachforschen, ist es Dein Oheim, der Junker Vitus Muffel, so muß er erfahren, daß es für ihn keinen Grund mehr giebt, sich vor seinen nächsten Freunden und Verwandten zu verbergen in seiner Vaterstadt!"

In großer Aufregung gingen Vater und Sohn hinaus — hinter ihnen blieb die Nußbaumstube in tiefer Stille zurück! —

Joseph von Eichendorff.

I.

Joseph Freiherr von Eichendorff, einer der liebenswürdigsten und begabtesten deutschen Dichter, mit Recht als einer der spätesten, aber talentvollsten Jünger der sogenannten „romantischen Schule" gefeiert, wurde den 10. März 1788 auf dem Schlosse seines Vaters Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von Hauslehrern; später auf dem katholischen Gymnasium in Breslau für die Universität vorbereitet, studirte er von 1805—1808 Jurisprudenz in Halle und Heidelberg. Beide Hochschulen, auf denen er einen Theil seiner frühsten und glücklichsten Jugend zubrachte, hat er in Gedichten und Novellen warm und innig gefeiert.

Die Hallenser Studienzeit war für den jungen Dichter von entscheidendem Einflusse für Leben und Dichtung, da ihm hier die erste Anregung zur Romantik entgegentrat. Steffens, der bekannte liebenswürdige und geistvolle Naturphilosoph und Poet, Schleiermacher, der berühmte Theologe und Philosoph, lebten und lehrten hier, letzterer in der Periode, die der Selbstständigkeit, mit der er später seine eigenen Bahnen suchte und fand, voranging. Beide gehörten zu den hervorragendsten Romantikern Halle's, beide waren Mitglieder des von Fr. Schlegel zuerst proclamirten Geisterbundes, und ihr Einfluß auf das empfängliche, schwärmerische Gemüth unsers Poeten war nicht gering.

In Heidelberg, der reizendsten aller Musenstädte, die Eichendorff noch unlängst in seiner epischen Dichtung „Viktor" poetisch verklärte, schloß unser Dichter mit den eminentesten und productivsten Poeten der romantischen Schule, Achim von Arnim und Clemens Brentano, ein dauerndes Freundschaftsbündniß.

Auch mit dem famosen Görres, dem von Napoleon gehaßten und gefürchteten talentvollen Publicisten, der späterhin in seinem „Athanasius“ und den von ihm redigirten historisch-politischen Blättern die Sturmglocken gegen den Protestantismus und die protestantische Philosophie als Kirchenvater des Ultramontanismus läutete, wurde Eichendorff bekannt und vertraut. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ging er auf Reisen und benutzte einen Ausflug nach Paris, um im Interesse seines Freundes Görres, den er bei der Herausgabe der „deutschen Volksbücher“ unterstützte, in der dortigen, an Schätzen altdeutscher Literatur reichen Bibliothek zu arbeiten. Zurückgekehrt, lebte er mehrere Jahre in Wien, das er wie Oesterreich liebgewann, wie wir aus einigen seiner Jugendlieder „an der Grenze“ und „Feldwacht“ schließen dürfen. Hier führte ihn der Primas der neuen Schule in die romantische Kirche ein, Fr. Schlegel, dessen Jünger in Münster bei der geistreichen Fürstin Galitzin Schriftsteller und Convertiten warben, unter denen Fr. H. Jacobi von Düsseldorf und Graf Fr. Leopold von Stolberg nebst dem Philosophen Hamann, dem „Magus des Nordens“, die bedeutendsten waren. — Unter dem drückenden politischen Unglück im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts, das Keiner tiefer empfand als unser Dichter, von aufregenden Bildungs-Elementen genährt und getränkt, erwuchs hier, umgeben und geleitet von den Koryphäen der Romantik, die Sehnsucht und der wahrhaft fromme Geist des enthusiastischen, schwärmerischen Jünglings. Wie die von dem deutschen Volke selbst verschuldete Schmach des Vaterlandes auf seinem Herzen lastete, welch glühender Patriotismus seine Seele füllte, erkennen wir aus vielen vortrefflichen Liedern, die er in jener Zeit dichtete. So ruft er in seiner ergreifenden, 1809 gedichteten Klage aus:

„O könnt' ich mich niederlegen, Weit in den tiefsten Wald.
Zu Häupten den guten Degen, Der noch von den Vätern alt,
Und dürft' von Allem nichts spüren, In dieser dummen Zeit,
Was sie da unten handthieren, Von Gott verlassen, zerstreut —“

Die lange Nacht möchte er, „von alter Ehre und Pracht und was die Seele stärken mag,“ träumend hinbringen, bis die tröstende Zeit erschienen, die sein prophetisches Dichterauge aufdämmern sah.

„Denn eine Zeit wird kommen, Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen, Ihr unächtes Regiment.
Denn wie die Erze vom Hammer, So wird das lockre Geschlecht
Gehau'n sein von Noth und Jammer Zu festem Eisen recht.“

In der „Nachtfeier“, die er im Jahre 1810 dichtete, verherrlicht er die unsterblichen Männer des Rütli, die Dreie, die vom Verderben und vom Jammer erhoben „Einsam traten in das Freie, frei zu leben, frei zu sterben.“ „Wie sie,“ ruft er tiefschmerzlich aus, „wachen heute Viele, Einsam über ihrem Kummer; Unerquickt vom falschen Schlummer, Aus des Wechsels wildem Spiele Schauend fromm nach Einem Ziele.“ Solchen Geistern fühlt er sich still verbrüdert und findet Trost darin, daß

„Ob der Tag das Recht verkehre,
Ewig strahlt der Stern der Ehre,
Kühn in heil'ger Nacht entzündet."

In dem schönen Gedichte „Zorn" braust sein Unmuth auf und mit edler Entrüstung schilt er das neue Geschlecht von Zwergen, das schwindelnd um die Felsen klettert, „frech, wenn's sonnig auf den Bergen, feige krümmend sich in Wettern." Menschen nennt er sie mit gerechtem Ingrimm, die „Ihres Heilands Blut und Thränen Spottend, noch einmal verkaufen, Ohne Klage, Wunsch und Sehnen In der Zeiten Strom ersaufen." In der Tyroler „Nachtwacht" und dem schönen Sonnette „An die Tyroler" feiert er dies tapfere Volk, das in seiner Berge heitern Lüften der Freiheit Lebensathem eingesogen habe und sich selbst als Retter ausgezogen sei. Begeistert ruft er aus:

„Hochherzig Volk, Genosse größ'rer Zeiten!
Du sinkst nun in der eig'nen Häuser Brande,
Zum Himmel noch gestreckt die freien Hände.
O Herr! laß diese Lohe weh'n, sich breiten
Auffordernd über alle deutschen Lande,
Und wer da fällt, dem schenk' so glorreich Ende."

Er, „mit den himmelwärts gerichteten Gedanken, mit dem ritterlichen Gemüthe, das in dem treulosen Scherz der Zeit die Treue heilig hütete", trauert über sein Volk, das sich willig knechten läßt, und ruft zum Himmel: „Laß die Ketten mich zerschlagen, Frei zum schönen Gottesstreit Deine hellen Waffen tragen, Fröhlich beten, herrlich wagen, Gieb zur Kraft die Freudigkeit."

Strom und Wald, zu denen er sich aus der Zeiten Jammer flüchtet, rufen ihm tadelnd zu:

„Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln,
Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben,
Das will der alte Gott von seinen Söhnen."

An die in dieser traurigen Zeit in Selbstsucht feig nistenden Seelen geht sein geharnischtes Wort: „Euch deckt der Schlaf mit plumper Pfote Und die Ehre ist euch Zote." Die ehrvergess'nen Poeten schilt er, die an den blumenreichen Hagen im Abendgolde flöten, Quellen und Nymphen nachjagen; Opfer will er für das geliebte Vaterland und Thaten der Kraft und Tapferkeit. Den Hamletsnaturen ruft er zu:

„Wer in der Noth nichts mag als Lauten rühren,
Deß Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe."

Das „Land voll großer Kunde, sein grünes Vaterland", hat an ihm einen seiner treuesten und aufopferndsten Söhne. Alles — und er ist fürstlich reich — will er freudig ihm opfern, „mein Herzblut und mein Leben. Ihr Brüder, Alles für Euch!"

So erscheint uns Eichendorff als trefflicher Vorläufer eines Th. Körner, Rückert, Max von Schenkendorf und anderer Dichter, welche die deutsche Jugend durch ihre feurigen Lieder zum Freiheitskampfe entzündeten. Die in ihm vorherrschende sentimentale Innigkeit seiner Jugend, die Gluth jener Tage, ungewisse Hoffnungen neben räthselhaftem, oft mystischem Traumleben riefen während seines Wiener Aufenthaltes

und des freundschaftlich poetischen Umgangs mit Jüngern der katholischen Romantik sein erstes poetisches Werk hervor: „Ahnung und Gegenwart", Roman in drei Büchern, der bereits 1811 beendet, erst 1815 von Fouqué bevorwortet erschien, der die Dichtung ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit nannte. Kaum war diese Dichtung vollendet, als für des Dichters Vaterland die Morgensonne der Befreiung von Fremdherrschaft aufzugehen schien.

Gleich Theodor Körner eilte Eichendorff zu den preußischen Fahnen; im Februar 1813 trat er als freiwilliger Jäger ein, wurde Genosse der Lützower, der „wunderlichen Spießgesellen", die er in einem frischen Liede feiert, und avancirte bereits im Herbste zum Offizier. Im Freiheitskriege focht unser Dichter bis zum entscheidenden Siege mit und blieb bis zum Frühjahr 1816 in Frankreich. Er, den früher „männliches Trauern bei Deutschlands Wehe erfüllt", und den die Furcht beschlichen hatte, in Sehnsuchtsschauern ruhmlos untergehn zu müssen, war in dieser Periode rüstig, heiter und stark, und eine Anzahl Kriegslieder, die er um diese Zeit dichtete, zeugt von seiner Stimmung. Mag von ihnen auch mit Recht hervorgehoben werden, daß ihnen der Zauber der Naivetät mangelt, der hinreißenden Ursprünglichkeit, die seine andern Lieder und Romanzen auszeichnet und uns so theuer macht, gewiß bleibt es, daß über manche eine unnachahmliche Frische ausgegossen ist, die sie in ewiger Jugend erhalten wird. In erster Reihe steht sein Soldatenlied, das die trefflichen Schlußverse enthält:

„Trompeten nun hör' ich werben So hell durch die Frühlingsluft,
Zur Hochzeit oder zum Sterben So übermächtig es ruft! —
Wie wird es da vorne so heiter, Wie sprühet der Morgenwind;
In den Sieg, in den Tod und weiter, Bis daß wir im Himmel sind."

Anmuthig und lebendig ist die „ernsthafte Fastnacht", in der er die Erstürmung Wittenbergs schildert und seiner schönen Heimath von Herzen zugethan zum Schluß ausruft: „Schlesier wohl zu Ruhm und Preise Haben sich dies Lied gewonnen Und ein Schlesier diese Weise Recht aus Herzenslust ersonnen." Auch der „Appell" ist frisch und lebendig. Scharf verspottet unser Lützower, dem anders sein und Singen ein dummes Spiel däucht, die Dichter, welche wohl klagen, aber nicht dreinschlagen mochten. So schaart er sich denn, ein zweiter Tyrtäus, zu den kampfeslustigen Genossen, denen er jubelnd zuruft: „Frisch auf, wir wollen uns schlagen, So Gott will, über'n Rhein, Und weiter im fröhlichen Jagen Bis nach Paris herein." Im „Aufbruch" schildert er ergreifend, wie „Wettern gleich Kampfesfülle blüht," so mancher gute Genosse auf ewig stille wird. Getröstet sieht er über den Leichen der Erschlagenen den Friedensbogen steigen und die Au wie von Thränen sprühn. Die Krone dieser Lieder ist das Lied vom schönen, grünen Wald, „der Jäger Abschied", ein ewig junges Volkslied, das von Mendelssohn-Bartholdy vortrefflich componirt mit seinen ergreifenden Strophen uns das tiefste Herz rührt. So hatte denn

schon damals unser noch junger Dichter, den die Liebe zum Vaterlande aus dem Arm der Liebsten riß, der er den blühenden Kranz aus den vergangnen Stunden um die weiße Stirn wand, für sein Haupt den unverwelklichen Kranz gefunden, so wie er es wünschte und hoffte.

Wie fern übrigens einem Eichendorff der Taumel des Uebermuths war, der damals Viele, namentlich aus dem Kriege Heimgekehrte hinriß und zur Selbstüberschätzung verlockte, dafür bürgen die Worte, welche er an Fouqué schrieb, als ihn dieser 1815 zur Herausgabe seines ersten, bereits erwähnten Romans bestimmte: „Laßt uns Gott preisen, Jeder nach seiner Art! Ihm gebührt die Ehre, so Großes vollbracht zu haben, uns ziemt Demuth, Wachsamkeit und frommer, treuer Fleiß." Ein wackrer Patriot, wie sein „Liedsprecher", sein „braver Schiffer" und andere Dichtungen zur Genüge documentiren, dabei ächt deutsch gesinnt, waren ihm doch die nach dem Kriege pilzartig aufschießenden Deutschthümler, die eine spätere Generation scherzhaft Eichelvertilger titulirte, widerwärtig und unerquicklich, und „im neuen Rattenfänger geißelt er sie witzig und scharf:

Des alten Plunders ist genug, wir wollen neuen haben.
Was? wir gering? Ihr vornehm, reich? Planirend schwirrt die Scheere,
Seid Lumps, wie wir, so sind wir gleich, hübsch breit wird die Misere,
Das alte Lied, das spiel ich neu, da tanzen alle Leute,
Das ist die Vaterländerei, o Herr, mach uns gescheute! —

Auch in der Dichtung „Herrmann's Enkel" persiflirt er geistreich „die hohe Vaterländerei als Vernichterin aller Modesklaverei" mit demselben gesunden, ergötzlichen Humor, der seine höchst gelungene Romanze „von Engeln und von Bengeln" eben so auszeichnet, wie das allerliebste Genregemälde „Sonst", aus dem wir mit großem Behagen ersehen, wie urkomisch die süßen Herren des Rococo in der Zopf- und Puderzeit lebten und liebten, kamen, sahen und siegten.

Im Jahre 1816 trat Eichendorff als Referendar bei der Regierung zu Breslau in preußischen Staatsdienst, wurde 1821 Regierungsrath in Danzig und ging drei Jahre später als Regierungs- und Präsidialrath nach Königsberg. 1830 folgte er einem ehrenvollen Rufe nach Berlin und wirkte hier als Ober-Regierungsrath und Hülfsarbeiter für das katholische Schulwesen. 1845 trat er in den Ruhestand und lebte seitdem an verschiedenen Orten Mährens und Schlesiens. Nach dem Urtheile Sachverständiger ein eifriger, gewissenhafter, gewandter und talentvoller Administrations-Beamter, blieb er stets, trotz oft niederdrückender Geschäftslast, den Musen treu, wie seine zahlreichen poetischen und prosaischen Productionen genügend an den Tag legen. Ueber sein Verhältniß zu seiner bureaukratischen Thätigkeit spricht er sich in dem allerliebsten Liedchen „Isegrim", halb ernsthaft, halb scherzhaft in ergötzlicher Weise aus. „Actenstöße Nachts verschlingen — — Und das große Tretrad schwingen Wie ein Ochs, das kann ich auch. Aber glauben, daß der Plunder Eben nicht der Plunder wär, Sondern

ein hochwichtig Wunder, Das gelang mir nimmermehr." — — Vor wenigen Jahren verlegte er seinen Wohnsitz nach Neisse, wo ihm von seinen zahlreichen Verehrern gelegentlich seiner Uebersiedelung durch ein Fackelständchen eine öffentliche Huldigung dargebracht wurde. Hier entschlief er nach kurzen Leiden am 20. November d. J. im Kreise einer zahlreichen Familie, tiefbetrauert von Allen, die ihn als vortrefflichen Menschen und einen der reinsten, edelsten und bedeutendsten Lyriker der Neuzeit hochschätzten und liebten.

Wir wenden uns nun wieder seinen lyrischen Productionen zu, deren Erstlinge, unterzeichnet mit dem Dichternamen „Florens" in Journalen, Taschenbüchern (namentlich in verschiedenen Jahrgängen des Fouqué'schen Frauen-Taschenbuchs) und in Musen-Almanachen mitgetheilt wurden. In erster Ausgabe erschienen Eichendorff's Gedichte 1835; die Gesammt-Ausgabe seiner Werke, mit welcher uns der Dichter im Jahre 1840 beschenkte, brachte noch manches neue vortreffliche Lied, unter andern eine Anzahl spanischer, vom Dichter trefflich übertragener Romanzen.

Ueber diese lyrischen Erzeugnisse, die, trotz ihrer Vortrefflichkeit, auch Anfechtung genug erfuhren, ist eine ungemeine Lieblichkeit und Zartheit ausgegossen, die mit einschmeichelnder Anmuth die Seele des Hörers und Lesers gefangen nehmen und noch lange in ihr nachklingen. Wie glücklich ist dieser Dichter, da seinem zauberischen Sinne sich überall, wo er wandelt, wie dem Geliebten die Braut, so willig und vertraulich die verborgene Schönheit der Welt erschließt, da mit jedem seiner Schritte sich seine Kreise erweitern, das Entfernte, Dunkle, Unklare und Nebelhafte verständlich in freundliche und tiefgemüthliche Nähe rückt, da neue Fernen sich dann wieder wunderbar immer weiter und schöner heben!

Wie herrlich verstand er es, die schönen Wunder, von denen die Erde noch immer voll ist, die leider von der Mehrzahl der Menschen nicht mehr betrachtet und gewürdigt werden, mit tief forschendem Seherblick zu erkennen und uns in plastischen Gestalten vorzuführen. Seine poetische Jugend hat sich so recht aus Herzensgrund und mit frischer, nachhaltiger, lebenswarmer und langathmiger Begeisterung in die verborgene wie offene Schönheit der Welt versenkt mit ihren morgenrothen Gipfeln, kühlen Abgründen und funkelnden Auen im Grün. Alle diese Herrlichkeiten hat er fresco nachgemalt, daß Alter wie Jugend sich daran stärken und erlaben kann, wenn draußen vom Sturmwind gepeitscht die Blätter fallen und die sinkende Herbstsonne die Schildereien noch einmal wunderbar schön mit ihrem flüssigen Golde beleuchtet. Während andere Poeten vom Borde ihres Nachens aus sorgsam und bedächtig die oft grundlose Meerestiefe mit dem Senkblei zu erforschen bemüht sind, sitzt seine fröhliche, sinnige Jugend über Bord geneigt, sieht ihr eigenes, weinlaubumkränztes Haupt in der klaren Fluth und hört die

Glocken des versunkenen Vineta aus der Tiefe heraufklingen als Mahnung an all' die vergangene Pracht und Herrlichkeit. In E.'s jungen, hellen Dichteraugen spiegelt sich die Welt, diese eigensinnige Schöne, mit ihrem fröhlichsten Schmucke, im reichsten Glanze strahlender Jugendfülle wieder; karg und verschlossen Anderen gegenüber, die ihr nicht mit seiner Weihe und Begeisterung nahen und denen sie für Klugheit und Kenntnisse nur Brod giebt, hat sie ihm für Liebe und rechte Freude an ihr wieder Liebe und Freude gespendet. Wo finden wir einen Lyriker, der wie er uns von den geheimnißvollsten, innersten Gedanken unseres Herzens, ja, ich möchte sagen, von dem Waldesrauschen unserer Kindheit wunderbaren Klang zurückgiebt? Hat man sich ihm mit Innigkeit genaht, hat man sich tief in ihn versenkt, so kann man nicht umhin, ihn zu lieben, so wie ein poetisches Gemüth ein nächtliches Gewitter liebt, das alles Grauen und alle Wunder in der Brust aufregt! — Rühmte ich vorhin E.'s frischen und gesunden Humor, so werden meine Leser aus der Liederreihe, die der Poet auf seines Kindes Tod dichtete, erkennen, wie vortrefflich er seinen tiefen Seelenschmerz zu schildern und poetisch zu verklären verstand.

Von diesen Liedern, die wie Klänge aus der unsichtbaren Welt ertönen und bis zur Musik weich, rührend und seelenvoll sind, sagt Karl Barthel sehr wahr: „Welche Aeltern je ein gleicher Verlust getroffen hat, als unseren Dichter, die können in unserer ganzen deutschen Poesie keine schöneren Wiederklänge ihrer eigenen Gefühle vernehmen, als hier." —

Vergleichen wir E. mit Rückert, seinem mitstrebenden Zeitgenossen, den gleich ihn die Freiheitskriege zu patriotischen Liedern, den bekannten „geharnischten Sonnetten" begeisterten, so dient Letzterem die Sprache oft nur, die Leere des Inhalts mit einem Haufen brillanter, bunter Wörter, mit flatternden Reimen und forcirten Klangpointen zu verdecken, so daß am Ende nichts übrig bleibt, als Bodensatz, außer einer grammatischen Speculation oder einer sprachlichen Spielerei. Stoffhungrig plündert R. alle Literaturen der Vor- und Mitwelt, so daß, wenn irgendwo der Stachelvers Fr. v. Sallet's eine praktische Bedeutung hätte, auf ihn und mit ihm so viele moderne Lyriker die Worte vortrefflich sich anwenden ließen:

Sie rennen nach Stoffen durch alle fünf Welten,
Den Stoff im Gemüth erfassen sie selten.

Ist bei R. der Vers Alles und der Gedanke neben ihm oft nur unbedeutend, schal und unersprießlich, haspelt er „lange, lange Lehrgedichte" ab in ermüdender Breitspurigkeit, verschont er uns nicht mit „trefflichen, pragmatischen Maximen, wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen", ist ferner der Reim für ihn mitunter Object eines wahren Fetisch-Cultus — oft vielleicht nur, um dadurch den Mangel an poetischen Gedanken zu ersetzen — erläßt uns R. ferner keins seiner

poetischen Papierschnitzel, keines der Brosamen, die von seiner häufig reich besetzten Tafel fallen, so stoßen wir dagegen in E. auf einen Dichter, der mit Auswahl zu sichten versteht, dessen Form allerdings nicht immer von classischer Reinheit Zeugniß ablegt, der sich romantische Licenzen gestattet, die rhythmische Ungebundenheit mitunter zu sehr liebt, ohne jedoch dadurch einem saloppen Wesen zu verfallen, dafür aber auch frei ist von Sprach- und Klangkünstelei, von Witzelei der äußern Geschicklichkeit, Spielerei mit nichtigen Reimpointen. Daß es ihm übrigens nicht an Talent und Gewandtheit gebrach, um mit Rückert erfolgreich wetteifern zu können, falls es eine würdige Palme zu erringen gegolten hätte, geht aus seinem neckisch-humoristischen „Mandelkern-Gedicht“ klar hervor, bei dessen Production bedeutende sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden waren, sollte das Ganze als geistreiches, souveraines Bilboquetspiel mit der Sprache ergötzen und zwerchfellerschütternd wirken. Mit Recht läßt sich von E. hervorheben, daß sein ächter germanischer Reim häufig eine sprachgewaltige Gemüthsmacht ist, eine sinnige Vertiefung, der in ihrer Begeisterung der Hemmschuh der Schwierigkeit unbekannt geblieben, und die ohne Weiteres in Zungen redet. Wenn R.'s Reime oft zusammengestoppelt sind, zusammengekoppelt gleich störrischen Jagdhunden, so begegnen wir bei unserm Schlesier Versen, deren melodischer Fall uns entzückt, die sich dem Gedanken als schönes Gewand innig anschmiegen, die Empfindung heben und tragen.

Vor allen Dingen aber finden wir bei ihm Gemüth, tiefes, inniges Gemüth, frei von der Sentimentalität, diesem schlimmsten deutscher Erbübel, der Erzeugerin der colossalen Thränenfluth, die um die Jeremiaden des trivialen, banalen Familienjammers sich ergoß und ergießt. Vielleicht wäre E. populärer geworden, wenn sein Genius gleich dem besten Theil der Nationalkraft an dieser falschen Gefühlsweichheit, diesem molluskenartigen Urbrei, Schiffbruch gelitten hätte! Hat doch leider noch immer seit den Tagen des unsterblichen Lafontaine und des weltberühmten Verfassers von „Menschenhaß und Reue“ derjenige, welcher dem Herzen unserer Landsleute sentimental zu schmeicheln verstand, gewonnen Spiel gehabt; gab man sich doch ihm gar zu gerne hin, lauschte ihm trunken, wie einem gottgesandten Propheten und ließ sich von ihm zu butterweicher Rührung schmelzen, während die Poesie des ächten Dichters keinen eitlen Thränendurst kennt. Verachtete man doch sonst und noch immer die wahre Innerlichkeit des Gefühls, die nach der Einigung mit der Vernunft trachtet, die Lebenswahrheit der Wirklichkeit auffassen und darstellen will, wandte man ihr doch geringschätzig den Rücken zu und ließ sie unbeachtet und unbefriedigt verkommen! —

Wenn irgend Jemand, so widerlegt unser Dichter, eine vorwaltend lyrische Natur, ausgerüstet mit seltnem Talent für den musikalischen Schmelz und Zauber des Liedes, die triviale unerwiesene und trotzdem weitverbreitete Ansicht, nur in Süddeutschland sei Phantasie und Ge-

müth daheim, die im frostigen, deutschen Norden keine bleibende Stätte fänden. Hält man freilich an der conventionellen Form von Gemüthlichkeit fest, erscheinen nur diejenigen Empfindungen und Gefühle gemüthlich, die sich auf breitgetretne oder von beliebten Autoren, namentlich gefeierten Modedichtern wie Oscar v. Redwitz mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelte Stoffe beziehn, dann mag sich diese Ansicht hören lassen. Dann aber kommt auch nicht die wahre, nur eine Birchpfeiffersche Gemüthlichkeit heraus, die jener vorhin charakterisirten, thränenseligen und hausbackenen Sentimentalität wie ein Ei dem andern gleicht, dann trägt die an theatralischer Nachkommenschaft reiche, schreibselige, fingerstumpfabschreibende Theaterdichterin die Palme davon, mit ihrer dem heißhungrigen Theaterpublicum mundrecht gemachten „Frau Professorin", der verwässerten Schwarzwälder Lore B. Auerbachs. Dann liegt, wie Julian Schmidt richtig sagt, die Gefahr nahe, nichts gemüthlich zu finden, was nicht schwäbelt. Doch weder Schwaben noch Baiern und Oesterreichern gelingt es wohl durchgehend so vortrefflich als unserm Schlesier, den empfänglichen, mitfühlenden, unwiderstehlich mit fortgerissenen Lesern zu schildern,

„wie die Brunnen rauschen wieder
Durch die alte Einsamkeit
Und der Wald vom Berg hernieder
Wie in alter, schönen Zeit."

Fast kein süddeutscher Meister, Uhland etwa ausgenommen und Justinus Kerner, der Dichter des prächtigen unausgesungenen Volksliedes „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!" singt so frische, gemüthliche Wanderlieder als unser norddeutscher Eichendorff, der uns bald den „wandernden Studenten" vorführt, der müde vom Studiren und Wandern, wenn der Mond sanft herfürtritt, vor der „Allerschönsten Thür" zu singen pflegt, bald die Prager Musensöhne uns mit warmen, lebendigen Tinten malt. Urgemüthliche, prächtige, humoristische Gesellen sind das, die sing-, wander- und trinklustig ihre launigen Lieder mit den originellen lateinischen Refrains vor den Thüren wohlhäbiger Philister wirbeln und dazu das Waldhorn fröhlich ertönen lassen, die im Lenz und Sommer fröhlich umherstreifen, froh über die lustige Vacanz und unbekümmert um die Zukunft, im Spätherbst aber sich, naß von Schnee und Regen, mit im Sturm flatterndem Mantel und zerrissenen Schuhen nach dem im Lenz verhöhnten philiströsen Ofen sehnen, die jetzt selig preisend, welche hinter ihm hocken können. Ein wie gemüthlicher naturwüchsiger Bursche ist nicht sein „wandernder Musikant", der durch Feld und Buchenhallen bald singend, bald fröhlich still zieht und der sich zum Wahlspruch die köstlichen Worte erkor:

Recht lustig sei vor Allen,
Wer's Reisen wählen will.

Wie anmuthig erklingt seine frische Reisenote durch Wald und Herz; seine Gedanken überfliegen die Vögel und den Wind, seine Ge-

danken und Lieder gehn fort bis in's Himmelreich. Wie vortrefflich, mit wie tiefem Gemüth schildert unser norddeutscher Poet den schönen „Wald, der da aufgebaut so hoch da droben", das milde, in die Ferne verlockende Weh'n der Frühlingslüfte, die Mondesstrahlen, welche über heitern, grünen Matten glänzen, die hübschen Jungfrauen, welche aus den Erkern frühmorgens noch halb verschlafen auf die vorüberziehenden jugendlichen Wanderer, halb schüchtern, halb verschämt grüßend blickend! Aller Effect seiner Lyrik liegt in dem Geheimniß, daß sie von Herzen kommt und zum Herzen geht, welcher andern Sorge könnte sie sich hingeben, als wie sie um jeden Preis das Leben im tiefsten Innern zur Macht über die spröde Welt bringt. Sorglos geht sie daran, überall die Blüthen des rein menschlichen Gemüths zu pflegen, sorglos überläßt sie es dem Gehalte ihrer Gebilde, sich selbst zu heiligen, und vertraut dem göttlichen Geiste, er werde auch in ihrer Form eine enthusiastische Liebe erwerben und eines unvergänglichen Ruhms sich versichern.

(II. und Schluß in nächster Nummer.)

Marie Nathusius.

Das liebe Weihnachtsfest hat diesmal eine Trauerbotschaft gebracht, die im deutschen Vaterlande und auch wohl über dasselbe hinaus manch Herz bewegen wird. Die als Verfasserin des Tagebuchs eines armen Fräuleins rühmlichst bekannte Frau **Marie Nathusius** ist am 22. December zu Neinstedt bei Quedlinburg gestorben. Eine große Freude hat den Verehrern dieser liebenswürdigen Schriftstellerin ihr letztes Werk „Elisabeth" gemacht, das an Umfang wie an innerer Reife und Gediegenheit die frühern Erzählungen überragt; manche Hand hat unter den Weihnachtsgaben zuerst nach diesem lieben Buche gegriffen, das wohl bei keiner Christbescheerung in den weiten Kreisen ihrer Verehrer fehlen wird, nicht ahnend, daß die theure Verfasserin in dem stillen Dörfchen am Harz von ihren Lieben zur ewigen Ruhe begleitet wird. Daß es gerade die Festzeit der Weihnacht sein muß, die uns diese theure Seele entführt, die liebe Adventszeit, die sie in Krankheit und Schmerz zum Tode bereitete, ist eine besondere Gnade ihres Gottes, denn diese Zeit war ihr gewiß die liebste des Jahres; Advent und Weihnachten hat sie in den meisten ihrer Erzählungen verherrlicht; auf das Weihnachtsfest war ihre Liebesthätigkeit einen Theil des Jahres hindurch gerichtet, da streute sie mit vollen Händen Segen aus. Die Familie in den nächsten und fernern Kreisen, die Freunde, die sie um sich sammelte, das Knaben-Rettungs- und Brüderhaus auf dem Lindenhofe, die Armen im Dorfe, alles war zur Weihnacht sinnig und reichlich von ihr bedacht; und wie sie in den Erzählungen sich mit besonderer

Liebe in Beschreibung der Weihnachtsfeier ergeht, eben so war ihr besonderer Fleiß und ihre Erfindung auf die Christbescheerung ihrer Kinder gerichtet. Nun ist die Weihnachtszeit die Zeit ihrer Erlösung aus dem Mühsal dieses armen Lebens geworden, damit sie mit den Engeln und Heiligen im Himmel Weihnacht feiern könne. Gelobt sei Gott! der im Leben und Sterben ihr treuer Hüter und Hirte war.

Marie Nathusius, geboren den 10. März 1817 zu Magdeburg, war die Tochter des dortigen Pastor Scheele, der bald nach der Geburt dieser Tochter als Superintendent nach Calbe an der Saale versetzt wurde, wo sie ihre Kindheit und Jugend verlebte. Es wurden keine besonderen Anstalten für die Erziehung und Heranbildung des reichbegabten Mädchens getroffen; sie hat vielmehr durch eigenes Streben, Forschen und Ablauschen errungen, was sie von Bildung besaß, hat auf eigene Hand in Kunst und Wissenschaft Versuche gemacht. Im Jahre 1841 verheirathete sie sich mit dem Ritterguts- und Fabrikbesitzer Philipp Nathusius auf Althaldensleben, woselbst sie 6 Jahre lebte und während dieser Zeit mit dem Gatten Reisen in die Schweiz, Italien, England und Schottland machte, bis denselben das Ungenüge am Geschäftsleben aus der Heimath in ein zweijähriges Wanderleben trieb. Kösen bei Naumburg und Giebichenstein bei Halle waren die Orte, in welchen sich die Familie zeitweilig häuslich niederließ. Indessen fand sich für den Suchenden in der Redaction des „Volksblattes für Stadt und Land“ 1849 im September ein entsprechender Wirkungskreis, so wie für die Familie 1850 im April eine zweite Heimath durch Ankauf des herrschaftlichen Gutes zu Neinstedt bei Quedlinburg am Harz. Von diesem Gute waren kurz zuvor durch die Separation die Ländereien abgetrennt. Nichts konnte erwünschter sein, da Herr Nathusius nicht gewillt war, sich als Landwirth zu etabliren. Nun entwickelten beide Gatten eine bewunderungswürdige Thätigkeit in den neuen Lebensbahnen. Das Knaben-Rettungs- und Brüderhaus fand in den wohnlich bereiteten Räumen der früheren Landwirthschaft Platz, das Volksblatt gewann einen neuen Aufschwung und im traulichen Zimmer der Hausfrau entstanden die lieblichen Erzählungen, die eine Zierde des Volksblattes wurden.

Die Verewigte ist Mutter von 7 Kindern geworden, deren Erziehung sie mit mütterlicher Liebe oblag. Ihren Haushalt besorgte sie mit großer Umsicht selbst, nur die übrige Zeit gehörte der Schriftstellerin. Allein ihre reiche innere Begabung macht es erklärlich, daß sie als treue Gattin, Mutter und Hausfrau so Vieles am Schreibtisch schaffen konnte. Martha, die Stiefmutter, ist das erste Werkchen, mit dem sie schon von Althaldensleben aus in die Welt trat, ihm folgten Vater, Sohn und Enkel, Christfried und eine Reihe kleinerer Erzählungen, die in vier Bänden gesammelt sind.

Von Neinstedt machte das Tagebuch eines armen Fräuleins ihren

Namen in weiteren Kreisen bekannt, diesem folgten Joachim von Kamern, Rückerinnerungen, Langenstein und Boblingen, die alte Jungfer, der Vormund; — Elisabeth, dieses jüngste und letzte Kind ihrer fruchtbaren Phantasie, schließt den Cyclus ihrer literarischen Thätigkeit.

Die weibliche Jugend der höheren Stände ist es vorzüglich, für welche die Verewigte ihre Erzählungen schrieb; sie wollte ihr zeigen, wie viel Arbeit in der Christenheit für sie sei. Möchten doch alle jungen Damen die Vorbilder, die sie ihnen in den lieblichen Erscheinungen der Lulu, Käthe und Elisabeth zeigt, recht tief in ihr Herz fassen und durch stillen Wandel in der Furcht Gottes, in thätiger Liebe für die Armen das Andenken der Frau ehren, die, weil sie den Herrn gefunden und in seinem Dienste lebte, nun auch den jüngern Schwestern den Weg zu einem gottseligen Wandel zeigen wollte. Die aber, welche das Glück hatten, ihr im Leben näher zu stehen, ihre Liebe, Treue, Güte zu erfahren, werden diese ausgezeichnete und hochbegabte Frau nie vergessen.

Die Wechsel der Handwerker.

(Von dem Gewerbstreibenden einer benachbarten Stadt.)

Es sind in jüngster Zeit Gutachten darüber eingezogen worden, ob es rathsam sei, die Wechselfähigkeit bei den Handwerkern und Kleinhändlern zu beschränken. Diese Gutachten sind verneinend ausgefallen, und es wurde unter Anderm mit Rücksicht auf die allgemeine Geldcalamität angeführt, daß, wenn der thatsächliche Zustand auch seine Bedenken hätte, doch die Vortheile die Nachtheile bei weitem überwögen. Besonders haben sich die Untergerichte in diesem Sinne geäußert, und könnte man ihre vorzugsweise Befähigung zu einem Urtheil der geforderten Art wohl anerkennen, wenn nur alle solche Wechselfälle vor ihrem Richterstuhl erschienen. Die großen Handelsgesellschaften und Handelsgerichte können wir aber hierin nicht für competent erachten, weil sie eben die Vortheile dieser allgemeinen Wechselfähigkeit genießen.

Die Noth der Handwerker und Kleinhändler schreibt sich erst recht aus der Zeit der allgemeinen Wechselfähigkeit her, und es ist nicht abzusehen, wie man diese Noth bezwingen will. Alle Credit-Anstalten vermögen es nicht, sie sind zuletzt nur für den Nutzen der Directoren derselben und eines Theiles der Actionäre bestimmt, und greifen daher immer mehr in das Mark des Mittelstandes ein. Nur dann würde die allgemeine Wechselfähigkeit für diese erwerbende Klasse von Nutzen sein, wenn ihre Kunden bei Ablieferung der Arbeit baar zahlten, oder gezwungen würden, auch ihnen Wechsel zu geben. Da Ersteres am wenigsten geschieht und Letzteres uns unmöglich scheint, so liegt der Nachtheil nur allein auf der Seite dieser Gewerbtreibenden.

Wenn früher der Handwerker den Einkauf seiner Rohproducte machte, so wurden ihm solche beim Fabrikanten oder Kaufmann auf's Buch creditirt. Nehmen wir an, er hatte einen dreimonatlichen Credit. War die Zeit verflossen und er konnte nicht volle Zahlung leisten, so ging er getrost zu seinem Lieferanten und zahlte, was er zahlen konnte, es wurde ihm gut ge-

schrieben und der fernere Credit ihm nicht verweigert. Es war Vertrauen von beiden Seiten und das Mißtrauen noch nicht geweckt; oder aber, er konnte gar nichts zur Verfallzeit zahlen, so wußte er doch, daß ihm Zahlungen eingehen mußten, und bewies er dies nur dem Fabrikanten oder Kaufmann, so waren auch diese zufrieden und sein Credit blieb nach wie vor bestehen. Der Handwerker behielt seine Kunden, weil er sie nicht zu drücken brauchte, da er selbst nicht gedrückt wurde, und sein Wohlstand litt nicht nur nicht, sondern wurde dadurch noch erhöhet, daß, wenn er ein guter Arbeiter war, er stets ein ehrlicher Mann bleiben konnte. Dem Wohlstand und der Sicherheit des Handwerkers entsprachen dann auch Lebensmuth, Heiterkeit und Familienfriede.

Wie ganz anders jetzt, da der Credit durch die allgemeine Wechselfähigkeit aufgehört hat; denn Credit ist es nicht mehr, was der Fabrikant oder Kaufmann dem Handwerker giebt, wenn er von ihm Wechsel nimmt. Es ist baare Zahlung, und Erstere gewinnen noch dadurch den sonst üblichen Decort, weil sie solche Wechsel gleich anderweit wieder in Zahlung geben. Wie kann man es daher Handelsgesellschaften verdenken, wenn sie nicht in die Aufhebung der allgemeinen Wechselfähigkeit für diese Leute stimmen? Wer mag wider sein eigenes Fleisch wüthen? —

Der Handwerker, der bis dahin so ruhig und glücklich gelebt hatte, ist nun durch die allgemeine Wechselfähigkeit theils schon ganz vernichtet, oder geht doch seinem Untergang mit raschen Schritten entgegen. Aber noch eine andere und für den Staat sehr schädliche Seite ist hier zum Vorschein gekommen. Wo früher Glaube, Vertrauen und gegenseitige Hülfe war, da ist jetzt Mißtrauen und Egoismus auf der einen, Schwindel und Betrug auf der anderen Seite erweckt.

Geht jetzt der Handwerker oder Kleinhändler zum Fabrikanten oder Kaufmann, um seine Einkäufe zu machen, so ist ihm allerdings noch ein scheinbarer Credit von 3 oder 6 Monaten geblieben; er muß für den Betrag der Summe acceptiren. Hat er Glück, so nimmt er von seinen Kunden so viel baar ein, als er für sich, seinen Hausstand, Miethe und seine Gesellen braucht. Die Ruhe- und Heiterkeit seiner Seele nimmt aber immer mehr ab, je näher der Tag der Fälligkeit herankommt. Er muß ja am Verfalltage gerecht werden, oder hat sofort, außer Protestkosten, Execution und Personal-Arrest zu erwarten; seine Ehre und Credit sind dann für immer dahin. Welcher Fabrikant und Kaufmann ist jetzt noch so nachsichtig, neue Wechsel zu nehmen oder zu prolongiren? Ist der Handwerker noch etwas bemittelt, dann braucht er freilich seine Kunden nicht zu drücken, weil er weiß, daß solche ihm sonst abgehen würden. Er zahlt pünktlich, nimmt neuen Credit und giebt neue Wechsel. In diesem zweiten Viertel- oder Halben-Jahre fängt es nun aber an zu stocken, er muß jetzt seine Kunden drücken, wobei er noch ängstlich vermeiden muß, das Wort „Wechselzahlen" zu gebrauchen. Was würde ein Kunde, besonders ein wohlhabender Mann, von seinem Schneider oder Schuster denken, wenn dieser sich in Wechsel eingelassen? Ein solcher Kunde, der es nicht gewohnt war, sich mahnen zu lassen, weil er immer zahlte und auch wohl pünktlich zahlen konnte zur Zeit, wo es noch keine Actien gab, zahlt jetzt, will er überhaupt dem Meister noch wohl, aber er zahlt unwillig und wendet seine weiteren Arbeitsaufträge wohl gar einem anderen Meister zu. Ein Anderer erklärt geradezu, daß er darum seine Papiere nicht angreifen könne, weil der Cours schlecht stehe, er, der Meister, daher

warten müsse. Trüben Sinnes schleicht sich dieser davon, aber das Herz des ehrlichen Mannes ist gedrückt, Mittheilung nur kann ihm helfen. Er sucht und findet Freunde, denen er sich mittheilt. Schon dies Suchen, diese Mittheilungen, diese Gedanken an den immer näher rückenden Zahlungstermin, wenden ihn vom Geschäfte ab, machen ihm schlaflose Nächte und Ausgaben, welche er früher nicht kannte. Doch, o Glück! die Freunde beruhigen ihn, er wird heiter, er ist ja noch ein angesehener Mann und kann sich auch seinerseits wieder mit Wechseln helfen. —

Wie aber dann, wenn nun auch der Fälligkeits-Termin dieser neuen Wechsel herankommt? Auch darüber beruhigen sie ihn, sie wollen auch ferner ihn nicht im Stiche lassen und auf neue Wechsel gewißlich neues Geld beschaffen. So lange er noch gut ist, giebt der „Macher" seinen Namen als Aussteller her. Zum ersten Male sieht der Meister, wie leicht es ist, Geld zu bekommen, und wie gering — denn er ist ja noch im Anfang seiner Wechsel-Ausstellungen — die Opfer sind, welche die augenblickliche Beschaffung baaren Geldes kostet. Ja, es ist gewissermaßen ein Stolz für ihn, daß sein Name einen so guten Klang hat und er rechtzeitig seine Wechsel beim Fabrikanten oder Kaufmann einlösen kann. Daß er, der ruhige und ordentliche Arbeiter, der seiner Familie und dem Staate bisher nützlich war, sich damit den Todesstoß gegeben, liegt seiner Einsicht fern. Aber es ist einmal so, mit dem ersten Wechsel beginnt die Todeskrankheit, und selten kommt Einer wieder durch, wenn er nicht einen erfahrnen menschenfreundlichen Arzt für sich gewinnt.

Die Wechsel des Fabrikanten oder Kaufmanns sind gezahlt, neue Waaren auf gleiche Weise genommen. Die Wechsel aber, womit diese gedeckt sind, werden inzwischen fällig.

Die Kunden werden nun schärfer zur Zahlung herangezogen. Er ist muthiger geworden und kümmert sich nicht mehr so ängstlich um die Zahlungszeit wie früher. Einestheils braucht er zwar mehr Geld für die Provision und Einlösung der verkauften Wechsel, anderntheils ist er ja gar nicht mehr um Geld in Verlegenheit. Er braucht nur seinen Namen und das Wort „angenommen" zu schreiben, und seine Taschen sind gefüllt.

Diese Leichtfertigkeit des Geldmachens giebt besonders für einen Handwerker und Kleinhändler einen nie gekannten Reiz. Es ist das Unglück, daß solche Leute sich nicht berechnen, ihrem Geschäfte die übersichtliche Buchführung und die Controle, welche sich doch nur in einem großen Hause lohnt und erzielen läßt, fehlt, und wo sie mit vollen Händen bekommen, auch mit vollen Händen geben. Jetzt muß der Mann schon mehr an seine Verpflichtungen als an sein Geschäft denken, und thut er dies, so ist er immer noch nicht der Schlechteste. Aber aufhalten kann er den Gang des Verderbens nicht mehr, wenn nicht besondere Glücksumstände ihm zur Seite stehen. Er hat das Geld nicht aufgenommen, um damit zu verdienen und lukrative Geschäfte zu machen, wie der Kaufmann, der niedrige Waarenpreise zu Masseneinkäufen benutzt und dazu Geld mit großen Kosten dennoch nicht zu theuer sich aufbringt, sondern um nothwendige Zahlungen damit zu decken.

Nur zu leicht und nur zu schnell erreicht der arme, an die Wechselfähigkeit gefesselte Meister dann eine tiefere Stufe auf dem Wege seines Verfalles. Ist ein gewöhnlicher Mann, der in alter Kreditweise redlich war, seiner Familie und dem Staate gerecht blieb, in der Wechselschwindelei so weit gesunken, daß er weder ein noch aus kann, und will er sich noch nicht entdecken, so greift er zu dem entsetzlichsten aller Mittel, zur

Wechselfälschung. Er überredet sich, daß bis zur Verfallzeit es schon unentdeckt bleibt, und es ihm innerhalb der Zwischenzeit, da er ja doch Zeit gewonnen, schon möglich sein wird, Mittel herbeizuschaffen, daß es auch ferner unentdeckt bleibe. Zuerst wählt er gewöhnlich Namen seiner nächsten Bekannten, oder solcher, welche ihm schon aus Gefälligkeit Wechsel acceptirten, ausstellten oder girirten, dann erst kommt gewöhnlich die Reihe an bekannte gute Namen. Geht dies eine Zeitlang unentdeckt fort, so kann es doch nur so lange geschehen, bis die Käufer die Namen nicht recognoscirt haben; geschieht dies erst nach dem Kauf und erfolgter Zahlung, so schweigen sie oft erst recht, besonders wenn sie solche Wechsel billig gekauft haben, oder als Wechselkäufer (Wucherer) schon bekannt sind; ein ander Mal aber darum, und das ist ein noch triftigerer Grund, weil solche falschen Wechsel am Verfalltage doch wohl vorzugsweise pünktlich eingelöst werden. Hier besonders sehen sie auf die Stellung des Fälschers zur Gesellschaft. Der Wechselfälschung verwandt sind die Abschwörungen der Namensunterschriften, welche auch schon vorgekommen sind.

Aus der Hauptstadt.

Weihnachtswoche. — Gerson. — Keine Zahlungs-Erleichterungen. — Das Publicum und die Schermeißler. — Die Christen und Juden in Berlin. — Das Berliner Polizei-Präsidium und die Juden. — Der amerikanische Gesandte. — Ein Diner à la Cincinnatus.

Die Woche zwischen Weihnacht und Neujahr ist stets still und eine Woche, in der Alles sich vom öffentlichen Leben in den Kreis der Familie zurückwendet. Diese Woche gehört den Kindern und denen, die noch weich genug sind, in solcher Zeit und Umgebung wieder Kinder zu werden.

Die Festwoche zeigte diesmal in der Hauptstadt freilich manchen wenig erquicklichen Zug. Der Weihnachtsmarkt, der den großen Schloß-Platz und die an ihn grenzenden Straßen in eine Zelt- und Budenstadt alljährlich verwandelt, wurde durch unaufhörlichen Regen gestört, und besonders die ganz kleinen Leute unter den Verkäufern, die nur ein unbedecktes, höchstens durch einen Schirm geschütztes Tischchen ihr Eigen nannten, auf dem sie Erzeugnisse einer ureinfachen, urkindlichen Kunst, Holzschäfchen mit Wollengekräusel von Watte, Rosineumänner, bunt angestrichene kleine Hausgeräthe für Puppenstuben und Aehnliches ausgestellt hatten, geriethen in Verzweiflung. Der Regen löschte ihnen alle ihre bunten Wasserfarben von den Fähnchen ihrer Rosinenritter und von ihren kleinen Spielsachen allen, und so verdarb er ihnen nicht nur den Markt, sondern auch die Waare. Aber nicht nur diese kleinen Leute hatten zu klagen, die großen ebenso. Auch Gerson und Morgenstern haben in diesem Jahre ein viel unbedeutenderes Geschäft gemacht, als sie erwartet und als Gerson in früheren Weihnachten gemacht hatte. Das Haus Gerson leidet nicht wenig von diesen Zeiten, und nicht allein, daß das Publicum ihm seine Gunst zu entziehen beginnt (die zahlreichen russischen Kunden sind fast ganz verschwunden und viele von ihnen haben ihre Aufträge nach Paris gewandt), auch durch das Fallissement eines Verwandten, des bekannten Getreidehändlers Moses in Stettin, soll Gerson berührt, wenn auch nicht in Verlegenheit gebracht sein.

Für die großen Kaufleute ist diese Zeit der Prüfung und der Verluste, welche einer langen Periode der colossalsten Einnahmen und Gewinne folgt, etwas so Unerhörtes, daß sie zu dem Glauben gekommen sind, sie verdienten eine Nationalentschädigung, die ihnen auf einem anständigen und nicht verletzenden Wege in die Taschen flösse und ihre Vermögenslage in jener rasch und kühn aufsteigenden Richtung erhielte, welche dieselbe, Dank den Speculationen und Waarenpreissteigerungen der letzten sechs Jahre, eingenommen hatte. Zum wenigsten aber glaubten die Herren vom Gesetze neue Bestimmungen erwarten zu dürfen, welche ihnen die Zahlungen, zu denen sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen verpflichtet sind, erleichterten. Früher bedeuteten die „Zahlungen" für diese Herren meist nur Anbahnung und Fundirung einer neuen Speculation und eines reinen Gewinnstes, ja manche „Männer, die groß dastanden", hatten es schon so weit gebracht, daß sie an einem Tage, wo sie nach der Ansicht Anderer zahlen mußten, nur eine bedeutende Differenz zu ihren Gunsten einstrichen. Sie hatten z. B. Actien eines neuen Unternehmens gekauft, zugleich aber dafür gesorgt, daß diese Actien bis zu dem Tage, wo sie sie zu bezahlen hatten, um zehn Procent stiegen, und so erhielten sie natürlich an dem Tage, wo sie zahlen sollten, nur zehn- oder zwanzigtausend Thaler heraus.

Und nun ist auf einmal eine Zeit gekommen, die so prosaisch, ja man kann sagen so gemein ist, um Verhältnisse zu begründen, in denen das Zahlen wieder seine gewöhnliche Bedeutung behält, wo man zur Ausgleichung seiner Verpflichtungen wirklich baares Geld nöthig hat, in die eigene Tasche greifen muß, um eigene Schulden zu bezahlen . . . Unerhört!

Hier war die Hülfe des Staates, der Gesellschaft, die Hülfe aller ehrlichen Arbeiter, aller braven Handwerker, aller kräftigen patriotischen Ackerbauer geboten; der Minister mußte ein Einsehen haben und Modalitäten statuiren, unter denen man sich dem neuen Zustande der Dinge gewachsen zeigen, resp. denselben zu einem erfreulicheren gestalten konnte.

Aber der Minister blieb hart; er schrieb an die beredten Fürsprecher der Herren vom raschen Gewinn kurze Briefe, sehr kurze Briefe, die hart und eisig klangen, und in denen von Mitleid sich keine Spur, auch nicht die geringste entdecken ließ.

Und was das Uebelste ist, das Publicum, dies große, dumme Publicum, dies ärmliche Volk, welches doch darauf stolz sein sollte, so viel kühne und reiche Speculanten zu besitzen, die „seinen" Handel blühend machen, „seine" Industrie heben, wenn sie auch freilich an „seinen" Steuern verhältnißmäßig wenig theilnehmen und „seine" Armen in ihren Fabriken und Industrie-Anlagen unverhältnißmäßig ehr vermehren, dies beschränkte Volk ruft dem Minister schließlich noch Beifall und ein „Einer für Viele" schreibt dazu gar noch einem hiesigen Blatte (Publicist Nr. 102) folgendes Eingesandt:

„Wenn sich die Aeltesten der hiesigen Kaufmannschaft beeilten, beim Herrn Handelsminister die Emanirung eines Gesetzes vorzuschlagen, wodurch in der gegenwärtigen Handels-Krisis bei den Zahlungs-Verpflichtungen resp. deren Abwickelung eine Erleichterung eintreten sollte, und dabei ganz eigenthümliche Motive entwickelten, so mußte sich die gedachte Corporation doch unbedenklich vergegenwärtigen, daß ein solches Gesetz lediglich nur für eine gewisse Klasse geschaffen worden wäre, welche aus aller Welt Enden, wie z. B. Schermeissel, Bomst, Inowraclaw, Friedland und wie die Orte alle heißen mögen, nach Berlin geströmt ist, um ohne Mühe

große Reichthümer zu häufen. Alte solide Handelshäuser des Platzes konnten nicht dabei in Frage kommen. Die vorjährige Ball-Saison, so wie viele andere Feste, haben, beiläufig gesagt, dargethan, daß die gemeinte Klasse sich nicht gescheut hat, mit ihren Frauen und sonstigem Anhange in den glänzendsten Aufzügen, unter Entfaltung der kostbarsten Seidenstoffe, Spitzen, Diamanten und Rubinen zu erscheinen, so daß sogar höchste Personen in Betreff des Glanzes übertroffen worden sind, wenn auch das Benehmen immer Schermeißler Art blieb. Man kann es wirklich eine Frechheit nennen, daß sich dergleichen Leute zu solchen Festlichkeiten drängen, während sie doch wegen ihrer geistigen Bildung in den Hintergrund gehören. Wie man also für solche Klasse von Kaufleuten noch Ausnahme-Bestimmungen heraufbeschwören will, um Erleichterungen eintreten zu lassen, ist völlig unerklärlich. Der Herr Handels-Minister hat deshalb auch, in gerechter Würdigung der Verhältnisse, die Aeltesten der Kaufmannschaft glänzend belehrt, und wird nicht ein Mann im Staate sein, außer natürlich besagter Klasse, welcher nicht dem Herrn Minister offen seinen Dank ausspricht. Es bürgt dafür wenigstens die allgemeine Stimme, und wollen wir nur wünschen, daß die Herren Aeltesten daraus gelernt haben mögen. Wenn man Berlin durchwandert, findet man von einem Ende zum andern nichts als Läden dieser „Klasse", alles speculirt auf den redlichen Arbeiter, den Bürger und Handwerksmann, und unter allerhand Verstellungs-Künsten verschaffen sie sich Eingang nicht nur durch Offerten als Kaufleute, sondern auch als Agent und Vermittler bei Häuser- und Gütergeschäften, Darlehnen ꝛc., man kann sagen, sie sind eine förmliche Landplage. Gebe man daher dem allgemeinen Wunsche Geltung und befreie sich nach Möglichkeit von ihnen. Sollte irgend ein Schreier auf obenstehende Allgemeinheit etwas erwiedern wollen, so würde es ohne Zweck sein. Das große Publicum weiß die besprochene Secte zu würdigen, und man hätte nur Veranlassung, das besprochene Thema in allen seinen Einzelheiten vorzuführen, wozu man natürlich die Local-Verhältnisse verschiedener Straßen bloßlegen müßte, damit man die Schatten- und Lichtseiten recht erkennen lernte. Einer für Viele."

Daß unter solchen Verhältnissen die Beziehungen zwischen unseren christlichen und jüdischen Einwohnern nicht immer die besten und herzlichsten sind, bedarf keiner besonderen Versicherung, und wenn der Berliner Geist seine alte Abneigung gegen das Judenthum bislang noch in scheinbar harmlose Witze und Couplets gehüllt hat, so dürfte er doch nicht abgeneigt sein, noch öfters eine eben so deutliche Sprache zu reden, wie wir sie im obigen „Eingesandt" fanden.

Man beschäftigt sich gegenwärtig wirklich mehr als sonst mit den Verhältnissen der Berliner Juden, und so erregt auch eine Erklärung des hiesigen Polizei-Präsidiums über die hier existirenden jüdischen Gemeinden eine besondere Aufmerksamkeit.

Die hiesige jüdische Gemeinde hatte nämlich bei den letzten Neuwahlen den Buchhändler und Commerzienrath Carl Heymann von Neuem in ihren Vorstand gewählt. Heymann hat seit Jahren das Amt eines Aeltesten bekleidet, während er gleichzeitig dem Vorstande der hiesigen jüdischen Reformgemeinde als Mitglied angehörte. Das Polizei-Präsidium erklärt jetzt, als es sich um die Bestätigung der Neuwahl handelte, daß die Verwaltung beider Vorstandsämter nicht zu vereinigen sei, beanstandete deshalb die Heymann'sche Wahl und ordnete unter Strafandrohung eine innerhalb vierzehn Tagen vorzunehmende Neuwahl an. Auf eine von dem

Aeltesten-Collegium hiergegen erhobene Beschwerde ist nunmehr der Bescheid des Ober-Präsidiums dahin ergangen, daß das Polizei-Präsidium ersucht worden sei, mitzutheilen, daß der beanstandeten Wahl die versagte Bestätigung nunmehr ertheilt worden sei.

Wir unseres bescheidenen Theiles vermögen nicht die Beweggründe, welche die Potsdamer Regierung bestimmten, den Bescheid des Polizeipräsidenten aufzuheben, zu würdigen; nach unserer Kenntniß der Sachlage ist vielmehr dieser Bescheid in der Sache begründet gewesen. Es existirt hier eine jüdische Gemeinde, die dem alten Dogma anhängt, von der sich aber seit Jahren eine Reformgemeinde, die ihr eigenes Gotteshaus, ihren eigenen Prediger besitzt, abgezweigt hat. Heymann gehört zu letzterer, und kein altgläubiger Jude kann zugeben, daß er bei den Ansichten, welche die Reformjuden vertreten, sich auch noch als Mitglied der alten jüdischen Synagoge gebehrde. Die besten Gottesgelehrten der orthodoxen Judenschaft haben das ausgesprochen und nachgewiesen, und so lange nicht durch die dazu berechtigten Organe des Judenthums eine Reform als berechtigt anerkannt und herbeigeführt wird, so lange hat auch diese Reform und haben auch ihre Anhänger kein Recht, innerhalb der alten Gemeinde hervorzutreten.

Wir schwärmen zwar keineswegs für die altgläubigen Juden, deren religiöse Satzungen mehr oder weniger auch einen schalen rationalistischen Inhalt haben, wie wir darauf schon in einem früheren Aufsatze: „Die Berliner Juden", Band 9. Seite 190 aufmerksam machten, aber sie sind uns doch viel lieber, als die Reformer, denen das Judenthum zu alt und abergläubisch, und das ernste Denken — vom Christenthum ganz zu geschweigen — zu hoch ist, aber wir müssen doch ein Recht der alten Gemeinden anerkennen, ihre Verfassung und die Grundlagen derselben aufrecht erhalten zu dürfen und Mittel dagegen anzuwenden, daß diese Grundlagen ihnen nicht inmitten ihrer Kreise bestritten werden.

Die Gründe zu der Verfügung der Potsdamer Regierung werden hoffentlich bekannt werden, und es muß uns dann gestattet sein, eine bescheidene Prüfung und, wenn möglich, Widerlegung derselben zu versuchen.

Aus der Gesellschaft ist auch in dieser Woche wenig zu melden. Die französische Schauspielertruppe hat ihr Gastspiel vor vollem Hause beendet, und man konnte, da sie meist Stücke der modernsten Pariser Bühne gab, in unserm kleinen Königsstädtischen Theater sehr eingehende Studien der furchtbaren Lüderlichkeit und des entsetzlichen Verfalles der heutigen französischen Gesellschaft machen.

Von den andern Theatern ist nichts Außergewöhnliches zu bemerken; die Geselligkeit in der Hauptstadt belebt sich mehr und mehr; die Abgeordneten und Herren des Landtags beginnen bereits einzutreffen und die Wohnungen, die grade ihnen zu besonders hohen Preisen vermiethet werden, zu beziehen; die Gasthofsbesitzer, welche in den letzten Wochen vor Weihnachten verzweifeln wollten, weil die Reisenden fast ganz von der Erde verschwunden schienen, heben ihren Kopf wieder ein wenig, und die kleine Chronik der Salons, die so lange geschwiegen hat, kriegt auch wieder etwas zu thun und in ihr Brieftäfelchen zu vermerken.

Der neue amerikanische Gesandte, Mr. Wright, macht von sich reden; der Herr ist ein eifrig religiöser Sectenmann und Temperanzler. Neben seinen vielen Arbeiten und Sorgen für Wissenschaft, Staatsleben und Sectenthum aller Art muß er auch seinem Küchen-Departement eine ganz besondere Sorgfalt zuwenden.

Wie jeder andere Diplomat gezwungen, von Zeit zu Zeit Mahlzeiten für seine Standesgenossen und für seine anwesenden und durchreisenden Landsleute zu geben, umgeht er klüglich das feierlich steife Diner, das auf der ganzen Welt so ziemlich eine und dieselbe Form erhalten hat und bei dem jede eigenmächtige Abänderung und Verkürzung des Gastgebers ganz besonders auffallen würde. Er wählt statt dessen das Dejeuner, dem wir ins Geheim den Zusatz „champêtre" geben, und seine überraschten Gäste waren bei ihm neulich in der Lage, sich an einigen Gerichten aus gebratenen Kartoffeln, Beilagen und Kuchen aus indianischem Korn (Mais) gebacken und ähnlichen aus denselben Stoffen zubereiteten Gerichten gütlich zu thun. Wasser in zierlich geschliffenen Karaffen war hinreichend vorhanden, um den Durst zu löschen, und ein Toast des Wirthes auf Alexander Humboldt und die deutsche Wissenschaft erhöhte die Würze des Mahles, das bereits unter dem Namen à la Cincinnatus allgemein bekannt geworden ist. Fleisch und Wein fehlen, wie wir denen, die auf Nachahmung sinnen, bemerken wollen, bei solch einem Diner des Cincinnatus, das die Suppen à la Rumford allerdings um mehrere Nasenlängen schlägt.

Mr. Wright, der Gesandte, geht selbst, in einfach bürgerlicher Tracht, wie die Republik sie ihren Vertretern im Auslande ja sogar ausdrücklich vorschreibt — sein Vorgänger Vroom sündigte gegen solche Vorschriften mit seinem gestickten Frack und seinen weißen Strümpfen und kurzen Hosen vielleicht eben so sehr als durch sein würdiges holländisch-patricisches Antlitz — auf den Wochenmarkt und beaufsichtigt den Einkauf der grünen, rothen und gelben Speisen für seinen Temperanzlertisch.

Aus Königsberg.

General von Plehwe. — „Hartungsche Zeitung" und „Ostpreußische Zeitung". — Weihnachten. — Vorlesungen.

Der Mensch hat und trägt von allen Dingen Etwas in sich. Mit den Steinen hat er das Sein gemein, mit den Pflanzen das Leben, mit den Thieren das Empfinden und mit den Engeln das Denken.

So der weise Meister Gregorius Magnus, Einer der Sieben, die im Mittelalter bekannt.

Ich suche nach einem Eingang und finde diese bequeme Formel, meine heutige Correspondenz zu eröffnen. Das Citat deutet eine gewisse Verlegenheit an, in die ich mich beim Beginn des Briefes versetzt fühle. Es ist zu befürchten, der Brief wird auch Etwas von allen Dingen an sich tragen, Etwas mit Allem gemein haben und so ein Schriftstück werden de omnibus rebus et de quibusdam aliis. Dies zu meiner Entschuldigung, wenn Sie im Folgenden mitunter strenge Ordnung im Zusammenhange vermissen.

Dasjenige Ereigniß, welches während der jüngsten Vergangenheit in der Stadt wie in der Provinz die Zungen zumeist und vor Allem beschäftigt hat, ist der Abschied des Generals von Plehwe. Die Angelegenheit ist eine delicate und bietet als solche der öffentlichen Discussion ihre Schwierigkeiten. Der General war das Haupt, der anerkannte Führer der

hiesigen conservativen Partei. Eine solche Stellung mußte ihn leicht begreiflich in Differenzen mit Persönlichkeiten bringen, denen eher als Jenem die nämliche Aufgabe zugefallen wäre. Die Energie und Entschiedenheit außerdem, mit welcher der General allen Bestrebungen und Erscheinungen entgegentrat, welche den conservativen Interessen nicht entsprachen, hatte ihm in den Kreisen des Liberalismus sowohl als bei derjenigen Bureaukratie, welche für ihre starren Mechanismen und für das willkürliche Mandarinenthum dem Haufen einen Ersatz durch ein Kokettiren mit dem Kryptoliberalismus bietet, manche Gegnerschaft zugezogen. In den bezeichneten Kreisen mochte darüber Freude empfunden werden, daß der General genöthigt worden, von dem Schauplatz seiner amtlichen Thätigkeit abzutreten: in allen wirklich conservativen Kreisen wußte man das Ereigniß nach seiner ganzen Bedeutung und Tragweite zu würdigen. Was noch an Parteidisciplin und Partei-Interesse, was noch an conservativem Sinn und an conservativen Bestrebungen überhaupt in dem Herzogthum vorhanden war: es hatte an dem General seinen Rückhalt, ward durch ihn gestützt, gefördert, getragen; seinem Verdienste war es zuzuschreiben, seinem Einfluß und seinen rührigen Bemühungen, wenn die liberalen Elemente, welche sich nun einmal seit und mit der Schoen'schen Verwaltung in die Provinz weit und tief eingenistet haben, sich mehr zurück und im Hintergrunde hielten. Die Thatsache, dünkt uns, ist bezeichnend genug, bedarf weder eines Commentars noch einer Interpretation, daß unmittelbar nach dem Rücktritt des Generals die „Hartungsche Zeitung" einer neuen Luftströmung ihre Lungen sichtbar zu erweitern begann. Die Preßfreiheit soll nicht das Monopol einer Partei sein, sie soll allen Parteien gleichmäßig zu Gute kommen; es ist eine tadelnswerthe Engherzigkeit, wenn man außer Stande, ein freies und offenes Wort anders Denkender zu ertragen; wir billigen es nicht, wenn immer und ewig auf das Revolutionsjahr 1848 zurückgegangen wird, und nur Diejenigen, welche damals gegen die destructiven Tendenzen thätig gewesen, sich als conservatives Vollblut betrachtet wissen wollen. An diesen Grundsätzen festhaltend, würden wir keine Silbe darüber verlieren, wenn die Hartungsche Zeitung ihr Fahrzeug unter liberaler Flagge segeln ließe. Wir würden uns bescheiden, die Thatsache einfach zu constatiren. Aber dies Organ deckt, wenn es einmal seine Flagge aufhißt, seine Annoncenfracht und den Ballast des Localklatsches — ein anderer Inhalt ist dort nur ausnahmsweise anzutreffen — mit einer Flagge, die es nicht das entfernteste Recht hat zu führen. Im Vertrauen auf ihre theuren Verbindungen bei der Central-Preßstelle und auf die guten Censuren, die ihr in Folge dessen hier ausgestellt werden, gerirt sich die Hartungsche Zeitung als ein conservatives Blatt, und geräth in ein leidenschaftliches Echauffement, wenn man ihr den Vorwurf macht, sie habe, sehr mit Widerwillen und lediglich, um dem Damoklesschwerte der beschlossenen und bereits verhängten Concessions-Entziehung zu entgehen, nur ein wenig conservative Schminke aufgelegt, die sie abreibt oder in die Rumpelkammer fortwerfen wird, sobald sie es sonder Gefahr thun kann, gegen die herrschende Mode zu verstoßen. Man hat durchaus zutreffend die Geschichte der Hartungschen Zeitung eine Inscenirung der Unterredung zwischen Hamlet und Polonius über die Formation der Wolke genannt; die Zeitung hat den Mantel allezeit nach dem Winde gedreht. Sie hat sich ihrer Zeit für die Berliner Straßen-Emeute mit der gleichen Theilnahme wie für die Insurrection in Baden und der Pfalz begeistert, mit der glei-

chen Theilnahme für Herrn von Vincke wie für Herrn von Manteuffel, wird sich auch dem Nachfolger des Letzteren zuvorkommender zu zeigen bemüht sein, als dieser wohl wünschen wird.

Ein anonymes Inserat, dem die Hartungsche Zeitung ihre Spalten öffnet, ob gratis, ob gegen Bezahlung, bleibe dahingestellt, beschuldigte neulich einen hiesigen würdigen Geistlichen und Universitätslehrer, derselbe hätte bei dem Taufacte eines Bastards blasfemirt: „Dieses Kind ist in Sünde gezeugt und in Schande geboren. Namenlos muß es bleiben, von der Welt verachtet.“ Der Angegriffene, Professor Dr. Cosack, giebt die öffentliche Erklärung ab, daß jene halb sinn-, halb gottlosen Worte nie von ihm gesprochen. Was geschieht? Der Hartungschen Zeitung ist der Gegenstand ein willkommner; sie bemächtigt sich desselben. Ein Berliner Correspondent nimmt die Sache auf und führt sie. In den Artikeln dieses Individuums werden die Plattitüden des vulgären, liberalisirenden Rationalismus breitspurig ausgekramt; trotz der Erklärung werden jene Worte als eine wirkliche und wahre Thatsache behandelt; der concrete Fall muß dazu dienen, die Bestrebungen der kirchlich-conservativen Partei schnöde zu verunglimpfen. Der Appetit kommt im Essen. Der Correspondent glaubt seine Gesinnungstüchtigkeit durch die Expectorationen über das „officielle Religionsfieber“ noch nicht hinlänglich documentirt zu haben; er geht weiter. Die Ost-Preußische Zeitung hat ein ernstes Wort in der Angelegenheit gesprochen; das Zeugniß erregt den ganzen Zorn jenes Skribenten. Seine Toleranz, ein Wort, welches der Liberalismus bei jeder Gelegenheit auf der Lippe führt, bethätigt sich durch maßlose Ausfälle wider die Anschauung der Gegner, von denen er — eine Stylprobe sei gestattet — behauptet: „sie wären zur Publicistik verlaufene Candidaten der Theologie, welche sich als Stimmführer der Provinzialzeitungen kümmerlich durch das Leben krümmten.“ (Dieser Correspondent der Königsberger Hartung'schen Zeitung ist ein Angestellter des ministeriellen Central-Büreau's für Preßsachen, dessen Director Dr. Metzel ist.)

Die Weihnachtszeit ist diesmal bei uns, wie auch wohl anderorts, stiller und geräuschloser verflossen, als es sonst an diesem Feste der Fall zu sein pflegte. Sonst bezeichnete Weihnachten den Culminationspunkt der Saison. Diesmal harmonirte der aschgraue, trübe Himmel und der endlos sickernde Regen, der nun schon seit Längerm den Winter vertritt, gar trefflich mit der gedrückten trüben Stimmung, in welche die Geldkrisis die Gemüther versetzt hat. Auch so manche erschütternde Scene von ernster Tragik hatten die jüngsten Wochen geschaut, nicht bloß in der kaufmännischen Welt und innerhalb ihrer Kreise; die Schläge der zahlreichen Fallissements sind in weiteren Oscillationen nachempfunden worden.

Unter dem beengenden Einfluß der Geldcalamität leiden leicht begreiflich auch die Veranstaltungen und Arrangements zu mildthätigen Zwecken. Die Sammlungen für Mainz haben bisher einen winzig kläglichen Ertrag ergeben, obwohl die Crème der Beamtenwelt und der Militair-Hierarchie die Sache in ihre Hand genommen hat. Eines besseren Resultats erfreute sich die Ausstellung von Transparentgemälden, welche zu Gunsten des hiesigen Künstler-Unterstützungs-Vereins kurz vor und während der Feiertage veranstaltet worden. Nur mäßig ist der Beifall und Zuspruch, den die bisher gehaltenen öffentlichen Vorlesungen zu wohlthätigen Zwecken gefunden haben. Es ist in diesen Cyclen des Erwähnungswerthen auch nur wenig geboten worden. Von Dr. George Voigt, einem

jungen, talentvollen Historiker, der sich durch seine Biographie des Aeneas Sylvius vortheilhaft in die historische Literatur eingeführt hat, hörten wir einen ansprechenden Vortrag über Tasso's Aufenthalt am Hofe von Ferrara. Gedruckt liegen zwei Vorträge des Reg.-Raths Lepsius vor über Nürnbergs Vorzeit und über die Wartburg; den Freunden kulturgeschichtlicher Detailforschung kann die kleine Schrift als eine interessante empfohlen werden. Die beiden letzteren Vorträge sind für das Krankenhaus der Barmherzigkeit gehalten, und soll auch der Ertrag der Publication derselben Anstalt zufließen.

Johanniter-Orden.

Bekanntmachung.

Am 16. Januar d. J. wird unter dem Vorsitz des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit, ein Ordens-Capitel abgehalten werden.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Der Landtag.

Am zwölften dieses Monats wird der Landtag durch den Minister-Präsidenten im Auftrage Sr. Königl. Hoheit des mit der Führung der Regierungsgeschäfte einstweilig beauftragten Prinzen von Preußen eröffnet werden. Es ist seit Octroyirung der Verfassung der neunte, seit der königlichen feierlichen Sanction der revidirten Verfassung der siebente Landtag der Monarchie, außerdem der letzte der gegenwärtigen Legislaturperiode der Kammern, die nach Art. 73 unserer Verfassungs-Urkunde bekanntlich auf drei Jahre festgesetzt ist.

Der Landtag tritt diesmal unter dem Einfluß der verschiedensten Ereignisse und Bedingungen zusammen: derjenige Gegenstand seiner Beschäftigungen, der in constitutionellen Staaten zunächst den Blick fesselt, das Bydget, zeigt einen erfreulichen Zustand der Volkskraft und der Staatsordnung an, die Einnahmen übersteigen die Ausgaben, und letztere zeigen außerdem noch, z. B. was den Eisenbahnfonds anbetrifft, bedeutende Posten, in denen ohne Gefährdung eines wesentlichen Interesses Ersparnisse sogleich eintreten können.

Die äußeren Verhältnisse Preußens sind ebenfalls wenigstens nicht in sofern besorgnißerregend, als gegenwärtig auf keinem Punkte Europa's der Ausbruch einer Ruhestörung droht, welche unsere Grenzen berühren und ernsthaftere Opfer von uns verlangen könnte. Die dänische Frage allein hat einen etwas herberen Charakter angenommen, allein sie bewahrt in diesem Augenblick noch eine mehr locale Färbung und gewinnt um so mehr an Lösbarkeit, als Europa sich ihr fernhält. Eine andere Frage freilich ist es, wie lange Europa in dieser Stellung verbleiben wird, doch kann sie die Aussichten des Momentes nicht berühren.

Was die Verhältnisse unserer inneren Politik anbetrifft, so ist ein Fortschritt des Volkes und der zeitweiligen Exponenten desselben, die sich mit Unrecht für Parteien desselben halten, unverkennbar: die inneren Trennungen im Volke, in einer Zeit der Stummheit und der bureaukratischen Regierung, vielfach vertieft und erweitert, beginnen sich zu vermindern; indem das Volk zur Vertretung kam, erwachte in ihm, wie in jedem gesunden Körper, der Trieb nach Selbstdarstellung, und dieser Trieb begünstigte die Anerkennung der plastischen Einzelnheiten

und Verschiedenheiten, aus denen nun einmal stets ein Volk besteht. Was 1847 noch für unmöglich galt, ist 1857 geschehen: die liberalen, ja die radicalen Zeitungen sprechen von den Grafen und Herren des preußischen Herrenhauses als von ernsten politischen Männern, als von patriotic characters, und ein pommerscher Junker von prägnantester Prägung, Herr von Blanckenburg auf Zimmerhausen, ist durch sein Wort von den siebenhundert neun Daumen, die auf den Staats-Geldbeutel gehalten werden sollten, bei dem Bürgersmann aller Orten populär geworden. Natürlich, daß die „großen" wie die „kleinen Herren" in den letzten Jahren ebenfalls andere geworden sind; die Theorieen fangen auch bei ihnen an welk zu werden, sie haben das krause und in keinen Schematismus einfangbare Leben der Wirklichkeit kennen, im Bürgerthum die adligen Elemente achten und ihre eigne Affinität zum Bürgerthum würdigen gelernt; von Rechts und Links her hat man sich in's Auge gesehen und bei gemeinsamer Arbeit geschwitzt und sich dabei, der Mann den Mann, das Herz das Herz, der Geist den Geist, achten gelernt; man hat in Folge dessen von Rechts und von Links an der Berechtigung und an der Nützlichkeit einer „allein seligmachenden" Politik zu zweifeln begonnen, und während die Linke in der vorigen Session mit Hintansetzung ihrer Principien ebenfalls für die Aufrechterhaltung des alten Westphälischen Bauern-Erbes eintrat, hat sich auf der Rechten der Sinn für Gleichheit und Gerechtigkeit des Gesetzes für Jeden, sei er auch Demokrat oder sonst etwas, das Verständniß für die Freiheit, z. B. für Preßfreiheit, wesentlich gehoben.

Durch dies Zusammenkommen einer alten und gefährlichen Trennung mußte das politische Bewußtsein des Volkes wachsen. Es ist gewachsen, wie schon aus der zunehmenden Kräftigung der öffentlichen Meinung, aus der verstärkten und dabei doch loyalen Stimme der Presse hervorgeht, wie aus dem Glauben, in welchem sich Petitionen aus Berlin, Magdeburg, Elbing &c. an den gegenwärtigen Landtag appellirend wenden werden, eines Weiteren sichtbar wird.

Diese appellirenden Petitionen dürften darin ihr Gemeinsames haben, daß sie sich über Eingriffe der Regierung und ihrer Organe in das privatere Leben der Gemeinde, des gewerblichen Verkehrs, endlich der Freiheit der Person und des Hauses beklagen und Gesetze gegen eine solche „zuweitgehende" Wirksamkeit des Staates verlangen. Sie führen uns damit zu einer Betrachtung des Charakters unserer Staatsregierung selbst.

Das Ministerium Manteuffel hat trotz aller Aenderungen, die in seinem Innern seit den unvergeßlichen Novembertagen 1848 vorgegangen sind, doch im Ganzen einen und denselben Charakter bewahrt: die Art und Weise, in der es seine Thätigkeit begann, entschied über den Verlauf derselben; es suchte mit schnell gefundenen kräftigen Mitteln die alte Ordnung des Staates, die es für unübertroffen hielt, so rasch wie

möglich herzustellen und so nachdrücklich als möglich gegen alle Feinde derselben zu vertheidigen. Die inzwischen neuentstandenen und sanctionirten constitutionellen Einrichtungen suchte man, so gut es eben gehen wollte, neben dem Bestehenden zu ertragen; und man schonte so viel als möglich wenigstens die neuen Formen. Armee, Polizei, Bureaukratie waren die hervorragendsten Mittel der ministeriellen Thätigkeit, die zur Wiederaufrichtung Preußens und zur Wiederbefestigung seines Ansehens allerdings Großes gethan hat.

Es hat sich indessen mehr und mehr im Laufe der zehn Jahre, welche das Ministerium Manteuffel gegenwärtig zählt, herausgestellt, daß es in dem lauteren und patriotischen Bemühen, die alten Staatsordnungen, die dem Staate Friedrich Wilhelm des Dritten ein so straffes und patriotisch-friedliches Ansehen gaben, wieder herzustellen und neu zu befestigen, zu anderen Resultaten, als den erstrebten, gelangt ist.

Der alte preußische Staat war nicht allein der Staat einer rechtwinkligen starren Regelmäßigkeit, es ging durch ihn auch ein warmfluthendes Leben voll freiwilligen Bürgersinnes, landwehrlicher Treue und Unterordnung, und wenn das oft drückende Gefüge seiner inneren Verfassung dennoch im Laufe der Jahre sich als haltbar auswies, so geschah dies nur, weil das Volk, von Verheißungen und Hoffnungen getragen, sich Angesichts seiner Städteordnung, der Bewegtheit seiner Wissenschaft auf den Kathedern, der Hebung der niederen Stände durch eine allgemeine Volksschule und eine kurze, aber durchgreifende Armeezucht, alle Unbequemlichkeiten der Verwaltung als die begleitenden Umstände eines aussichtsvollen Provisoriums gefallen ließ, weil zweitens die Träger und Ausüber jener Verwaltung selbst an dieser Hoffnung des Volkes und dieser Betrachtung der Zustände als provisorischer, Theil nahmen.

Die Nachahmung jener altpreußischen Verfassung, die in den letzten zehn Jahren angestrebt ward, ist darum ein vergeblicher Versuch; die tragende und inspiratorische Kraft der Vergangenheit fehlt, und das Resultat muß unbefriedigt lassen.

Wohl konnte die gute Verwaltungsordnung Friedrich Wilhelms des III. äußerlich wieder hergestellt, der kurze militairische Ton des Ganzen wieder angeschlagen, die Strenge der Strafe und die Knappheit der Belohnung festgehalten, die Unnahbarkeit des Ministerstuhles neu begründet werden: aber nicht hergestellt konnten durch Rescripte und Maximen die großen Tugenden der hingegangenen Monarchie werden, ihre Liberalität, ihr Humanismus, ihr Respect vor der Freiheit, als vor einem Zukünftigen, ihre Duldung, kurz alle ihre an sich hochehrenwerthen und nur in ihren Uebertreibungen zu tadelnden Eigenschaften. Jene Eigenschaften waren etwas Persönliches, Zufälliges gewesen, vorbildende Schatten künftiger, in Gesetzen und in der Verfassung befestigter Staats- und Gesellschaftsbedingungen, sie konnten in ihrer alten embryonischen Form nicht wieder ins Leben gerufen werden, und selbst die wärmsten

Freunde konnten dies nicht wünschen, sondern mußten nach einer entwickelteren, unabhängigeren Form dieser Grundsätze verlangen.

Das Staatsbild, das aus den Arbeiten des Ministeriums Manteuffel hervortrat, mußte einförmig und unlebendig sein, und aller Ernst und alle Treue der Minister konnte doch nichts Anderes erreichen, als einzelne Züge desselben in der Form vortrefflich zu vollenden. Posten, Eisenbahnen und dergleichen Mittel und Wege des Geistes und des Lebens wurden zu nie gekannter Vollkommenheit erhoben, viel und gut gebaut, an der Armee manch nützliche Einzelheit gebessert; aber an die großen Wesenheiten des Staatslebens, Organisation der Gemeinde, Steuerverfassung rc. wagte sich keine Hand, obgleich hier das Bedürfniß Allen sichtbar geworden ist.*)

Der Geist fehlte zu oft, und nachdem die alte Humanität und das alte mehr zufällige laisser-faire aus der Periode Friedrich Wilhelm's III. geschwunden, dafür aber kein neues Princip der Freiheit eingetreten war, kam man nur zu leicht zu harter Beschränkung der Freiheit der Andersdenkenden und Andersglaubenden, zu Polizeimaßregeln gegen die Presse, welche die alte Censur übertrafen, zu Eingriffen in das Gewerbeleben, die unter Friedrich Wilhelm III. unbekannt geblieben waren.

Nur auf einem Gebiete, wo Se. Majestät der König directer eingreifen konnte, auf dem Gebiete der Beziehungen zwischen Kirche und Staat, geschahe in der Einsetzung des Ober-Kirchenrathes eine organische That, die für die Zukunft geschehen ist.

Die Minister konnten sich selbst das Ungenügende ihres Systemes und der Zustände nicht verbergen, und es war darum nur natürlich, daß immer wieder von Neuem sich in ihrem Rathe Bewegungen zeigten, die ein Verlangen nach Aenderung bedeuteten und demgemäß manchen Gegensatz im Ministerium selbst hervortreten ließen. Wir haben in diesen Gegensätzen, die so oft Anlaß zu den Gerüchten einer Ministerkrisis gaben, nur gelegentliche und zufällige Aeußerungen unseres Gesammtzustandes zu sehen vermocht; ein wirklicher Gegensatz findet sich und fand sich in unserm Ministerium wohl nirgend: alle unsere Minister huldigen jenem eben skizzirten Systeme der Beamten-Regierung, und wo einer derselben über diese Sphäre hinaus zu greifen versucht, da geräth er sogleich in Widerspruch mit dem Boden, auf welchem er steht, und muß, um überhaupt seine Stellung und sein Gleichgewicht zu bewahren, im nächsten Augenblick schon wieder seine Hand zurückziehen.

Herr v. Westphalen, seit dem 19. December 1850 Minister des Innern, schien zu verschiedenen Malen geneigt, eine ihm eigenthümliche Stellung zu Gunsten eines neuen Principes der Corporation, der Selbst-

*) In der neueren Städte- und Landgemeinde-Ordnung und den einzelnen Steuerveränderungen sieht wohl Niemand den Anfang einer neuen definitiven Ordnung.

verwaltung einzunehmen, aber so stark und glänzend seine Ideale auch sein mögen, doch berücksichtigen dieselben die Richtung der Zeit nicht und beziehen sich, statt auf das Staatsganze, nur auf einzelne Staatskreise; und sein Ideal vom „ständischen Staate" z. B., zu dem er sich offen bekennt, ist nach mittelalterlichen Mustern, deren moderne Unzulässigkeiten durch bureaukratische Einschiebungen beseitigt sind, concipirt. Die Gewalten des neunzehnten Jahrhunderts aber, die öffentliche Meinung, die Industrie, der kaufmännische Republikanismus, finden in solch einer Gesammtanschauung keinen Platz, und wie sie selbst sich daher zu ihr nur feindlich verhalten können, so sucht auch der Gegenpart gegen sie nur Hülfe bei äußeren Mitteln, Mitteln, gegen die an sich nichts einzuwenden ist, die aber erst durch das Hinzutreten innerer Ordnungen ihre Bedeutung und volle Rechtfertigung erlangen würden. Eine strenge Preßgesetzgebung z. B. findet ihren Fürsprecher an uns, aber wir verlangen daneben auch die Anerkennung vom hohen Beruf der Presse, darum dann auch die entsprechende Behandlung aller loyalen Opposition und eine gebührende Vertretung der Regierung selbst in der Presse.

Können wir so dem Systeme, welches das Ministerium Manteuffel vertritt, keinen Zoll der Bewunderung entrichten, und müssen wir dasselbige, da wir an Preußens Stern von ganzem Herzen glauben, für eine Tagesweisheit halten, die da vorübergehen wird, wie eine Wolke des Himmels, so dürfen wir doch keineswegs übersehen, daß als vorübergehende Macht dies Ministerium Großes geleistet hat. Indem es uns eine, wenn auch starre, doch feste Ordnung herstellte, indem es Armee- und Steuerverfassung, wenn auch nicht reformirte, doch wieder in frische Verwendbarkeit für die nächste Forderung des gemeinen Besten brachte und in ihr erhielt, hat es sich um das Vaterland wohl verdient gemacht und einem künftigen Ministerium, welches an die Neu-Ordnung unsrer Verfassung und an eine innigere Verschmelzung derselben mit unseren alten Verhältnissen gehen wird, einen festen und zuverlässigen Boden bereitet.

Aber so sehr der Landtag in seinen verschiedenen Richtungen diese Thätigkeit des Ministeriums Manteuffel dankbar anerkennt, so kann ihm diese dankbare Stimmung doch nicht das Bewußtsein beeinträchtigen, daß die eigenthümliche parlamentarische Thätigkeit und die in unserem Landtage enthaltenen Keime unter dem gegenwärtigen Ministerium nur wenig weiter gefördert werden können. Dies Bewußtsein, auf der Linken von jeher lebendig, greift auch auf der Rechten um sich, und wenn es in einem Mehrheitsbeschlusse nur in seltenen Fällen bisher einen Ausdruck fand, so liegt die Ursache davon darin, daß eine starke Mittelgruppe, die in größerer und wenigstens innerer Abhängigkeit von dem Ministerium steht, die Wagschale stets auf die dem Ministerium zugewandte Seite herabdrückt. Der Wunsch des Ministeriums, gerade solche Männer in der Kammer zu sehen, hat an ihrer Erwählung wohl nicht den geringsten Antheil, aber es wird, nachdem im Volke durch die

letzten Landtagsdebatten und ihre Illustrationen in der Presse das Bewußtsein von dem, was uns Noth thut, geweckt und gesteigert ist, das Gewicht dieser hohen Wünsche bei den nächsten allgemeinen Wahlen, die in diesem Sommer stattzufinden haben, sich als erheblich vermindert darstellen, und in Folge dessen die Kammer ein anderes, lebhafteres Bild zeigen. Von der Haltung unserer Rechten in dem Landtage, der eben eröffnet wird, hängt es ab, ob sie in der nächsten Legislaturperiode ein gut Theil des Terrains, das die Mitte und die Ministeriellen einbüßen, erlangen wird. Die Aufmerksamkeit, mit der Alle den Verhandlungen folgen werden, ist groß.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. II. Magdalene und ihre Magd.

Laurenz Imhof und sein Sohn hatten einen vergeblichen Gang gemacht, der jüngere de Viatis wußte nichts von dem fremden Kaufmann, der nur zu ihm gekommen war, um eine alte Schuld zu tilgen, die ein Kaufherr von Ulm vor langen Jahren schon gemacht; er hatte denselben auf sein Begehr nach der Kaufleut-Trinkstube geführt, sich dann aber nicht weiter um ihn gekümmert, da er ihm finster und ungesellig über die Gebühr erschienen. Der oberste Hauptmann hatte es nach diesem Versuch aufgegeben, weitere Nachforschungen anzustellen, Junker Andreas aber war nicht gewillt, dem Beispiele seines Vaters zu folgen, zumal da dieser ihm nichts weiter befohlen, sondern nur streng verboten hatte, seiner Mutter etwas von den Vermuthungen zu sagen, welche er über den seltsamen Fremden hegte. Das schmerzliche Andenken an den verlorenen Bruder war im Laufe der Jahre so in den Hintergrund getreten in der Seele der sorgsamen Hausfrau und treuen Mutter, die Bilder derselben so verblaßt in dem Gedächtniß der Frau Luitgarde, daß es der Patricier mit Recht für grausam hielt, Hoffnungen zu wecken, bevor er nicht einige Sicherheit wenigstens habe. Wie fern ab von der Seele der Patricierin der Gedanke lag, ihre Brüder wieder zu finden, das ging recht deutlich aus dem Umstande hervor, daß sie die Erzählung ihres Sohnes anhören konnte, ohne auch nur auf einen ihrer Brüder zu muthmaßen. Aber die geistliche Frau Amaley hatte die Erzählung des Junkers ebenfalls ruhig mit angehört, ohne eine Vermuthung zu äußern.

Während nun der oberste Hauptmann am andern Morgen ruhig seinen eigenen und den Geschäften der Stadt nachging, denn sein ganzes Wesen, das eine kluge Zurückhaltung mit den Jahren mehr und mehr

auszeichnete, neigte auch hier, wie in den meisten Fällen sonst, zum Abwarten, setzte Junker Andreas, sobald der Tag graute, seine Nachforschungen nach dem Fremden, der vielleicht einer seiner verschollenen Oheime war, eifrig fort. Der feurige Jüngling war überzeugt, daß der Fremde die Stadt nicht verlassen habe bei dem stürmischen Wetter, aber seine Bemühungen blieben fruchtlos, und ziemlich verdrießlich trat er gegen Mittag den Rückzug nach seinem elterlichen Hause an.

Als er an seines Oheims Hause auf dem Heumarkt vorübergehen wollte, sah er mit großer Verwunderung einige berittene Knechte mit Packpferden und andern Rossen vor der Thür halten. Neugierig trat der Junker näher und begrüßte seine Base, die eben in voller Reisekleidung unter der Hausthür erschien.

Frau Magdalene, die Gemahlin des reichen Cosmus Imhof, ein stattlich schönes Weib, das wenig über dreißig Jahre alt zu sein schien, reichte dem Jüngling die Hand und sprach, während ihre dunkeln Augen mit Wohlgefallen auf ihm ruheten: „Das ist wohlgethan, Vetter, daß Ihr kommt, um Abschied von mir zu nehmen, und wenn Euch auch nur der Zufall hergeführt hat, so betrachte ich's doch als ein gutes Zeichen, denn ich verreise für die nächsten Wochen!"

„Und wohin verreist die Frau Base denn so eilig?" fragte Junker Andreas, indem er die Frau seines Oheims mit feiner Sitte zum Roß führte und sie dann in den Sattel hob.

„Nun, so gar weit geht die Reise nicht," versetzte Frau Magdalene lächelnd, „ich verreise nur nach meinem Schlößlein Wenigenhausen, Euer Oheim wird fremde Gäste daselbst haben, aber ferne oder nahe, es ist immer eine Trennung für mehrere Wochen, denn Ihr werdet mir in diesem Winterwetter doch schwerlich einen Besuch machen, wenn Euch auch Euer schmuckes Rothroß in weniger als zwei Stunden nach meinem Schlößlein tragen würde."

Frau Magdalene sagte das gar anmuthig einladend, und verlockend spielte dabei ein eigenthümliches Lächeln um die frischen Lippen, es war nicht eben zu verwundern, daß Junker Andreas eifrig versicherte, das Wetter werde ihn nicht abhalten, die Burgfrau von Wenigenhausen heimzusuchen in der nächsten Zeit. Die verführerische Frau versprach dem Jüngling eine stattliche Ritterzeche und ritt, ihm freundlich zunickend, von dannen.

Einen Augenblick stand Endres Imhof noch und sah dieser Verwandtin nach, von deren meist anmuthigem, aber geheimnißvollem Wesen er sich wechselsweise angezogen und abgestoßen fühlte. Zwischen den Häusern der Brüder Imhof war nur geringer Verkehr, und Junker Andreas war es fast allein, der diesen Verkehr vermittelte. Der reiche Cosmus wurde immer reicher, war aber sehr oft und auf längere Zeit abwesend von Nürnberg, denn es erheischte die damalige Weise Handel zu treiben immer noch persönliches Einschreiten in vielen Fällen.

Aber auch, wenn Cosmus in Nürnberg war, sah er seinen Bruder selten, Laurenz fühlte sich mehr und mehr abgestoßen durch das maßlose Jagen nach Gewinn, das Cosmus rücksichtslos einbekannte, und bei aller angebornen Hochachtung vor dem Namen Imhof wurde ihm von Jahr zu Jahr klarer, daß Cosmus durchaus nicht peinlich sei in der Wahl der Mittel, deren er sich zur Erreichung seiner eigensüchtigen Zwecke bediente. Zu einem eigentlichen Zerwürfniß war es zwischen den Brüdern nicht gekommen; Cosmus, der wohl begriff, wie nützlich ihm bei vielen Geschäften die hohe politische Stellung sei, die sein Bruder einnahm, verstand es meisterlich, sein eigentliches Wesen und Treiben vor Laurenz zu verbergen, der immer nur froh war, wenn er nicht etwas mißfällig an seinem Bruder bemerken mußte. So herrschte in dem Verhältniß zwischen den beiden Imhofen eine kühle Freundlichkeit, eine Wohlanständigkeit, bei der es Beide bewenden ließen, auch als Cosmus Imhof, etwa zehn Jahre nach der großen Katastrophe, welche das Muffelische Haus betraf, aus Flandern heimkehrend eine junge Gemahlin mit sich führte, die er für die einzige Tochter des reichen Antwerpener Juwelenkaufmanns Pieter van Droost ausgab. Im Hause des obersten Hauptmanns wurde Frau Magdalene Imhof mit höflicher Freundlichkeit empfangen, in ein näheres Verhältniß zu dem Hause ihres Schwähers aber trat die junge Frau nicht, und wenn sie die Gelegenheiten, ihre neuen Verwandten zu sehen, auch nicht gerade mied, so suchte sie dieselben auch nicht auf. Es versteht sich von selbst, daß in Nürnberg mancherlei über die wildfremde Frau gesprochen wurde, die der reiche Cosmus heimgeführt, es liegt auf der Hand, daß auch Herr Laurenz eben nicht sehr erfreut über die Wahl seines Bruders war, im Ganzen aber blieb doch ein leidlich gutes Einvernehmen.

Frau Magdalene Imhof führte ein sehr einsames Leben in dem reichen Hause ihres Gemahls; man erfuhr, daß sie Bücher lese, was man damals als eine große Merkwürdigkeit bei einer Frau anstaunte, man wußte, daß sie zu ihrer Erholung die Harfe spiele und wunderschön dazu singe, weiter wußte man aber nichts von dieser Frau, deren Ehe, wenn vielleicht auch keine besonders glückliche, so doch gewiß eine durchaus ruhige und friedliche war und selbst nicht etwa durch die Geburt eines Kindes während der zehn Jahre, die sie nunmehr bestand, eine Veränderung erlitt. Herr Cosmus Imhof war gegen seine Hausfrau stets sehr aufmerksam, ohne jedoch jemals eine besondere Zärtlichkeit an den Tag zu legen. In der letzten Zeit erst, als Junker Andreas mehr erwachsen war, kam derselbe öfter in das Haus seines Oheims; der reiche Handelsherr schien für den edlen, feurigen Jüngling mehr Wohlwollen zu empfinden, als er sonst für Andere zu äußern pflegte; er benutzte denselben gern bei Pferdeeinkäufen und beschenkte ihn dafür stets sehr reichlich. Andreas Imhof aber besuchte gern den Oheim, denn es war eine fremde, ganz andere Welt, die dem Jüngling in den Erzäh-

lungen des weit gereisten und viel erfahrenen Mannes entgegen trat; auch fühlte er sich gefesselt durch die immer gleiche Anmuth und Freundlichkeit, mit der ihn Frau Magdalene begrüßte, wenn er sich zu Zeiten auch wieder abgestoßen fand durch eine Art von Zauber, von dessen Art und Beschaffenheit er sich durchaus keine Rechenschaft zu geben vermochte, der aber jede wahre Vertraulichkeit, wie solche zu herrschen pflegt zwischen so nahen Verwandten, ausschloß. Wer wie Andreas Imhof Gelegenheit hatte, Frau Magdalenen in ihrem Hause öfter zu sehen, nur der konnte erkennen, daß ein Geheimniß walte um sie; ein erfahrener Mann würde wohl mehr noch gesehen haben; der frische Jüngling aber fühlte nur das Geheimniß, und am stärksten fühlte er's, wenn Frau Magdalene sich zu ihrer Harfe setzte und mit ihrer sonoren Altstimme seltsame, fremde Lieder sang. Der Gesang der schönen Frau hatte einen fast magischen Reiz für den Jüngling, aber er brachte ihm mehr Aufregung, als er ihm Freude machte. Der Patricier hinderte seinen Sohn durchaus nicht, das Haus des Oheims zu besuchen; er war überzeugt, daß etwa schlimme Lehren des Handelsherrn keinen Einfluß auf dessen Charakter haben könnten, zumal, da Andreas mit der vertrauensvollsten Offenherzigkeit ihm stets erzählte, was er bei seinem Oheim gethan, gesehen und gehört. Was er dort gefühlt, konnte er freilich nicht erzählen, weil ihm selbst das höchst unklar geblieben bislang. Der Patricier sah es im Grunde gern, daß Andreas ein Band war zwischen ihm und Cosmus, denn der Handelsherr war sehr reich, seine Ehe aber kinderlos seit zehn Jahren; dem Patricier mußte, als dem Haupte der Imhofsippe, der Gedanke nahe liegen, das große Vermögen seines Bruders dem Geschlecht der Imhofe zu sichern. Wäre zur Zeit irgend ein anderer Imhof in Nürnberg gewesen, dem sein Bruder Wohlwollen bezeugt hätte, ohne Neid hätte Herr Laurenz in solchem den Erben gesehen; doch war es ihm freilich auch ganz recht, seinen Sohn vorläufig als Erben der Cosmus Imhof'schen Reichthümer zu betrachten.

Lassen wir indessen den Junker Endres, nachdem er Frau Magdalenen eine Weile nachgesehen, ruhig in sein väterliches Haus zurückkehren; folgen wir dieser Frau auf ihrer kleinen Reise nach dem altpatricischen Landsitz Wenigenhausen, den Herr Cosmus Imhof, so wie das Haus in der Stadt, von dem alten Herrn Behaim ererbte, während sein Bruder Laurenz auf Reisen war.

Auf die stürmische Winternacht war einer von jenen nassen, grauen, häßlichen Wintertagen gefolgt, an denen es fein niederrieselt, ein eisiger Wind weht, und die ganze Natur dumm und verdrießlich den Wagehals anzustieren scheint, der sich auf der kothigen Landstraße hinauswagt in die öde Landschaft.

Frau Magdalene ritt auf ihrem starken Roß dahin langsam und im Schritt, denn eine andre Gangart gestattete die schier grundlose

Landstraße nicht; ihre ganze Gestalt war von einem weiten dunkeln Mantel verhüllt, dessen Kapuze, über den Kopf geschlagen, zugleich als Hut dienen mußte. Eine junge Dienerin ritt dicht hinter ihr, zwei Knechte folgten mit einem hochbeladenen Packpferde in respectvoller Entfernung. Die Knechte unterhielten sich zuweilen halblaut, die gebietende Frau aber sprach kein Wort und schien sich erst in den langsamen Schritt des Rosses zu fügen, nachdem sie einige vergebliche Versuche gemacht hatte, das Thier in Trab zu setzen. Der Weg wurde noch schlechter, noch grundloser, als die Reisenden von der großen Heerstraße abbogen und in den Feldweg einlenkten, der nach dem Reichswalde führte, an dessen Saum, zwischen Holz und Wasser, Wenigenhausen gelegen war. Nach einem verdrießlichen und sehr ermüdenden Ritte von mehreren Stunden, die der Frau Magdalene, obwohl sie sich's nicht merken ließ, schier endlos dünkten, tauchten endlich die spitzen Dachthürme von Wenigenhausen am Waldsaum aus dem grauen Dämmer auf. Der Zug setzte sich auch alsbald in eine raschere Bewegung, denn man war auf dem eignen Grund und Boden von Wenigenhausen angekommen, wo Cosmus Imhof für bessern Weg gesorgt hatte.

Der alte Behaim'sche Erbsitz Wenigenhausen sah gar stattlich und, wie fast alle Edelsitze jener Jahrhunderte, beinahe festungsmäßig in's Land. Das Hauptgebäude konnte man ein Muster jener bürgerlich gothischen Baukunst nennen, deren Hauptkennzeichen das Aufwärtsstrebende ist. Die Grundlage des edeln Gebäudes war fast quadratförmig und nicht sehr umfangreich, es war durch keine Seitenflügel, durch keinen Anbau verunziert, aber der aufstrebende Charakter der Bauart wurde noch schärfer hervorgehoben durch die steilen Dächer, die Spitzgiebel und die Dachthürmchen, die stattlich mit Wetterfahnen geziert waren, welche, einst eine besondere Auszeichnung für diejenigen, welche eine Fahne erobert hatten, noch immer zu den Attributen eines Herrenhauses gehörten. Die Treppe, welche in die verschiedenen Stockwerke des ganz von Steinen aufgemauerten Gebäudes führte, befand sich in einem besonderen Treppenhause. Erker, sonst so häufig an den vornehmen Stadthäusern der Nürnberger Patricier, fanden sich in Wenigenhausen nicht, sie würden für die Vertheidigung störend gewesen sein; dagegen war der ganze Landsitz von einem bedeutenden Weiher umgeben, dessen Wellen eine zwar nicht sehr hohe, aber doch sehr starke, crenelirte Mauer bespülten, welche durch mehrere Wächterhäuser, die indessen für gewöhnlich auch zu Wirthschaftszwecken dienten, noch stärker gemacht worden, und einen Garten, so wie den Hofraum und die Wirthschafts-Gebäude einschloß. Da, wo dieser feste Landsitz durch eine hölzerne Brücke mit der Landstraße in Verbindung gesetzt war, lagen die niederen Hütten der Guts-Unterthanen des Patriciers, die nicht verfehlt hatten, sich ziemlich vollzählig und sehr neugierig einzufinden, als Frau Magdalene Imhof mit ihrem Gefolge dem Burgsitz näher kam.

Langsam ritt Frau Magdalene über die Bohlenbrücke, die nur zu zwei Drittheilen festlag, während das letzte Drittheil an der Mauer aufgezogen werden konnte und eine Zugbrücke für sich bildete. Zwei Wächterhäuser rechts und links deckten übrigens im Fall eines Angriffs mit ihrem Feuer das Thor und die Zugbrücke vollständig. Jetzt war die Zugbrücke niedergelassen, die Herrin ritt ein und erwiederte mit leiser Neigung des Hauptes den Gruß des Thorwärters, eines alten, verwegen aussehenden Kerls, der verdrießlich vor sich brummte: „Wie hoch sie auch auf der Mähre sitzen mag, weiß ich doch die Zeit, da sie bei schlimmerem Wetter, als heute, den Schmutz der Landstraße mit ihren nackten Beinen messen mußte. Hoh! hoh! Hochmuth kommt vor dem Fall!"

Unter den entlaubten Lindenbäumen hin ritt Frau Magdalene auf das Hauptgebäude zu. An der Thür, über welcher das Behaim'sche Wappen, der weiß und roth gespaltene Schild mit dem schwarzen Bach darin, so wie die weiße Eule mit der goldenen Krone um den Hals in Stein gehauen und mit hellen Farben bemalt, prangte, empfing der Hausmeister die Gebieterin und hielt ihr beim Absteigen den Bügel.

Frau Magdalene war schon oft in Wenigenhausen gewesen, jedoch meist im Sommer, sie kannte die Leute und das Haus, erwiederte freundlich gleichgültig die Grüße der Ersteren und betrat das Andere ohne Neugier, aber mit der Behaglichkeit, die Jeder empfindet, der an einem häßlichen Wintertage von einer schmutzigen Landstraße in eine Wohnung tritt, wo er die gewohnten Bequemlichkeiten zu finden überzeugt ist. Der Hausmeister ging voran, die junge Dienerin folgte; so stieg Frau Magdalene die Treppe hinauf, denn in dem kellerartig gewölbten Erdgeschoß des Burgsitzes waren keine Wohnungen, die Räume desselben dienten zur Aufbewahrung von allerlei Geräthen, auch flüchteten in Zeiten der Noth hierher wohl die Bewohner des platten Landes den besten Theil ihrer Habe. Ueber diesem Erdgeschoß hatte das Gebäude noch drei Stockwerke; in dem ersten befand sich die Küche, die Vorrathskammern, eine Halle für die Knechte und auch die Schlafstätten für den Theil der Dienerschaft, der nicht in den Nebengebäuden untergebracht war; das zweite Stockwerk enthielt den Bankettsaal, die Hauscapelle und die gemeinschaftlichen Wohnzimmer der Herrschaft; im obersten Stockwerk endlich waren nebst einigen Vorrathskammern auch die Schlafgemächer und besondern Wohnzimmer der einzelnen Familienmitglieder.

Bis zu diesem Stockwerk stieg Frau Magdalene hinauf, obwohl der Hausmeister schon am zweiten Treppenabsatz stehen blieb und bescheiden bemerkte, daß die Räume alle geheizt und daß einige Erquickungen bereit ständen.

„Ist das Zimmer erwärmt," fragte die Herrin des Hauses dagegen ohne stehen zu bleiben, „welches ich bei meiner letzten Anwesenheit bewohnte?"

„So ist es, gestrenge Frau," entgegnete der Hausmeister, indem er rasch voraneilte und eine Thür öffnete, „ich hoffe, mir einen Dank verdient zu haben."

Der gehoffte Dank wurde dem Dienstfertigen in der That zu Theil, Frau Magdalene reichte ihm die Hand, die er demüthig küßte, aber er verdiente auch den Dank, denn das Gemach war nicht nur behaglich erwärmt und von starken Wohlgerüchen, wie sie jene Zeit liebte, durchhaucht, sondern bot überhaupt einen außerordentlich heimlichen und anmuthigen Anblick. Die mehr lange als breite Stube lief in einem der Dachthürmchen aus, und das letzte Licht des scheidenden Wintertages ließ sehen, daß eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt auf die Einrichtung verwendet worden. Es war Alles, was in dem Gemach war nicht nur reich und bequem zugleich, sondern auch geschmackvoll geordnet, und mehrere Bilder waren so aufgehängt, daß sie am Tage gerade das rechte Licht empfingen, wenn man sie auch in dieser Zeit der Halbdämmerung nicht eben klar zu erkennen vermochte.

„Woher diese Bilder?" fragte Frau Magdalene, indem sie sich in einen Stuhl niederließ, in dessen Kissen sie fast verschwand.

„Sie hingen im ganzen Hause zerstreut, gestrenge Frau," entgegnete der Hausmeister, „ich habe sie hierher ins rechte Licht gebracht, es ist manches gute Stück dabei!"

„Laß mir einen Becher Würzwein mit dem Lichte heraufbringen, Jan Adrianson!" befahl die Herrin und fuhr, als der Hausmeister das Gemach verlassen hatte, zu ihrer Dienerin, die ihr schweigend gefolgt war, gewendet fort: „Nun, wie scheint es Dir in meinem verzauberten Schlößlein, kleine Dirne?"

„Es ist überall gut, wo Ihr seid, Frau!" antwortete diese, bevorzugte Dienerin, welche man damals eine Gürtelmagd nannte, und kniete vor Magdalenen nieder, um ihr die plumpen Haibstiefeln auszuziehen, welche damals von den Frauen getragen wurden, wenn sie zu Pferd reis'ten.

Eine Hausdienerin kam, ließ die schweren Holzschuhe, deren Geklapper sie schon von Weitem angekündigt hatte, an der Thür stehn und schlich mit bloßen Füßen raschelnd über die dicke Schilfmatte, mit welcher der Fußboden der Stube belegt war; sie stellte schweigend einen eisernen Armleuchter mit drei Kerzen auf den Tisch, so wie die Silberplatte, auf welcher der Becher mit lieblich duftendem Würzwein stand, schloß dann die Fensterläden und ging eben so stumm wieder hinaus, wie sie gekommen.

„Gieb mir zu trinken, Marianna!" gebot die Frau, als die Dienerin ihre Füße von dem plumpen Schuhwerk befreit und dieselben in weiche, warme Pelzschuhe gekleidet hatte.

Die Dienerin erhebt sich und holt den Becher, der volle Strahl der Kerzen fällt in ihr noch ganz jugendliches Antlitz, das vorher nie-

bergebückt und im Schatten gewesen; es war das ein gar eigenthümlich reizvolles Antlitz, und einem scharfen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß die so jugendliche Dienerin eine gar nicht zu läugnende Aehnlichkeit mit ihrer Herrin hatte. Sie hatte dieselbe zwar niedrige aber sonst wohlgeformte Stirn, dieselbe steile und feine Nase, sie hatte auch dieselben üppig-schwellenden Lippen und denselben reizenden, halb herausfordernden, halb schmachtenden Zug um den Mund, nur die klugen, scharfblitzenden, dunklen Augen ihrer Herrin hatte die junge Gürtelmagd nicht, ihre Augen waren taubensanft und vergißmeinnichtblau, auch war ihre kleine schlanke überzierliche Figur weit entfernt von der stattlichen Fülle und dem hohen Wuchs der Gebieterin. Die Aehnlichkeit, welche zwischen beiden bestand, war der Art, daß sie erst hervortrat, ja eigentlich erst bemerkbar wurde, wenn man Beide neben einander sah, während in den meisten Fällen die Verschiedenheit stärker hervorzutreten pflegt, wenn man zwei Personen neben einander sieht, die man sonst ähnlich findet.

Frau Magdalene schlürfte behaglich den duftenden Trank mit jenen kleinen Schlucken, welche die Kennerin verriethen, aber sie reichte auch der Dienerin den Becher und sprach: „Trinke Du auch, Marianna, denn Du mußt durchkältet sein gleich mir!"

Die Gürtelmagd nahm einen kleinen Schluck, das starke Getränk zwang sie zu husten, die Herrin lachte darüber, nöthigte sie aber, noch etwas zu trinken, bevor sie den Becher zurücknahm.

Der Hausmeister brachte jetzt das Reisegepäck, namentlich das Futteral mit der Harfe, ohne welche Frau Magdalene nie reiste, Marianna ordnete die Sachen mit jener stillen aber raschen Thätigkeit, die guterzogenen, weiblichen Dienerinnen eigen ist. Die Gebieterin sah den geräuschlosen, anmuthigen Bewegungen der Dienerin aufmerksam zu, ohne ihre bequeme Stellung zu ändern, oder den Becher aus der Hand zu geben. Als Marianna ihre Geschäfte beendet hatte, trug sie eine niedrige Polsterbank neben den Stuhl der Gebieterin und setzte sich schweigend nieder. Frau Magdalene legte ihre Linke liebkosend auf den Kopf der jungen Dirne, und tiefe Stille herrschte in dem Thurmgemach. Draußen aber hatte sich der Wind zur Nacht stärker aufgemacht, er pfiff scharf um die steilen Ecken des Herrensitzes, schüttelte die letzten falben Blätter von den Linden im Hof, ließ die Wetterfahnen sich schrillend drehen, und die bewegten Wogen des Weihers schlugen mit eintönigem Klatschen an die bastionirten Ufermauern.

Träumerisch vor sich hinblickend hatten die Beiden eine ganze Weile so gesessen, da richtete sich Frau Magdalene endlich langsam in die Höhe aus ihrer bequemen Lage und sprach: „Nimm die Harfe, kleine Dirne, und sing mir ein Lied!"

Marianna gehorchte augenblicklich, sie nahm die kleine Harfe, die köstlich mit Elfenbein und Gold eingelegt war, sie versuchte einige leise

Griffe, aber als die Saiten klangen, rein und voll, deutete sie präludirend eine Melodie an und schaute fragend auf zu ihrer Gebieterin, diese lächelte zustimmend, darauf erhub Marianna ihre Stimme, die klang gar süß und rein, und sang mit großer Sicherheit, sich mit der Harfe begleitend:

Ach! so zu lieben ist eine Pein,
Liebst Du mich, sag mir: ja oder nein!
Ach! was erlitt ich, seit ich Dich sah!
Sag' mir doch endlich, nein oder ja!
Hoffe kein Wörtchen, groß oder klein;
Eh' Du mir sagest: ja oder nein!
Wochen vergingen, Monde beinah,
Und noch nicht hör' ich, nein nicht, nicht ja!
Alle mein Sehnen, still wird es sein,
Hör' ich ein ernstes ja oder nein!
Lieben wird Sterben, Sterben, ja, ja,
Höre ich niemals: Nein oder ja!

Die Worte dieses Liedes waren nicht deutsch, sondern sie waren vlaemisch, wurden aber mit einer solchen Grazie vorgetragen, daß sie jeden Hörer fesseln mußten; Frau Magdalene lauschte auch anfänglich mit großer Theilnahme, sich sichtlich an dem Gesang erfreuend, gegen das Ende aber wurde sie plötzlich unaufmerksam, ihre Augen waren zufällig auf ein Bild gefallen, was ihr gegenüber an der Wand hing, sie hatte den Gesang über das Bild vergessen.

Das Bild war das Portrait eines jungen Mannes in ritterlichem Panzer, kurz geschnittenem Haar, aber dichtem Bart, eine flache Mütze auf dem Haupt. Das ganze Gemälde verrieth in der mangelhaften, in Bezug auf die Farben beinahe rohen Ausführung die niedrige Stufe, auf der sich der Maler und vielleicht die Kunst selbst befunden, war aber in der Auffassung der Gesichtszüge so scharf und so charakteristisch, daß es von nicht gemeinem Werthe sein mochte.

Beinahe ängstlich ruhte Magdalenen's Blick auf dem Bilde, hastig fuhr die Frau plötzlich auf von dem Stuhl, ergriff den Armleuchter, trat an das Gemälde und ließ das volle Licht der Kerzen darauf fallen. Die bange Aufregung, die sich plötzlich in dem Wesen der Frau zeigte, erklärte sich leicht, denn das Bild an der Wand hatte eine schlagende Aehnlichkeit mit der Frau, welche mit der Leuchte in der Hand davor stand und beinahe entsetzt darauf hinstarrte. Unwillkürlich hatte sich Marianna ebenfalls erhoben, als ihre Herrin aufstand, sie stand neben ihr vor dem Bilde, und auch ihre Ueberraschung war sichtlich, war doch die Aehnlichkeit ganz unverkennbar.

„Wem sieht dies Bild ähnlich, Marianna?“ fragte Magdalene hastig und herrisch zugleich.

„Der Mann sieht Euch ähnlich, gestrenge Frau, wie ein Bruder seiner Schwester ähnlich sieht!“ antwortete die Gürtelmagd in ihrer ruhigen Weise.

„Oder wie ein Vater seiner Tochter!“ murmelte die Frau, mit scharf funkelndem Auge das Gesicht der Dirne und das Conterfey des

jungen Mannes zugleich messend; sie hatte Recht, das Portrait sah ihr sehr ähnlich, aber es sah der Marianna noch ähnlicher, denn es hatte auch die Blauaugen und Blondhaar wie die junge Dirne. Höher hob Frau Magdalene den Leuchter, die Unterschrift des Bildes, die sie jetzt erst bemerkte, zu entziffern. Sie las leise: „1468, Adam Martin Behaim von Schwarzbach; alt 29 Jahre."

Langsam trat Frau Magdalene von dem Bilde zurück, sie setzte den Armleuchter wieder auf den Tisch, kreuzte die Arme und sprach sinnend vor sich hin: „Das Bild ist also gemalt worden, lange bevor ich geboren wurde, den Behaimen hat dieses Haus einst zugehört, Herr Cosmus hat es von einem Behaim geerbt!" —

„Geh, kleine Dirne, rufe mir den Hausmeister," befahl sie, sich plötzlich zusammennehmend, nachdem sie eine ziemliche Weile vor sich hin gesehen! Als Marianna aber das Gemach verlassen, da zog sie hastig einen Ring aus dem Busen, den sie an einer Schnur um den Hals trug. Sie hielt das Kleinod gegen das Licht, daß die auffallend großen und schönen Rubinen mächtig blitzten, und rief triumphirend, während ihr Antlitz strahlte: „Jetzt kann ich die räthselhaft verschlungenen Buchstaben lesen, ja, sie lauten A. M. und B. S., Adam Martin Behaim von Schwarzbach — kein Zweifel, ich bin in meines Vaters Hause!"

Ein mächtiger Windstoß kam in diesem Augenblick von dem Reichswald herübergebraust und stieß schütternd an das Haus, höher auf rauschten die Wasser, hell auf aber jubelte Frau Magdalene und rief mit lauter Stimme: „Sturm und Wogen grüßen das Kind, das seines Vaters Haus gefunden hat!"

Joseph von Eichendorff.

II.

(Schluß.)

Unserem E. ist es, wie wenigen süddeutschen Poeten, gelungen, den Zauber der „Waldeinsamkeit" uns vor die Seele zu führen; er ist der Vertraute des Waldes, um den das grüne Zelt seine Bogen schlägt, „ihm in Lust und Wehe ein andächtiger Aufenthalt." Seine Lieder aus frischer Brust bringen so innige Grüße, und auf dem

„Flügelpferd mit Silberschellen,
Das heitere Gesellen

emporhebt über Haidekraut und Klüfte", entführt er uns, daß wir im Fluge belauschen können

„Des trunk'nen Liebergottes rüst'ge Söhne,
Wenn alle Höh'n und Thäler blüh'n und rauschen"

und im Morgenbad des Lebens ew'ge Schöne erschauen mögen, die in dem Glanz erschrocken uns glühend aus den dunklen Locken anblickt.

Herrlich versteht es unser Sänger, „was störrig, dumpf und wild" mit Klängen zu zwingen und die Welt sich in Gesängen göttlich mild abspiegeln zu lassen; in so köstliche Sommernächte führt er uns ein mit ihrem magischen Sternenglanze, ihrem Duft, ihrem Waldhornklang, daß uns das Herz im Leibe entbrennt und der heiße Wunsch entlockt wird:

„Ach, wer doch mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht."

Die Dichtung „Sehnsucht", der diese Verse entnommen, ist ungemein charakteristisch für unsern Romantiker, da sie fast Alles vereinigt, was zur Charakteristik seiner Lieder gehört. Wer giebt uns außerdem so prächtige Lehren mit auf den Weg, wenn der Lenz uns zur lustigen Wanderschaft verlockt, als er in seinen schönen melodischen Strophen:

„Herz, in deinen sonnenhellen
Tagen halt' nicht karg zurück;
Allwärts fröhliche Gesellen
Trifft der Frohe und sein Glück.
Sinkt dein Stern, alleine wandern
Magst du bis an's End' der Welt.
Baue nur auf keinen Andern,
Als auf Gott, der Treue hält!"

Wer hat so hinreißend schön und kernig die ächt jugendliche, magisch verlockende, unbezwingliche Reiselust besungen, als er in seinen echt gemüthlichen, musikalischen Strophen:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Thal und Wald und Feld" u. s. w.

Zugegeben, daß das Gemüth nicht unbedingt an diese lyrischen Requisite gebunden, an Nachtigallenschlag, träumerische Mondesstrahlen, verschlafene Mädchen und Frauen, Post- und Waldhornklang, Elfentänze, Lerchensang und Waldesrauschen, an Sänger ferner, die mit der Mandoline umherziehen, uns Italia's Pracht und verlockende Schöne schildern, aber über der Fey, die auf blauem Meere singt und deren Klängen Myrten trunken lauschen, nicht die deutsche Waldesherrlichkeit vergessen — mag es auch sein, daß es dem Gemüthe oft durch fertige Schablonen, bestimmten Theaterstoff zu bequem gemacht wird, doch bei unserm Dichter ist wirkliches Gemüth, tiefe, innerliche, nicht künstlich construirte und gemachte Empfindung. Der Dichter des „sterndurchwebten düstern," der heimlich stillen „kühlen Gründe" hat es fromm und erfolgreich gewagt, „durch das Treiben dumpf und wild In der festen Brust zu tragen Heil'ger Schönheit hohes Bild." Seine Motive sind aus dem Leben gegriffen, er hat sie warm und größtentheils wenigstens mit individueller Lebendigkeit empfunden und wiedergegeben. Wenn die hervorragendsten Lyriker der romantischen Schule, ein Achim v. Arnim, Clemens Brentano, Ludwig Tieck, größtentheils Freunde und Geistesverwandte unsers Dichters, es sich zur Aufgabe machten, volksthümlichen Klang und Reiz des Liedes zu erreichen, so dürfen wir wohl mit Recht, um so mehr als gediegene und strenge Kritiker derselben Ansicht sind, dasselbe von

Eichendorffs Dichtungen rühmen, von denen ein nicht geringer Theil einen integrirenden Bestandtheil seiner Novellen und Romane bildet. So lange noch die Mondesdämmerung mit unnennbarem, geheimnißvollem Reize das verklärt, was sie uns verhüllt, die Nachtigall im Lenze schwermüthige Weisen süß klagend singt, Wanderlust und Waldeinsamkeit uns mit zauberischer Gewalt verlocken; so lange noch irgend ein Busen von Sehnsucht gepreßt, die Jungfrau von dem entfernten Geliebten in sein Jenseits hinüber gezogen wird, Liebesleid und Lust sich tausendfältig wiederholt und erneut; so lange die Menschheit sich nach dem Tage des Edlen und Freien sehnt, daß er endlich erscheine und alle Mühsal der Unterdrückten ende, alle Macht gottvergeßner sich tyrannisch überhebender Usurpatoren in den Staub werfe, die eigne wie fremde Nationalitäten knechten, ihre Tempel schänden, ihren Geist vergiften; so lange noch die „mondbeglänzte Zaubernacht" uns gefangen hält: so lange steht der schöne Tempel des romantischen Jenseits, zu dem die Welt ihren verlangenden, sehnsüchtigen Blick erhebt, und sein würdiger Priester ist Joseph v. Eichendorff. Er ist der Poet, dem vielleicht am vortrefflichsten unter allen Romantikern die romantische Unterwerfung, die Vergeistigung der Außenwelt, der seit den reizerfüllten Tagen der alten Hellenen geistlosen und entgötterten Natur gelingt, er ist der poetische Landschaftsmaler, welcher der Natur seine Empfindung und Gemüthsbewegung leiht, die eigne Stimmung in sie hineinlegt und in ihr wiederfindet und drum ein ganz andres, viel innigeres Verständniß und Interesse als andre Dichter für sie zu erwecken versteht. In wundersam inniger Beziehung stehn bei ihm Natur und Gemüth. Am heitersten und glücklichsten ist er drum, wie einer seiner Beurtheiler mit richtigem Tacte hervorhebt, wenn seine Lieder voll bunten Farbenzaubers und oft kecker, doch gesunder Sinnlichkeit*) den schönen Müßiggang, das dolce far niente des poetischen Gemüthes verklären, die unbefangne Hingabe an den Naturgenuß predigen, das uralte, urgemüthliche Wandern durch duftigen Wald, über grüne Bergeshalden mit der Perspective in die magisch beleuchtete Ferne illustriren. Vortrefflich gelingt ihm wie der verschlafene Morgen, so die gewitterschwüle Nacht, die alle Schauer in der Brust aufregt und die Goethe's Tröstelnsamkeit und der Lieblingstrabant der Romantik — der Mond beleuchtet. Mit Recht sagt drum R. Gottschall von Eichendorff, daß ihm die Natur nicht bloß der Wiederhall sei, der auf die süßlockenden Worte und Klänge des Herzens Antwort giebt, sie sei ihm eine in den Raum verzauberte Seele, beide würden von einer Stimmung beherrscht. Daß ein Poet von so gesunder Sinnlichkeit auch dem fröhlichen Weinesgenuß sein Recht widerfahren läßt, Feind alles Puritanismus und engherzigen „Aechzens und Krächzens", versteht sich von selbst. Zum Beleg dafür hebe ich aus den

*) Man vergl. das originelle Lied: „Zwischen Bergen, liebe Mutter", comp. von G. Ehrlich.

köstlichen humoristischen vielgesungenen Tafelliedern folgende Strophen heraus.

Viel Essen macht viel breiter
Und hilft zum Himmel nicht.
Es kracht die Himmelsleiter
Kommt so ein schwerer Wicht.
Das Trinken ist gescheidter,
Das schmeckt schon nach Idee;
Da braucht man keine Leiter,
Das geht gleich in die Höh'! — —
Ja Trinken frisch und Singen,
Das hebt aus allem Weh,
Das sind zwei gute Schwingen,
Gemeine Welt, ade!
Du Erd' mit Deinem Plunder,
Ihr Fische in der See —
S' geht Alles, Alles unter,
Wir aber in die Höh'. —

In den Romanzen und Balladen unsers Dichters, die oft in der Form des schlichten, aber tief ergreifenden Liedes erscheinen, hat E. Liebliches und Schauriges fesselnd mit einander zu verbinden gewußt und oft Vortreffliches geboten. Vergeblich warnt Engelgesang seinen „Schatzgräber". Von Golddurst verblendet überhört er die göttliche Stimme. Steine und Trümmer stürzen über den Narren herab; der Engelgesang verhallt wehmüthig in der Luft. Mit Wehmuth und Mitgefühl erfüllt uns sein „trauriger Jäger", der nach dem Verluste der schönen Müllerin so irre Weisen dem Waldhorn entlockt und nach dieser Stunde nimmer gesehen wurde. Noch ergreifender ist sein herrliches Lied vom Mühlenrad im kühlen Grunde. Mit Recht lebt das „zerbrochene Ringlein" im Munde des Volkes fort und wird sobald nicht verhallen. Eine unendliche Tiefe der Empfindung spricht sich mit edler Einfachheit und magischer Kraft darin aus. Welch tiefen Blick werfen wir in das Herz des verzweifelten Liebenden, dem der Treubruch seines Schatzes alle Lebensfreude geraubt, wie ächt, wahr und ungeschminkt ist sein Schmerz geschildert, wie ergreifend sind diese einfachen Naturlaute!

Bald will er als Spielmann die Welt durchziehn, um seine Weisen von Haus zu Haus zu singen und Andre fröhlich zu stimmen, während sein eignes Herz blutet, bald will er als Reiter in die wilde Schlacht fliegen und beim Lagerfeuer seinen Schmerz zu vergessen suchen — vergebens! Er vermag sich nicht zu betäuben! Sobald er das Mühlrad rauschen hört, erkennt er, wie trostlos Alles, erkennt, wie nur die Grabesruhe ihm die verlorne, unwiederbringlich verlorne Herzensruhe wiederzugeben im Stande ist.

„Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will.
Am liebsten möcht' ich sterben,
Da wär's auf einmal still."

Originelle und innig empfundene Seitenstücke zu dieser Romanze bringen uns „der Schnee" (trefflich von Gotthardt Wöhler in Pesth componirt) und die „schöne Braut", die den schönen Falschen nicht

vergessen kann, der sie treulos verließ, und in deren betrogenem Herzen seitdem der Frühling nie mehr aufgeht. Den Eltern zu Liebe läßt sie sich vom Ungeliebten zum Altar führen und vermag es noch, den Tod im Herzen, fröhlich zu erscheinen. Hochbeglückt sind Vater und Mutter, hell scheint die Sonne wie einst; vor dem Jauchzen der Menge nimmt Niemand wahr, wie die Braut still weint, die prophetisch ihr Ende nahe weiß und das Ruheplätzchen bezeichnet, wohin man sie bringen soll. Mit edler, rührender Einfachheit klagt sie im Schlußverse:

„Dort haben sie mich hingetragen,
Bedeckten mir mit Stein den Mund —
Nun kann ich Dir nicht einmal sagen,
Wie ich Dich liebt' aus Herzensgrund."

An die in unsern Tagen so vielfach behandelte Tannhäuser-Sage klingt „der Gefangene" an, den die schöne Fey einschläfert, mit süßem Kusse erweckt, ihn mit glühender Liebe fesselt und im krystallenen Schlosse festhält, das der zum Strom gewordene Bach umfließt.

„Auf diesem Strome gingen
Viel Schiffe wohl vorbei.
Es konnt' ihn Keines bringen
Aus böser Zauberei."

Eine Entführungsgeschichte schildert uns anmuthig die Romanze: „Der Bräutigam". Als die zagende Braut den Geliebten, der mit ihr auf schnaubendem Rosse durch die Einsamkeit jagt, fragt: Wohin? — da antwortet er:

„Leis rauscht der Wald, frag' nimmer,
Wo Lieb' zu Ende geht."

Wildschauerlich ist der „Reitersmann". Erschütternd, doch wohl auch mit zu grellen Farben ausgemalt, ist der tragische Tod der schönen Ungetreuen, die, als der Liebste fern war, der arglistige Verführer „so lieblich aus der Liebe log." Auch das „kalte Liebchen" gehört dem Gebiete einer unklaren, dämonischen, gespenstischen Romantik an, die uns nicht zu befriedigen und zu fesseln vermag.

Dasselbe gilt von der „verlornen Braut". Wild phantastisch ferner und darum weniger anziehend und erfreulich sind „die falsche Schwester, die Zauberin im Walde, der Kühne, die Nonne und der Ritter", originell und ergötzlich dagegen die täppischen „Riesen", welche nach der wunderschönen Schloßherrin trachten. Geschickt erfunden und durchgeführt ist die „Brautfahrt", welche sich durch edle, anmuthige Sprache auszeichnet. Der dämonischen Sphäre gehört auch der „Wartthurm" an. Ergreifend ist das Geschick des alten Königs, welcher den Entführer seiner Tochter mit dieser verwünscht. Seinen Fluch erfüllt das Meer, das beide verschlingt. Drum muß nun der alte, eiserne König allnächtlich vom Thurm nach seinem Kinde schauen, das im verzauberten Schiffe vorüberfährt. — Naiv und humoristisch ist der Dialog zwischen dem „verliebten Jäger" und der neckischen, spröden Jägerin, die mit den heitern Worten schließt: „Zum Wald sprengt Hirschlein frei

und wild und lacht verliebte Narren aus." Die „Vesper" singt uns ein wehmüthig inniges Lied von dem dahingeschiednen Lieb' und der alten schönen Zeit. In den melodischen Strophen des „stillen Grunds" rettet Morgenglockenschall vor dem wunderbar verlockenden Sang der Nixe:

„Und hätt' ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund,
Wär' nimmermehr gekommen
Aus diesem stillen Grund."

Dasselbe Thema variirt das von G. Wöhler gelungen componirte „Waldgespräch". Wir begegnen der durch Clemens Brentano — so groß ist echte Dichtermacht — durch die Dichtung erst im Anfang des Jahrhunderts ins Leben gerufenen und doch schon volksthümlichen Loreley, der reizenden, verführerischen Nixe, der auch H. Heine's überall gesungenes, treffliches Volkslied huldigt und ein Monument auf dem Lurleyfels eingetragen hat oder doch eintragen wird. Vergleichen wir nun E.'s liedartige Romanze mit den Arbeiten seiner Vorgänger und Mitstrebenden, müssen wir doch, zur Steuer der Wahrheit, trotz aller Anerkennung, versichern, daß er beiden bedeutend nachsteht. Mehr Lied als Romanze ist die Dichtung: „Das Mädchen" mit seinem reizenden Schlusse:

„Wie ein Vöglein hell und reine
Ziehet draußen muntre Lieb',
Lockt hinaus zum Sonnenscheine,
Ach, wer da zu Hause blieb."

Einer etwas krausen und wunderlichen Romantik begegnen wir im „Kämpen", sowie dem sonst originellen „Waldmädchen". Zu phantastisch ist der „Unbekannte" mit seiner reizenden Schilderung Italiens, aus der ich einige melodische Verse hervorheben will:

Und wie sich kühler nun die Schatten breiten,
Vom Berg Vesuv, der über Trümmern raucht,
Vom blauen Meer, wo Schwäne singend gleiten,
Krystallene Inseln, blühend draus getaucht,
Und Glocken, die im Meeresgrunde schlagen,
Wußt wunderbar der schöne Gast zu sagen.

Haben wir so, unparteiisch und in gedrängter Kürze, eine Anzahl Romanzen besprochen, die bei vielen unverkennbaren Schönheiten doch keinen unverkümmerten Genuß gewährten, so macht es uns Freude, den theilnehmenden Leser auf eine Dichtung aufmerksam zu machen, in der sich Form und Inhalt decken, in der eine plastische Rundung und Vollendung sich findet, die sich stolz mit den besten Arbeiten ähnlicher Art messen kann. In der „stillen Gemeinde" führt uns unser Romantiker ein bewegtes, interessantes Revolutionsgemälde mit düstrem Colorit vor.

Schauplatz ist die Bretagne, Helden sind Royalisten. Wüstem Jacobinismus und Sansculottismus, revolutionärer Tyrannei gegenüber, die mit grausamer politischer wie religiöser Intoleranz die Gegner zu vernichten strebt, erscheinen sie in vollster Berechtigung, da sie das unveräußerliche Recht des H[illegible] Wie politischer Fanatismus

alle Herzensbande zerreißt, alle Pietät untergräbt, ja mordet, wird uns hier mit Schrecken klar. Vater und Sohn stehen als Führer auf beiden Seiten der sich einander auf den Tod bekämpfenden Parteien.

Letzter hat mit grausiger Lust das eigene Stammschloß, draus er den Vater vertrieb, angezündet; seine Flammen leuchteten ihm als Freudenfeuer der Freiheit. Als das Schloß in Trümmer zerfiel, hat der Alte, Thron und Altar mit heißer Inbrunst zugethan, sich gewandt und ist Geistlicher geworden, — Pfaffe, wie der entartete Sohn es nennt, um seinen Getreuen die Tröstungen der Kirche als geweihtes Mitglied derselben rein und unverfälscht zu bringen. Bei Sternenlicht und Kerzenschein liest er die Messe in seinem Boote, um das sich die andächtigen Genossen in ihren kleinen Fischerkähnen geschaart haben. Der unlängst schwerverwundete Sohn, der wilde Hauptmann der wilden Schaaren, deren Pferde „alle Blumen bunt von den Grabeshügeln fressen", die „Feldflasche und Säbel" an Kreuzen und Monumenten aufhängen, statt des „Kyrie" die „Marseillaise" singen, ist fanatischer Feind jeder Religion. Geschworen hat er, alle Kreuze auszurotten, alle Kirchen zu zerstören:

„Es sollen keine Glocken geh'n, Die Nächte zu verstören,
Kein Kreuz soll mehr auf Erden steh'n, Um Narren zu bethören.
Und dieses Kirchlein hier bewacht, Sie sollen nicht Messe singen,
Wir reißen's nieder über Nacht, Licht sei, wohin wir dringen."

Im Fiebertraume umherspähend und keine Ruhe findend, sieht er die Fischerbarken lautlos durch's Meer gleiten, und als der Priester zwischen die Fackeln tritt, erkennt er im greisen Mann den Vater. Da geht ein Schauer durch sein Gebein.

Der Wind schweigt, das Meer rauscht so wunderbar, auf den Knieen liegt ringsher die „stille Gemeine" im Kreise. Der Hauptmann schauert im Herzensgrund — sein besseres Selbst erwacht:

Da taumelt er und sank in's Gras,
Betend im stillen Grunde.
Und wie Felsenquellen im Frühling brach
Sein Herzblut aus alter Wunde.

Als die wilden, wüsten Genossen zum Strande kommen, finden sie den Todten.

Voll Grau'n sie sprengten fort durch's Land,
Als jagt sie der Tod in den Winden.

Sie stürzen sich in den Krieg, verwehn und zerstieben. Das Kirchlein aber der Gläubigen, dem Untergang geschworen, steht noch heut unversehrt unter den alten Linden. — Chamisso wie Prutz haben beide denselben Stoff behandelt, doch obschon Jeder von ihnen Anerkennungswerthes geleistet, was wir gerne zugeben, übertrifft doch Eichendorff's Romanze beider begabten Poeten Productionen durch Frische, Gefühlstiefe und Objectivität. Nach dieser tief ergreifenden Romanze wenden wir uns dem „letzten Gruße" zu, einer Dichtung, in welcher Eichendorff wie im „zerbrochnen Ringlein" glücklich den Volkston ge-

troffen hat. Wir begegnen einem jugendlichen Verliebten, den Schlachten und Siege fern von der Heimath hielten. Endlich nach Jahren heimgekehrt, findet er das alte Haus der Liebsten auf der alten Stelle, sie selbst schaut wie einst zum Fenster heraus, doch inzwischen vermählt ist sie für ihn verloren.

Ihr Kind, das getreue Ebenbild der Mutter, spielt am Wege. Wie er es herzt, küßt und segnet, da erkennt sie zuerst den einst heiß Geliebten nicht; sinnend schüttelt sie lange die Locken. Doch als in der Nacht sein Waldhorn die alten, wohlbekannten süßen Melodieen zu ihrem Ohre trägt, da ahnt sie, wen sie wiedergesehn, wiedergefunden und zugleich auf ewig verloren.

Und als die Vögelein sangen,
Frühmorgens sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr.

In den „zwei Gesellen" schildert uns der Dichter mit wenigen kecken Pinselstrichen ein paar junge wanderlustige Gemüther. Beide so frisch, so keck, so unverdorben und lebenslustig, daß Einem bei ihrem Anblick das Herz im Leibe lacht, streben nach hohen Dingen, die wollten trotz Lust und Schmerz „was Recht's" in der Welt vollbringen. Der Erste verdient Liebe und findet sie, Wohlstand und Herzensglück wird ihm in reicher Fülle zu Theil.

Der wiegte gar bald ein Bübchen
Und schaute aus traulichem Stübchen
Behaglich in's Feld hinaus.

Seinen Genossen verlockt die Sirenenstimme der Welt; zu spät erwacht er, müde und alt, aus dem Taumel sinnlicher Lust mit bittrer Reue.

— — Und wie er auftaucht vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So stille war's rings in der Runde
Und über die Wasser weht's kalt.

Das tiefe, liebenswürdige Gemüth des Dichters, die edle, reine Humanität, die ihn beseelt, spiegelt sich vortrefflich in den Schlußversen:

„Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir;
Und seh' ich so kecke Gesellen,
Die Thränen im Auge mir schwellen.
Ach Gott, führ' uns liebreich zu Dir."

Kalt, weil ohne Handlung und Interesse, läßt uns „Meeresstille"; wild schaurig dagegen und ergreifend ist die Romanze von der „deutschen Jungfrau", in deren Herzen Vaterlandsliebe und Römerhaß über ihre Neigung siegt. Ihre Brüder sind gefallen, blutig roth brennt die Burg, die sie, die Fahne hoch in der Hand, stolz und heldenmüthig vertheidigt. Da erschaut sie ein schöner, verwegener römischer Ritter; von heißer Leidenschaft entbrannt, reitet er keck zur Burg und ruft mit lauter Stimme:

„Jungfrau, komm' in die Arme mein,
Sollst Deines Dieners Herrin sein,

Will bauen Dir einen Pallast schön,
In prächt'gen Kleidern sollst Du geh'n.
Es thun Deine Augen mir Gewalt, —
Kann nicht mehr fort aus diesem Wald;
Aus wilder Flammen Spiel und Graus
Trag' ich mir meine Braut nach Haus."

Furchtlos steigt er vom Rosse und bringt durch die Flammen zur Schönen. Die Genossen eilen ihm nach und sind ihm zur Hand. Doch

„Das Fräulein stieß die Knecht' hinab,
Den Liebsten auch in's heiße Grab,
Sie selbst dann in die Flammen sprang,
Ueber ihnen die Burg zusammensank." —

Nebelhaft und verschwommen ist, trotz vieler schönen Partieen, die „wunderliche Prinzessin" — der Name ist ominös, da die Composition äußerst wunderlich ist. Mißverstehen wir unsern Dichter nicht, so gilt sie ihm als Repräsentantin der Romantik. Viel klarer, anschaulicher, poetischer hat Meister Uhland ein ähnliches Motiv in seiner schönen Dichtung behandelt, die mit den Worten beginnt: „Ihr habt gehört die Kunde vom Fräulein" rc. Der „zauberische Spielmann" ist dagegen bei manchen metrischen Härten doch reich an poetischen Schönheiten. Er schildert die dämonisch verlockende Gewalt des Gesanges, die außer Schiller und Goethe auch Heine so vortrefflich in seiner dem Dänischen nachgebildeten Romanze vom „Herrn Peter und Bender" dichterisch zu verklären wußte. Unter blühenden Mandelbäumen lauscht auf hohem Schlosse das Fräulein den wunderbaren, süß berauschenden Liebesweisen des fremden, unbekannten Sängers, die ihr Herz zu heißer Gluth entflammen. Nicht länger vermag sie dem Zuge ihres Herzens zu widerstreben, verläßt das Schloß und folgt dem Zauberstrome nach, um nie zurückzukehren. Reizend ist der Schluß:

„Und der Sänger seit der Stunde
Nicht mehr weiter singen will,
Rings im heimlich kühlen Grunde
War's vor Liebe selig still."

„Der armen Schönheit Lebenslauf" ist bei manchen Schönheiten doch zu wild phantastisch und unklar, als daß wir uns dafür begeistern könnten.

Auch an der „Hochzeitsnacht" vermögen wir aus demselben Grunde kein Behagen zu finden, einer Romanze, die uns schildert, wie die schöne Falsche zur Strafe ihrer Untreue einen schauerlichen Tod stirbt.

Gehen wir nun zu Eichendorff's geistlichen Liedern über, so verdienen viele derselben ein ungetheiltes Lob, da sie uns nicht bloß ein von echt christlichem Geiste durchdrungenes, kindlich reines Dichtergemüth spiegeln, sondern auch in einfach schöner melodischer Form eine wahre und echte Frömmigkeit athmen, andächtig gedichtet sind und wahre Andacht erzeugen. Wer vermöchte sein „Morgengebet" zu lesen, ohne auf's Tiefste von dem liebenswürdigen Dichter gerührt zu werden, der mit den einfachsten Mitteln das Höchste erreicht, erfüllt von der wahren und hohen Aufgabe aller Poesie:

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durch's stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neugeschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, froh bereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, über'm Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag' mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig' ich vor Dir in Ewigkeit.

Andere dieser geistlichen Dichtungen, z. B. die Marienlieder, das Lied an den heiligen Joseph, seinen Schutzpatron, u. a. tragen eine zu specifisch katholische Färbung, als daß ein protestantisches Gemüth denselben reinen, unverkümmerten Genuß bei ihrer Lectüre empfinden könnte. Dies schließt jedoch nicht die Bewunderung ihrer Zartheit, Reinheit, Innigkeit aus.

Ein anderer Abschnitt der lyrischen Poesieen Eichendorff's, die als „Wanderlieder, Sängerleben, Todtenopfer, Romanzen, geistliche Lieder, Frühling und Liebe u. s. w." von einander gesondert sind, enthält die Zeitlieder, theilweise schon von uns besprochen. Zu bemerken bleibt noch, daß in manchen dieser Dichtungen der Patriotismus nicht voll und stark genug an den Tag tritt, in anderen Geliebte und Freunde, z. B. Fouqué u. A., in oft zu emphatischer Weise besungen und gefeiert werden.

Auch dem „Sängerleben" ist eine besondere Abtheilung seiner Dichtungen zugewiesen, die bei manchem zu Weichen und zu Zerfließenden, nebelhaft Verschwommenen doch oft Vortreffliches bringt, erhabene, würdige Gedanken in edler, zarter Sprache und melodischer Form. So ruft er in seiner „Entgegnung" denen zu, die ihn ermahnen, „antik und teutonisch zu werden, unverdrossen scandiren zu lernen und vor Allem die Possen zu lassen, die man sonst romantisch nannte": pedantisch zu sein, sei doch das Schlimmste von Allem:

Wem der Herr den Kranz gewunden,
Wird nach alledem nicht fragen,
Sondern muß, wie er's befunden,
Auf die eig'ne Weise sagen,
Stets auf's Neu mit freud'gem Schrecken,
Ist sie auch die alte blieben,
Sich die schöne Welt entdecken,
Ewig jung ist, was wir lieben.

Oft durch des Theaters Ritzen
Bricht's mit wunderbarem Lichte,
Wenn der Herr in feur'gen Blitzen
Dichtend schreibt die Weltgeschichte,
Und das ist der Klang der Wehmuth,
Der durch alle Dichtergeister
Schauernd geht, wenn sie in Demuth
Ueber sich erkannt den Meister.

Das ausgezeichnetste Gedicht dieses Abschnitts ist aber wohl „Trost“, in dem sein tiefes Gefühl, sein heiterer Sinn, seine Sprachmelodik culminiren und er es mit siegessicherer, unerschütterlicher Zuversicht ausspricht, daß, so lange der Himmel sein schönes, deutsches Vaterland erhält, die Poesie nie zu Grunde gehen könne, sich ewig neu verjüngen werde:

— — so lange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Thun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde, da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Thoren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde Fechter
Sinken im muthigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Und somit wollen wir denn, indem wir uns eine eingehende Besprechung und Würdigung der Eichendorff'schen Novellen, Romane, Dramen, epischen Dichtungen und literarhistorischen Arbeiten für die Zukunft vorbehalten, Abschied von unserm liebenswürdigen Dichter nehmen, der mit einer Tiefe und Innigkeit des Gefühls, an der unsere Literatur nicht zu reich ist und der man selten in solcher Intensität begegnet wie bei ihm, überaus große Anmuth der Gestaltung verbindet, Reichthum, obwohl nicht vorwiegend Wechsel der Phantasie, einschmeichelnden Wohllaut, Frische und Beweglichkeit, so wie leichten schalkhaften Witz und Humor.*) Wir wollen Abschied nehmen von dem „letzten Ritter der Romantik“, wie man ihn treffend genannt hat, da er, angeregt durch die romantische Schule, deren eigenthümliches Wesen noch treuer bewahrt hat, als Adelbert von Chamisso, die Beide berufen waren, die große Todtenklage der abscheidenden alten Romantik zu singen. Dafür ist auch der melancholische Zug Beleg, der durch Beider Dichtungen als rother Faden geht; kam es Beiden auch nicht zum Bewußtsein, daß sie die alte poetische Zeit zu Grabe trugen, so rühren doch, wie Gervinus richtig sagt, daher diese tausenderlei Variationen der einen traurigen Melodie von der schweren Noth der Zeit, die wir bei Beiden gleichmäßig antreffen. Rühmend müssen wir zugleich anerkennen, daß, als die Krankhaftigkeit der älteren romantischen Schule in Heine, den Rosenkranz treffend „die giftig gewordene Romantik“ nennt, zum höchsten Stadium der Entwickelung gekommen und seine frivolen, aber geistlosen Nachtreter das Uebel noch verschlimmert und mit ihren moralischen Schäden frech coquettirt hatten, in Beiden noch einmal die edlen und reinen Elemente der Schule sich in Glanz und Fülle erhoben, noch ein-

*) Man vergl. die bereits erwähnten Gedichte: „Sonst, Von Engeln und von Bengeln, Hermann's Enkel, die Tafellieder“; ferner: „Der Bürgermeister, die Schärpe, der Geniale, Jäger und Jägerin, Intermezzo (blonder Ritter), Chor der Schmiede, Chor der Schneider, die Zigeunerin, der Polack, der verzweifelte Liebhaber“ u. a. m.

mal eine herrliche Blüthe prangen ließen, um diesen ihre für immer berechtigte Geltung in der deutschen Poesie zu vindiciren.

Nicht dürfen und wollen wir läugnen, daß unserm Poeten die Schwächen der Schule: Nebelhaftigkeit und Verschwommenheit, Einseitigkeit und Zerflossenheit, fern geblieben seien, aber wir behaupten auch aus voller Ueberzeugung, daß er uns für diese Schwächen durch seine liebenswürdige, reine, unvergängliche Kindlichkeit, durch die Süße und Innigkeit seiner Gefühle, durch die Harmlosigkeit seines Humors reichlich entschädigt. Nur Wenige vermögen es, den Reiz der Natur, wie sie ihn auf ein empfängliches Herz ausübt, mit solchem Zauber und Farbenschmelz wiederzugeben, wie diese ihn auszeichnen. Dieser Zauber wird noch gesteigert durch seine ächte, aus seinem reinen Innern hervorspringende, nie sich vorlaut ans Licht drängende, aber stets seine Productionen als freundliche Begleiterin umgaukelnde Nationalität, so daß bei Eichendorff vorwiegend Goethe's Worte zur Anwendung kommen: „Willst den Dichter Du verstehen, mußt in Dichters Lande gehen!" Seine Poesieen sind in gutem Sinne Zeugniß für die Wahrheit, die er in seinem „Romandichter und ihre Gesellen" ausspricht: „Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimathlichen Berge; wo Du auch seist, es findet Dich doch einmal wieder, und wär' es durch's offene Fenster im Traum; keinen Dichter noch ließ seine Heimath los." Seine Dichtungen sind eine trostreiche Bürgschaft mehr für die Unverwüstlichkeit unserer Nationalität, eine Bürgschaft dafür, daß das deutsche Wort und die deutsche Gemüthsherrlichkeit sich noch lange erhalten wird, daß die deutsche Poesie nie aussterben kann, weil sie auf's Innigste mit der Volks-Individualität verwachsen ist. Wohl ist der herrliche Sänger nicht mehr unter den Lebenden, aber sein Schatten wird glänzend unter uns weilen, sein Name guten Klanges wird nicht verhallen; frisch und jugendlich wie seine Lieder, in denen er sich unbekümmert der Natur in die Arme wirft und in ihr den Geist, die Liebe, die Religion und alle lichten und dunkeln Gefühle des Lebens herausfühlt, wird sein Gedächtniß fortleben und in der Erinnerung des deutschen Volkes haften.

Eichendorff's Lieder, an sich schon melodisch und musikalisch und eine reiche Fundgrube für unsere Tondichtung, haben an Mendelssohn-Bartholdy, Franz Schubert, Silcher, Curschmann, G. Wöhler u. A. treffliche Componisten erhalten, so daß Worte wie Weisen sich decken, gegenseitig sich heben und tragen und des Dichters Ruhm verewigen. Ist der Kreis ihrer Anschauungen kein Vieles umfassender, weder die moderne Realität, noch das Gedankenleben der Neuzeit vorwiegend in ihnen wiedergespiegelt, so mangelt ihnen dennoch innerhalb ihrer mitunter zu beschränkten Sphäre weder Frische und Ursprünglichkeit, noch Naturwahrheit und Lebendigkeit, und diese Vorzüge werden sie in unvergänglicher Jugend und Schöne erhalten. Wenn die Reflexions- und Tendenz-Poeten längst vergessen und verschollen sind, werden wir uns noch an unsers Roman-

tikers bunten und malerischen Gestalten erfreun, an dem lustigen Gewimmel seiner farbenprächtigen muntern und jovialen Studenten und fahrenden Schüler, an seinen tapferen wander- und zechlustigen Landsknechten, seinen liebenswürdig leichtsinnigen und unbekümmerten Comödianten, seinen wandernden Musikanten, verliebten Gärtnern, schmachtenden Cadetten, burlesken Polacken und Zigeunern, erfreuen an seinen reizenden Mädchen an Fenstern und in dämmernden Lauben, zärtlich Abschied nehmenden und unerschrocken den Gefahren des Meeres trotzenden Seemännern, seinen lustigen Jägern, deren Katechismus er humoristisch entwirft, Landreutern, Winzern, Tanzmeistern und Glücksrittern.

Um diesen Eindruck zu vervollständigen, schließen wir unsern biographisch-literarisch-historischen Versuch mit den Distichen:

Mondnacht einsamen Thals mit rauschenden Bäumen und Quellen,
Marmorbildern im Schloß süßer, erschrockener Maid.
Irr' wie des Waldhorns Klang dringt träumend Dein Lied in die Seele,
Heimwehweckend und fromm, Skalde romantischer Zeit!

Dr. Th. B.

Der öffentliche Volksunterricht in England.

Wir beabsichtigen keine allgemeine Darstellung des öffentlichen Volksunterrichts in England, dessen üble Zustände durch die in den letzten Jahren immer wiederholten Parlamentsverhandlungen über diesen Gegenstand hinreichend bekannt geworden sind. Der Staat als solcher hat sich in England niemals mit dem Unterrichte befaßt, aber den Einzelnen, welche, wie es nunmehr erwiesen ist, zu einer wirklichen Hebung des Unterrichtes allzu schwach sind, hat sich durch diese Passivität der Regierung ein Raum zur schönsten und edelsten Thätigkeit geöffnet. Eine Skizze dieses Wechselverhältnisses wünschen wir zu geben. Zumal die Geistlichen der englischen Hochkirche mußten es als eine ihrem Berufe um so näher stehende Pflicht ansehen, daß sie sich um die Schulen bekümmerten, als dasjenige, was an Volksschulen überhaupt vorhanden war, zum großen Theile durch Legate bestand, deren Verwaltung die Kirche übernommen hatte. „Die englische Geistlichkeit," sagte Mr. Cook in seinem Bericht über die Schulen von Chester, „bringt in den Schulen Opfer an Zeit und Arbeit, welche selbst diejenigen nicht glauben können, die am geneigtesten waren, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In einem Dorfe, dessen Lehrerin die Schule hatte verlassen müssen, und wo es unmöglich war, eine andere zu bekommen, übernahm der Geistliche und seine Frau Aufsicht und Unterricht der Kinder während mehrerer Monate. Niemals blühte die Schule in ähnlichem Maße. In meinem ganzen District giebt es keine Grafschaft, wo es mir nicht leicht wäre, auf der Stelle mehrere Dorfschulen zu nennen, welche ihren ganzen Erfolg der persönlichen Beaufsichtigung

des Geistlichen oder seiner Familie verdanken. Hier ist es seine Frau, oder er selber, die Tage lang unterrichten oder wenigstens die Arbeiten der Kinder leiten. Dort halten sie regelmäßige Prüfungen mehrere Male in der Woche ab. Sie kennen jedes einzelne Kind in der Schule nach seinen Anlagen und Fähigkeiten, und ist die Gemeinde etwa so groß und ihre Arbeit so mannichfaltig, daß der Pfarrer nicht so viel Zeit gewinnen kann, als er wünscht, so unterläßt er doch niemals, den Religionsunterricht selber zu leiten. Ich habe bei Abfassung meines Berichtes sowohl die entgegenkommendste Bereitwilligkeit Seitens der Geistlichen gefunden, als eine große Liebe zur Sache und eine in der That sich fast immer bewährende Sachkenntniß."

Die Geistlichen beruhigen sich nicht damit, der Schule ihre Zeit zu widmen; wollten sie selbst anders, sie könnten doch nicht umhin, den Unterricht aus ihren eignen Mitteln selbst zu fördern, wie es dieselben nur irgend erlauben. Das ist hergebracht und versteht sich bei einem Landpfarrer ganz von selbst. Daß es aber auch mit Liebe gethan wird, kann uns ein Blick auf die Verhältnisse, z. B. von Wales, lehren, wo die Pfarren sprüchwörtlich schlecht dotirt und die Schulen dennoch zum größten Theil von den Geistlichen fast erhalten werden. Um ein weiteres Bild von den Beiträgen zu den bisherigen englischen Volksschulen zu geben, führen wir ein anderes, aus dem Herzen Englands genommenes Beispiel an, welches so wenig vereinzelt steht, daß es vielmehr billiger Weise als eine charakteristische Probe betrachtet werden kann.

Der Lord of the Manor (Grundherr)	20	Thlr.
Der Rector (Geistliche)	110	"
Die Frau des Rectors	7	"
Ein Freund des Rectors	33	"
Sechs Pächter zusammen	12	"
Zusammen	182	Thlr.

Neuerdings ist dieses Verhältniß dadurch einigermaßen verändert worden, daß der Staat denjenigen Schulen, welche sich seiner Inspection unterwerfen, Beiträge zu geben angefangen hat. Unabhängig davon sind die Beiträge der wohlthätigen Schul-Gesellschaften.

Dem Clerus in dieser Wohlthätigkeit hat der Adel allerdings nachgestanden, weil es in der That bisher nicht zum englischen Tone gehört hat, sich um die Erziehung derjenigen zu bekümmern, welche, wie man annahm, zu ihrem eignen Erwerbe keine bedürfen. Die reichliche Arbeitsgelegenheit des Landes auf der einen Seite und die auf unmittelbare praktische Thätigkeit gerichtete, dem Begriffe der Humanität nichts weniger als holde Sinnesweise fast der Gesammtheit des englischen Volkes, Beides ließ den Mangel der Schulen in der That weniger auffallend erscheinen. In englischen Städten findet man ebenso zehnjährige Lehrlinge bei verschiedenen Gewerbsleuten und Handwerkern, als bei uns vierzehn- und sechszehnjährige. Sind die Kinder auch für

viele Arbeiten noch zu schwach, so sind sie doch etwas, was man bei uns gräßlich altklug nennen würde, das aber in England kaum auffällt. Das derbe englische Leben reißt die Kinder eben früh mit sich hinfort, und ich weiß in der That nicht, ob es bloß als ein gutes Anzeichen zu betrachten sei, daß der Herzog von Newcastle, Graf Derby, Graf Ellesmere, Marquis Lansdowne und viele andere Adelige neuerdings von einer Humanitätsbegeisterung für die Armenschulen ergriffen worden sind, denen weder die Armen selber, noch sonst viel auf dieser nüchternen und rüstigen Insel entspricht. Die großen Kaufleute haben neuerdings einen Ehrenpunkt daraus gemacht, hinter den großen Adeligen in Protection der geistigen Erziehung ihrer Arbeiter-Familien nicht zurückzubleiben. Man gehe z. B. nach Dowlais in Wales, wo die Bergwerkbesitzer John Quast & Co. zur Ausbeutung ihrer Minen, so zu sagen, über Nacht eine kleine Stadt angelegt haben. Ein paar Pfennige, die den Arbeitern vom Lohn zurückbehalten und durch reichliche Beiträge ihrer Brodherren vermehrt werden, haben hier zur Herstellung einer Musterschule für England geholfen. Aehnliches findet sich in den Kupferwerken des Herrn Vivian zu Glamorjan, in den Kohlengruben des Sir Thomas Philipps zu Courit-y-Bella in der Grafschaft Monmouth u. s. w.

Zumal unter den reichen Kaufleuten von Manchester hat die große Brutalität der verkommenen Fabrik-Armuth eine Schulbewegung um so mehr entzündet, als man die traurige Lage dieser Leute auf keine andere Weise zu bessern wußte. Es fing damit an, daß sich siebenundzwanzig der größten Firmen dazu vereinigten, Arbeiter, die schreiben und lesen konnten, allen Anderen vorzuziehen. Andere kaufmännische Häuser traten bei, die Wohlthätigkeit des Ueberflusses dieser Handelsfürsten erwies sich in der gewichtigen Weise, wie sie zum stolzen Privilegium des englischen Reiches gehört, die Schulen wurden gebaut, ausgeschmückt, eingeweiht, mit Lehrern versehen, von Patronen beaufsichtigt — nur Eines fehlte. Die Armen, zu deren Bestem man die Einrichtungen getroffen hatte, wollten ihre Kinder nicht schicken. Sie konnten nicht einsehen, wie Lesen und Schreiben zum Hungern und Frieren und Geographie und Rechnen zum Spulen und Maschinen bedienen von Nutzen sei. Die Leute sind einmal durch die Naturanlage des englischen Volkes von vornherein von Allem abgebannt, das sich nicht unmittelbar ausbeuten läßt; sind ferner, wie die Gesammtheit der unteren Klassen in England, ganz außerordentlich viel roher als ihre deutschen Standesgenossen, und sind im Uebrigen durch chronisches Elend so tief erniedrigt, daß sie die Vernunft nicht mehr besitzen, eine Ausbildung ihrer Vernunft, wenn nicht als menschlich, so doch als leiblich und zeitlich vortheilhaft anzuerkennen. Man braucht nicht erst zu erfahren, daß viele dieser Leute den Namen der Religion kaum gehört haben und mit dem Christenthum eben so wenig bekannt sind, als der Hottentotte und Busch-

mann im afrikanischen Urwalde, um zu sehen, daß ihr Uebel tiefer liegt, als in einem bloßen Mangel an Kenntnissen. Es ist das Bewußtsein eines Lebenszweckes und der Verantwortlichkeit für dessen Erstrebung, welche ihnen fehlt. Und dennoch hat keine Unterrichtsbill im englischen Parlamente durchzugehen einige Aussicht, als diejenige, welche von dem Religionsunterricht gänzlich absieht. Da die verschiedenen Secten sich über eine allgemein christliche Färbung des Unterrichts nicht einigen können, sondern schon den Elementar-Unterricht im streng confessionellen Sinne geleitet zu sehen verlangen, so hat sich in den letzteren Jahren, wo die steigende Brutalität des unteren Volkes zusammen mit dem sich concentrirenden Begriffe eines englischen Staates mehrfache Gesetzvorlagen für öffentliche Schulen veranlaßt haben, dennoch niemals eine Einigung zwischen Hochkirche und Dissenters herstellen lassen. Beide der eben erwähnten bewegenden Ursachen sind jetzt bis zu einer solchen Stärke gediehen, daß der in der laufenden Parlamentssitzung von einer Coalition sehr verschiedener Elemente eingebrachte Unterrichtsantrag den Religionsunterricht nicht allein ganz außer Acht läßt, sondern es sogar zu einer Bedingung der vom Staate gewährten Schulunterstützung erhebt, den Besuch des Religionsunterrichts nicht obligat zu machen, sondern in's Belieben der Schüler zu stellen. Das höchste Ziel, welches sich somit für die sogenannten Straßen-Araber von Manchester, London, Liverpool u. s. w. ergiebt, ist demnach, gebildet zu werden. Wie verhältnißmäßig wenig wird das nützen und wie sehr ist es den Traditionen des englischen Schulwesens zuwider.

Schon vor der Reformation hat es in England eine Anzahl Schulen für die unteren Klassen gegeben. Die Gesangsschule jeder Kathedrale versammelte eine Anzahl Kinder, die sie ebensowohl im Lesen als im Chorgesange ausbildete. Aehnlicher Unterricht, dem Maße nach wahrlich nicht eben viel, aber gesättigt von einer bestimmten und religiösen Sinnesweise, fand sich auch wohl in den Klöstern. Die sogenannten Sizers waren Kinder aus den unteren Volksklassen, welche die Mönche ursprünglich zu Dienstleistungen zu sich genommen, mit der Ertheilung einiges Unterrichtes belohnt und nachher in die niedere Klasse der Weltgeistlichkeit eingeführt hatten. Die in den letzten Zeiten vor der Reformation beginnende Neubelebung der Wissenschaften schuf auch in England jene über ganz Europa verbreiteten Grammatikschulen, die aber hier durchaus und immer mit einem Kloster verknüpft und von einem Mönche geleitet waren.

Ein nur unbedeutender Theil der Kirchengüter wurde nach der Reformation für Schulen verwendet, während die Mittelklassen vom Principe des selbstständigen Erkennens allzusehr durchdrungen waren, um nicht sofort die größten und hingebendsten Stiftungen für Alles zu machen, was zu diesem Zwecke beitragen konnte. Wesentlich aus dem 15. Jahrhundert stammen die altberühmten englischen Lateinschulen mit

ihren reichen Dotationen und ihrem nunmehr veralteten Unterricht. Wenn einer unserer Leser die Grammatika Marchica oder ein ähnliches Lehrbuch kennt (bis zum Jahre 1848 sind derartige ehrwürdige Residuen einer längst untauglich gewordenen Wissenschaft auch noch in den meisten österreichischen Kronländern gebraucht worden), oder wenn er zufällig einen Lehrer gehabt hat, der ihn zum Componiren schauderhafter lateinischer Verse angehalten, lange ehe sein Geist zur Würdigung fremdartiger Poesie herangereift war, so kann er sich von dem Zustande dieser Schulen einen Begriff machen. Da ich mit diesem Satze schon in eine Art Excurs meiner excursartigen Bemerkungen hineingerathen bin, so möchte ich doch gleich eine Frage beantworten, welche man oft von Deutschen hört, denen man den wissenschaftlichen Zustand dieser englischen Schulen und die denselben nicht unentsprechenden Zustände englischer Universitäten geschildert hat. Woher kommt es denn doch, hört man fragen, daß England so viele tüchtige Charaktere, und nicht allein tüchtige Charaktere, sondern auch durchgebildete Männer erzeugt hat. Meine aus Beobachtung und Ueberlegung hervorgehende Antwort lautet: Nicht durch die Schulen, sondern trotz derselben. Niemand wird es dem Engländer läugnen, daß er mannhaft sei. In die ungeheuren Verhältnisse geworfen, welche die Ausbreitung seines seemächtigen Vaterlandes ihm eröffneten; durch die Sicherheit vor fremdem Anfall gegen die Förderung geschützt, welche der Absolutismus aus stehenden Heeren gezogen hat; in eine colonisatorische, commerzielle, fabrizirende und vor allen Dingen mitverwaltende und legislatorische Thätigkeit tauchend, welche dem regen Sinne des mannigfach gemischten Volkes die Bewältigung immer neuer Dinge vortheilhaft machten: Wie sollte es da, wenn auch der Menge keine Zeit blieb und keine Neigung ward, sich zu bilden, wie sollte es da nicht Einzelne genug geben, die Beides hatten und ihrem geistigen Triebe um so energischer folgten, als die großartige Nationalarbeit sie nicht allein so zu sagen zu Entdeckern neuer Gebiete machte, sondern ihnen zugleich den Wegebau und die Landvermessung der von ihnen gefundenen Wahrheiten übertrug, damit das Publicum in ihren thatsächlichen Besitz eintreten könne. Ich denke, daß wir Deutsche uns häufig Unrecht thun, wenn wir uns Einzelnen einen Mangel an Energie als Nationalfehler anzurechnen geneigt sind. Die Schwierigkeiten der großen Verhältnisse, welche wir in unsrer continentalen Lage zwischen Slaven und Welschen bisher nicht haben besiegen können, und die mannigfaltige Entwickelung in unsern Stämmen selber, haben die Thatkraft des Ganzen gehemmt und auch den Einzelnen mit einem Dämpfer bedrückt. Energie ist doch wesentlich etwas Practisches. Wie wenig unenergisch wir indeß sind, das, denke ich, wird sich zeigen, wenn uns einmal wieder Anregung gegeben wird, all die unsägliche Expansionskraft unserer Tausende und aber Tausende von unterrichteten Intelligenzen, von strebenden Seelen und von tief sehnenden Herzen zu bethätigen.

Im Jahre 1701 entstand in England geräuschlos die Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntniß, deren Ausbreitung man durch das ganze Jahrhundert stufenweis verfolgen kann. 1782 wurde die erste Sonntagsschule von Robert Raikes gegründet, welche schon 1786 zu der Union der Sonntagsschulen Veranlassung gab. 1797 begannen die pädagogischen Arbeiten von Bell und Lancaster, denen im Jahre 1805 die British and foreign School Society und 1811 die große National Society nachfolgten. 1815 zeigt sich die erste Kleinkinder-Schule, 1836 hatte sich dieser Anfang zu der Home and Colonial infant School Society ausgebildet.

Vorzugsweise religiös waren nun bei diesen wohlthätigen Einrichtungen die Sonntagsschulen, wo der ganze Unterricht darauf abzielte, die Kinder in den Stand zu setzen, die heilige Schrift zu lesen und mit Nutzen zu verstehen. Von dem Eifer, mit welchem die Nachfolger Robert Raikes' in seine Spuren traten, kann man dadurch sich einen Begriff machen, daß schon 1833 — 390,734 Kinder durch Privat-Wohlthätigkeit allgemeinen Schulunterricht genossen, während 153,764 andere religiöse Unterweisung aus dem Ertrage frommer Stiftungen erhielten. Seit 1833 begannen die gelegentlichen und nunmehr systematisirten Unterstützungen des Parlamentes. Mit ihnen hob sich die Privat-Wohlthätigkeit in solchem Maße, daß die National-Gesellschaft im Jahre 1846 955,865 Zöglinge in ihren täglichen, 466,794 in ihren Sonntagsschulen unterrichten ließ, 818,831 Lehrer besoldete und dafür jährlich 4—5 Millionen Thaler aus Stiftungen, Sammlungen und freiwilligen Beiträgen aufzubringen vermochte. Während die der Hochkirche ausschließlich angehörende National-Gesellschaft so Großes leistete, hatte auch die von verschiedenen, weniger zahlreichen Dissentern gestiftete British and foreign Society zur selben Zeit mehr als 200,000 Schüler in ihren Anstalten versammelt. Das Wesleyanische Erziehungs-Comité stand im Jahre 1850 mit 397 Schulen von einer 38,623 betragenden Schülerzahl in Verbindung. Die Congregationalisten-Dissenter unterstützten 89 Schulen mit 6380 Schülern, die römischen Katholiken 585 Schulen mit 34,750 Schülern. Rechnet man dazu das seit etwa zehn Jahren begonnene Unternehmen für die allerärmsten Kinder der verwahrlosten städtischen Bevölkerungen, so ergiebt sich eine Gesammtsumme von etwa 20,000 Tagesschulen mit über 1¼ Million Kindern, die Sonntagsschulen, welche über ½ Million Zöglinge versammeln, sind hierbei noch nicht mitgezählt. Wohlverstanden, alle diese Schulen sind entweder ganz oder so gut wie ganz unentgeltlich und werden bei dem Unabhängigkeitsgefühl des englischen Menschen von allen denjenigen Eltern nicht benutzt, welche ihre Kinder nur irgend wie auf eigene Kosten ausbilden zu lassen vermögen.

Nachdem im Jahre 1833 der Staat die ersten kleinen Beiträge zur Schulerziehung zu bewilligen begonnen hatte, trat noch 1835 ein so gemäßigter Mann wie Lord Brougham mit einer donnernden Rede

gegen die der Regierung zugesprochene Absicht einer allgemeinen Schulverwaltung auf öffentliche Kosten und öffentliche Aufsicht in die Schranken. 1839 gefährdete Lord Melbourne die Existenz seines Cabinets durch den Plan einer vom Religionsunterrichte absehenden Volksschule. Die Hochkirche und kaum weniger die Dissenters erhoben sich mit den empörtesten Widersprüchen gegen die Absicht des Ministers, vor der Hand auch nur ein allgemeines Volksschullehrer-Seminar begründen zu wollen. Als darauf 1842 Sir Robert Peel durch Sir James Graham seiner Fabrikenbill eine ähnliche auf die Arbeiterkinder bezügliche Klausel einschalten lassen wollte, waren es die Dissenters, welche sich am heftigsten gegen jede derartige Verwischung der Bekenntnisse aussprachen und von dieser Zeit an geschlossene Gesellschaften gegen öffentliche Erziehung bildeten, die sie mit einer Beschränkung der Gewissensfreiheit gleichbedeutend proclamirten. Somit galt allen religiösen Bekenntnissen eine gemischte Volksschule für eine unmittelbare Feindin der Religion, und die Privaterziehung, welche damals von der andern Seite schon als ein Nothbehelf angesehen wurde, erfreute sich bei der strenggläubigen Mehrheit des englischen Volkes einer principiellen Vertheidigung, die von mannichfachen übertriebenen Gründen für den rein sachlichen Vortheil eines derartigen Unterrichtes unterstützt wurde.

Dennoch hat seit jener Zeit die Idee einer allgemeinen und paritätischen Volkserziehung auf öffentliche Kosten und unter öffentlicher Beaufsichtigung langsame aber stätige Fortschritte in der öffentlichen Meinung Englands gemacht. Nicht daß sich gerade viele Vereine zur Verfolgung dieses Zieles gebildet hätten, oder daß eine öffentliche Bewegung von einiger Energie nach dieser Richtung hin hervorgetreten wäre. Vielmehr ist unter dem langsamen auflockernden Einfluß der letzten Jahre im Allgemeinen eine Neigung zur Stärkung des Gesammtstaates im Verhältniß zu seinen einzelnen Gliedern vor sich gegangen. Erhält die Privatthätigkeit auch viele Schulen, so sind es verhältnißmäßig doch nur wenige; gewährt die Privatwohlthätigkeit auch meisthin auskömmliche Gehalte, so sind die Lehrer doch gewöhnlich unwissend. Niemand prüft sie, und wenn sie Geld gehabt hätten, etwas zu lernen, hätten sie in England keine Lehrer zu werden brauchen. Gemeinsinn oder Durchdrungenheit von der Nothwendigkeit guter Lehrer war nicht in dem Grade vorhanden, um Seminare zu stiften; während doch auf der andern Seite die Sucht nach Bildung genügend erstarkte, um bessere Lehrer für wünschenswerth oder mindestens für anständig zu halten. So geschah es, daß die Regierung schon 1833—200,000 Thlr. zur Unterstützung der dürftigsten Volksschulen bewilligte, die gegenwärtig durch mehrfache Zulagegenehmigungen des Parlaments bis auf mehrere Millionen angewachsen sind. Der Staat unternimmt für den Beistand, welchen er den Schulen aus diesen Fonds anbietet, die Beaufsichtigung nach immerhin noch sehr weiten und nachsichtigen Grundsätzen, deren

strengster es vielleicht, daß auch der Lehrer seiner Bestätigung unterliegt. Uebrigens bezieht sich das Gesetz nur auf die sogenannten corporirten, d. h. größeren Städte. Einer ferneren Ausdehnung desselben dürfen wir um so eher entgegen sehen, als der, dieser ganzen Institution bisher scheinbar abgeneigte Lord Palmerston seinen Stiefsohn, Mr. Cowper, mit der Stellung eines Vice-Präsidenten des Erziehungs-Ausschusses im Geheimen Rath bekleidete. Präsident selber — aber nur nominell, um den Erziehungs-Ausschuß vor der Hand nicht als selbstständige Behörde zu constituiren — ist der Präsident des Geheimen Raths, also gegenwärtig Earl Granville.

Aus der Hauptstadt.

Prinz von Preußen. — Landtag. — Der König. — Berlin und seine festlichen Vorbereitungen. — Victoria-Theater. — Königl. Theater. — Geldkrisis.

Der Zusammentritt des Landtags ist nahe; ebenso können wir, wie es heißt, täglich das Bekanntwerden einer neuen Königl. Cabinets-Ordre erwarten, welche die Stellvertretung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen verlängert, wie gesagt wird „auf drei Monate". Der andere Theil der Alternative scheint somit nicht in Frage zu kommen und die provisorische Thätigkeit des Prinzen ihren bisherigen Charakter der Zurückhaltung und Selbstbeschränkung auch weiter tragen zu wollen.

Möglich ist letzteres vielleicht noch dem gegenwärtigen Landtage gegenüber, von dem alle principiellen Vorlagen fern gehalten werden sollen; aber eben so wenig, als diese Fernhaltung die Möglichkeit principieller Debatten und einer systematischen Kritik des gegenwärtigen Ministeriums ausschließt, eben so wenig ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sogar diesem Landtage gegenüber ein persönliches Hervortreten des kronvertretenden Herrn nothwendig wird. Wünsche irgend welcher Art bleiben uns dabei fern, wir halten uns an Thatsachen und thatsächliche Voraussetzungen, und es war von jeher des Politikers Pflicht, auch die Eventualitäten der Zukunft nicht außer Rechnung zu lassen.

Ueber das Befinden Sr. Majestät des Königs schwanken die nur sehr dürftigen Nachrichten, die uns zukommen, sehr. Allerdings macht der hohe Herr zahlreiche Spazierfahrten, und die meisten Berliner sind jetzt schon so glücklich gewesen, den geliebten Monarchen nach Seiner Erkrankung zu sehen, aber das Aussehen des Königs ist doch ergreifend matt, und Manchem sind wohl die Thränen in die Augen gekommen, der das edle theure Antlitz in letzter Zeit sahe. Es soll feststehen, daß Se. Majestät Sich, sobald die Witterungsverhältnisse das Reisen erlauben, mit Ihrer Maj. der Königin nach Genua oder in die Nähe Genua's begeben und dort mit Ihrer Maj. der Kaiserin-Wittwe von Rußland den Frühling zubringen werden. Die weiche elastische Seeluft am genuesischen Busen, der Schutz gegen alle Rauheit des Klimas, welchen die im Rücken liegenden Berge gewähren, der südliche Himmel und die alle Zeit nahe Gegenwart classischer Kunst und ihrer ursprünglichen Modelle dürfte allerdings für diesen edlen königlichen Geist das beste Heil- oder Linderungsmittel abgeben. —

Berlin hat seine große Wintertoilette beendigt, sie ist einfacher als in früheren Jahren, wie dies bei der eigenthümlichen Lage unseres Hoflebens nicht anders sein kann, indessen bereitet sich die Hauptstadt doch im Stillen noch auf einen ganz besonderen Festtag vor, für den Maler, Decorateure, Tapezierer, Schneider und Sticker bereits alle Hände voll zu thun haben. Vom Hochwürdigen Magistrat bis zur blonden Meisterwochter geht der Eifer und die Hast der Vorbereitungen, und während der Eine seine güldene Gnadenkette mit dem Schaustück daran nicht blank genug putzen kann, windet die andere Rosenkränze und stickt an dem weißen Kleide, in dem sie vor ihrer Gnädigen Prinzessin aus England knien und singen wird. Fahnen und Standarten werden in Menge gestickt, Costüme aller Art ausgedacht und zurechtgeschnitten, Musiker componiren, Dichter reimen und Archivare vergraben sich in alten Chroniken, um Präcedentien zu finden, und überall zeigt sich die Stimmung fern jener heuchlerischen officiellen Liebedienerei, und man ist herzlich erfreut über alles, was man thut, und Manchem ist zu Muthe, als hülfe er an einer Weihnachtsbescheerung.

Das neue Theater, das den Namen der Princeß Royal trägt, wird zu ihrem Einzuge noch nicht fertig sein, ja Manche behaupten, daß sich über seine Zukunft überhaupt noch nichts bestimmen ließe. So schreibt E. Kossak darüber in seiner Montagspost Folgendes:

„Weit mehr Veranlassung zu journalistischen Artikeln giebt das sogenannte Victoria-Theater in der Münzstraße, jene im Bau begriffene Schaubühne, durch welche Herr Cerf seinen geachteten Namen unsterblich zu machen gedenkt. Dieser Embryo, — wir meinen das Victoria-Theater, — geht durch die Blätter, als würde dort allabendlich gespielt und gesungen, als drängten sich Schaaren von Neugierigen um seine Schwelle, als wären die größten Talente Deutschlands dort engagirt, und doch bedarf der Baumeister wenigstens noch der Kleinigkeit von zweimal hunderttausend Thalern, um den Musentempel zu vollenden. Nachdem eine Anzahl Nachrichten von geschlossenen und wieder aufgehobenen Contracten sich gekreuzt hatte, ist endlich der Name des künftigen technischen Directors in der Person des Herrn Cornet, Ex-Directors der Wiener Oper, bekannt geworden. Niemals haben wir die tiefsinnige Moral der Fabel vom Verkauf des Bärenfelles klarer begriffen, als Angesichts der Prioritätsgeschichte dieses merkwürdigen Institutes. Mögen die nachfolgenden Betrachtungen auf einer mangelhaften Befähigung unserer Einsicht beruhen; wir vermögen nicht, uns von der künftigen Lebensfähigkeit jener Bühne zu überzeugen. Weit hinaus über die Dimensionen hiesiger Geldmittel und Vergnügungsbedürfnisse angelegt, für eine doppelte Zuschauer-Anzahl, wie das Opernhaus, berechnet, dem Entwurfe nach von einer Ausstattung, welche Alles bei uns Vorhandene hinter sich läßt, fällt ihre Gründung in einen Zeitraum, der einem Ausgangspunkte von allerlei Einschränkungen des öffentlichen und häuslichen Lebens leider nur allzu ähnlich sieht. Bei der Arbeitsamkeit einer von ihrer angestrengten Thätigkeit zehrenden Stadt, bei der beschränkten Anzahl von etwa fünf bis sechstausend Personen, die in jeder Hinsicht im Stande und in der Stimmung sind, an Wochentagen ein Theater zu besuchen, muß ein entfernt gelegenes Haus, das mehr als die Hälfte jener Masse aufnehmen kann, an sechs Tagen den unerquicklichsten, traurigsten Anblick gewähren. Der Wahrscheinlichkeit nach wird es selbst an Sonntagen nur selten bis auf den letzten Platz gefüllt werden können. Außerdem stehen die von den Zeitungs-Nachrichten angegebenen architektonischen Verhältnisse in offen-

barem Widerspruche mit dem, was die Direction in künstlerischer Hinsicht zu bringen gedenkt. Wie will man die leichteren Gattungen des recitirenden Schauspieles in einem so gigantischen Raume geben, daß der gewöhnliche Sprachton der Acteurs des Verständnisses wegen zu lautem Geschrei gesteigert werden muß? Wie will man, bei der herrschenden Armuth an hervorragenden Talenten, eine genügende Truppe zusammenbringen, um den durch die sonstigen prächtigen Aeußerlichkeiten hochgesteigerten Ansprüchen nur einigermaßen zu genügen? Wo soll das wohlgeübte, und dem durch die treffliche königliche Kapelle verwöhnten feingebildeten Publicum in technischer Hinsicht zusagende Orchester für die beabsichtigten Opernvorstellungen herkommen? Wir sind um eine passende Antwort verlegen. Außerdem ist Berlin, weder durch den Eigensinn der Mode, noch durch seinen geselligen Ruf so geartet, um Mittelpunkt eines großartigen Fremdenverkehrs zu werden. Wenn nicht Wunder der Organisation und des Genies geschehen, wird das Victoria-Theater ein Pendant zu dem babylonischen Thurmbau bilden, und vielleicht Kaulbach begeistern, durch ein darauf bezügliches Frescobild die Illusionen einer Epoche voller Bestrebungen, ungemessene Reichthümer zu erlangen, mit satyrischem Griffel zu kennzeichnen. Ein paar kleinere Theater kann Berlin immer noch ernähren; für ein über die königlichen Institute hinausgreifendes Unternehmen ist der Ort nicht groß und nicht reich genug."

Wir haben schon mehrmals Gelegenheit genommen, uns über die Person und die Bedeutung des Hrn. Cerf und über den Charakter seiner Unternehmung auszusprechen, und wir müssen Kossak durchaus in seiner Kritik des Planes zum Victoriatheater beistimmen. Fügen wir noch hinzu, daß uns das gesammte System der Concessions-Ertheilungen zu Theatern und andern Kunst-Anstalten bedenklich erscheint, und daß wir dringend wünschen, es möchte recht bald ein Gesetz ergehen, das die Uebernahme einer Zeitungs-Redaction, eines Theaters, einer Musik-Akademie ꝛc. von bestimmten Bedingungen abhängig macht, die den Bildungszustand und Charakter des zu Concessionirenden mehr und directer in's Auge fassen.

Auf unsern königlichen Theatern und eben so auf den Privattheatern ereignete sich in dieser Woche nichts von Bedeutung, doch bereitet die königliche Bühne mehrere neue Stücke zur Aufführung vor. Ein Rückblick auf das ganze alte Jahr zeigt, daß Herr v. Hülsen, der königliche Theater-Intendant, in wirklich großartiger Weise das classische Repertoir zur Geltung gebracht und damit stets volle Häuser und große Einnahmen erzielt hat. Er hat es sogar verstanden, Ueberschüsse der Einnahmen über die Gesammt-Ausgaben zu erreichen, was, so viel wir wissen, noch keinem seiner Vorgänger gelungen war.

Die Geldkrisis scheint für den Augenblick etwas nachgelassen zu haben; zwar sind noch Fallissements und mit ihnen zusammen auch beträchtliche Wechselfälschungen vorgekommen, aber sie bilden doch nur einen Nachtrag zu der großen Verkehrstragödie der letzten Wochen. Das Disconto wird aller Orten wieder herabgesetzt und die großen Organe des Handels geben sich alle Mühe, die immer noch bestehende Gefahr todtzuschweigen. Es wird ihnen indeß nichts helfen, es bleibt doch wahr, daß die Herabsetzung des Disconto nicht ohne Weiteres als Zeichen dafür, daß das Geld billiger und das Vertrauen größer geworden sei, angesehen werden kann, denn die großen Landesbanken sind im Wechselkauf vorsichtiger und knapper als je, und ihre Herabsetzung hat u. A. auch wohl den Zweck, auf die Stärkung des Vertrauens hinzuwirken.

[Alt-englische Preise.] Neulich klagte der Berliner Correspondent der englischen Times, hier in Berlin wäre jetzt das Leben theurer als in London. Daß es hier jetzt wenigstens nicht mehr billiger ist als in der englischen Hauptstadt, können wir aus eigener Erfahrung bestätigen. Die Verhältnisse von sonst bieten dazu eine interessante Parallele. So finden wir in einem Briefe, den ein junger russischer Gesandtschafts-Attaché vom Anfang des vorigen Jahrhunderts aus London nach Hause schrieb, folgende Angaben über dort herrschende Preise:

Zum näheren Verständniß, schreibt er seinem Onkel, müsse er bemerken, daß 21 Schillinge eine Guinee, 20 ein Pfund Sterling ausmachen, und ein Schilling stehe dem Quartrubel beinahe gleich. Er habe freie Tafel bei dem Grafen Tschernyscheff, doch treffe es sich wöchentlich, oder alle vierzehn Tage, daß er, anderswo zu Gaste gebeten, den „Knechten" mehr Trinkgeld, als die Mahlzeit werth sei, geben müsse; ein, zwei bis drei Schillinge, ja auch wohl mehr, wenn die Zahl der Domestiquen groß und ihr Herr vornehm, seien das wenigste, was man geben könne. Diese Gewohnheit herrsche so in allen Häusern, daß sich alle Bediente, wenn der Gast aus dem Hause gehen wolle, ihm in einer Reihe in den Weg stellen, und unverschämt nach dem Trinkgeld die Hand ausstrecken. Er nehme sich deshalb möglichst in Acht, zu Gast zu gehen, und rechnet das Trinkgeld auf vier Pfund. Ebenso müsse er, bestehender Gewohnheit gemäß, zu Weihnachten, sowohl in des Grafen als im eigenen Hause, und wo er sonst wohl bekannt sei, den Bedienten außerordentliche Geschenke machen, zumal denen des Grafen (des Gesandten), wenn er sie zu seinen Diensten haben wolle. Beläuft sich wenigstens auf vier Pfund.

Ohngeachtet er öfter mit des Grafen Kindern zu Abend speise, geschehe es doch nicht täglich, und dann esse er etwas Käse und Butter zu Hause, oder gehe auch Gesellschafts halber, wiewohl sehr selten, zum Soupiren in eine Taverne. Betrag nicht mehr als fünf Pfund. Zu Neujahr gebe er dem Vorsteher der deutschen lutherischen Kirche in der Savoy für seinen Stuhl eine Guinee, überdem zum Unterhalt für deren Schule und Arme jede Quartalsammlung eine halbe oder auch ganze Krone — dazu gerechnet, was er alle Sonntage auf das Kirchenbecken lege, mache ungefähr zwei bis drittehalb Guineen. Er hatte bei dem Maler Lüders jeden Winter (den ersten ausgenommen) seine Wohnung, die er im geräumigen Hause seiner Freundschaft danke. Da er aber jeden Sommer dem Grafen nach Kensington auf's Land folgen mußte, zahlte er für sein Zimmer daselbst wöchentlich 6 Schilling, was in den sechs Sommermonaten über 7 Pfund machte. Thee, Zucker und Frühstück während dieser Zeit kam ihm ungefähr auf fünf Pfund zu stehen. Er brauchte jährlich 8 bis 9 Paar Schuhe; jedes Paar zu 6 Schilling gerechnet, macht drittehalb Guineen. Strümpfe hatte er wenigstens zwei Paar weiße seidene, zwei Paar schwarze seidene und zwei Paar wollene nöthig, ungerechnet etliche Paar Unterstrümpfe; Betrag viertehalb Pfund. Wobei er anmerkt, daß die seidenen Strümpfe in London fast eben so theuer seien als in Petersburg.

Ich habe jedes Jahr, fährt er fort, während meines Aufenthaltes allhier ein halb Dutzend feiner Oberhemden mit leichtbordirten Manschetten machen lassen, die mir jedesmal bis 10 Pfund zu stehen kamen. Die Engländer geben auf die Wäsche sehr Acht und urtheilen oft von einem Menschen nach seiner Wäsche, ohne auf sein Kleid zu sehen. Ich muß auch insonderheit deshalb propre in meiner Wäsche sein, weil ich fast alle

Tage an des Grafen Tafel esse, und es sich oft trifft, daß daselbst Leute sind, die darauf achten. Meine Wäsche kostet mir deshalb ziemlich viel, und kann ich mit weniger als 6 Guineen nicht auskommen.

Seine Schneiderrechnung, meint er, scheine Anfangs zwar stark, ergäbe sich aber, genau betrachtet, als die mäßigste. Er habe jedes Jahr zwei Fräcke gebraucht, eine Art Kleid, ohne große Aufschläge und Falten, das man Morgens trage und wohl auch den ganzen Tag anbehalte, wenn man nicht in öffentliche Gesellschaft gehe oder Visiten mache. Dieselben seien vom feinsten Tuch, das alle honnete Leute dort trügen, und kosteten, obschon ganz schlicht, bis 14 Pfund. Ueberdies brauche er ein ganzes Kleid, das er gewöhnlich zu des Königs Geburtstag anziehe; daher es mit etwas besetzt sein müsse. Bei einer solchen Gelegenheit könne er, wenn schon nicht präsentirt, sich doch in keinem simplen Kleid sehen lassen. Ungeachtet dort seit einem Jahr Trauer herrschte, und der russische Hof dafür ein Kleid zugestand, habe er doch ein Kleid à 7 bis 8 Pfund zur Halbtrauer nöthig gehabt. Dies helfe ihm sehr, weil schwarze Kleider allzeit gute Dienste leisteten. Da aber der letzte Geburtstag des Königs wegen der Trauer verschoben worden, habe er gleichwohl ein Kleid, das, mit Tressen à la Bourgogne besetzt, auf 25 bis 26 Pfund kommen werde, sich machen lassen, um sich dessen innerhalb vierzehn Tage zu bedienen. Jedes Jahr koste ihm ein Hut eine Guinee; seine Frisur mit Haarbeutel ꝛc. wenigstens 3 Guineen, obschon er sich selbst frisire und einen Perrüquier nur gebrauche, wenn er etwas in Ordnung sein wolle. Dies seien die nothwendigsten Ausgaben. Was ihm nun von seinem Einkommen übrig bleibe, brauche er zum Taschengeld.

Man gerathe in immer mehre Bekanntschaften, die kleine Unkosten machten. Es habe ihn auch der Graf seit einiger Zeit mehr ausgezeichnet und zu seinen Partieen zugezogen, welche natürlich seine Ausgaben noch vermehrten. Oefter könne man Miethkutsche und Portechaise, die dort sehr theuer wären, nicht entbehren. Comödie, Ball, Concerte kämen in keinem Lande so hoch als dort, und deshalb besuche er sie nur sparsam. Er spiele nicht, und sei deshalb dem widrigen Glück nicht so unterworfen. Er gehe oft Morgens philosophische Lectionen und von andern Materien hören, die ihm allemal einen Schilling kosteten. Für die Bücher, die er lese, zahle er jährlich eine Guinee, und dies Alles aus seinem Taschengelde.

Sein Oheim werde also einsehen, daß ihm nichts übrig bleibe, wenn er nur 130 Pfund (ca. 900 Thlr.) einzunehmen habe."

Man bemerkt leicht die gänzliche Veränderung, die seitdem im Leben eines vornehmen jungen Mannes eingetreten ist. In jene Zeit (1750) spielt noch der letzte Lichtstrahl der alten Naturalwirthschaft hinüber; Wohnung und Nahrung werden nur flüchtig berechnet, Dinge dagegen, welche heut in Folge der reinen Geldwirthschaft und der daran gehängten Concurrenz sehr wohlfeil geworden sind, kosten ganz gewaltige Summen. Im Mittelalter zeigt sich dasselbe noch deutlicher.

Was übrigens die englischen Trinkgelder in vornehmen Häusern anbetrifft, so gelten noch mindestens die alten Sätze, und jene vornehme preußische Dame sagte eine einfache Wahrheit, als sie einer vom Continent kommenden Freundin vor nicht langer Zeit bemerkte: „Ein Sixpence ist hier nichts und ein Shilling ist so gut wie nichts."

Literarisches.

Die christlichen Dienstboten und Dienstleute, ihre Stellung und Dienstpflichten, dargestellt im Lichte der zehn Gebote Gottes, von Heinrich Geyer. Berlin. F. Heinicke. 1858.

Das Büchlein, von einem gläubigen und für die Armen und Unmündigen ernstlich begeisterten Manne geschrieben, findet seinen Brennpunkt in dem Satze:

„Es genügt nicht, wenn Herrschaften gegen ihre Dienstboten den Zwang der bürgerlichen Gesetze aufrufen, um sie dadurch zur Ordnung anzuhalten; die Dienstboten und alle Dienstleute opfern ihre Freiheit und Kräfte, ihre Gesundheit und oft ihr Leben im Dienste der Herrschaft auf, und darum müssen sie als ein Theil ihrer Familien angesehen werden. Die Herrschaft ist verbunden, dem Gesinde Unterhalt und Lohn zu reichen, was sich von selbst versteht: aber sie schuldet demselben noch mehr; sie ist verpflichtet, auch für die sittliche Veredlung ihrer Leute zu sorgen, für geistliche Pflege und religiöse Ausbildung. Darum haben die Dienstboten auch Zutritt zu den häuslichen Andachten, welche christliche Familienväter mit den Ihrigen halten."

Damit stellt das Büchlein einen sehr hohen und idealen Gesichtspunkt auf, den es, wie wir zugeben müssen, mit großer Gerechtigkeit eben so nach Unten, wie nach Oben durchführt, und es wendet sich in seiner Erklärung der zehn Gebote, deren jedes es speciell auf die Lage der Dienstboten bezieht, sogar fast ausschließlich an diese. Fromme Herrschaften und überhaupt alle diejenigen, welche treue, fleißige und reine Dienstboten zu haben wünschen, werden dies billige und treffliche Buch sicherlich als ein schönes und fruchtbares Mittel, auf die Gesinnungen ihrer Untergebenen einzuwirken, erkennen und entsprechend verwenden.

Für einen jungen Dienstboten, der zum ersten Mal in die Welt geht, ist es eine schöne Mitgift, und es eignet sich darum auch ganz besonders für alle Mägdeherbergen und ähnliche Institute, die die Barmherzigkeit geschaffen hat, zum Auflegen und Vertheilen. †

Griechische Geschichte von Fridegar Mone, Privat-Docent der Geschichte in Heidelberg. Erster Band, erste Lieferung. Berlin, F. Heinicke. 1858.

Das Werk, dessen Anfang uns hier vorliegt, macht Anspruch auf eine ganz besondere Beachtung nicht blos Seitens der Männer der Wissenschaft, für die es indeß auch ganz besonders bestimmt ist, sondern eben so sehr Seitens aller Gebildeten. In einer Weise, die die hervorragendste Richtung der neuen englischen Geschichtsschreibung auszeichnet, bringt es uns die längst verfallenen Gestaltungen und Gestalten der hellenischen Geschichte nahe. Das Volk in Sitte und Einrichtungen wird vor uns wieder neu belebt, wir folgen der politischen Entwickelung der Staaten in allen ihren großen Zügen, und es ist das Streben nach dem Detail und nach dem Gesammtbild bisher so glücklich verbunden, daß wir eine Geschichtserzählung, die noch halb bei mythischen Anfängen weilt, doch mit dem Interesse verfolgt haben, das sonst nur ein Volk und ein Staat, der uns zeitlich noch sehr nahe steht, abnöthigen. Der Schädel des Griechen wird untersucht, die Natur des Landes mit dem ewig heiteren Himmel,

den Myrten und Cypressen geschildert, wir vertiefen uns in die Bevölkerungs-Statistik des alten Griechenlands und überschlagen dann mit dem Verfasser die Summe des materiellen, dann aber auch die des ewigen Capitals, mit dem es arbeitete; wir blicken in die Gebiete alt-griechischen Handels, alt-griechischer Industrie, kurz, wir gerathen ganz unter den Einfluß der modernsten Kategorieen cultur-historischer Betrachtung, und unversehens kommt uns dabei das alte schöne Volk so nahe, daß wir an ihm Antheil nehmen, wie an einem lebendigen. Der erste Band wird in vier schnell auf einander folgenden Lieferungen, à 10 Sgr., vollendet sein. Das Buch muß Aufsehen erregen. 3.

Fluch und Segen. Erzählung für das Volk von O. Glaubrecht. Herausgegeben von dem christlichen Verein im nördl. Deutschland. 1857.

Für's Volk. Die Magd und der Knecht, das Kind und die Alten können es lesen, und die achttausend Exemplare, in denen es aus der Presse gewandert ist, mögen wohl auch schon zu einem guten Theil Unterkommen in den Hütten und in den Ränzeln gefunden haben. Der Verfasser ist durch manch ähnliche Erzählung schon weit bekannt und beliebt; der Ton der vorliegenden ist eben so tief herzlich und fromm, eben so frisch und kernig und sinnig; und es ruht im Hintergrunde ein so hübsch geschildertes Stück ländlicher Natur, daß es wie ein Duft aus dem Buche aufsteigt.

Manchen Leser wird es interessiren, daß in der Erzählung ein alter Sack- und Hausirjude vorkommt, der wie ein Deus ex machina das Glück der lieblichen Heldin des Buches in uneigennützigster und edelster Weise macht.

Johanniter-Orden.

Liste

der seit dem 1. October bis ultimo December 1857 bekannt gewordenen Todesfälle von Rittern des Johanniter-Ordens.

	Nr. der Ord.-Liste.	Gestorben den
I. Rechtsritter:		
1. Carl Freiherr v. Plettenberg, Kreisdeputirter, auf Mehrum, Kreis Duisburg, Werkmeister der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft und Stellvertreter des manquirenden Commendators	42	4. Octbr.
2. Otto Friedrich Carl v. Arnim-Criewen, Oberst-Lieutenant a. D. und Mitglied des Herrenhauses, zu Berlin, Mitglied des Convents der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft	23	26. „
II. Ehrenritter:		
1. August v. Gotsch, Major und Commandeur des Füsilier-Bataillons 17. Infanterie-Regiments	—	2. „
2. Carl Julius v. Both, Großh. Mecklenburg-Schwerinscher Oberst und Commandant von Ludwigslust	369	13. „
3. Johann Carl Friedrich Wilhelm Graf v. Seherr und Thoß, Landrath und Rittmeister a. D., auf Hohenfriedberg, Kreis Bolkenhain	1219	17. „
4. August Heinrich v. Pachelbl-Gehag, Wirklicher Gehei-		

mer Rath, auf Carnin bei Stralsund	458	12. Novbr.
5. Carl Graf v. Hessenstein, Major a. D. und Kammerherr, zu Görlitz	613	17. „
6. Ludwig v. Bernuth, Wirklicher Geheimer Ober-Finanz-Rath a. D., zu Berlin	521	20. „
7. Gotthard Graf v. d. Recke-Volmerstein, Major, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath a. D., Comthur und Coadjutor der Ballei Utrecht des Deutschen Ordens, zu Berlin	33	23. „
8. Carl Freiherr v. Brandt, Großh. Badischer General-Major a. D., zu Karlsruhe	170	im Novbr.
9. Louis Graf v. Roedern, General-Major zur Disposition, früher Commandeur der 10. Infanterie-Brigade, zu Berlin	936	18. Decbr.
10. Werner Ludwig Eduard Graf v. d. Schulenburg, Ober-Tribunals-Rath, zu Berlin	593	23. „
11. Hans Carl Heinrich Wilhelm v. Dieskau, Königl. Belgischer General, zu Brüssel	287	26. „
12. Heinrich Friedrich Philipp v. Bockelberg, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Königl. Baierischen Hofe und Kammerherr, zu München	412	28. „

Liste
derjenigen Fürsten, Grafen und Herren, welche in der Zeit von 1731 bis 1762 den Ritterschlag erhalten haben.

XII. Unter dem Herren-Meister Prinzen Carl in Preußen.
(regierte von 1731 bis 1762.)

1731. 16. August.

(Fortsetzung.)

39. Hans Adam Freiherr v. Ende, Domherr und Burgvogt des Stifts zu Halberstadt.
40. Friedrich Carl Freiherr Voit v. Saltzburg, Markgräflich Bayreuthscher Geheimer Rath.
41. Rinhard Freiherr van Reede zu Gynckel, Holländischer Generalmajor.
42. Gebhard Johann v. Alvensleben, Rittmeister.

1731. 20. September:

43. Friedrich Sigismund v. Bredow, Oberst.
44. Christian David v. Sydow, Landes-Director und Landrath.
45. Heinrich Günther Reinhard v. Reedern, Fürstlich Württembergischer Oberschenk und Major.

1735. 26. October:

46. Ludwig Ernst Prinz zu Braunschweig und Lüneburg, nachmals Kaiserl. General-Feld-Zeugmeister und Generalissimus über die Holländischen Truppen. 17.0 Commendator zu Supplingenburg, † 12. Mai 1788.
47. Ferdinand Prinz zu Braunschweig und Lüneburg; nachmals Königl. Preußischer General-Feldmarschall. 1789 Commendator zu Gorgast, † zu Braunschweig 3. Juli 1792.
48. Caspar Wilhelm v. Borck, Königl. Preußischer Gesandter am Königl. Großbritannischen Hofe.
49. Ferdinand Reinhard Wolffgang Freiherr v. Wallbrunn, Herzogl. Württembergischer Kammerherr.
50. Friedrich Wilhelm Stach v. Goltzheim, Lieutenant; später Obrist a. D.
51. Carl Philipp Christian, nachmals Graf v. Wartensleben.
52. Carl Gustav v. Münchow, Major a. D., auf Mickrow.
53. Friedrich Wilhelm v. Sydow, Lieutenant.
54. Friedrich Leopold v. Geßler, Obrist.
55. Ernst Philipp v. Münchow.
56. Friedrich v. Steinberg.
57. Adolph Ludwig Graf zu Solms.
58. Hans George v. d. Marwitz, Major.

59. Ludwig Wilhelm v. Münchow, Geh. Rath.
60. Ernst Heinrich Freiherr nachmals Graf v. Saiisch und Groß-Graben, zu Breslau.
61. Friedrich Wilhelm Ernst v. Grumbkow, Hauptmann.
62. Hans Casimir v. Rhaden, Lieutenant; später Hauptmann. 1751 Ordens-Kanzier, † 1763.
63. Arnd Friedrich v. Retzow, Lieutenant a. D., auf Retzow bei Nauen.
64. Conrad Ernst Maximilian Graf v. Hochberg, Kaiserl. Geh. Rath.
65. Höno v. Bröfigcke, Hauptmann.
66. Ludwig Freiherr v. Hammerstein, Kaiserl. Wirkl. Kammerherr und Herzogl. Braunschweigischer Schloßhauptmann, auf Geßmeid bei Osnabrück.
67. Otto Wilhelm Truchs-Graf zu Waldburg, Lieutenant.
68. Joachim Heinrich v. d. Groeben, Lieutenant.
69. Adolph Friedrich v. Peerfelde, Hofrath.
70. Carl Ernst v. d. Groeben, Lieutenant.
71. Christoph Ludwig Freiherr v. Seckendorff, Kaiserl. Reichs-Hofrath, später Geh. Rath und Ritterhauptmann des Cantons Altmühl in Franken, auf Ober-Zenn bei Anspach.

1736. 17. August.

72. Christoph Friedrich v. Ribbeck, Geh. Rath und Kammer-Präsident zu Halberstadt, auf Giienicke.
73. Ernst Friedrich Graf Finck v. Finckenstein, Kammerherr.
74. Friedrich Wilhelm Ludwig v. Katte, Rittmeister.
75. George Friedrich Graf v. Sparr, Hauptmann.
76. Friedrich Carl v. Müffiing genannt Weiß.
77. Friedrich Wilhelm v. Glaubitz, Erbherr auf Venedien, Fähnrich von der Cavallerie.
78. Dubislaff Friedrich v. Platen, Rittmeister; nachmals General der Cavallerie und Gouverneur von Königsberg.
79. Friedrich v. Goerne, Kriegs- und Domainen-Rath, auf Gollwitz bei Brandenburg.
80. Friedrich Christoph Freiherr v. Seckendorff, Markgräfl. Bayreutscher Kammerherr, später Kaiserl. Wirkl. Kammerherr; 1790 Commendator zu Lagow, Erbherr auf Weingarthsgreuth, † daselbst 29. Juni 1795.
81. Leopold Ferdinand Graf v. Schwerin, Cornet.
82. Friedrich Ludwig v. Stechow, Fähnrich.
83. Wulff Carl Gustav v. Sydow, Fähnrich; später Capitani und Flügel-Adjutant.
84. Friedrich Wilhelm v. Kalckstein, Fähnrich. 1736 Commendator und Landvogt zu Schievelbein, conjunctim mit dem Grafen Leopold Alexander v. Wartensleben. Blieb in der Schlacht bei Coiiin 18. Juni 1757.
85. Adam Christoph v. Flanß, Lieutenant.
86. Friedrich Alexander Graf v. Schwerin, Cornet; nachmals Major a. D., auf Rinthschütz, † zu Waisleben 7. Februar 1776.

1737. 26. Februar.

87. Friedrich Prinz in Preußen.
88. Friedrich Albert nachmals Graf v. Schwerin, Cornet; später Geh. Etats-minister und Oberstallmeister. 1789 22. April Commendator zu Lietzen. † zu Carisruhe in Schlesien 11. Juni 1789.
89. Friedrich Graf v. Flemming, Capitain a. D., auf Buckow.
90. Friedrich Wilhelm, später Graf v. Lepell, auf Nassenheyde.
91. Johann Friedrich v. Taubenheim, Lieutenant.
92. Reimar Julius v. Schwerin, Obrist-Lieutenant, später General-Major rc.
93. George Balthasar v. Borck, Hauptmann a. D., auf Falkenburg.
94. Friedrich Wilhelm Carl Truchses Graf zu Waldburg, Lieutenant.
95. Heinrich Leopold Graf v. Reichenbach; nachmals General-Erb-Postmeister in Schlesien, † zu Canth im April 1775.
96. Gottlob Friedrich Graf zu Stolberg.
97. Johann Christoph v. Lüderitz, Lieutenant im Regiment Gensd'armes, später Rittmeister a. D.
98. Joachim Casimir v. d. Goltz, aus dem Hause Heinrichsdorf, Lieutenant, später Königlich Polnischer und Churfürstlich Sächsischer Obrister.
99. Carl Ludwig v. Waldow, Cornet.
100. Philipp Wilhelm v. Grumbkow, Hauptmann, später General-Major a. D., auf Luppow, Runow, Grumckow und Wangersk.

101. Friedrich Wilhelm, nachmals Graf v. Eickstaedt, Etatsminister und grand Maitre de la Garderobe, † zu Berlin 10. April 1772.
102. David Hans Christoph v. Lüderitz, Rittmeister.
103. Adolph Friedrich v. Waldow, Geheimer Rath, 1797 Commendator zu Gorgast.
104. Alexander Aemilius Burggraf und Graf zu Dohna, Major, später Obrister ꝛc.
105. Friedrich Adolph v. Löben, Hauptmann.
106. Otto Martin v. Schwerin, Major, nachmals General-Lieutenant a. D. auf Bussow; † daselbst 19. August 1777.
107. Friedrich George Freiherr v. Diemar, Churfürstlich Cölnischer Kämmerer.
108. Friedrich Wilhelm v. Kleist, Cornet, später Major a. D., auf Stavenow, 1765 Commendator zu Wietersheim, † zu Minden 5. Januar 1797.
109. Dietrich v. Kayserling, Rittmeister.
110. Abraham Wilhelm v. Arnim, Geheimer Rath.
111. Ludwig Casimir Freiherr v. Hertefeld, Lieutenant, später Kammerherr, auf Liebenberg ꝛc.
112. Gottlob Innocentius Augustus v. Einsiedel, Fürstlich Schwarzburgischer Kammerjunker, später Königlich Polnischer und Churfürstlich Sächsischer Hauptmann.
113. Johann Caspar v. Knobelsdorff, Hauptmann a. D., auf Topper.

XIII. Unter dem Herren-Meister August Ferdinand Prinzen von Preußen.

(regierte von 1762 bis 1811 den 12. Januar, wo Höchstderselbe resignirte, † 1813 2. Mai.)

1762. 14. September.

1. Friedrich Wilhelm Arnold v. Beeren, Rittmeister a. D., auf Sydow bei Bernau.
2. Friedrich August v. Alvensleben, Herzoglich Württembergischer Ober-Hofmeister a. D., auf Isenschnibbe.
3. Alexander Christoph v. Münchow, Major von der Infanterie, später Obrist a. D., 1797 Commendator zu Burschen, † zu Crossen 31. October 1806.
4. Friedrich Wilhelm Graf v. Wartensleben, auf Zschepen, † zu Merseburg 26. Mai 1798.
5. Adolh Friedrich v. Waldow auf Dannenwalde, Domherr zu Camin, 1797 Commendator zu Gorgast.
6. Christian Ludwig v. Brandt auf Wutzig, Stallmeister des Prinzen von Preußen.
7. George v. Eickstedt, Geheimer Rath, später Präsident der Vor- und Hinterpommerschen Regierung, auf Klempenow, † daselbst 25. November 1807.
8. Hans Carl August v. Schlabberndorff, Sohn des Domherrn Otto Heinrich v. Schlabberndorff, auf Kienitz ꝛc.
9. Vollrath Alexander v. Eickstedt, Hauptmann, auf Dorthenwalde.
10. Hans Ernst v. Arnim, Landrath des Stolpeschen Kreises, auf Lützlow, † 1. Januar 1782.
11. Friedrich Wilhelm v. Pannwitz, Obrist-Lieutenant a. D., auf Stolpe bei Berlin, 1764 Commendator zu Lagow, † 13. Januar 1790 zu Schönfließ.
12. Friedrich Wilhelm v. Münchow, Hauptmann a. D., 1763 Ordens-Canzler.
13. Carl Friedrich Wilhelm v. Rochow.
14. George Wilhelm v. Schweinichen, Lieutenant a. D., auf Herrenmutschelnitz, † 13. August 1776.
15. Friedrich Eberhard v. Rochow, Domherr zu Halberstadt und Protonotarius des Pforten-Klosters, auf Reckalm, † daselbst 16. Mai 1805.
16. Ludwig Philipp vom Hagen, Geheimer Finanz-Rath, später Geheimer Etats- und Kriegsminister, Erbherr auf Nieder-Gebra und Marienthal, auch Burgsaß zu Bleicherode.
17. Friedrich Wilhelm Graf v. Schwerin, Hauptmann, später Herzoglich Württembergischer Kämmerherr, 1800 Commendator zu Lietzen.
18. Friedrich Wilhelm Heinrich v. Hausen, Lieutenant der Infanterie, später General-Lieutenant a. D., auf Pantzkau.

19. Friedrich Wilhelm v. Woedtke, Lieutenant, später Major im Regiment Gensd'armes.
20. Friedrich Wilhelm Freiherr v. Printzen, Geheimer Kriegsrath 2c., auf Carow.
21. Ernst Ludwig Graf Finck v. Finckenstein, Legations-Rath, auf Schöneberg.
22. George Wilhelm v. Bismarck, Kriegs- und Domainenrath a. D., später Director der Altmärkischen Ritterschaft, auf Briest bei Tangermünde.
23. George Ludwig v. d Wense, Königlich Dänischer Kammerherr, auf Hattorff.
24. Carl Ernst Graf v. Schlippenbach, Graf zu Skösde, Freiherr zu Linrula, Erbherr auf Schönermarck, Hofmarschall des Prinzen Heinrich von Preußen, † zu Schönermarck 10. August 1794.
25. Gebhard Werner Graf v. d. Schulenburg, Hofmarschall, später Geheimer Etats- und Kriegsminister, auf Wolfsburg.
26. Hans Sigismund v. Sydow, Rittmeister a. D.
27. Albrecht Ludwig v. Jürgas, Lieutenant a. D., zu Berlin.
28. Ahasverus Heinrich Graf v. Lehndorff, Kammerherr, auf Steinort.
29. Wilhelm Adrian v. Kleist, aus dem Hause Stavenow, Rittmeister a. D. 1789 Commendator zu Gorgast, dann zu Lietzen, † zu Berlin 25. November 1795.
30. Friedr. Christoph Freih. v. Geuder, genannt Rabensteiner, Geh. Rath und Kammerherr zu Berlin, † daselbst 16. Juli 1770.
31. George v. Schweinichen, Lieutenant.
32. Gneomar Conrad Bogislav v. Schwerin, Stallmeister, † zu Charlottenburg 19. Juli 1769.
33. Wilh. Friedr. Heinr. Ferdinand Graf v. Wartensleben, Kammerherr bei der Prinzessin von Preußen und Hofmarschall, † zu Berlin 28. December 1776.
34. Joachim Friedrich Graf v. Küssow, Regierungs-, auch Kriegs- und Domainen-Rath, auf Berchland.
35. Carl Friedrich v. Burgsdorff, Erbherr auf Ziebingen.
36. Friedrich Wilhelm v. d. Schulenburg, Major a. D., auf Betzendorf.
37. Carl Friedr. v. Ratzmer, auf Bellin, 1788 Commendator zu Werben, † zu Bellin 9. September 1797.
38. George Heinrich v. Burgsdorff, Regierungs-Rath, Erbherr auf Dertzow und Wuttenow.
39. Leopold v. Goerne, Kammerherr, Geh. Kriegs-Rath und erster Director der Kurmärkischen Kriegs- und Domainen-Kammer.
40. Carl Albrecht Graf v. Reder, Freiherr zu Krappitz und Herr zu Berg, Geh. Etatsminister, auf Malmitz, Groß- und Klein-Kotzenau, Weichau 2c.
41. George Abraham v. Stosch, genannt Gorr, Hofmarschall, auf Palzig.
42. Nicolaus Wilhelm Graf v. Sparr, Major a. D., zu Berlin.
43. Friedr. Theodor Wilhelm v. Wreech, Kammerjunker des Prinzen Heinrich von Preußen, nachmals Kammerherr und Hofmarschall, † zu Berlin 23. Mai 1785.
44. Lorenz Jürge v. Wedell, auf Fürstensee.
45. Thomas Philipp von der Hagen, Präsident des Ober-Consistorii und Armen-Directorii, Domherr zu Brandenburg und Havelberg, auf Hohennauen 2c.
46. Carl Albrecht Adam v. Wreech, Landgräflich Hessen-Kasselscher Oberst-Lieutenant und Kammerjunker, † zu Kassel 19. November 1777.
47. Friedrich George Freiherr v. Redem, Kammerherr, Hofmarschall des Herrenmeisters Prinzen August Ferdinand von Preußen und Präsident des Johanniter-Ordens-Kämmerer-Collegii, später dimittirt, † zu Berlin 16. April 1795.
48. Johann George Freiherr v. Reisewitz, Kaderzien und Grabofska, Stallmeister.
49. Johann August v. Feilitzsch, Oberhofmeister des Prinzen Friedrich Wilhelm Carl von Württemberg, auf Brodenfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Eröffnung des Landtags.

Mit schlichten Worten eröffnete der Minister-Präsident die diesjährige Session des Landtages, am verhüllten Throne stehend. Seine durchaus einfache Rede, deren Inhalt und Ausdehnung, wie sich ergab, von den Wahrscheinlichkeitsmännern ganz richtig vorhergesagt war, bot nur in den Sätzen, die sich auf die Erkrankung Sr. Maj. des Königs beziehen, Stoff zu größerem Interesse.

Der Minister erklärte mit besonderer Hervorhebung, daß „wir uns der zuversichtlichen Hoffnung auf des Königs baldige vollständige Wiederherstellung hingeben dürften", und es mußte diese Mittheilung eine um so freudigere Ueberraschung erregen, als die gewöhnlichen officiellen Organe seit einem Monat ein tiefes Schweigen über das Befinden des theuern Herrn beobachtet hatten. Fast fühlt man sich versucht, dies Schweigen Angesichts einer so bestimmten Erklärung, als der Minister-Präsident sie gab, als ein liebloses zu tadeln, und es herrscht jedenfalls gegenwärtig überall die Erwartung, daß der ersten officiellen Kundgebung über den Zustand Sr. Maj. des Königs in angemessenen Fristen andere und eben so bestimmte folgen.

Das Land hat ein Recht, solche weiteren Kundgebungen zu fordern, und seine gegenwärtig in der Hauptstadt versammelten Abgeordneten werden dies Recht neben anderen Rechten des Volkes zu vertreten haben.

Diese Forderung nach offener Auskunft über das Befinden des Königs wird dadurch noch dringender werden, daß die Eröffnungsrede in ihren Schlußsatz eine allgemeine Hindeutung aufnimmt, die nicht ganz darnach angethan ist, den Eindruck zu erhalten, den der erste Satz und seine freudeerweckenden Mittheilungen über die fortschreitende Besserung des Königs machten. Es heißt nämlich am Ausgang der Rede, daß die Regierung glaubt, „in ihren gewissenhaften Bestrebungen für das Wohl des Landes unter den schmerzlichen und schweren Verhältnissen der Gegenwart um so sicherer" auf den Beistand des Landtags rechnen zu dürfen.

Es ist das eine Appellation an alle zur Opposition geneigten Mitglieder des Hauses, ein Ansuchen an dieselben, ihren Widerstand für diesmal ruhen zu lassen und z. B. durch keine selbstständigen Anträge oder durch Anregung principieller Debatten rc. der Regierung eine Lage zu erschweren, die von schmerzlichen und schweren Verhältnissen der Gegenwart ohnehin schon stark getroffen würde.

Damit können, da in der Thronrede ausdrücklich der Stand unserer innern und äußern Verhältnisse als sehr befriedigend bezeichnet wird, nur die Krankheit Sr. Maj. des Königs und die dadurch hervorgerufenen Schwierigkeiten gemeint sein. Diese Schwierigkeiten verkleinern sich und verschwinden aber mit dem Zunehmen der Besserung des Königs, und es läßt sich auf dieselben als auf normirende Bedingungen überhaupt nur so lange hinweisen und ihre Berücksichtigung seitens eines durch Eidschwur verpflichteten hochpolitischen Körpers verlangen, als sie noch nicht im Schwinden begriffen sind.

Somit ist dieser Schlußsatz der Rede des Minister-Präsidenten geeignet, den schönen und erhebenden Eindruck zu verwischen, welchen seine anfängliche Ankündigung in Betreff der Besserung Sr. Maj. des Königs machte.

In beiden Fällen aber, mag sich der einzelne Abgeordnete oder der ganze Landtag mehr dem Eindruck des ersten oder des letzten Satzes der Thronrede hingeben, bleibt den Vertretern des Volkes die Pflicht, den Charakter der Appellation zu prüfen, die in der Aufforderung, dem Ministerium Beistand zu gewähren, an ihre Loyalität gerichtet ward.

Unserer bescheidenen Meinung nach kann man auf diese Appellation nur Folgendes antworten:

Ist unsre Hoffnung begründet, und ist die Stunde der vollständigen Wiederherstellung Sr. Maj. des Königs nahe, dann muß selbst in den Augen der appellirenden Minister die Begründung dieser Appellation wegfallen und jeder außergewöhnlichen Zurückhaltung ihr Vorwand genommen sein; ist aber jene Hoffnung noch entfernter oder fehlen ihr die Aussichten mehr und mehr, so steigert sich Bedeutung und Pflicht des Landtags immer mehr und erhebt ihn nach den Feststellungen der Verfassung zu einer Höhe der Macht, auf welcher er prüfend und bestätigend das Thronrecht zu wahren hat. Die Regierung Preußens ist in diesem letzteren Falle natürlich der loyalsten und aufopferndsten Unterstützung des Landtags, der Rechten wie der Linken, der Herren wie der Abgeordneten, sicher, und es wird dann, wenn — was Gott verhüte — ein Augenblick des Interregnums eintreten sollte, sich erst recht zeigen, daß wir ein Königliches Volk sind, und daß das Königthum in unsere Herzen geschrieben ist. Aber ein Anderes ist es doch, die Regierung Preußens aus allen Kräften zu stützen, und ein Anderes, eine bestimmte Vertretung dieser Regierung, bestimmte Principien und Personen, welche diese Regierung vorübergehend erfüllen, zu conserviren

und ihnen beizustehen. Ein Anderes schon darum, weil es doch möglich ist, daß es Ministerien giebt, die der Regierung selbst schädlich sind und der Monarchie künstlich die eigentlichen und dauerhaften Stützen entziehen.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen tritt dieser Gegensatz zwischen der Regierung und ihren zeitweiligen Vertretern nicht undeutlich hervor. Die Regierung Preußens, auf das monarchische Princip, wie keine der Welt, gebaut, verlangt nach einem kräftigen Willen, nach Entscheidungen des Momentes und selbstständigsten Nachdenkens; die Entwickelungen der jüngsten Zeit haben ihr außerdem von verschiedenen Punkten aus Material zu einer weiteren Befestigung ihres königlichen Ansehens zugeführt, und es handelt sich heut nur darum, daß sie diesen Entwicklungen ihre thätige Gunst zuwendet und der neu vorbereiteten conservativen Ordnung der Dinge die Hand reicht: das Ministerium Preußens dagegen hat dieser Entwicklung seine Neigung nicht geschenkt und ihr höchstens in Aeußerlichkeiten secundirt, und es ist mit Recht gesagt worden, daß dieser Art der Hülfe und Unterstützung eine entschiedne Gegnerschaft, wie sie vielleicht von einem Ministerium Auerswald-Rittberg-Bethmann zu erwarten, vorzuziehen wäre.

So sehr sich für uns also Regierung und zeitweiliges Ministerium scheidet, so wenig können wir zu einem Appel schweigen, der sich scheinbar nur an unsren Patriotismus, an die natürlichsten und einfachsten Gefühle eines Preußen wendet und in Wirklichkeit doch noch etwas Anderes als Königstreue und Vaterlandsliebe von uns verlangt.

Es giebt freilich viele gute Leute, die in einer gewissen Verworrenheit Entwickelung und Revolution in ihrer Phantasie vermischen und mit Angst daran denken, es könne diese Zeit der Trauer und bangen Erwartung zugleich einige erregte Debatten, eine Ministerkrisis und andere erschreckliche Dinge mit sich führen. Wie wenig klar sehen diese guten Leute! Sind uns offene Erörterungen wirklich gefährlich, und das sind sie nur, wenn in ihrem Laufe eine fundamentale Verschiedenartigkeit der Ansichten, republikanische neben monarchischen Ansichten z. B., enthüllt werden —, dann ist unser Untergang doch sicher verbrieft, auch bei dem Mangel und der künstlichen Unterdrückung jeder freien Erörterung; anderenfalls aber kann die Erörterung, der Kampf der Meinungen und der Wetteifer der, an die Spitze des Volkes gestellten Organe nur befruchtend und segensreich wirken, und wenn sich dann aus den Debatten und Kämpfen siegreiche Anschauungen erheben und die der Minister überragen, was ist dann weniger gefährlich und was ist segensreicher für König und Volk, als eine entsprechende Aenderung, in der sich dann doch nur ein Fortschritt zeigt? Aber wir haben hier nur ein Aeußerstes gesetzt; es handelte sich bisher um keine Ministerkrisis, es handelt sich nur um Förderung und Wachhaltung einer Entwickelung, die in den letzten Sessionen des Landtags begonnen hat und die ohne

große Nachtheile in ihrem Laufe nicht wird unterbrochen werden können. Warum ihr entgegentreten und gleichsam den ganzen Landtag auf den Zehen in das bange Schweigen eines Krankenzimmers hineinführen? Den Intentionen Sr. Maj. des Königs, der stets für das freie Leben und für die Arbeit des Geistes war, entspricht das nicht, sondern höchstens untergeordneten Verlegenheiten.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. III. Begegnungen.

Auf dem Markte zu Nürnberg war's, dicht am schönen Brunnen; zwei Männer begegneten sich dort, die, sichtlich mit ihren Gedanken so durchaus beschäftigt und vor sich niederblickend, ihres Weges fürbaß gegangen waren, daß sie sich erst bemerkten und erkannten, als sie einander hart gegenüber standen. Erschreckt beinahe huben Beide genau im selben Moment die Augen auf und ein freundliches Lächeln erhellte zu gleicher Zeit die ernsten Gesichter der Männer.

„Gott grüße Euch, Meister Albrecht, er gebe dem Fürsten der Maler, der ein hoher Stolz ist unserer edeln Stadt, seinen besten Segen!" sprach der Patricier Laurenz Imhof herzlich, indem er dem hochberühmten Meister Albrecht Dürer die Rechte bot.

„Gott danke Euch, guter Herr Imhof!" antwortete der große Künstler, bieder in die Hand des obersten Hauptmanns einschlagend und denselben mit einem freundlich warmen Blick seiner großen Augen, die wie mildes Sonnenlicht unter der machtvollen Stirn leuchteten, anschauend.

„Ihr kommt des Wegs daher, so in Euch versunken, daß ich's beinahe bereue, Euch angeredet zu haben, denn sicher sannet Ihr einem jener hohen Werke der Kunst nach, die Euren Namen und den Namen Eurer Vaterstadt so hochberühmt machen!" Also der Imhof.

Albrecht Dürer schüttelte leise sein vor der Zeit gebeugtes Haupt, dann faßte er den Patricier, den er sehr liebte, vertraulich unter den Arm und sprach leise, indem er mit ihm umkehrte: „Dem ist leider nicht also, edler Freund! die Gedanken, aus denen die Kunstwerke geboren werden, sie gedeihen nicht auf dem Boden, durch den die Unruhe ihre planlosen Furchen zieht, wo der Zweifel Saaten streut, den die Kummerthräne netzt. Aber es ist mir eine innige Freude, daß ich Euch begegnete, edler Imhof, an dieser Stätte, am lieben schönen Brunnen, dem Wahrzeichen Nürnbergs; eine Begegnung mit Euch ist mir immer eine gute Vorbedeutung gewesen, in fremden Landen schon und dann

hier. Wißt Ihr's noch, wie wir uns hier trafen, es sind mehr als zwanzig Jahre seitdem verflossen? Ja, Ihr waret damals noch jung und ich auch, und bald darauf beglückte mich mein Kaiser mit seiner Freundschaft; ja, edler Imhof, die Begegnung eines wackern Mannes bringt Glück!"

Der oberste Hauptmann der Stadt blickte den berühmten Maler etwas befremdet an, er kannte den Freund schweigsam, es war sonst nicht des Meisters Art, also lebhaft zu reden bei einer Begegnung auf der Straße.

„Ihr seht mich befremdet an, guter Herr Imhof," fuhr Albrecht Dürer, den Blick des Patriciers bemerkend und auch ganz richtig deutend fort, „Ihr findet mich verändert, ach! wir verändern uns Alle, täglich, seht den Brunnen an, edler Freund, er ist ganz eben so schön und edel wie vor zwanzig Jahren, wir aber sind alte Männer geworden! Ja, wir, Herr Imhof, der Junker Laurenz schaute damals ganz anders drein, als heute der gestrenge Triumvir des Rathes. Damals hatte die Sorge noch nicht diese Falten um den Mund gegraben, die Lippen blüheten noch frisch wie Rosen, die jetzt so matt sind, sie hatten damals noch all' die schweren Worte, an denen der ganzen Stadt Wohl und Wehe hängt, nicht gesprochen, und an diese Stirn hatte die Rathlosigkeit noch nicht geklopft, wie sie das gethan haben mag seitdem manch liebes oder böses Mal in schlaflosen Nächten."

„Wo kommt Ihr her, Meister Albrecht?" fragte der Imhof, indem er den berühmten Künstler unterbrach; eine gewisse Strenge machte sich bemerkbar im Tone seiner Stimme. Des Herrschens und Befehlens lange Gewohnheit kam dabei zum Vorschein.

„Ich könnte Euch sagen, edler Imhof," entgegnete Albrecht Dürer, ein leises Lächeln auf der Lippe, „daß ich von der Herrentrinkstube käme, und könnte Euch glauben lassen, der Wein mache mich reden, denn ich bemerke jetzt erst, daß es meine Beredtsamkeit ist, die Euch stutzen macht; nein, edler Freund, nicht Wein und Freude sprechen aus mir, sondern Kummer und Schmerz, ich komme nicht aus lustiger Gesellen Zeche von der Trinkstube, sondern aus meinem eigenen Hause, von dem Friede und Ruhe gewichen sind. Glaubt mir's, guter Herr Imhof, das Herz ist's, was die Menschen reden macht, das Herz, mag es nun lustig und guter Dinge sein, oder verzagt und trübselig, das Herz, wenn es voll ist, läßt den Mund von Worten übergehen."

„Ich bewundere den hohen Meister in Euch," sagte der Patricier, dem jetzt klar wurde, daß Dürer sich in einer fieberhaften Aufregung befand, „aber ich liebe Euch auch als Menschen, lieber Albrecht, das wißt Ihr, und kann das Euch Erleichterung schaffen, so sprecht Euren Kummer aus, es hört Euch ein Freund!

Der oberste Hauptmann sagte das in einem so herzlichen Tone, daß dem erregten Künstler ganz weich dabei wurde.

Die beiden stattlichen Männer schritten auf und nieder Arm in Arm auf dem Markte in hellem Sonnenschein, der die Kälte des klaren winterlichen Frosttages, in dieser Mittagsstunde wenigstens, etwas milderte. Beide waren reich gekleidet in mit Pelzwerk verbrämte Tuchschauben, welche bis über das Knie reichten, sie trugen flache Barette auf dem Haupt mit goldenen Medaillen daran, während der volle Bart um Kinn, Mund und Wangen die männlich kräftigen Züge wie in einen Rahmen einfaßte. Der Patricier trug sich ganz schwarz, was später die vorherrschende, beinahe ausschließliche Farbe der Tracht seiner Standesgenossen wurde. Albrecht Dürer dagegen trug sich in verschiedenen Farben, doch waren dieselben nicht auffallend, sondern zeigten vielmehr in ihrer Zusammenstellung gleicher Weise den künstlerisch gebildeten Geschmack wie den bescheidenen Sinn des großen Künstlers. Mit hohem Stolz blickten die Nürnberger auf die Beiden, zeigten sie den Fremden und sprachen: das ist unser oberster Hauptmann, Herr Laurenz Imhof, der uns siegreich bei Pillenreut und an der Aisch führte, ein gewaltiger Kriegsheld und dazu weise im Rath, der Andere aber ist der große Meister Albrecht Dürer, der Freund des Kaisers Maximilian, ein Goldschmiedssohn von hier!

So sprachen die Bürger von Nürnberg, sie ahneten aber nicht, wie schwer bedrängt in ihren Herzen die beiden Männer just waren, auf welche sie mit solch hohem Stolze blickten.

„Sagt mir Euren Kummer, lieber Albrecht,“ nahm der Imhof freundlich das Wort, als Dürer wieder etwas Herr seiner Bewegung geworden war, „hören und theilnehmen kann ich gewiß, wenn auch eine Hülfe nicht in meiner Macht liegen sollte. Was ist Eure Klage?“

„Mein Weib verzweifelt an meiner Seelen Seligkeit,“ entgegnete Albrecht Dürer, indem er tief seufzend die Hand des Freundes drückte, „Tag und Nacht jammert sie über meine ewige Verdammniß.“

„Eure Hausfrau ist dem alten Glauben der Väter treu geblieben?“ fragte der Patricier.

„Ich bin dem Glauben der Väter nicht untreu worden!“ versetzte Albrecht Dürer rasch und seine Augen begannen wieder zu leuchten.

„Ich meine,“ erklärte Imhof, „Eure Hausfrau geht noch zur Messe, während Ihr in die Predigt geht.“

„So ist es, Herr,“ versetzte Albrecht Dürer, „ich höre die Predigt des Evangeliums, die Lehre, wie sie in der Schrift begründet ist, meines Weibes Herz hängt aber fest an den Bräuchen, welche Papst und Priester in die Kirche gebracht, Bräuche, die ich nicht verdamme, nicht schelte, von denen ich glaube, daß sie ursprünglich nur dazu dienen sollten, den Gottesdienst zu zieren, die aber in der Folge die reine Lehre verdunkelt haben, bis solche wieder hergestellt worden in evangelischer Lauterkeit durch den Gottesmann von Wittenberg und seine treuen Gehülfen!“

„Laßt das, lieber Albrecht," unterbrach der Patricier mit großer Milde den Eifrigen, „ich und mein Haus, wir dienen dem Herrn auch noch in der alten Weise, und wir Beide werden hier zur Stunde auf dem Markte den großen Streit, der jetzt die Völker bewegt, nicht ausfechten; laßt Euch sagen, Meister, daß es vermessen ist, wenn Eure Hausfrau über Eurer Seelen Seligkeit richtet; das Gericht über die Seelen ist das alleinige Gericht des allmächtigen Gottes, es steht den Doctoren und Priestern nicht zu, geschweige denn einem ungelehrten Weibe; das also kann's nicht sein, was Euch ängstet, sondern es ist der Unfrieden im Hause, und darum eben beklage ich so tief diese große Spaltung in Glaubenssachen, weil sie dem Unfrieden die Thüren so vieler Häuser weit geöffnet hat, an deren Schwellen sonst die Glaubenseinheit wie ein Engel mit dem flammenden Schwerte Wache stand. Ja, lieber Meister Albrecht, wenn Mann und Weib nicht in dieselbe Kirche gehen, dann ist's eine große Barmherzigkeit Gottes, wenn der eheliche Frieden nicht entweicht aus dem Hause. Es hat einen tiefen Sinn, daß die jungen Eheleute, wenn sie vor den Altar treten, um die kirchliche Weihe ihres Bundes zu empfangen, sich dicht an einander stellen, so dicht, daß sich nichts zwischen sie drängen kann, solcher Brauch geht aus dem Gefühl hervor, daß gerade in der Kirche, vor dem Altar, Mann und Weib so recht zusammen halten und sich eins fühlen sollen."

„Eure Worte, edler Imhof," versetzte Albrecht Dürer im Tone des Vorwurfs, „urtheilen hart über das Werk der Kirchenverbesserung, und ich glaubte Euch milder gestimmt, denn ich sah Euch doch zuweilen auch in der Predigt."

„Wenn meine Worte hart klingen," entgegnete der Patricier ruhig, „so sind sie ungeschickt gewählt, mein Urtheil ist nicht hart; es sei ferne von mir, eine Bewegung der Geister zu verurtheilen, der so viele fromme und erleuchtete Männer dienen; wahrlich, wehe genug gethan hat mir der Zwiespalt, denn mein Herz hängt an dem Brauch und der Sitte der Väter, ich habe lieb, was von meinen Vätern kommt, selbst das Kleinste ist mir theuer; wie sollte ich also nicht hoch und werth halten, was meinen Vätern das Höchste, das Wertheste war, den Glauben? Ja, lieber Albrecht, die Verehrung der gebenedeiten Mutter Gottes und der Heiligen ist so mit mir verwachsen, daß es ein tödtlicher Schnitt für mich wäre, wenn ich gezwungen würde, mich davon zu trennen. Alles das aber läßt mich nicht hart und lieblos urtheilen über die Verkünder und die Anhänger der neuen Lehre. Ueberzeugungen, die ich gewonnen, bei denen harre ich gern aus, aber es will mich oft bedünken, als ob manche Ueberzeugungen nur Haltpunkte, Ruhepunkte seien auf dem Wege, den jeder rechte Mann geht, seiner Vervollkommnung entgegen; es ist feige und unmännlich, eine gewonnene Ueberzeugung zu opfern, von ihr zurückzutreten, aber es ist eben so feige, bei ihr zu verharren, wenn sie erkannt wird nicht als Ziel, sondern nur als Ruhe-

punkt, denn dann fehlt der Muth, weiter zu schreiten bis an's Ende. Mir aber fehlt solcher Muth nicht, und könnte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß die neue Lehre, laßt mich der Kürze wegen so sagen, auch für mich ein Schritt weiter zum Ziel oder das Ziel selbst sei, so würde ich ihr folgen, mit thränendem Auge vielleicht und gebrochener Lebenskraft, aber dennoch mit muthigem Herzen.

„Ihr seht mich befremdet an, Meister Dürer, ich bin kein Andrer geworden, ich bin derselbe Imhof, von dem die Leute sagen, daß er sich lieber einen Finger abhauen lasse, als ein Tüttelchen nehmen von dem alten Recht und dem Brauch der Väter; ich bin stolz darauf, daß Nürnberg das von mir sagt, und ich weiß, daß darum gerade die Gemeinde Vertrauen zu mir hat, denn die Leute, kleine und große, fühlen, daß unsere Väter, die frömmer und weiser waren, als wir, nichts thaten ohne einen sittlichen Grund. Wohl, das Verständniß ist uns für Manches verloren gegangen, aber darum allein braucht es noch nicht verwerflich zu sein, und deshalb nennen mich die Nürnberger den Hüter des alten Brauchs, weil ich jeden, auch den kleinsten wahre, so lange, bis ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß er keine sittliche Berechtigung mehr hat, also verwerflich und schädlich ist. Ganz so habe ich freilich nicht immer gedacht, es hat Zeit gekostet, mir das klar zu machen, ich habe wohl manches liebe Mal zu hart vertheidigt, nur weil von vielen Seiten zu scharf angegriffen wurde, aber irren ist des Menschen Weisheit. Wißt Ihr, lieber Albrecht, daß es besonders die Geschichte der Juden ist, welche mich belehrt hat, daß der Mensch auch zu viel thun kann an der Vertheidigung des alten Rechtes? Das jüdische Volk hat, das muß der eifrigste Verfolger desselben noch gebührend anerkennen, an der Väter Glauben, Sitten und Bräuchen mit einer Treue festgehalten, die mir hohe Achtung abnöthigt; aber es hat darin zu viel gethan, seine Treue ist engherziger Eigensinn geworden, das Volk ist stehen geblieben auf dem Wege der Veredlung, lange bevor es das Ziel erreichte. Ich gedenke es nicht zu machen, wie das jüdische Volk, mir ist die gewonnene Ueberzeugung theuer, aber gebt mir eine bessere, eine höhere, und ich werde mich ihr nicht eigensinnig verschließen!"

„Wie schön, wie herrlich Ihr das sagt, edler Freund," meinte Albrecht Dürer begeistert, dann aber setzte er zweifelnd hinzu, „und mit diesen Gesinnungen ist der edle Imhof das Haupt der Päpstlichen im Rath?"

„Gott hat mich nicht gewürdigt eines Wunders," entgegnete der Patricier ernst, „des Menschen eigne Kraft aber ist geringe, ich bin ein Glied der Kirche, die ich liebe, wenn ich mich auch nicht verstocke gegen die Gebrechen, die ihr ankleben, und ich werde ihr dienen, so lange ich nicht überzeugt bin, daß der Papst und die Concilien mit der Schrift im Widerspruch sind, solche Ueberzeugung aber habe ich noch nicht gewinnen können, sondern nur die, daß die Kirche vieles lehrt, was

zwar nicht in der Schrift, was mir aber als frommer und löblicher Brauch gar anerkennenswerth dünkt, und Mancherlei, was fehlerhaft und falsch sein mag, was die Kirche aber selbst abthun kann, ohne sich zu schaden. Haben Päpste und Concilien geirrt, so können Luther und seine Helfer auch irren."

„Aber die heilige Schrift irrt nicht, Herr Imhof!" entgegnete Albrecht Dürer nachdrücklich.

„Die heilige Schrift nicht," gab der Patricier ebenso zurück, „aber deren Erklärer können es — doch laßt uns abbrechen, lieber Albrecht, Ihr nennt mich das Haupt der Päpstischen, wohlan! ich werde die neue Lehre nicht verfolgen, sondern nur die, welche sie mißbrauchen; habt Ihr mir nicht selbst gedankt, daß ich den Schmuck der Kirchen, die Kunstwerke frommer Väter, vor dem rohen Grimm irregeleiteter Rotten schützte? Die Gewissen richtet Gott allein, aber, ob der neuen oder der alten Lehre zugethan, es soll Niemand vergessen, daß wir Alle auf Christum getauft sind; das sollt Ihr auch der Frau Agnes, Eurem Weibe, sagen, lieber Albrecht, und ich denke, daß sie das beruhigen wird."

„Gehabt Euch wohl, edler Imhof," sprach Albrecht Dürer, des Freundes Hand drückend, „nehmt meinen Dank, ich verstand Euch wohl, Ihr habt mich auf den großen Zwiespalt hingewiesen, auf den großen Riß, der durch die ganze Christenheit geht, auf daß ich den Muth haben möchte, den auszufüllen, der zwischen mir und meinem Weibe klafft!"

„Gott befohlen, Meister Albrecht," sprach Imhof, „aber Langmuth kommt oft weiter, als Muth!"

Die Männer schieden; Einer ging hierhin, der Andere dorthin. Meister Dürer aber lächelte leise und sagte zu sich selbst: „Muth habe ich wohl, und in der Langmuth dürften mich Wenige übertreffen, die Demuth aber ist's, die mir fehlt, Gott schenke mir Demuth!"

Langsamen Schrittes wandelte der treffliche Meister dahin, dem so viele Prüfungen beschieden waren im Leben durch die, welche er am meisten liebte. In seinem Hause mußte Albrecht Dürer den großen Streit, der immer schärfer und mächtiger durch die Lande ging, noch einmal durchkämpfen, den er in seinem Innern bereits durchgefochten; sein Weib, das Weib, das er liebte, verschloß sich den Ueberzeugungen, die er errungen. War sein Streit schwerer, oder war er leichter, als der des obersten Hauptmannes, der denselben Kampf politisch durchkämpfen mußte an der Spitze einer Partei? Die Frage wäre schwer zu beantworten, selbst wenn Laurenz Imhof eben so entschieden päpstisch gewesen wäre, wie Albrecht Dürer antipäpstisch war. Albrecht Dürer aber war von einer festen Ueberzeugung erfüllt, während der Patricier noch zweifelnd nach einer solchen rang.

Durch Geburt und Lebensstellung war der Imhof das Haupt einer Partei geworden, deren Ueberzeugung er beim Beginn des Streites,

zwar ganz zugethan gewesen, von der er sich aber nach und nach, innerlich und selbstbewußt, immer mehr getrennt hatte. Noch wünschte er seiner Partei den Sieg, aber er wünschte ihn schon lange nicht mehr in der Weise, wie diese ihn wünschte; auch hoffte er seit einiger Zeit nicht mehr mit Zuversicht auf den Sieg; die Niederlagen, welche die Anhänger der alten Lehre Schlag auf Schlag, namentlich auch in Nürnberg, erlitten, machten ihn bedenklich. Mit Albrecht Dürer sprach er unter dem Eindruck einer neuen großen Niederlage, die er in der Stadt erlitten, denn er kam aus der Rathsstube, wo Blasius Stöckel, der Prior des Karthäuser-Klosters, die Güter seines Conventes dem Rath übergeben hatte, denn Prior und Mönche hatten den Convent verlassen und sich für die neue Lehre erklärt. Die fromme Stiftung Marquard Mendel's war vernichtet.

Und doch schritt der Patricier dahin mit stolz erhobenem Haupt, mit festem Schritt, als sei er ein Sieger; während der treffliche Meister Dürer sein Haupt beugte und demüthig noch um Demuth bat, flehte der Imhof zu demselben Gott und bat um Kraft und Erleuchtung.

Die beiden gleich edeln Männer strebten auf verschiedenen Wegen zum gleichen Ziel; das weiche Gemüth des trefflichen Meisters litt in dem Kampf, der des städtischen Edelmannes kühne Seele entflammte, der Kampf, den Imhof als Lebensaufgabe erfaßte, er störte Albrecht Dürer in seiner Lebensaufgabe, in seinem künstlerischen Schaffen.

Der Patricier trat in sein Haus und sah mit einiger Befremdung, daß Rembart, der getreue Knecht, das Rothroß seines Sohnes Andreas, welches er vorsichtig mit einer Lodendecke belegt hatte, auf und abführte im Hofraum; dennoch ging er, den Gruß des Knechtes mit einem freundlichen Kopfnicken erwiedernd, ruhig die Treppe hinauf, ohne sich mit einer Frage aufzuhalten.

„Wetter und Wind aus neun Winkeln zugleich!" fluchte Rembart, als er sich überzeugt hatte, daß sein Herr ihn nicht mehr hören konnte, „hätte ich nicht sein rothes Blut fließen sehen bei mehr als einem Strauß in allerlei Land, bei allerlei Volk, ich thäte am Ende selber glauben, er wäre aus anderm Thon gemacht, wie ich und meinesgleichen. Frägt nicht einmal nach dem Rothroß, auf dem sein ältester Sohn fortgeritten und so jählings heimgekehrt, als wäre der Böse selbst bei ihm hinter dem Sattel aufgesessen. Aber was hätte ich ihm auch sagen sollen? Der Junge hat mir nichts gesagt, der Junge ist wie der Alte. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! sagte meine Großmutter, habe aber nie Silber bei ihr gesehen, obwohl ihr Maulwerk den ganzen Tag nicht stille stand; mir hat das Reden auch kein Silber gebracht, will mir's Schweigen angewöhnen, wie meine Herren, der Alte und der Junge, und bringt's auch kein Gold, so läßt's doch vornehm. Wetter und Wind aus neun Winkeln zugleich, an Vornehmheit ist kein Mangel in unserm Hause, aber an Gold ist kein Ueberfluß; wir sind die

vornehmsten in Nürnberg, wer daran zweifelt, dem schlage ich ein Loch in den Kopf! aber die Herren Haller sind doch beinahe eben so vornehm wie wir und haben Geld wie Heu! Hole der Teufel die Haller und noch ein halb Dutzend von den anderen vornehmen Sippen dazu, wir Imhof'schen stecken sie Alle in den Sack! Laßt nur die glatte Schlange, den Herrn Cosmus, wie Teufel kommt solch eine Creatur wohl unter die Imhofe? laßt nur die glatte Schlange, den Herrn Cosmus todt sein, dann erbt Junker Endres den ganzen Kram, und wir fragen dann den König von Frankreich, wie theuer sein Reich? Wetter und Wind!"

Damit hatte sich der wackere Rembart in die üble Laune gewettert und auch wieder heraus, das Rothroß aber führte er in den Stall, rieb es säuberlich ab und gab ihm reichlich Futter.

Oben in der Nußbaumstube fand der Patricier seinen ältesten Sohn allein, der ihn mit großer Ungeduld erwartet zu haben schien. Junker Andreas eilte seinem Vater entgegen, begrüßte ihn und nahm ihm Barett und Schaube ab; wohl sah man dem Jüngling an, daß er Wichtiges zu vermelden habe, aber er wagte nicht zu sprechen, bevor sein Vater ihn nicht dazu aufgefordert hätte. Das geschah indessen sofort, denn Herr Imhof war nicht wenig verwundert, seinen Sohn zu sehen, der am Tage vorher erst Urlaub genommen, um eine Woche wenigstens bei seinem Oheim Cosmus in Wenigenhausen zuzubringen. Der Oheim selbst hatte ihm diesen Urlaub ausgewirkt, und der Patricier hatte nachgegeben, um seinem Bruder nicht entgegen zu sein, obwohl ihm so lange Anwesenheit des Sohnes in Wenigenhausen kein besonderer Vortheil für diesen dünkte.

„Ich habe den Mann wiedergesehen, Vater," sprach Junker Andreas hastig, aber leise, „den Mann, den ich in voriger Woche auf der Kaufleuttrinkstube fand; Vater, ich glaube, ich weiß, daß es mein Oheim Vitus ist!"

„Wo hast Du den Mann gesehen? warum glaubst Du, daß es Dein Oheim Vitus sei?" fragte der oberste Hauptmann in seiner ruhigen und bestimmten Weise.

„Ich habe ihn heute Morgen auf der Landstraße gesehen," entgegnete der Junker, „ich ritt von Wenigenhausen nach dem Reichswalde, um Vögel zu schießen, da begegnete mir der Mann, er hatte noch einen Begleiter, ich erkannte ihn gleich, auch er mußte mich erkennen, und so hielten wir Beide die Rosse an. Er grüßte mich bei meinem Namen, sein Begleiter aber wendete sich ab, und es kam mir so vor, als ob derselbe sehr bestürzt oder erschrocken sei, der sprach auch kein Wort. Der Andere aber ließ sein Pferd ganz nahe an das meine treten und sagte: „Andreas Imhof, der Donner soll mich erschlagen, wenn Du nicht wie gerufen kommst; hier, nimm diesen Ring, den gieb Deinem Vater und sage ihm, ein alter Freund harre seiner von heut Abend an in der

Klause am Bayreuther Wege! Er gab mir diesen Ring! — Der Patricier nahm aus seines Sohnes Hand einen Ring, auf dem das Muffelsche Wappen in einen schönen Bergkrystall geschnitten zu sehen. — Dann faßte er mich plötzlich um den Hals und rief: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich den jungen Imhof nicht beinahe eben so liebe, wie den alten! Andreas Imhof, Wetterkerl, nimm Deine verfluchte Schindmähre zwischen die Schenkel, schone die Sporen nicht, mache, daß Du in das verdammte Höllennest kommst, unser liebes Nürnberg, denn Dein Vater hat einen verteufelten Ritt vor sich, wenn er nicht tief in die Nacht hinein reiten will; daß Du mir aber selbst mitkommst, sonst sollen Dir dreitausend Schock Donnerwetter über Dein glattes Jungferngesicht fahren, daß es danach aussieht, wie des Teufels Dreschtenne!" So sprach der Mann, Vater, den Ring habt Ihr, was befehlt Ihr nun, daß geschieht?"

„Kein Zweifel," sagte der Patricier vor sich hin, „es ist der wilde Vitus, der böse Flucher und gottlose Schwörer, ganz der tolle Vitus; der Andere, der sich abwendete, sollte es — nein, es ist nicht möglich? und warum denn nicht?"

„Der Patricier brach sein Selbstgespräch ab und wendete sich wieder an seinen Sohn: „Du hast ein treffliches Gedächtniß, für Flüche und Schwüre sollst Du aber keins haben, mein Sohn Endres, ich zweifle nicht, daß der Fremde Dein Oheim Vitus ist, begreife zwar nicht, warum er nicht hierherkommt, denn die Stadt ist ihm ja nicht verboten — doch wir müssen ihm seinen Willen thun, laß die braune Stute für mich, den Goliath aber für Dich satteln, Rembart allein mag uns begleiten; sobald wir zu Mittag gespeist haben, reiten wir ab!"

Mit der freudigen, stets zu Thaten willigen, Hast der Jugend eilte Junker Andreas hinaus.

Christian Rauch.

1777 — 1857.

Es ist uns aus den Kreisen, in denen Christian Rauch, der heimgegangene Bildhauer, in der Blüthe seiner Kunst lebte und schaffte, ein Wort bewahrt geblieben, das ihn, den ganzen Künstlermann und seine Art in Kurzem treffend zeichnet. Dies Wort lautet: „Ueberall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft; überall, wo man sich selber ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtiges, denn da weiß man etwas gewiß; also etwas, was schon da ist, wird nur gehandhabt, wird wiederholt angewendet. Das ist schon eine halbtodte Lebendigkeit."

Wie mit diesem Worte eine volle Kunde von dem tiefsten und geheimsten Reize aller großen Kunst, vor Allem aller germanischen Kunst gegeben wird, und wie es von einer Madonna Holbein's und von einem Gespräche in Shakespeares Tragödie gilt, so auch von den Werken allen unseres großen heimgegangenen Meisters.

Niemals war es ihm möglich, das Ueberkommene weiter zu übertragen; an jedem Morgen von Neuem ward es ihm als größester Widerspruch klar, die fremde Form für eine eigene Schöpfung zu bewahren. Denn die Form war ihm, wie allen seinen großen Gebrüdern der früheren Jahrhunderte, nur wie eine Welle, die der Frost getroffen und versteinert hat, nur ein gefesseter und in eine weiche und gefügige Wirklichkeit eingedrückter und in ihr abgedruckter Rhythmus, aber diesen Rhythmus und diese Welle lebendigen phantastevollen Wollens ganz oder zu einem Theile in ein schon gehöhltes und geformtes Bett zu führen, dem Zar.esten aus Trümmern fremder Kunst die Gießgrube zu bauen, das dünkte ihm frevler Mißbrauch.

Sein Können entwickelte sich von Stufe zu Stufe im Gegensatz zu allen den Richtungen, in denen das Handwerk sich mit modischen Aeußerlichkeiten, mit todten Zügen und verworfenen Masken als Kunst zu drapiren suchte.

In seinem Wirkungsgebiete entsprach er durch diese Abneigung und diese Richtung auf die Ursprünglichkeit einem uralten Charakterzuge des germanischen Volkes, demselben Zuge, aus dem unsre weltumwälzenden Erfindungen, aus dem unsre Reformation hervorgegangen ist. Niemals fand dies große, dies heilige Volk der christlichen Geschichte in etwas Fertigem und in einer ihm aus der Fremde überkommenen Form Ruhe und die Möglichkeit weiterer Bewegung: es schien nicht selten den Palästen, die die Fremde ihm bot, die Rauheit einer culturlosen Natürlichkeit vorzuziehen; aber indem es den fremden Gestaltungen entfloh, folgte es nur einem schöpferischen Drange, der sogleich aus sich heraus die Grundlage einer neuen erhabenen Wohnstätte deutschen Geistes legte.

Die Deutschen Luther's verschmähten es, sich fürder von fremder Stadt, fremder Zunge und fremder Sitte die Normen ihrer Anbetung des Herrn vorschreiben zu lassen; ihrer Natur entsprach es allein, daß nach der Art ihrer uralten Freiheit aus den Wäldern, ein Mann, gleichstehend dem andern, zu seinem versöhnten Gotte sich wende und seine Nachfolge und seinen Dienst ihm antrage. Dieser ursprüngliche Zug und Drang nach unvermitteltem Thun und Denken ward, durch die Reformation neu geweckt und gestärkt, fortan das wichtigste Motiv des deutschen Lebens. Keiner unserer großen Männer, ob Katholik, ob Protestant, ward groß ohne jenen Beweggrund, und R a u ch hätte den vollen Kranz nicht empfangen, wäre er nicht von Anbeginn an diese Bahn gegangen.

Wir sehen ihn vor uns, den breitbrustigen Knaben mit den leuchtenden Augen und dem festen Kinn, wie er an einsamen Nachmittagen, wo der Hof zur Tafel gegangen ist, durch die Gemächer des fürstlichen Schlosses von Arolsen wandelt und mißmuthig bei den Bildern, welche reifröckige Daphnen und frisirte Apollos darstellen, den hochaufgerichteten Kopf schüttelt, wie er die marmornen oder lackirten Amoretten mit Casquets und Schnabelschuhen unwirsch betrachtet und wie er dann, wie von einem zaubrischen Netze plötzlich umstrickt, vor einem Kopf anhält, der fast ohne Züge mit leeren Augen unter einem einfachen, mit wenig Strichen zu zeichnenden glatten Helm hervorschaut. Ist es die Einfachheit, die hier den ernsten, verschlossenen Knaben besticht, oder die wunderbarliche Fernheit und Abgelegenheit dieses Gesichtes, das kein Lebender so gesehen und das doch ein menschliches ist wie das unsrige? Der Zauber griechischer Antike trifft den glühenden Knaben, in dessen Brust es beklemmend und schmerzhaft arbeitet; er fühlt mit Kopf und Herz, daß hier ein wahrhaftiges Leben im weißen Marmor festgehalten, daß keine Willkür und keine Phantasie sich mit so Wenig an Zügen, Tiefen und Höhen begnügen werde, daß ihr diese Flächen auf Stirn und Wange und Schläfen und diese wunderbare Einfachheit des Mundes todt und unfertig erscheinen müßten, und doch wiederum bemerkt sein inneres Auge über der Einfachheit der Linien und Flächen ein seltsames Leuchten, wie es das Ideal nur von sich ausströmt. . . .

Kann es anders gewesen sein? Und wenn der Altmeister Deutscher Bildhauerkunst auch nicht in diesem Detail von den Eindrücken erzählt hat, welche die kleinen Kunstschätze des Schlosses seiner Heimath auf ihn gemacht; daß sie seine innere Gabe herausforderten und Neigung und Abneigung mit der Gewalt einer ersten Begegnung erregten, wissen wir von ihm.

Es war die Zeit der ersten französischen Revolution: aber während an der Seine die Masse, nachdem sie eine ihr ebenfalls fremde Verfassung und Hülle des Lebens abgeschüttelt hatte, in der Zerstörung nur der Zerstörung selber wegen beharrte, schüttelten die Deutschen nur das Joch des Fremden ab, um ein schöneres Kleid, ihr Eigen, das viel genauer ihrer Figur entsprach und in lebenvoller Elasticität auf jeden Fortwuchs berechnet war, anzulegen. Das geschah, da Lessing die französische Kunstkritik, den Alexandriner und die aristotelische Regel der Tragödie schlug, da Friedrich der Große neue Schlachtplane ersann und eine auf dem Continente fast unbekannt gewordene Macht, die Sympathie und das Einheitsbewußtsein des Volkes, eines großen Volkes, mit einem Schlage wieder erweckte; das geschah dann auch, als Rauch seine ersten bangen und schweren Versuche machte, nach eigenstem Triebe zu gestalten, und seines Innern tönende Maaße, die ihm an irgend einer bestimmten Erscheinung der Erde offenbart waren und die sich endlich

seiner Anschauung unterworfen hatten, auch den Andern anschaulich zu machen.

Zu kämpfen hatte er dabei als ehrlicher Deutscher, außer mit den Sorgen einer ärmlichen Lage, mit den „schweren Lippen", über die schon Moses vor dem Gott Zebaoth klagt, mit der uns eigenthümlichen Schwerfälligkeit und Knorrigkeit, die vergleichbar ist der Härte des edelsten Steines und Metalles. Als Diener in das Schloß des Königs von Preußen aufgenommen, durfte er der Königin Louise seine ersten Zeichnungen, die ihm Schweiß und Thränen und Zorn und Leides genug gekostet, vorlegen; aber die um Rath gefragten Künstler schüttelten den Kopf, und schnell war die angstvolle Spannung des zwanzigjährigen Jünglings von rauhester Hand gelöst.

Aber eine altsächsische freie Bauernnatur, wie der waldecker Rauch sie in sich trug, ließ sich durch einen Sturm noch nicht brechen; er arbeitete und arbeitete fort; und indem er unablässig die antiken Kunstwerke beobachtete — sein erstes auf der Berliner Kunstausstellung von 1800 ausgestelltes Werk war eine Copie des sterbenden Fechters —, und dann immer wieder zum Leben des Tages, zu den Gesichtern, die ihn umgaben, zurückkehrte und in den wechselnden Zügen dem Ideale nachjagte und zwischen Sinnen und Schauen und Ahnen seinen Meißel hindurchführte, tauchte vor ihm, wie dem unterirdischen Wanderer durch eine ferne Gebirgsspalte das Tageslicht, ein Ziel auf. Mit Worten konnte er es noch nicht bezeichnen, als er 1804 eine Büste der Königin Luise in die Akademie trug, um sie öffentlich zur Schau aufzustellen.

Gestaltlos noch, wenn auch in immer reicheren und geschwungeneren Linien wallte in ihm der Stoff seines Werkes; seine Sehnsucht suchte eine Stätte der Zurückgezogenheit und wiederum zugleich der Erleichterung und Erquickung; er ging 1805 nach Rom.

Arbeit war hier, wie stets, das Element seines Lebens; hier fand er die irdischen Motive der antiken Ideale, hier fand er allen Aufschluß über die köstliche innere Selbstständigkeit und Ursprünglichkeit antiker Form, und nun wandte sich sein Blick mit größerer Ruhe und Sicherheit nach der Heimath, an der er mit noch anderer Treue, als Goethe hing, zurück. Das ist der Unterschied sächsischen und fränkischen Stammes, daß ersterer auch unter Palmen und Göttern die liebe Heimath nicht vergißt und, umgeben von der Fülle der Ideale, erst recht deutlich erkennt, daß der irdischen Ideale Höchstes nur aus der Anschauung des Heimischen gewonnen wird; während das fränkische leichtere Blut bei aller Liebe zu Deutschland sich doch eher, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum Fremden verführen läßt.

Während der sechs Jahre, welche Christian Rauch in Rom verweilte, war sein neues Vaterland von tiefster Noth bedrängt; aber, diese Noth, an der er mit vollem Herzen theilnahm, konnte seinen Blick

für das Wesen und das Edelthum der schwer getroffenen Heimath nur schärfen, und so blieb er in den Vorbereitungen, mit denen schon seine Seele erfüllt war, als er 1805 Berlin verließ.

Solch ein inneres Arbeiten wirkt wundersam auch nach außerhalb, und scheinbare Zufälle und geheime Fügungen gestalteten es so, daß 1810, als die unvergeßliche Königin entschlief, der Auftrag, der Königin ein Denkmal zu bilden, von Canova und Thorwaldsen, den ersten der lebenden Bildhauer, auf den fast noch unbekannten Rauch überging.

Wir sprechen kein Wort von der ruhenden königlichen Muttergestalt des Mausoleums zu Charlottenburg.

1814 ward dieses Steinbild aufgestellt; es war im Dunkel der Sorge, zu der Zeit des Verfalles Preußens geschaffen, und jetzt bewegten Siegesfanfaren die Luft. Noch immer rang der Meister mit seinem Ideal, und während die zitternde Stimme des königlichen Gatten und die Thränen des Volkes ihm lohnten, hing kritisch und suchend das ernste Auge des Künstlers an dem bewunderten Werke. Wohl war Schönheit, wie sie dem Tode in sanfter, fast freundlicher Hoheit sich hingiebt, ein hohes Ideal, und dies war in dem Bilde zu Charlottenburg erreicht; aber ein höheres stand jetzt, da die neue Zeit mit ihren Siegen erschien, vor dem Auge des Rastlosen, das der Dulderin, die sich gern als Opfer gebracht und mitten in der Noth im Glauben und im Stolze ihres Berufes gestorben.

Dies Bild ward 1828 vollendet; im Schatten alter Waldbäume, seitwärts vom großen Wege, ist es in einer kleinen verschwiegenen Kapelle niedergelegt.

Mit diesen Schöpfungen hatte Rauch erst sein Bewußtsein erhalten; die unruhig bewegte Natur fand an ihren äußeren Zeugnissen einen Rückhalt, und ihr war zugleich auf dem Gebiete, dem sie sich gewidmet und das sie von einer zur andern Grenze durchstreift hatte, eine feste Herrschaft über den Stoff und die Mittel gesichert, sowohl auf dem Gebiete der Kunst an sich, als auf dem Gebiete volksthümlich-patriotischer Darstellung. Die Helden Preußens finden jetzt in Rauch noch bei ihren Lebzeiten ihren treuesten Biograph und Geschichtsschreiber.

Blücher, der Löwe, der die erbeutete Kanone mit Leib und Schwert deckt, ein Gesicht und eine Figur voll Schwung, Lust, Keckheit, Trotz, Muth und adliger Selbstlosigkeit — treue Geschichte und treue Menschlichkeit; dann Scharnhorst nachdenklich in sich gekehrt, das Schwert bei Seite, ein trauernder Themistokles, und der Bildhauer vergaß nicht, in edelster Weise den Zug der wirklichen Natur, der den Denker charakterisirt, zu wiederholen, und er deutete die etwas schiefe Körperhaltung und die starke Senkung des Hauptes, wie der Schlachtendenker sie wirklich zeigte, auch mit dem Meißel an; endlich Bülow, ein Ritter in Anschlag; ein Zittern und zurückgehaltenes Athmen scheint den regungslosen Stein zu bewegen, und doch steht der Feldherr in

äußerer Ruhe da: diese Drei zusammen, das ist eine ganze aus Erz und Stein geformte Geschichte der Freiheitskriege.

Rauch verschmähte keine der modernen Trachten und Lebens-Gestaltungen für seine Werke, und wenn selbst der antike Bildhauer die an sich unschöne Kopfhaltung des großen Alexander in sein Ideal aufzunehmen wagte, so ging Rauch nicht nur eben so weit, sondern er durchbrach selbst die Schönheitslinie der antiken Welt und modellirte Uniformkragen, Zöpfe und Gehstöcke, ohne dennoch eine Dissonanz im Beschauenden hervorzurufen. Die Art, wie er das that, war freilich ein Geheimniß, und nicht Jeder, der einen Zopf in Thon formen kann, ist darum genial. —

Lebendiger verfolgte Niemand die geistige Entwicklung der Zeit, als Rauch, oder vielmehr er wurde, wie jeder offene und redliche Geist, der sich einmal der sittlichen Gewalt der werdenden Geschichte hingegeben hat, von dieser auf kräftiger Welle vorwärts getragen. So kannte er genau Wege und Abwege unserer Entwicklung, und konnte aus gesunder Erkenntniß der Zeitbedingungen, des Augenblicklichen und des Bleibenden, oft durch künstlerische That oder reinmenschlichen Rath vermittelnd zwischen die Irrenden treten. Das Edle an den romantischen Kunstbestrebungen erkannte er gern und voll an, und seine „Jungfer Lorenz" und seine Polnischen Könige (Mieceslaus und Boleslaus) und sein Albrecht Dürer sind deß vollwichtige Zeugnisse.

Aber diese Individualitäten, die ihn, wäre er alter patricischer Reichsstädter oder polnischer Emigrant gewesen, ganz gefesselt, ganz beschäftigt hätten, traten ihm doch in den Hintergrund vor anderen Idealen, die auf dem Gebiete lagen, auf dem seine Jugendbegeisterung gerungen und endlich seine vergleichende Beobachtung mit seiner dichtenden Seele in inniger Vermählung, Ruhe gefunden hatten. Seine eigentlichen Ideale erwuchsen aus dem bestimmten Vaterlande, das seiner Seele durch die Königin Luise näher gerückt und als ein der theuersten Opfer werthes und würdiges Land bezeichnet war.

So nahm er des alten Andreas Schlüter Mission auf, indem er zu dem großen Kurfürsten der Kurfürstenbrücke uns einen Friedrich Wilhelm I. (zu Gumbinnen als „Litthauens Wiederhersteller" aufgerichtet) schenkte, indem er endlich das zweite unsterbliche Werk seines Lebens, eines der unsterblichsten dieses Jahrhunderts, formte, Friedrich den Großen und seine Zeit.

Welch' Zeugniß seines Hanges nach Wahrheit, seiner Unmittelbarkeit in Auffassung und Darstellung ist dies Werk! Mochte dieser Heldenkönig noch so groß sein, so groß — das ist das Wort Rauch's — war er nicht, um seine Zeit, groß wie er, in den Schatten zu stellen. Ueber ihr, aber mit ihr sei er geformt. Und es entstand ein Werk, so voll der Individualität, so wahr, so wenig schmeichlerisch und ceremoniös, so fest und in seinen Gegensätzen oft so rauh, vielgestaltig und endlich

doch Eins, daß der greise Meister, davon zurücktretend, wirklich mit leuchtendem Auge darin das Ideal wiedererkennen konnte, das seine Seele so lange in sich getragen, ein Ideal, das sie sich Angesichts der Thatsache, daß Person und That des großen Königs schon im ersten Menschenalter zum herkulischen Mythus zu zerfließen drohte, geschaffen hatte.

Wir wiederholen, was wir bei der Enthüllung dieses colossalen Denkmales schrieben:

„Ist es nicht eine neue Entwickelung der deutschen Kunst, die in ihm ihre schönen Triumphe feiert? Die Plastik war bisher wie die Lyrik gewesen, höchstens hatte sie hie und da epische Andeutungen gegeben, selten hatte sie es versucht, sich des Lebens und seines wechselnden Schrittes zu bemächtigen, und auch dann suchte sie sich bald gewisse große Ruhepuncte in jener Entwickelung, bald hob sie das mythische Element, die sagenhafte Gewandung eines vergangenen Lebens, und auch damit wieder die zur Ruhe und zum Niederschlag gekommene Entwickelung hervor; aber wohl niemals hatte sie, wie hier in Berlin, es gewagt, den gewaltigen Zug und Schritt einer im tiefsten Innern bewegten Geschichte in seiner Bewegung aufzufassen. Ein ganzes Zeitalter, ein ganzes Volk, eine ganze Culturstufe der Menschheit, eine ganze Bewegung als solche, hat sie hier zum ersten Male dargestellt; und damit ist sie aus den engen Sälen des Ateliers und aus den Kreisen der Kunstverständigen auf den großen Markt, in den Kreis der Sympathieen eines ganzen Volkes getreten..... Diese Aufgabe sieht so leicht, so einfach aus, nachdem sie der alte Rauch gelöst hat, aber es war ein starkes, stolzes Unterfangen, daß er sie faßte, und ein harter, mühsamer Weg, auf dem er sie löste. Mit der vollen Reife des Künstlers, der seine volle Beglaubigung und Bewährung bereits empfangen hat, tritt er im Jahre 1839 an sein Werk, noch gehemmt durch den Willen unseres hochseligen Königs, der nur die Statue Friedrichs und unter ihr die vier Figuren der Tugenden zulassen wollte. Aber der Augenblick, da Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, öffnete auch ihm den Weg zu einem gewaltigen Ziele.

Es ist bekannt, daß in Oesterreich bisher nur den Monarchen Statuen errichtet werden durften. Das hat seinen Sinn in dem Lande, wo ein Wallenstein zum Verräther gestempelt ward, weil seine Macht sich zu gefährlich gestaltete; wo ein Erzherzog Carl, der Sieger von Aspern, die Blüthe seines Mannesalters in trauriger und unfreiwilliger Thätigkeit zubringen mußte.... Aber in Preußen? — Freilich, der hochselige König hatte während seiner Regierung in sich selbst mannigfache Kämpfe zwischen einer vergangenen Zeit und den gerechten Ansprüchen der neuen zu verwinden: und der schöne, stolze Sieg, den er in sich über manche theure Tradition errungen hat, überstrahlt die kleine Schwäche, in welcher er anfangs in diesem Puncte den großen Planen des Künstlers nachzugeben sich scheute.

Friedrich Wilhelm IV. hat sich darum auch in dieser Statue ein großes Denkmal gesetzt. „Es mußte ihm widerstreben, da, wo seinem Volke und der Vergangenheit seines Volkes ein solches Denkmal gesetzt werden sollte, den Einen, den Einzigen, den Großen König aus der verschlungenen Reihe herauszulösen, mit der die Geschichte und die Tradition des Volkes ihn auf ewig verknüpft hat. Und darum stimmte er dem Plane Rauch's aus ganzer Seele bei, den großen König nicht auf die einsame Höhe solch eines Granitblockes zu verweisen, sondern ihn in die gewaltigen Kreise mitten hinein zu stellen, an denen und durch die sein Leben sich auswirkte."

Wie in diesem Werke Rauchs, so feierte in den meisten des Bildners nicht er, sondern das Vaterland und die höchste Vertretung desselben im Könige, einen Triumph. Seine Kunst war ihm ein heiliger Dienst, und aus den Tempeln einmal vertrieben, widmete sie sich dem Nächsthöchsten und blieb diesem unwandelbar treu, aller fremden Rücksicht vergessen. König Friedrich Wilhelm III. und König Friedrich Wilhelm IV. hatten gleichmäßig diese priesterliche Dienerschaft Christian Rauchs erkannt, und sie lohnten ihm anders, als sonst Könige lohnen; der Hochselige Herr, indem er fast mit der Andacht des Lernenden den inneren Wegen des Meisters folgte, und in diesem Sinne — der erste protestantische König, den die Urbs sahe — in Rom eintrat; der regierende König, indem er ihn auch jenseits der Grenze, die sonst der Künstler, wenn auch nicht Herr eines Thrones, selbst dem kreuzenden Entwurfe des befreundeten Künstlers stellt, freundlich gewähren ließ.

In die Gruft des Altmeisters rief ein preußischer General den letzten Gruß. Und in der That, die Armee hatte am meisten Anspruch auf dies Ehrenrecht. Erster Stand und erster und letzter Vertreter dieses Staates, hat sie im Namen des Vaterlandes ihm den letzten Gruß in Dank und Wunsch gebracht. Eine fröhliche Auferstehung Dem, der solche Sehnsucht nach den verklärten Leibern und nach dem reinen Lichte empfunden hat! H. K.

Ein Brief aus Wien.

Es ist ein trostloses Gefühl, welches mich jedesmal ergreift, wenn ich meinen Blick auf die Beziehungen meines Vaterlandes zu Deutschland richte. Wir rühmen uns deutscher Abstammung und deutscher Regierung, und wie fern stehen wir doch dem großen alten Reichslande! Was hilft es da, sich Täuschungen hinzugeben, es genügt die flüchtigste Betrachtung der einheimischen und der übrigen deutschen Presse, um zu sehen, daß Wien von Berlin und München eben so wenig weiß, als sich Berlin und München um Wien bekümmern.

Und alle äußeren Mittel des Verkehrs sind gegeben, sind mit verschwenderischer Hand in neuester Zeit gegeben, ja wenn Eisenbahnen, Postlinien und Handelslinien dazu ausreichten, ein isolirtes Land in den gewünschten Umgang zu führen, so müßte Wien, auf der Höhe zwischen Triest und Hamburg, auf der anderen zwischen Leipzig oder dem Rheine und der unteren Donau gelegen, die Stadt vieler Verbrüderungen und Ausgleichungen zwischen rein-österreichischem und volldeutschem Wesen sein.

Aber der Wandersinn, die Ansiedlungsneigung und die Ausgleichungsbeflissenheit des Deutschen verlangt nach anderen Lockungen, als glatte Wege sie bieten können. Felsengrate und Meere schrecken ihn nicht, wo es galt, jene seine Eigenschaften und Neigungen zu erfüllen, der Deutsche von Bremen steht mit New-York heut oftmals in engerer Beziehung als mit Wien oder gar mit Prag; es verlangt ihn aber nach einem inneren Anschluß an das Neue, dem er sich verbinden soll.

Kann er ihn bei uns finden?

Während das ganze Deutschland, das katholische wie das protestantische, nach einer neuen rechtlichen Begründung der Kirche neben dem Staate und nach der Aufrichtung zweier selbstständiger Hoheiten ringt, imputirt das österreichische Concordat dem Kaiser eine Sohnschaft zur Kirche, die jede Souverainetät auszuschließen scheint. Der ganze Staatsbegriff, an dem die österreichischen Regierungen seit dem dreißigjährigen Kriege (und sehen wir recht zu, so bemerken wir, daß dem auch früher so war) gearbeitet haben, ist bei Seite geworfen, und das Fundament zu einer der großartigsten Reactionen gegen den Geist des Zeitalters und die festen Resultate der bisherigen Geschichte gelegt.

Deutschland in allen seinen übrigen Theilen hat mit diesen Reactionen nichts zu thun, hat für sie nicht einmal ein Verständniß, und um Motive zu ihnen vollständig verlegen, geht es — wie aus einem in Norddeutschland circulirenden Memoire ersichtlich wird — sogar so weit, nicht sowohl eine Reaction in diesem neuen Systeme zu erblicken, sondern in demselben eine der kühnsten Fortsetzungen jener alten Habsburgisch-Spanischen Politik zu ahnen, welche unter dem Vorgeben, für die Kirche und den wahren Glauben zu kämpfen, die Interessen des Hauses und der Hausmacht auf das Ausschließlichste verfolgte. Schon einmal war in Oesterreich eine derartige Politik so üppig ins Kraut geschossen, daß man Deutschland damit zu erobern gedachte und den Papst nöthigte, Positionen einzunehmen, die zweifellos mehr auf Seiten der bedrängten Protestanten, als der unter dem Banner der allerheiligsten Jungfrau Maria kämpfenden Oesterreicher lagen. Das war zu Ende des dreißigjährigen Krieges, und es entspricht dieser Zeit und dieser politischen Richtung manch ein Moment selbst in den Kämpfen der großen Kaiserin noch; die katholischen Fahnen mit der Himmels-

königin, die vom Papste geweiheten Degen, die Ketzerpredigten kamen über Nacht im Heere Daun's zum Vorschein, und es hätte für den Fall, daß der Sieg unsere Waffen begünstigt hätte, nicht an Manifesten gefehlt, die im Namen der alleinseligmachenden Kirche die Säule Oesterreichs auf dem brandenburgischen Sande neu aufzurichten versucht hätten.*)

Ich kann und darf mich auf die Vermuthungen, welche das aufmerksame Nord- und Westdeutschland an solche Analogieen und an die neuesten Ereignisse unseres kirchlich-politischen Lebens knüpft, nicht weiter einlassen, und ich lasse sie auch nur gelten, in so weit sie die Thatsache besiegeln, daß Oesterreich durch sein Concordat eine neue Scheidewand gegen Deutschland errichtet und Gleichgültigkeit vielfach in Mißtrauen verwandelt hat.

Aber muß man immer noch in dieser Hinsicht der österreichischen Politik das Lob zuerkennen, daß sie von großen Ideen geleitet wird, Pläne aus dem Ganzen schneidet und mit Geistern rechnet: so verstummt doch unsere Anerkennung, sobald wir auf die anderen Gebiete unserer inneren Politik gelangen.

Da begegnen wir der Allgewalt der Bureaukratie, gemäßigt durch die sociale Herrschaft der Armeechargen. Wir können nichts anderes sagen. Die Reste von innerem Zusammenhang, die die Städte und auch die Landgutverfassungen in ihren kleinen Kreisen noch zeigten, verschwinden oder erwarten mit Sicherheit ihre letzte Stunde, und sie sind auch, offen gesagt, so baufällig, so verwurmt und verschlissen, daß man darüber nicht eigentlich klagen darf.

Ein Beamtenstand, wie wir ihn vor 1848 noch nicht kannten, hat seine erste Bildung vollendet, ein Stand von corporalmäßiger Energie, vielem Behagen und großer Schreibseligkeit, geringer höherer und auch gesellschaftlicher Bildung, ein Stand mit der Struktur und Disciplin der Armee, gemischt aus zehn Nationen und Sprachen, heimathlos und gewohnt, seine slawischen Mitglieder nach Italien und seine italienischen nach Galizien zu senden.

Solch ein Stand kann, wie Preußens Geschichte zeigt, für eine bestimmte Epoche äußerst segensreich wirken, aber nur dann, wenn er im Allgemeinen wirkliche Stände enthält und in sich ordnungsmäßig aufnimmt, und dem geschah so in Preußen, wo, wenn Sie dem Außenstehenden diese Bemerkung erlauben, schon vor 1840 zwei Gruppen, zwei Tafeln, zwei Häuser vorhanden waren: die höhere Beamtenwelt (gebildet aus dem Landadel), die niedere (gebildet aus dem höheren Bürgerstande, allen den in älterer Zeit zum Stadtregimente Befähigten). Aber dem ist nicht so bei uns, und die Elemente, welche den k. k. Be-

*) Diese Bemerkungen des Herrn Briefstellers stimmen merkwürdig mit Aeußerungen überein, welche der würdige Hof-Domprediger Sack im Berliner Dome 1757 in seinen Sieges-Dankpredigten gethan hat. Die „Berliner Revue" berichtete darüber Band VIII., Seite 556. Die Red.

amtenbestand erhalten und ergänzen, stammen, abgesehen von gewissen obersten Kreisen und Fächern, aus allen möglichen Abfällen und Ansätzen der übrigen Stände. Unsere Beamten finden in ihrem Amtsleben nun eine Welt, der sie zu allem Danke verpflichtet sind, und der sie sich rücksichtslos hingeben, ohne Rücksicht auf die Stände der Gesellschaft, die Geschichte des Staates. Daß sie dadurch alte Sitte, gute bestehende Einrichtungen, Personen und Dinge nur zu oft verletzen, wird begreiflich. Schutz dagegen würde man in geeigneten Fällen sicher in Wien finden, aber die Kronländer sagen: Wien ist weit und Vienna vult expectari; sonst bleibt nur der Appell an den Einfluß eines hohen Militairs, der durch weise Einsprache wohl beiseit den Fall ordnen kann.

Aber was hat solch eine Politik mit den Bestrebungen gemein, die das übrige Deutschland verfolgt? Da lesen und hören wir überall von Versuchen, Selfgovernment neu zu etabliren, die corporative Freiheit zu heben, die Beamten zu vermindern, da schreitet die Versöhnung des Adels und des Bürgerthums zu einer neuen Amtsgentry immer weiter vorwärts, und die widerwilligste Regierung muß sich dem allgemeinen Strome wenigstens durch — Ertheilung von Versprechungen fügen. Bei uns dagegen verfällt nicht bloß die alte Einrichtung, das alte Gewohnheitsrecht, die alte Herrschaft socialer Größen, welche bis dahin immer noch siegreich selbst die scheinbaren Bestimmungen des politischen Gesetzes durchbrachen, das ist schlimm, aber noch nicht das Schlimmste; in der Unthätigkeit und Ziellosigkeit ihres gegenwärtigen Lebens ruiniren sich auch die besonders fähigen Elemente des Volksthums. Der Adel gewöhnt sich entweder im engen Garnisondienste an beschränkte Gesichtspunkte oder er speculirt mit den Juden um die Wette, seine Güter verfallen, Anleihen und ihre Zinsen und Prämien und Vermittelungsgebühren verzehren einen guten Theil des Einkommens, leerer Prunk in der Kaiserstadt, Börsenspiele und Aehnliches zerrütten den den andern Theil. Bereits läßt sich die Sache nicht mehr verdecken; die Fallissements altangesessener Herren treten in den Zeitungen und bei den Gerichten hervor. Der **Bürgerstand** geräth immer tiefer in das Phäakenthum, in die Servilität, die Genußsucht und die Geldgier; aber während unser alter Bürger, nicht bloß der berühmte Wiener, sondern auch der provinziale, doch noch seinen schönen Rest von Gemüthlichkeit hatte, kommt jetzt eine hochnasige, kosmopolitische, in allen Sätteln erfahrene Jugend empor, die in dem Aufschwung von Handel, Industrie und Associationen aller Art die Blüthe des Staates sieht und keine Ahnung von den tieferen Bedingungen dieser Blüthe hat.

Der **Bauernstand**, gewaltig verschieden nach den verschiedenen Theilen des großen Reiches, ist doch nirgends mit besonderer Hoffnung zu betrachten. Der deutsche Bauer bewies sich sonst überall auf der Welt als der großartigste Colonisator, aber obgleich es ihm gelingt, alljährlich weiter nach dem preußischen Posen und Westpreußen einzudringen,

und die schwäbischen Niederlassungen in Südrußland sogar sich allgemach ausbreiten, so ist es dem deutschen Bauernelemente in Oesterreich doch nicht gelungen, nach Osten und Nordosten hin einen nennenswerthen Fortschritt zu machen. (In dieser Beziehung scheinen nur unter der sonst nicht zu hoch zu schätzenden Regierung Kaiser Joseph's II. einige Resultate erlangt sein.) Das Streben und die Spannung ermatten hier.

Mit leichtem Lächeln werden die „Neu-Oesterreicher" diese Zeilen lesen und sie als „Stoßseufzer eines Altconservativen" verlachen und einen der hier landläufigen Scherze über die kleine unmächtige Partei machen. Erlauben die Herren, solch eine Partei giebt es hier längst nicht mehr, gab es eigentlich niemals; dort sitzt auf seinem ungarischen, hier auf seinem böhmischen Schlosse vielleicht ein edler Herr und streicht den Schnurrbart und murrt und seufzt über Polizei und Flachheit des Lebens in Staat und Gesellschaft; aber eine Partei? — dazu gehörte, daß die Herren an der Donau und die an der Elbe und alle, die loyale Diener ihres Herrn und Kaisers sind und sich auf das wahre Wohl des Staats verstehen, die Hand reichten und verständigten! Aber wie wäre das möglich? Und versuchten auch die deutschen Altconservativen dazu die Vermittelung, „zwischen den Stämmen der anderen Race ist ein böser Same gesäet, und nur der wird sie einigen, der sie besiegt." . . .

Eine politische Broschüre.

„Quid faciamus nos?" Was sollen wir thun? — ist der Titel einer so eben im Verlage von Ferd. Schneider hier erschienenen Broschüre, die gewiß einiges Aufsehen erregen wird, und deren Verfasser, indem er seinen Namen verschweigt, von sich nur dies sagt, daß er mit den Intentionen der preußischen Politik unbekannt sei. Daß er für diese Politik übrigens nicht besonders begeistert ist, davon zeugt seine Kritik der letzten Phase der preußischen Politik in Konstantinopel.

Preußen hat gerade am Bosporus Grund und Gelegenheit zu einer wirklich imponirenden Stellung, und es machte dieselbe unter dem hochseligen Könige auch mehrmals geltend. Die Mission des General-Lieutenants von Müffling im Jahre 1829 nach Stambul ist allen guten Patrioten noch unvergessen, und Preußen war es damals, welches den Frieden von Adrianopel schloß. Damals und heut!

Damals war das Berliner Cabinet gewiß nicht im Verdachte irgend welcher Antipathieen gegen Rußland, König Friedrich Wilhelm III. hielt fest an dem Gedanken der heiligen Allianz, und unter allen Herrschern der Erde stand ihm Kaiser Nicolaus am nächsten. Er war ihm theuer wie ein Sohn, und seine Natur war wahrlich nicht darnach angethan, um den Schwiegersohn von dem Kaiser, ein persönliches Verhältniß von der Politik fernzuhalten. So kann man von ihm sagen, daß er in seiner Liebe für Nicolaus auch Rußland liebte und dessen Interessen in den Augen behielt. Und doch fand damals Preußen eine Sprache, die

nach allen Seiten hin imponirte und das Vertrauen Rußlands und der Türkei an sich zog.

Die Politik dagegen, welche seit dem Friedensschlusse von Paris, 31. März 1855, von Berlin aus geführt wird, scheint statt einer besonderen Vorliebe für Rußland und statt sich von dynastischen Interessen leiten zu lassen, die in Preußen Jedem theuer sind, und wegen deren Inbetrachtnahme Niemand weder König Friedrich Wilhelm III., noch König Friedrich Wilhelm IV. ernstlich tadeln wird, mehr ein bereits mit dem Auslande schon alliirtes, ein mit Frankreich arrangirtes Rußland zur Voraussetzung ihrer Politik und ihrer Zuneigungen zu haben. Die vorliegende Broschüre schreibt in dieser Beziehung:

„Die preußische Politik hat neuerdings nirgends eine so prononcirte Wendung genommen, als in der Donaufrage, wo sie bekanntlich zum Abbruch unsrer diplomatischen Verbindungen mit der Pforte führte, d. h. zu einem Akt, der an der Schwelle direkter Feindseligkeiten liegt; und der um so bezeichnender ist, je weniger wir zu einem solchen Schritt durch unsre eignen unmittelbaren Interessen veranlaßt sein konnten, die in der Donaufrage jedenfalls nur leise berührt werden. Ja wir glauben behaupten zu müssen, daß die in dieser Sache gethanen Schritte sogar dem wohlverstandnen preußischen Interesse zuwider, und ihrer inneren Bedeutung nach als ein Opfer anzusehen sind, das man preußischer Seits im Interesse der französisch-russischen Politik brachte. Und wir sagen endlich, daß ein solches Opfer nur dann für gerechtfertigt erachtet werden dürfte, wenn man sich auf dem Wege zu einer Allianz mit Frankreich und Rußland befände und von dieser Allianz dereinst um so größere Vortheile erwartete.

Es ist ein Allerweltsgeheimniß, daß in Frankreich bald nach Beendigung des Krimkrieges eine Verstimmung gegen die Pforte eintrat, weil man in Konstantinopel doch nicht dasjenige Maß von Einfluß erlangte, welches man nach so großen der Pforte geleisteten Diensten mit Recht beanspruchen zu müssen glaubte. England spielte noch immer die erste Rolle in Konstantinopel, und Frankreich nur die zweite. In dieser Verstimmung nun wollte man gleichsam durch einen Sturm die erste Stellung erobern, und England auf Nr. 2 herabdrücken. Daher das mehr als kategorische Auftreten des Herrn Thouvenel, das, so unpassend es auch an und für sich betrachtet sein mochte, doch eines augenblicklichen Eindrucks nicht entbehren konnte. Auch war für Frankreich dabei nicht viel zu verlieren. Denn wenn gleich dieses für die Pforte so verletzende Auftreten jedenfalls die Beliebtheit der französischen Politik am Bosporus nicht vermehren dürfte, so hat Frankreich der Pforte gegenüber Machtmittel genug, um seinem Einflusse nöthigenfalls die Basis der Furcht geben zu können. Rußland befindet sich in einer ähnlichen Lage und wir finden es gar sehr begreiflich, wie das Petersburger Cabinet mit großer Bereitwilligkeit sich den Schritten des Herrn Thouvenel anschloß, die so sehr geeignet waren, die ominösen Erinnerungen an Fürst Mentschikoff zu verdunkeln. Dies Alles ist überaus begreiflich, es liegt in der Region des gemeinen Verstandes.

Aber was konnte wohl Preußen bestimmen, auch seinerseits jenen Schritten beizutreten, deren unvermeidliche Folge sein muß, daß wir bei der hohen Pforte, die uns noch niemals beleidigt hat und wiederholt gefällig gewesen ist, für lange Zeit mißliebig geworden sind? So haben wir mit dem Vertrauen zugleich die einzige Basis verloren, worauf wir möglicherweise einen gewissen Einfluß bei der Pforte begründen können,

da sich Preußen offenbar nicht in der Lage befindet auf diesem Terrain irgend welche Zwangsmittel in Anwendung zu bringen. Denn man kann uns unter Umständen in Konstantinopel wohl lieben, fürchten hingegen wird man uns dort niemals. Weil aber Preußen andrerseits auch keinerlei mit den türkischen collidirende Interessen hat, sondern der Natur der Dinge nach zu allen orientalischen Verwicklungen in einem so zu sagen ganz uneigennützigen Verhältniß steht (was bei allen anderen Großmächten durchaus nicht stattfindet), so ist Preußen allerdings befähigt, in Konstantinopel eine nicht unbedeutende diplomatische Stellung zu behaupten, deren Basis natürlich nur das Vertrauen sein kann.

Freilich giebt es auch Leute, nach deren Ansichten an einem Einfluß in Konstantinopel für uns überhaupt nichts gelegen wäre, weil, wie sie meinen, die Türkei sich bereits in der Auflösung befinde, und mit Nächstem aus der Reihe der Staaten verschwinden werde; solche Ansichten gehören aber in die Romane, oder in die Conventikel. Denn mag man immerhin die Türkei einen kranken Mann nennen, so weiß man ja, wie viele Kranke eine so zähe Lebenskraft haben, daß sie die Gesunden selbst überleben. Man sah das an dem byzantinischen Reiche, welches fast ein Jahrtausend lang dem Andrang so vieler kriegerischer Völker widerstand. Dabei war dieses Reich allerdings krank, sehr krank, aber das Sterben dauerte tausend Jahre. Und sollte nicht die Türkei, welche an die Stelle des byzantinischen Reiches getreten, auch etwas von der byzantinischen Zähigkeit geerbt haben? Und hat nicht Konstantinopel noch immer die dominirende und gesicherte Lage, welche es bei einiger Kunst fast uneinnehmbar macht, und wodurch sich einst das byzantinische Kaiserthum selbst nach dem Verlust fast aller seiner Provinzen noch so lange erhielt? Dazu sind die Türken noch immer von kräftigem Körper, wie von kriegerischem Geist, und seit Jahrhunderten an Herrschaft gewöhnt. Wer sollte diese Herrschaft vernichten? Die unkriegerische Rajah gewiß nicht, sondern es würden immer noch gewaltige Heere dazu gehören, selbst nur, um die Türken aus Europa zu vertreiben."

Der Grundgedanke der Broschüre findet sich in der Empfehlung einer Allianz Preußens und Englands, der als „Accessorium" unsere Allianz mit Oesterreich hinzuzutreten habe, da England uns wohl an den Küsten, durch diplomatischen Einfluß, im Kriege durch Anleihen und Hülfsgelder, nicht aber durch starke Heermassen unterstützen könne. Oesterreich aber sei in derselben Lage wie wir und habe in Frankreich und Rußland dieselben gegnerischen Interessen zu bekämpfen, als wir. Bei der Beleuchtung der gegnerischen Interessen Rußlands hebt der Verfasser übrigens sehr richtig als Ausnahme den Kaiser Nicolaus hervor, unter dessen Regierung diese gegnerischen Interessen nicht den Ausdruck gewinnen konnten, den die Preußenfeinde an der Newa und in Moskau wünschten.

So sehr wir im Ganzen dem Inhalte der Broschüre beistimmen, so konnten wir doch nicht ohne ein Lächeln denjenigen Passus derselben lesen, in dem von dem Unterschiede in den Aufgaben, die den deutschen Großstaaten und den deutschen Mittelstaaten gestellt sind, die Rede ist. Es heißt dort nämlich:

„Allein die Activität der kleineren deutschen Staaten beschränkt sich keineswegs auf das Cultur-Gebiet (Kunst, Poesie, Philosophie 2c.), sondern sie haben noch viele andere, und selbst höhere Aufgaben zu erfüllen. Und darüber möchten wir noch Folgendes bemerken.

Wichtiger als die theoretische Cultur ist die practische Ordnung der tausendfach verschlungenen Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, welches

die großen Probleme einschließt, die man jetzt die socialen Fragen nennt. Wohl Wenige zweifeln heut zu Tage noch daran, daß diese Fragen von den politischen verschieden sind, ohne denselben an innerer Wichtigkeit nachzustehn, und wenn diese Fragen gleichwohl bisher so auffallend vernachlässigt wurden, daß dies eben der überwiegenden Beschäftigung mit der Politik zuzuschreiben ist. Was scheint nun natürlicher, als daß grade diejenigen deutschen Staaten, welche der Sorgen um die große europäische Politik enthoben sind, sich um so mehr den socialen Fragen zuwenden? Sie sind auf diesem Gebiet nicht nur ganz eben so selbstständig wie Preußen und Oesterreich, sondern sie sind sogar viel besser dazu geeignet, in dieser Beziehung etwas zu leisten, als die deutschen Großmächte, welche einen so beträchtlichen Theil ihrer Kräfte auf politische Zwecke richten müssen. Dazu besteht Oesterreich aus ganz heterogenen Bestandtheilen, und selbst die preußischen Provinzen zeigen sehr auffallende Besonderheiten, welche eine sociale Gesetzgebung ungemein erschweren. Auch sind die socialen Contraste bei uns schon viel größer, und machen die Frage weit schwerer traitabel. Ja man kann es ganz allgemein behaupten, daß wenn nur größere Staaten zu politischer Machtentwickelung gelangen können, hingegen kleinere Staaten für die socialen Organisationsfragen günstiger gestellt sind. Denn in kleineren Staaten herrscht in der Regel ein gleichmäßigerer Wohlstand und eine gleichmäßigere Bildung als in großen Reichen, wo die sociale Disharmonie immer viel größer ist; wie im Alterthum das Beispiel Roms zeigte, in neuerer Zeit das Beispiel Englands. Auch ist dies ganz natürlich, weil in großen Reichen Alles den Zuschnitt auf's Große nimmt.

Hier wäre also insbesondere das Feld für die deutschen Mittelstaaten, welche grade groß genug sind, um wegen der Mannichfaltigkeit der in ihnen vorhandenen socialen Verhältnisse das Bedürfniß einer socialen Gesetzgebung zu fühlen, und doch nicht so groß, als daß die Masse des Materials den Gedanken davon zurückschreckte. Hier können sie die Initiative ergreifen, und was sie auf diesem Gebiete Heilsames und Zweckmäßiges für sich zu Stande bringen, das wird doch auf ganz Deutschland zurückwirken, und allmählich überall adoptirt werden."

Hätte der Verf. einen Augenblick über diese Sätze nachgedacht, er hätte erröthen müssen. Oder hat er gar keine Ahnung davon, daß die äußere Politik eines Staates direct und auf das Innigste mit seiner innern zusammenhängt, und diese innere ist doch niemals etwas Anderes gewesen als — Lösung der socialen Frage? Aber der Verf. empfiehlt in demselben Schriftchen uns doch gerade darum die englische Allianz, weil beide Völker Aehnlichkeiten ihrer großen inneren Entwickelungen und der weiteren inneren Aufgaben zeigten! Ein Staat, der in der auswärtigen Politik seine eigentliche „Brillantpartie" findet, ist wie Frankreich stets im Innern schon bis zum Tode fertig.

Will der Verf. den kleinen Staaten aber die Experimente der Socialpolitik vorzugsweise zuweisen, so zeigt er damit nur, daß er diese Socialpolitik für eine mechanische Reihe von einzelnen Verbesserungen hält, in der Armenspeisungsanstalten, verbesserte Zuchthäuser, Brandlöschanstalten und Aehnliches wie bunter Kohl durcheinander liegen. Sei es ihm und ähnlichen Oberflächlichen gesagt, daß es überhaupt keine socialen Fragen, sondern nur eine sociale Frage giebt, die gelöst sein will, wenn wir nicht aufgelöst sein wollen. Es handelt sich um einen Wiederbau der Gesellschaft, nicht um einige Töpfe Suppe oder einige Armengroschen mehr.

Aus der Hauptstadt.

— Landtag. — Thronrede. — Urtheile über dieselbe. — Aus der Gesellschaft. — Prinz von Preußen. — Die religiöse Freiheit in Preußen. — Uhlich. — Offenes Geständniß der Volkszeitung.

Der Landtag ist eröffnet, die Präsidenten desselben gewählt, die Commissionen und Fractionen haben begonnen, den größten Theil der freien Zeit unserer verehrten Landboten in Anspruch zu nehmen, aber doch hebt sich der Anblick der Theater und Cafés in Folge einer reichlicheren Frequenz Seitens der Herren und der Abgeordneten. Mit herzlicher Freude begrüßte der Berliner überall ihr Kommen, und von dem gemüthlichen Gesichte des Portiers der zweiten Kammer bis zu denen der Chambre-garnie-Vermiether und der Traiteurs geht ein zuversichtliches Lächeln. Man hat berechnet, daß der Landtag wenigstens hundert- bis hundertfunfzig Tausend Thaler monatlich in Berlin umsetzt. (Das monatliche Gehalt der Abgeordneten beträgt allein 31,500 Thlr., und welcher Abgeordnete weiß mit seinen Dreithaler-Diäten fertig zu werden!)

Wichtigere Debatten sind in den Häusern noch nicht vorgekommen, doch ist die Rede, welche der durchlauchtige Präsident des Herrenhauses bei der Uebernahme seines Präsidiums hielt, beachtungswerth, da er darin auf die Haltung zurückkam, welche das Herrenhaus der Regierung und ihren Steuervorlagen gegenüber in der letzten Session beobachtet hatte. Prinz Hohenlohe zeigt sich in seiner adligen Ruhe und fürstlichen Unabhängigkeit als ein durchaus passender Vorsitzender des hohen Hauses, und wir wünschten ihm nur statt des sehr verbrauchten Titels „Präsident" einen anderen, inhaltvolleren und deutschen.

Das Haus der Abgeordneten hat noch nicht Gelegenheit gehabt, ein klangvolleres Wort hören zu lassen, es hat seine alten Präsidenten wieder erwählt und nur hier und da einige kleinere Ansätze zur Heiterkeit genommen, eine Gemüthsbewegung, welche bei den großen, wenn auch „zufälligen" Anlagen einiger Abgeordneten nicht verfehlen wird, sich öfters geltend zu machen.

Die hiesige Presse hat dem wichtigen Acte der Eröffnung des Landtages und der begleitenden Rede, ein jedes Blatt nach Kräften, seine Aufmerksamkeit gewidmet. Besonders hervorzuheben ist der Artikel der „National-Zeitung", in welchem es gegen den Schluß heißt:

„Richten wir nun übrigens den Blick auf die letzten Ursachen, aus welchen in der diesjährigen Sitzung dem Landtage keine belangreicheren Gesetz-Entwürfe überwiesen werden dürften, so gedenkt jeder unserer Leser von selber der außerordentlichen Lage, in welcher sich in einem Betracht das Vaterland gegenwärtig befindet; der ausnahmsweisen Verhältnisse nämlich in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte. Die Eröffnungs-Rede beginnt mit einem Hinweise auf das Ereigniß, welches unser Land in Betrübniß versetzt hat und darin erhält, die schwere Erkrankung Sr. Majestät des Königs. Wenn sie sich der zuverlässigen Hoffnung auf baldige vollständige Wiederherstellung glaubt hingeben zu dürfen, so spricht sie einen Wunsch aus, der einen Wiederhall in allen Herzen findet und seit Monaten in Besorgniß und Innigkeit gefunden hat. Wenn sie in diesem Zusammenhange zugleich der Uebertragung der Stellvertretung an Se. K. H. den Prinzen von Preußen gedenkt, so ist es einleuchtend, daß sie damit diese einstweilige Anordnung als eine solche bezeichnen will,

welche unter Voraussetzung und Hoffnung einer baldigen Genesung Sr. Majestät getroffen worden ist. So lange diese Hoffnung festgehalten werden darf, ist die getroffene Fürsorge dem öffentlichen Wohle und den Landesgesetzen entsprechend, und wir sehen, daß die Staats-Regierung an keine unbegrenzte und ungewisse Fortdauer derselben denkt, indem sie die Aussicht auf eine baldige Wiederübernahme der Regierung durch den König festhält. Somit würde auch die Zeit nicht fern liegen, wo zu prüfen wäre, ob diese Hoffnung in Erfüllung gegangen sei, und der Staat sich dann um so mehr in einer der Entscheidung bedürftigen Lage befinden.

„Das Urtheil über die Veranstaltungen, welche das Staatswohl unter diesen außerordentlichen Umständen erfordert, hängt demzufolge wesentlich davon ab, mit welchen Aussichten der Gesundheitszustand Sr. Majestät betrachtet werden darf. Der Landtag kann sich auf seine gewöhnlichen Arbeiten einschränken, so lange diese Aussichten nicht ungünstig befunden werden; es könnte dagegen geschehen, daß er zur Ausübung seiner verfassungsmäßigen Mitwirkung bei Einrichtung einer anderweitigen Form der obersten Staatsleitung berufen werden würde, wenn die Zeit seines Zusammenseins sich ihrem Ende nähern sollte, ohne daß die gegenwärtigen Hoffnungen, die das Land für die Genesung des Staatsoberhauptes nährt, gewachsen wären. Daß ein gewisser Stillstand im öffentlichen Leben von der Abwesenheit eines mit voller persönlicher Selbstbestimmung wirkenden Hauptes des Staates unzertrennlich ist, gewahrt man schon jetzt beim Lesen der Eröffnungsrede des Landtags. Dieser Stillstand ist unbedenklich, wenn er vorübergehend ist; er verknüpft sich mit Nachtheilen, wenn er Bestand gewinnt."

Es drücken diese Sätze der „National-Zeitung" am besten die allgemeine Stimmung unserer städtischen Kreise, aber auch wohl der Mehrzahl unserer Abgeordneten aus. Dieselbe Ansicht dürfte sich auch sehr bald in den Worten einer Adresse an des Königs Majestät zu Händen des Prinzen von Preußen aussprechen, welche das Herrenhaus überreichen will und zu der D. Stahl den Antrag gestellt hat.

Ein anderes hiesiges Blatt scheint anzudeuten, daß die diesmalige Session nur sehr kurz sein würde, es fehlt aber für solch eine Behauptung und Vermuthung an jedem thatsächlichen Anhalt.

Aus der Gesellschaft ist in dieser Woche nicht viel zu melden. Zwerge und Riesinnen und ein französischer Komiker ergötzten das Publikum, das Krollsche Etablissement kündigt Maskenbälle an, die Privatbälle nehmen ihren Fortgang, die ganze Suite dieser charakterlosen Vergnügungen wiederholt sich in diesem wie in allen früheren Jahren.

Die Vorbereitungen zum Empfang der Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm treten bereits offener hervor. Unter den Linden baut man schon an den Gerüsten zur Illumination, und wir wissen jetzt schon, daß Berlin noch niemals eine so glänzende Erleuchtung gehabt hat, als die sein wird, welche uns der achte Februar bringt. Auch in den Provinzialstädten, durch die das hohe Paar fahren wird, rüstet man sich zu feierlichen Begrüßungen.

Der Prinz von Preußen Königl. Hoheit wird auf einige Tage Berlin und Deutschland verlassen, um der Vermählung Seines einzigen Sohnes beizuwohnen. Besondere gesetzliche Vollmachtigebungen werden dadurch kaum nöthig werden. Die Thätigkeit des Prinzen während der letzten drei Monate war eine große, wenn auch schweigsame; dieselbe hat es

verschmäht, sich äußerlich bemerklich zu machen, und es entspricht dies dem lauteren, biederen und schlichten Charakter Sr. Königl. Hoheit durchaus. Nur in einzelnen Zügen erkannte man in der Regierung die Hand des Prinzen.

Die hiesige „Volks-Zeitung" schreibt:

„Bekanntlich fand bisher bei den Versammlungen der religiösen Dissidenten, so weit dieselben den gesetzlichen Bestimmungen über die Vereine unterworfen waren, regelmäßig eine polizeiliche Ueberwachung statt. Dies war auch bisher bei den Versammlungen der hiesigen israelitischen Reformgenossenschaft der Fall. Bei der letzten Versammlung dieser Gemeinde war indeß zum ersten Male kein mit der Ueberwachung der Vorträge betrauter Polizeibeamter zugegen, und wie verlautet, wird auch künftig die bisher übliche polizeiliche Ueberwachung ganz wegfallen. Was diese Anordnung besonders bemerkenswerth erscheinen läßt, ist die Thatsache, daß dieselbe keineswegs vereinzelt dasteht, sondern im ganzen Lande zur Ausführung gelangen dürfte. Wie die „B. B. Z." vernimmt, ist nämlich kürzlich von hoher Stelle eine entschiedene Willensäußerung dahin ergangen, daß die polizeiliche Ueberwachung sämmtlicher religiösen Dissenters, so weit die allgemeine Haltung der religiösen Dissidentengemeinden nicht die Ueberzeugung aufdränge, daß sie die Religion nur als Deckmantel politischer und socialer Agitation mißbrauchen, aufzuheben sei und die Dissidenten überhaupt möglichst unbelästigt bleiben sollen. Ein Hinblick auf die den Dissidentengemeinden gegenüber seit geraumer Zeit eingenommene Haltung der Behörden wird genügen, die hohe Bedeutung dieser Anordnung in dem rechten Lichte erscheinen zu lassen. — Nach dem Erwähnten gewinnt auch die Versicherung an Wahrscheinlichkeit, daß es Uhlich's Sonntagsblatte, das bekanntlich durch Androhung der Concessions-Entziehung gegen den Drucker desselben zur Auswanderung nach Gotha gezwungen wurde, wieder gestattet sein werde, innerhalb der Grenzen des preußischen Staates zu erscheinen."

Da wir der Ueberzeugung huldigen, daß geistige Dinge geistig gerichtet sein wollen, so können wir diese Wendung in dem Verfahren unserer Verwaltungsbehörden nur billigen.

Was zunächst Uhlich anbetrifft, so kennen wir den Mann, seine Person, Lehre, Begabung und seinen Einfluß genug, um zu wissen, daß es nur seine große Leutseligkeit und aufopfernde Barmherzigkeit ist, die ihn in Magdeburg hält. Der gemeine Mann zeigt Achtung für den Mann, der aus der Nacht Tag macht, um zu helfen, und der sein letztes Brot mit dem Armen theilt. Was dagegen Uhlich's Lehre und Begabung anbetrifft, so finden wir bei ihm eine so unglückliche hölzerne Flachheit, eine solche phantasielose Beschränktheit, daß wir überzeugt sind, Niemand, am wenigsten der gemeine Mann, läßt sich davon dauernd influenziren. Politische Beziehungen hat Uhlich ohnehin nicht; die politischen Führer lächeln im Stillen über den ehrlichen, beschränkten Mann, und sein „Sonntagsblatt", wenn die Polizei es ganz sich selbst überläßt, wird bald in Folge des Mangels an Abonnenten eingehen.

Die sogenannten freien Gemeinden dagegen machen eine größere Aufmerksamkeit der Polizei nothwendig, und die hiesige Volkszeitung, welche recht eigentlich ein Organ derselben ist, bemerkt offenherzig genug in ihrem Blatte vom 13. d. Monats Folgendes:

„Jetzt, wo eine milde, schonende Praxis zunächst in Aussicht steht, scheuen wir uns nicht, es auszusprechen, daß in der That mehrere freie Gemeinden jene (politischen) Abweichungen sich haben zu Schulden kommen lassen.

Einzelne hervorragende Mitglieder der freien Gemeinden haben in der auffallendsten Weise die Behauptung aufgestellt, daß eigentlich die innerste Triebkraft ihrer Handlungen und Agitationen eine rein politische und sociale sei. Es ist bekannt, wie Dowiat diese Erklärung von sich gab und seine vor dem Jahre 1848 betriebene religiöse Agitation nur als Maske erklärte, um politische und sociale Tendenzen zu verhüllen. In vielen Mitgliedern der freien Gemeinden hat dieselbe Abirrung vom richtigen Wege ebenfalls stattgefunden, und wenn wir auch überzeugt sind, daß solche Abirrungen nicht das innerste Wesen des freien Gemeindethums charakterisiren, und wenn wir auch wissen, daß es in ruhigeren Zeiten vielen aufgeregten Gemüthern klar wird, wie die Religion, diese innere Bildnerin und Leiterin des Herzens, weit höher stehe, als jede politische Tendenz, die ja blos die äußerliche Form des Staats- und gesellschaftlichen Wesens umfaßt, so müssen wir doch sagen, daß die freien Gemeinden den Fehler begangen haben, solche Abirrungen nicht entschieden und rechtzeitig von sich zu weisen."

Indessen rechtfertigt dieser Umstand auch in unsern Augen keineswegs die Reihe der Maßregeln, welche gegen Mitglieder und Redner der freien Gemeinden polizeilicher Seits angewandt sind, und die zahlreichen Verhaftungen, Auflösungen, Ausweisungen, Bescholtenheitserklärungen der letzten Jahre bleiben dennoch als sehr wenig erfreuliche und von der conservativen Presse leider nicht nach Pflicht gewürdigte Zeichen der Zeit bestehen.

Aus dem Wupperthale, im November 1857.

Das religiöse Wupperthal. — Altreformirter Charakter. — Lutherischer Nachwuchs. — Die alte Zeit, ihre Eintracht und ihre Kraft. — Die Jahre der Knechtschaft und der Macht. — Neue Zwietracht. — Secten. — Hoffnung.

Hochberühmt ist die Thätigkeit der Wupperthaler Industrie, und sie glänzt um so heller, je trüber und buntgefärbter das Wasser des schnellen, munteren Bergwassers, Wupper genannt, dahinfließt; aber die kirchlichen Verhältnisse des Thales machen doch die eigentlich hervorragende Bedeutung dieses Stückes Preußenlandes aus. Die nachfolgende Skizze ist ihnen gewidmet.

Die confessionelle Grenzlinie in den alten Bergischen Landen geht etwa von Erkrath aus über Solingen und Remscheid bis Wupperfürth und Hückeswagen. Nur was nordwestlich über diese Linie hinausliegt, ist evangelisch. Im Westen, von Düsseldorf rheinaufwärts, ist die Gegend katholisch, wenngleich jetzt vielfach mit kleinen protestantischen Gemeinden gemischt; mehr noch wiegt der Katholicismus gen Süden und vor Allem im Osten vor, in dem ehemals Siegischen Gebiet. Nur gegen Norden hin, wo dieser kleine Theil der Rheinprovinz mit Westphalen grenzt, hängt er auch mit der evangelischen Kirche räumlich zusammen. Es ergiebt sich schon aus dieser geographischen Lage, daß hier ein sehr exponirtes Lager des Protestantismus sich befindet; mehr noch war dies in den vorigen Jahrhunderten der Fall, als der katholische Glaubensdruck auf diesen kleinen, meist schutzlosen Gemeinden lastete. Damals, wie jetzt, hatten dieselben ihren eigentlichen kirchlichen Vorort in den größeren Gemeinden des Wupperthales *), die ihnen durch Vorbild wie durch thätliche

*) Wie diese wieder in Berlin, der Residenz der großen protestantischen Macht. Berlin erwies sich unter Friedrich dem Großen mehrmals als mächtige Appellations-Instanz der trutzigen Protestanten des Bergischen Landes, welche bei ihrem Düsseldorfer Fürsten im Rechte benachtheiligt zu sein glaubten. Anm. d. Red.

Unterstützung mit materiellen und geistlichen Kräften den Kampf führen halfen.

Nicht jeder Ihrer Leser möchte den Namen Wupperthal in der Bedeutung fassen, wie man ihn in der Sprache der Bergischen Lande, wie in der kirchlichen Sprache allein zu fassen gewohnt ist. Die Wupper hat ein langes, vielfach gewundenes und gezacktes, an Naturschönheiten wie an menschlicher Rührigkeit und Betriebsamkeit reiches Thal: aber doch hat nicht das ganze Thal die Ehre, als das Wupperthal par excellence genannt zu werden; dieses letztere beginnt vielmehr erst da, wo jetzt oberhalb Rittershausen die Wupper, aus der engen Waldschlucht, nicht fern von der malerisch gelegenen Ruine Beyenburg hervorbrechend, unter der Eisenbahnbrücke hindurchschießt; umfaßt Barmen mit seinen drei Gemeinden (Rittershausen, Gemarke und Unterbarmen), dann Elberfeld, und schließt bald unterhalb dieser Stadt, wo zwei mächtige, einander gegenüber liegende Berge, in ihren Umrissen an die porta Westphalica mahnend, das Thal zu einem Engpaß zusammendrängen. Heut zu Tage hämmern, zischen und tosen hundert Fabriken in diesem Thal, dessen Häusermassen, wie ein sein Bett überquellender Strom, noch weit in die Seitenschluchten hinaufsteigen; der Webestuhl klappert bis weit in die Wald-Einsamkeit und ihre versteckt liegenden Häuser und Häuschen, und Tausende von fleißigen Händen und Hunderte von industriellen Köpfen, die jene in Bewegung zu setzen verstehen, haben den Namen des Wupperthales weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgetragen.

Daß in solch lautem irdischen Treiben dennoch ein reiches religiöses Interesse gehegt und verbreitet wird, erregt Aufmerksamkeit. Es ist hier nicht der Ort, um in die älteren kirchengeschichtlichen Erinnerungen des Thales, in dem, auf rauhem und unergiebigem Boden hunderttausend Menschen in unaufhörlicher Arbeit zusammengedrängt sind, uns zu verlieren; nur das sei bemerkt, daß sie reich sind an Beweisen männlicher, zäher Ausdauer, wie an praktischer Klugheit, — man kann fast sagen, List — die aufgewandt ward zur Vertheidigung des oft schwer bedrängten evangelischen Glaubens.

In diesen Kämpfen stand die reformirte Gemeinde in Elberfeld voran; sie war seit der Reformationszeit bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts die einzige in der Stadt. Erst dann kam auch eine lutherische hinzu, und erst die neuere Zeit sah eine katholische Gemeinde in der Stadt entstehen. Aus diesen alten Zeiten des Kampfes hat diese Gemeinde eine Art Stolz auf ihre innere Kraft und Bedeutung bewahrt, den man ihr wohl verzeihen darf. Fast alle die alten namhaften Familien Elberfelds, die sich in dem raschen Schwanken der kaufmännischen Verhältnisse bewahrt haben, sind reformirt; das Gymnasium wird als eine reformirte Stiftung angesehen, und noch jetzt die Director- wie die Oberlehrerstellen durch das reformirte Presbyterium besetzt; es giebt noch alte Leute, die sich wohl zu erinnern wissen, wie (vor der französischen Zeit) die Glocken der reformirten Kirche den Gemeinderath der Stadt zu seinen Sitzungen riefen; ja, im Hinblick auf diese historische Bedeutung seiner Gemeinde konnte bei einem Einführungsschmause einer der reformirten Geistlichen dem gegenwärtigen Oberbürgermeister den humoristischen Vorwurf machen, er sei der Erste, der es gewagt habe, ein lutherisches Haupt der Stadt zu sein.

Ist die lutherische Kirche die jüngere und an äußeren Mitteln beschränktere, so hatte sie dafür eines um so rascheren geistigen Aufschwungs

sich zu erfreuen; ja selbst an numerischer Stärke geben sich bald beide Gemeinden wenig nach. Es war und ist etwas Schönes in dem Wetteifer beider Confessionen. Kaum z. B. baueten sich die Lutherischen zu der alten, etwas düsteren und prosaischen, eine neue Kirche — eine schöne, übrigens zu kleine, gothische — gleich regt sich der Eifer der Reformirten und sie bauen eine neue, größere Kirche, die eben jetzt ihrer Vollendung und Einweihung entgegensieht und mit ihrem schönen Thurme dem Thale eine neue Zierde gewährt. Auch auf das praeische Gebiet ging dieser Wetteifer über: selten nur findet man in Elberfeld städtische Gründungen — wie z. B. das herrliche palastartige Waisenhaus — meist wollte jede Gemeinde ihr Armenhaus, ihre Armenpflege, ihr Krankenhaus haben. Glücklicher Weise kann man hier weniger von einer Zersplitterung der Kräfte, als von einer Theilung und deshalb bessern Durchführnug der Arbeit sprechen. —

Es liegt in dem eisenharten, zähen, trotzigen und am Alten mit eigensinnigr Starrheit festhaltenden Charakter des bergischen Mannes — jenen Seiten des Charakters, die ihn im privaten Verkehr nicht immer sehr liebenswürdig machen, aber in denen doch die ganze Tüchtigkeit, Treue und Energie jenes Geschlechtes begründet ist —, daß die Union im Wupperthal weiter keine Stätte fand, als in Unterbarmen, einer Gemeinde neueren Datums: sie allein nennt sich eine unirte, oder lieber eine evangelische. Sonst hielten alle anderen Gemeinden ihren Charakter fest: und diese confessionelle Scheidung ging nicht etwa von den Geistlichen aus, sie wurzelte in den Gemeinden selbst, in der Ueberlieferung der Familien, die so stark ist, daß schon der Knabe auf die Schulbänke das Bewußtsein des confessionellen Unterschiedes mitbringt. — Vollends scharf, und jede Beziehung und Vermittlung wie einen Greuel und wie ein Vergehen am Heiligsten von sich weisend, ist das Gefühl (um es milde auszudrücken) des Abstandes von den Katholiken. — Wohl trugen die liberalen Kräfte Elberfelds in den 20ger Jahren durch Geldunterstützung mit zur Erbauung einer katholischen Kirche bei, die, obwohl ein leichtes Machwerk, doch mit ihren zwei Thürmen unter den Kirchen des Wupperthals immer noch am stattlichsten aussieht; aber die in der Stadt entscheidenden Kräfte wußten das Gebäude „ans Westende", damals noch vor das Thor zu bringen, wodurch freilich nichts erreicht wurde, als daß die Kirche, bei dem raschen Wachsen der Stadt, jetzt an der schönsten Straße und auf dem schönsten Platze Elberfelds steht.

Die Stütze dieses zähen Festhaltens des überlieferten Charakters besteht in der Presbyterial-Verfassung der Gemeinden. Die lutherische hat sie bei ihrem Entstehen von der reformirten Gemeinde in derselben Form überkommen. Das Presbyterium, das alle zwei Jahr sich aus der Repräsentation erneut, aus welcher letzterer alle Jahre ein Drittel ausscheidet und durch Gemeindewahl ergänzt wird, hat mit dem Geistlichen, den die Repräsentanten wählen, die Leitung aller Gemeinde-Angelegenheiten; letzterem stehen noch zwei Kirchenmeister, in deren Hand mehr die administrative Verwaltung liegt, zur Seite. — Obwohl in Elberfeld eine starke Partei ist, die sich um Kirche und christliches Leben absolut nicht kümmert, und deren feindselige Stellung durch die Entschiedenheit der Gemeinden und Geistlichen noch geschärft wird: so ist doch schon seit lange die Repräsentation und das Presbyterium in der Hand der Kirchlichen; die Gegenpartei schließt sich principiell von den Wahlen aus. Folge davon ist, daß nur solche Prediger berufen werden, die mit dem Bekenntniß der

Gemeinden harmoniren, und daß so der Charakter derselben streng gewahrt wird. Auch hierin rühmt sich die reformirte Kirche der größeren Consequenz: sie hat draußen die verheerende Fluth des Rationalismus ruhig steigen und sich verlaufen sehn: sie selbst behielt bekenntnißtreue Geistliche, und der Wupperthaler Reformirte sagt mit Stolz: „Gottes Wort blieb auf unseren Kanzeln." Uebeler stand es eine Zeit lang mit der lutherischen Kirche; hier wahrte in den zwanziger Jahren, so viel ich weiß, nur Ein Geistlicher, der gemüthvolle, stets thätige, kräftige und oft sehr derbe Döring, den kirchlichen Charakter. Die Entscheidung kam, gleichsam in einer großen Wahlschlacht, als Sander (jetzt Superintendent zu Wittenberg) als Prediger von Wupperfeld her berufen werden sollte. Sander war als ein hochbegabter eifriger Verfechter des Glaubens damals (es war in den dreißiger Jahren) in der ganzen Rheinprovinz bekannt. Viele fürchteten ihn; in den Protocollen der Presbyterien-Sitzungen zu Wesel fand sich sogar eingetragen ein Beschluß: „Fanatische Prediger wie Sander sind von unserer Kanzel auszuschließen" — ein Flecken, den erst, beiläufig gesagt, Pastor Wolters, gegenwärtig Prediger in Bonn, tilgen ließ. — Die rationalistische Partei, die sich damals noch an der Wahl betheiligte, bot alle Kräfte auf, daß Sander nicht gewählt wurde; Fabrikanten schickten Alle, die von ihnen irgend wie abhängig waren und darnm ihr Ja und Nein von ihnen bestimmen lassen mußten, zur Abstimmung. Aber auch die kirchliche Partei bot Alles auf, und sie hatte nicht nur eine gleiche Zahl reicher und einflußreicher Personen, für sie war vor Allem der Mittelbürger und der kleine Mann, namentlich eine große Zahl von armen Webern, die oft die Ungnade ihrer Arbeitgeber nicht achteten und ihre freie Stimme wahrten. Durch diese Wahlschlacht ward zuerst die Repräsentation umgestaltet: die Folge davon war die Wahl Sander's. Die weitere Folge aber war das Zurückziehen der Gegenpartei vom Schauplatz, und die von nun an — bis auf den heutigen Tag — gesicherte Wahl gläubiger Geistlichen in der lutherischen Gemeinde.

Das war eine echt bergische That, trutzig, zähe, ernst und gläubig.

Man würde sich aber irren, wenn man meinte, daß das confessionelle Treiben und Reiben Grundcharakter der Elberfelder und Barmer Kirchlichkeit wäre. Nein; es ist ein Unterschied zwischen conservativem Festhalten dessen, was seit Jahrhunderten ungestört bestanden, und confessionalistischer Tendenzmacherei. Die Macht des Wupperthaler Lebens beruht vielmehr im Pietismus. In einer Gegend, wo noch das Neanderthal an den lieblichen Sänger der Kirchenlieder erinnert, wo Tersteegen ein Name ist, den man nicht bloß aus Büchern, sondern aus lebendiger Ueberlieferung in manchen kleinen Zügen kennt — in einer solchen Gegend wird diese Erscheinung nicht auffallen. Es ist, als ob der geschäftskluge, nach Außen so gewandte, so bedachtsam auf der Hut liegende Geist der industriellen Bevölkerung hier eine innere Seite gesucht und gefunden hätte, die jener Veräußerlichung die Waage zu halten vermöchte. Diese Richtung hat sich zu den herrlichsten christlichen Thaten entfaltet, und jene öffentliche Meinung, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts mit ihrem flachen Rationalismus so verächtlich auf alles Pietistische herabsahe und andern Orts auch die Besten einzuschüchtern wußte: hier stärkte sie nur das religiöse Bewußtsein und erweckte bei den starren „weichen Seelen" neue Zuversicht.

Sie trösteten sich mit ihrem reichen inneren Leben, das sich außer dem

regelmäßigen Gottesdienste in Abendandachten, Bibelstunden, gemeinsamen Gebetsübungen, Conventikeln und wer weiß noch in wie vielen andern Erscheinungen kund that. Sie waren, obwohl die Geschmähten, doch die Kinder Gottes, die Gläubigen, die Christen im eigentlichen Sinn des Worts. Geistlicher Hochmuth, unberufenes Richten über Andere, ob sie bekehrt, oder bloß erweckt, oder gar ungläubig seien, fehlte dabei natürlich auch nicht, aber diese Schattenseiten traten mit einzelnen darunter sich entwickelnden Caricaturen und ärgerlichen Entstellungen stets weit zurück. Und immer war es rührend, ja heroisch und verdiente Bewunderung, wenn mitten unter dem Kriegslärm, den drückenden Kriegslasten und der Fremdherrschaft die Bibelgesellschaft gegründet wurde, das Wupperthal in seinen Missionsarbeiten sich an England und Basel anschloß, und damals zuerst die Segnungen des Evangeliums bis ins ferne Afrika trug, wo ein „Wupperthal" noch heute von dem Glaubensmuthe der alten Elberfelder und Barmer Pietisten zeugt: es war heroisch, wenn, als Napoleon England mit einer Landung zu bedrohen schien, und dadurch die Besorgniß entstand, daß dann das Missionswerk ganz unterbrochen werden würde, ein alter Wupperthaler in der Missionsgesellschaft aufstand und in feinem Elberfelder Plattdeutsch sagte: „Kinders, hei dörp nich röbber, wy willt widder ěm beden." (Kinder, er darf nicht herüber, wir wollen gegen ihn beten!) Unter den Einflüssen dieses Geistes ward Elberfeld und Barmen, obgleich es so unkaufmännisch gab, wo es sich um Sachen des Christenthums handelte, reich und blühend. Und fast alle die Stiftungen und Vereine, die ein schon matter gewordenes Geschlecht jetzt nur fortsetzt, sind damals gegründet. — Dieser Geist fragte nicht viel nach Confessionen; desto mehr und schärfer fühlte er dem Geistlichen auf den Zahn, ob er auch im Glauben und in der Gnade stünde; denn mancher Weber, manche alte Frau konnten selbst einen wohl bewanderten Pastor mit ihrer Bibelkenntniß in Verlegenheit setzen, und sie können es und thun es noch heute. Der Einzelne blieb was er war, Reformirter oder Lutheraner, aber er ging zu dem in die Kirche, der die Schrift nach seiner Auffassung am tiefsten auslegte, der am schärfsten und erwecklichsten predigte und die meisten Kinder Gottes um sich sammelte.

Das war noch vor zehn Jahren der Charakter des Wupperthales. Die neueste Zeit hat Veränderungen gebracht, von denen wir nicht wissen, ob sie zur Hebung und Förderung des religiösen Lebens gedeihen werden. Ganz hatte doch der confessionelle Unterschied nicht geschwiegen. Das starke Selbstgefühl der Reformirten freilich mußte sich bescheiden, als eine Zeit lang hindurch unbestritten die geistige Uebermacht bei der lutherischen Gemeinde war; denn nach Sander ward bald der eifrige, geistig gewandte und glänzende Jaspis (jetzt General-Superintendent in Pommern) und der durch seine rastlose, praktische Liebesthätigkeit fast durch das ganze kirchliche Deutschland bekannte Feldner berufen. Aber die Lust am Dogmatisiren, die besonders die strengen Prädestinatianer (und an solchen hatte die reformirte Kirche keinen Mangel, auch schon früher nicht gehabt, wie denn auch Krummacher, jetzt Hofprediger in Potsdam, noch vor nicht langer Zeit diese Lehre wieder besonders einschärfte) — sich nicht versagen mochten, und der scharfe paradore kampflustige Geist junger neu eintretender Geistlichen regten die doch tief gewurzelten Gegensätze auf. Seitens der lutherischen Gemeinde wurden diese Anfangs weniger heftig hervorgehoben; die genannten Männer hatten noch nicht die so streng pro-

noncirte Richtung ihrer späteren Zeit. Noch war es etwas Erhebendes, in der „Festwoche", die überall, im Privatleben, wie in den öffentlichen Blättern der Gegend diesen Namen trägt (im August, wo hier die Missionsgesellschaft und andere kirchliche Vereine ihre Jahrestage begehen), und auf den Synoden eine Menge frommer, begabter und in Glauben und Liebe einträchtiger Männer zusammentreten zu sehen: ein Kreis, wie damals Deutschland vielleicht keinen zweiten hatte. Jeder, der noch vor fünf Jahren diese Festwoche mit durchlebt, wird einen tiefen Eindruck in der Seele davongetragen haben, auch wenn er dem öffentlichen Leben in der Religion bis dahin ferner stand.

Nun aber änderten sich die Verhältnisse; jene Geistlichen der lutherischen Gemeinde, bisher die Hauptträger dieses blühenden religiösen Lebens, folgten bedeutenden und ehrenvollen Rufen in die Ferne. An ihre Stelle wurden zum Theil jüngere Geistliche aus den östlichen Provinzen gewählt, die, wenn auch an ihrer Rechtgläubigkeit nichts auszusetzen war, doch in den eigentlichen Wupperthaler kirchlichen Charakter sich nicht hineinfinden konnten. Sie kamen, mit dem Vorbilde einer abstracten lutherischen Kirche vor Augen, und wollten nun zu ihrem Erstaunen entdecken, daß dies eigentlich gar keine lutherische, sondern nur eine Abart der reformirten Gemeinde sei. Für die alte Presbyterial-Verfassung hatten sie vollends kein Herz, und so begann der Kampf, nicht bloß der Confessionen äußerlich gegen einander, sondern auch innerhalb der lutherischen Gemeinde selbst. Nun aber ist das Verhältniß des Wupperthaler Christen zu seinem Geistlichen ein ganz eigenes. Kaum irgend wo anders in Deutschland wird der Letztere eo ipso durch sein Amt mehr geehrt und geliebt werden, als im Wupperthal. Wenn ein neuer Pastor gewählt ist und seinen Einzug hält, so giebt es einen Freudentag für die ganze Gemeinde; früher zogen ihm die Amtsbrüder, die Kirchmeister, das Presbyterium, die Repräsentation zu Roß und Wagen auf einige Stunden weit entgegen und holten ihn in feierlicher Procession in die Stadt; ja, selbst der prosaischen Eisenbahn zum Trotz, die einen feierlichen Empfang dieser Art hindert, hat man noch in ganz neuester Zeit den alten Gebrauch festgehalten. *) Tritt der Pastor in sein Haus, so findet er es durch die Liebesgaben der Gemeinde vom Speicher bis zum Keller auf's Beste ausgestattet. Wenige in der Stadt werden sein, die nicht den Besuch eines Pastors sich zur Ehre rechnen. Bei solchen Umständen, die man anderswo als idealisch ansehen würde, kann der Geistliche nicht klagen, daß seine Gemeinde ihm nicht willig und zugethan wäre. Aber, handelt es sich um Widerstand

*) Auch in näherer und weiterer Umgebung von Elberfeld und Barmen ist dem noch heut so, und wer in Elberfeld z. B. eine Zeit lang gelebt hat, wird sich manchen Tages erinnern, an dem sich plötzlich die den Ort in seiner Länge durchschneidenden Straßen, zugleich die einzigen Päße des ganzen Thales, mit einem langen Zuge füllten, voran junge Bursche auf Pferden und — Mähren aller Art, dann Männer und Weiber und Kinder in Wagen, Karossen und Leiterwagen, Alles bunt durcheinander. Der Zug kam aus dem nahen Westphälischen, um einen von Westen herzuziehenden Pastor zu empfangen, hier und da auch aus den Ortschaften des obergischen Landes. Ist der Pastor nun von dieser seiner neuen Gemeinde auf der Landstraße, auf der er seines Weges im Geleite der Aeltesten derselben zieht, erreicht, so wird ihm der Ehrenplatz des Zuges eingeräumt, und an der Grenze seines neuen Wirkungskreises angekommen, findet er einen Feldaltar errichtet, Blumenguirlanden und Laubschmuck darüber. Dort steigt er dann zur Erde und betet sein erstes Gebet für seine neue Heerde und giebt ihr seinen ersten Segen. Und der Rest ist dann Festschmaus, rheinisch belebtes Toasten und Redehalten in Ernst und Laune, und ein Stück farbigen Kirchenlebens im Volke wird dabei fertig, wie es sonst nur in katholischer Gegend für möglich gehalten wird.

gegen hierarchische Gelüste, ja auch nur um Vertheidigung eines alten Herkommens, so wird nicht leicht eine Gemeinde störriger und widerhaariger sein, als die Wupperthaler. Selbst manches komische Beispiel dafür bewahren die Protocolle der Presbyterien; so wollte ein lutherischer Pastor im vorigen Jahrhunderte ein Bänkchen auf die Kanzel haben, um das Schlußgebet knieend zu sprechen; die Gemeide-Aeltesten berietheu über diese wichtige Angelegenheit und erklärten schließlich, dies sei nicht zulässig, da man bisher in der Kirche beim Gebet niemals gekniet habe. Alles, was nur im Entferntesten an Form, namentlich an katholische Form erinnert, verabscheut der Wupperthaler. Es fiel sogar der Gemeinde unangenehm auf, daß einer der neu eingetretenen Geistlichen den Segen mit dem Zeichen des Kreuzes ertheilte. Man kann das übertrieben finden; aber man würde sich weniger wundern, wenn man bedächte, einen wie hartnäckigen und nachhaltigen Kampf diese Gemeinden, die gleichsam auf dem am weitesten nach Westen geschobenen Vorposten des Protestantismus stehen, von jeher gegen den Romanismus geführt haben. *)

Durch solche hervortretenden Differenzen wurde mehr als einmal der Friede, ja das Bestehen der Gemeinde auf's Ernstlichste gefährdet. Die schlimmste Krisis hatte sie zu durchleben, als an Sander's Stelle von der großen Mehrzahl der Repräsentation der oben erwähnte Pastor Wolters aus Wesel gewählt ward. Daß Wolters ein gläubiger Mann und ein tüchtiger Pastor sei, daran zweifelte Niemand; aber er stand bisher in dem unirten Bekenntniß der rheinisch-westphälischen Kirche. Seine Wähler hatten darin nichts Hinderndes gesehen: die confessionelle Minorität aber berief sich auf das lutherische Bekenntniß der Gemeinde und forderte eine Erklärung von Wolters, ob er sich auf alle Artikel desselben verpflichten könne. Pastor Feldner, mehr und mehr in einer streng confessionellen Richtung sich bewegend, forderte von Wolters eine Sonderbesprechung: die Folge derselben war, daß letzterer die Wahl nicht acceptirte. Die Gemeinde, so sehr sie — und mit vollem Grunde — gerade Feldner als Seelsorger lieb und werth hielt, nahm ihm in ihrer Mehrheit doch den Schritt sehr übel. Damals behaupteten Viele — und, wohlgemerkt, keine liberalisirenden Schwätzer, sondern strengkirchliche Leute, man müsse immer und immer wieder den Wolters wählen: es lag vielleicht nicht fern, daß die Gemeinde sich in eine separirt-lutherische und unirte gespalten hätte. — Einen andern, wenn auch weniger tief einschneidenden Moment bildete die Apokryphen-Frage, die sich an die Thatsache heftete, daß die Wupperthaler Bibelgesellschaft Bibeln ohne Apokryphen und so zu einem billigeren Preise ausgab. Die Frage wurde aber nicht ruhig erörtert, sie wurde Parteifrage, und die Reformirten und der nichtconfessionelle Theil der Lutherischen erklärten sich gegen die Apokryphen aus fast eben so schwachen Gründen, als die waren, mit denen die Gegenpartei sie vertheidigte. Die Entschiedensten unter der letzteren, einige Geistliche an ihrer Spitze, gingen bis zu der Consequenz, daß sie folgerten: Worauf beruht die Autorität der Schrift? — Auf der der Kirche; dieselbe Kirche empfiehlt Dir die Apokryphen als heilsam und nützlich zu lesen; verwirfst Du diese

*) In jener Rigorosität des Wupperthals scheint uns indeß nicht bloß der reformirte den Formen abgeneigte Sinn, sondern vielmehr auch ein strenger Sinn für die hergebrachte Form, wie er in ganz Niederdeutschland heimisch ist und in England so Großes gewirkt hat, thätig zu sein. Denn das „Gebet im Stehen" ist auch eine bestimmte herkömmliche Form, grade wie das „Gebet im Knieen" eine andere, aber neue Form dort ist. Man findet auch sonst im Elberfelder Leben manchen Charakterzug, der an England oder auch wohl an Holland erinnert.

Anm. d. Red.

Autorität, so fichst Du die Autorität der Kirche überhaupt an und mit ihr die Autorität der Schrift. Das war dem alten Elberfelder Geiste unerhört, daß man noch eine andere Autorität für die Schrift haben müsse, als sie selbst; die unbedingte Geltung der letzteren war ein Fundamentalsatz, der sich von selbst verstand. Damals habe ich einen alten weißhaarigen Mann, seit langen Jahren für eine Säule der Gemeinde gehalten, einen Fluch thun hören über diese „Kirche", ein Wort, das man früher niemals in dieser Bedeutung im Wupperthal genannt habe.

Das Schlimmste war, daß so fruchtlose Streitigkeiten die Kraft der Gemeinde lähmten. Während man stritt und sich erbitterte, durften ruhig und ungestört die Jesuiten in der katholischen Kirche ihre Missionspredigten halten, denen Hunderte von Evangelischen zuströmten: allerdings meist aus Neugierde, es gab aber doch auch einige Convertiten. Keiner war da, der ihnen mit Rede und Schrift entgegen getreten wäre. Ein anderes Zeichen der Zeit war, daß die Secten an Zahl ihrer Mitglieder wuchsen; ihr Zunehmen aber bildet hier fast nur ein Krankheitszeichen der kirchlichen Gemeinden, und ich darf sie deshalb zum Schluß meines Briefes um so weniger übersehen, als sie vor allem im Wupperthal einen üppigen Boden gefunden haben.

Das Land der Berge hat von jeher die Sectirer angezogen; viele der kirchenfeindlichen wunderlichen Heiligen, an denen die Geschichte des schon zur Freidenkerei neigenden Pietismus des vorigen Jahrhunderts reich ist, wanderten und apostolisirten hier.

Ronsdorf, ein Städtchen nahe am Wupperthal, ist geradezu eine Gründung von Sectirern. Unerhörte Dinge sind hier in dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts unter Leitung eines Mannes, den man nicht ohne Schein mit Muhamed verglichen hat, getrieben. Hier sollte der neue Heiland allen Ernstes geboren werden, und der neue Prophet bezeichnete auch das gebenedeite Weib; sie gebar aber ein Mädchen, freilich ohne daß dadurch die neuen Heiligen an ihrem Propheten irre wurden. An den seltsamen, zum Theil alttestamentlichen Vornamen der älteren Ronsdorfer Bürger (Sebulon, Naphthali 2c.) bemerkt man noch heut letzte Ueberbleibsel jener schwärmerischen Zeit. Das Volksgerücht will wissen, daß noch heut jener entsetzliche Irrthum dort im Geheimen fortglimmt. In Elberfeld befindet sich eine separirt-reformirte Gemeinde, die sich freilich wohl den Namen Secte verbitten wird, und sich lieber bezeichnet als holländisch-reformirt und dem Bekenntniß der Dortrechter Synode zugehörig. Sie hat einen begabten aber etwas sehr wunderlichen Prediger, der, als neulich seiner Tactlosigkeit wegen die angesehenste Familie seiner Gemeinde — zugleich die angesehenste und bekannteste Elberfelds — seine Partei verließ und sich der großen reformirten Gemeinde zuwandte, der bösen Welt viel über sich zu reden gab. Sein Deutsch ist dem ungewohnten Hörer fast unverständlich, er ist geborner Holländer, doch hat er eine eigene Gewalt in Auge und Ton und Haltung, fast etwas Dämonisches. Es findet sich ferner eine freie Gemeinde, nicht im Sinne Uhlichs und Wislicenus', sondern im hochgespanntesten christlichen Sinne eine Gemeinde der Heiligen; sie zählt wenige, aber jedenfalls sehr ehrenwerthe Mitglieder. — Der Hort der Baptisten ist in Barmen, wo sie eine für ihren Taufritus sehr bequem gelegene Kapelle hart an der Wupper, in der Tiefe der Bergschlucht, nahe dem waldigen Rücken der Hardt, sich gebaut haben. Sie halten sich im Ganzen still, doch fehlt es unter ihnen weder an sectirerischem Hochmuth, noch an der Lust, Conver-

titen zu machen; von der praktischen Thätigkeit, namentlich auf dem Missionsgebiete, durch die sich ihre englischen und amerikanischen Glaubensbrüder auszeichnen, haben sie bisher wenig gezeigt. Noch andere kleine Secten, sonst kaum dem Namen nach bekannt, treiben in der Stille ihr Wesen. In dem Durcheinander alter kirchlicher Confessionen und neuer und neuester Secten und Separat-Vereine hat das Wupperthal fast nordamerikanische Zustände.

Und, um mit etwas Tröstlichem zu schließen: durch den Eintritt neuer versöhnlicher Elemente in die beiden Hauptgemeinden Elberfelds — zweier junger Geistlichen aus Süddeutschland in die lutherische, des Pastors Kraft aus Düsseldorf in die reformirte, — dürfen wir auf einen Frieden und ein dauerndes besseres Verhältniß in den äußeren wie inneren Beziehungen der Gemeinden rechnen. Z.

Aus Schlesien, im Januar.

Die Geld- und Handelskrisis. — Ein gerichteter Biedermann.

Schlesien, diese Perle im Diademe Preußens, das „schöne Schlesien", wie seine Bewohner ihre Heimath mit gewiß gerechtem Stolze nennen, zeigt jetzt dieselbe trübselige Physiognomie, wie sie die übrigen Provinzen der Monarchie nach einander aufgesetzt haben.

Die Handelskrisis hat nicht geringe Opfer gefordert, und namentlich in Görlitz, Liegnitz und Breslau sehr bedeutende Häuser zu Fall gebracht, die wieder, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, eine Menge kleinerer in ihren Sturz verwickelten und auch Capitalisten und Rentiers, vorzugsweise solchen, die in Börsen-Effecten und Producten gelegentlich speculirten und ausgedehnte Wechselverpflichtungen eingingen, sehr beträchtliche und empfindliche Verluste verursachten. Waren bei einzelnen der gestürzten Häuser Humbug und Compagnie schon seit einer Reihe von Jahren stille Associés, hatten diese transatlantischen Gesellen schon längst die deutsche Solidität und Gewissenhaftigkeit untergraben und einem fieberhaften Golddurst Bahn gebrochen, warteten auch wohl Manche nur auf einen günstigen Moment, um mit nicht zu großem Eclat und einem gewissen Anstand ihre Zahlungen einzustellen und sich als Märtyrer der heillosen Verwicklungen und Banknöthe zu proclamiren, fielen manche auch als Opfer des leidigen Börsenspiels, so wäre es doch Unrecht, dies von Allen zu behaupten, welche die beispiellose Calamität mehr oder weniger hart getroffen hat.

Manche derselben werden mit Recht sehr beklagt, da sie, wenngleich wegen ihrer übertriebenen Speculationen und gewagten Wechsel-Engagements nicht ganz außer Schuld, in minder bedenklichen Rückgangs-Perioden mit einer erträglichen Schlappe davongekommen wären, da sie ferner eine Menge Arbeiter mit lohnender Arbeit beschäftigten, die jetzt mehr oder weniger feiern, sich sonst durch Solidität und Rechtlichkeit auszeichneten und in rühmlicher Weise, um ihren Ruf als Ehrenmänner zu erhalten, die größten Aufopferungen zu Gunsten ihrer Gläubiger nicht scheuten, wenngleich ihre Abwickelungen sie ruinirten. Ueber Andre, die erweislich schon seit Jahren von „des Gedankens Blässe angekränkelt" waren und mit Geschick und Wechselreiterei ihren Sturz zwar verschoben, aber nicht aufhoben, äußert sich die vox populi nicht so nachsichtig. Sie spricht es vielmehr mit gerechter Entrüstung aus, daß sie durch ihren Aufwand, ihre Schlemmerei, ihre halsbrechenden Speculationen den Ruin fremden wie

eigenen Vermögens verschuldet und dafür die strengste Bestrafung verdient hätten, die ihnen vielleicht auch zu Theil wird.

Zu diesen Herren gehört namentlich ein stark prononcirter Epikuräer von der widerwärtigsten, hart gesottensten Sorte, ein dummstolzer, renommistischer, windiger Bourgeois, dessen Devise, A und O, grob materieller Genuß und der mit einem Deficit, das über 100,000 Thaler betragen soll, unlängst seinen Gläubigern ein unerquickliches Weihnachts-Präsent gemacht hat.

Dem merkantilischen Theile, so wie den Capitalisten unserer Provinz ist er nur zu wohl bekannt durch ein vor nicht zu langer Zeit ausspintisirtes Project einer riesigen Fabrik, die mit einem colossalen, durch Actien zusammengebrachten Capitale von — irren wir nicht — 500,000 Thalern arbeiten sollte, um alle Concurrenten todt zu machen. Dies Project war vielleicht nicht ohne Gehalt, wenigstens für den wohlarrondirten Erzeuger desselben, da es einen naiven Hintergedanken bei pomphaften Verheißungen colossaler Rentabilität nur schwach verhüllte — den nämlich, den genialen Autor desselben mit einem festen Gehalte von 4 oder 5000 Thalern als Leiter belohnt zu sehen und ihm noch mit einer nicht unbedeutenden Tantième gelegentlich ein angenehmes Cadeau zu machen. Dem erleuchteten Erfinder war es bereits gelungen, Speculanten und Rentiers zur Zeichnung beträchtlicher Actien zu bewegen, doch — „da kam das Schicksal rauh und kalt" — man merkte die Absicht und wurde verstimmt, die Zeichnung gerieth in Stocken. Obendrein versagte, da die Aufbringung des Capitals keineswegs gesichert schien, die königliche Regierung in anerkennungswerther Weise die Erlaubniß zur Errichtung der Fabrik. — Bei der allgemeinen Creditlosigkeit und Geldklemme floriren nur die Beilagen unserer Provinzialzeitungen, deren Spalten Tag für Tag mit Concurseröffnungen gefüllt sind — tout comme chez vous! Dabei scheint es leider, als ständen wir, trotz einer Reihe von Hiobsposten, erst am Anfange des Endes. Wenigstens prophezeien gewiegte Geschäftsleute, die zu vorurtheilsfrei sind, um sich sanguinischen Hoffnungen hinzugeben, daß vor Ende April oder Mai an ein Ende dieser Fallissements nicht zu denken sei.

Vergessen darf ich nicht, daß die königliche Regierung durch Lombardgeschäfte, welche sie mit sonst soliden, nur momentan in Verlegenheit gerathenen Häusern abschloß, das Ihrige dazu beitrug, um die gefährliche Geldkrisis zu verkürzen. Daß sie nicht Allen helfen, Allen gerecht werden konnte, lag in der Natur der Sache; waghalsige Speculanten in ihrem Treiben zu ermuntern, Schwindlern gewissermaßen noch eine Prämie auszusetzen, ist und war nie ihre Aufgabe. Billig Denkende werden sie nicht tadeln können, daß sie mit Vorsicht, Auswahl und Beschränkung operirte. Thoren sind die, welche an die Omnipotenz des Staates glauben oder diese als Ideal anstreben und wähnen, eine Regierung werde je im Stande sein, alle diejenigen wieder zu erheben, die ihren Sturz lediglich ihren eignen Fehlern oder den Verirrungen ihrer Berufsgenossen verdanken!

Doch genug von dieser Misere für heute, die leider so viel Verwerfliches, Niedriges, Gemeines aufgedeckt hat, dessen schonungslose Veröffentlichung und Besprechung vielleicht das Gute hat, zu gründlicher Remedur des theilweise bodenlos verkommenen und vielfach zu reinem Schwindel herabgesunkenen Handels und Verkehrs ein Scherflein beizutragen.

Der [„Rheinische Antiquarius"] handelt in seinem neuesten Heft (II. Abth. 7. Bd. 1. Lief.) von St. Goar, und giebt eine solche Fülle von historischem Material ans Licht, daß man zuweilen doch wünscht, der wackre Nachforscher in historischen Dingen möge ein Wenig weniger geben, das Gegebene aber mehr zurichten. Besondere Aufmerksamkeit wird der Abschnitt erregen: Des Rheines Lob. Wie schwach und dünne nehmen sich unsere modernen Rheinloblieder gegen die urgermanische Fülle aus, mit der man in den ältesten Zeiten dem Rheine gehuldigt hat. Schon im 6. Jahrhundert beginnen die von unserem Antiquario mitgetheilten Loblieder auf den Rhein, anfänglich in lateinischer Sprache. Fast jedes Jahrhundert hat seine eigenen Loblieder auf den Rhein, von denen einige wunderschön sind. So klingt's z. B. im 14. Jahrhundert: **Menze un Rin:**

Die Fürstin aller Städte und Kaiserin der Welt
Ist eine Stadt am Rine uf güldnen Thron gestellt.
Der Strom, der Fürst der Ströme, der Kaiserthron der Welt,
Das ist, sag's sonder Schäme, der Rin im Gottgezelt.
Magunz heißt die Matrone im güldnen Diadem,
Sie herrscht vom güldnen Throne und Gott macht's ihr bequem:
Gott giebt ihr an die Seite den Kaiser-Riesen Rin,
Und diesem zum Geleite die Himmelskönigin ꝛc. ꝛc.

Mittheilungen aus dem Hessen-Rheinfelsischen Hause zeigen, wie nahe im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts der Fürst noch an den Privatmann grenzte. Die Sorgen des Hausvaters um seine Oekonomie nahmen damals noch einen großen Theil der Zeit eines Fürsten in Anspruch, die Fürsten aber, die noch in so hohem Grade Hausväter waren, hatten dabei auch das tiefste Gefühl für die Noth ihrer Unterthanen. Der größeste Theil der Correspondenz des Landgrafen Philipp von Hessen-Rheinfels bestehet in Vorschreiben für seine Unterthanen und benachbarte Fürsten, um Beförderung der Justiz in den vor ihren Gerichten anhängigen Prozessen. Erst der Westphälische Friede zieht einen dicken Strich durch das patriarchalische Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen. Vielleicht haben die Fürstlichen Gemahlinnen am wenigsten Ursache, sich darüber zu freuen, daß sie das glücklichere Loos einer häuslichen Freundin und die Vorrechte einer Hausmutter, die sie damals noch in gewissem Maße mit den Frauen der Unterthanen theilten, mit ihrem jetzigen einsamen Glanz vertauscht haben. So schreibt z. B. Landgraf Philipp's Gemahlin ganz naiv an eine Freundin, eine Gräfin Stolberg-Königsstein, daß ihr freundlich geliebter Herr und Gemahl in Königsstein ein großes Hirschgeweih gesehen habe, „das Euer Herr und Gemahl lobseel. Gedächtnisses so gar werth gehalten", die Gräfin möge ihr doch dieses Hirschgeweih ablassen, denn sie, die Landgräfin, wolle es ihrem „freundlich geliebten Herrn und Gemahl" zu einem Neujahrsgeschenke verehren. Jedenfalls beweiset dieses Schreiben, daß das Hirschgeweih in Bezug auf eheliche Verhältnisse die Bedeutung im 16. Jahrhundert noch nicht hatte, welche heute ganz allgemein damit verknüpft wird. Wahrscheinlich nannte man damals den Ehebruch, wie noch heut den Diebstahl, bei dem rechten Namen, und das Laster war noch kein Gegenstand des Witzes, oder scherzhafter Allegorieen.

Wappen = Sagen.

Bassewitz.

Das war der Fürst von Mecklenburg,
Der floh wohl über die Haide,
Der schlug mit blankem Schwert sich durch,
Das war manch Tapfern leide.
Und als er auf die Haide kam
Mit seinem Schwertgesellen,
Dem Bassewitze lobesam,
Die Feinde ihn umstellen;
Sie stellten sich in Reihen dar,
Wie bei der Mahd die Mäher,
Zu fangen das gewalt'gen Paar,
Sie rückten nah und näher.
Da sprach der Fürst von Mecklenburg:
„Oh! wär' ich nie geboren,
„Hier hilft mir Macht und Witz nicht durch,
„Heut giebt mich Gott verloren!"
Da hub der Schwertgeselle an:
„Und thut kein Witz Euch retten,
„So hat's der Bassewitz gethan,
„Drauf will er sich verwetten!
„Kommt, Herr, und stellt das Klagen ein,
„Denn Gott giebt Euch ein Zeichen,
„Wir werden doch noch Sieger sein,
„Wenn wir auch heute weichen!"
So sprach Herr Bernd von Bassewitz
Und trat durch Dünn und Dicke,
Der Fährte zu des Keulers Sitz
Folgt er mit scharfem Blicke.
Sie ziehen keck durch Sumpf und Moor,
Sie waten und sie sinken,
Da bricht der Eber wüthig vor,
Die weißen Hauer blinken.
Der Eber flieht zum andern Strand,
Hoch rauschen auf die Wellen;
Doch muthig folgen Hand in Hand
Die beiden Schwertgesellen.
Und als der Fürst am Ufer stund,
Sah er den Eber springen,
Er setzt' das Horn an seinen Mund
Und ließ es laut erklingen.
Da kamen seine Mannen all'
Und stellten sich in Rotten.
Er aber rief mit lautem Schall,
Die Feinde zu verspotten:
„Der beste Witz in Mecklenburg,
„Der Bassewitz soll gelten,
„Denn der half seinem Fürsten durch,
„Als Feinde ihn umstellten.

„Auch soll in seinem Silberschild
„Hinfort ein Eber springen,
„Und Ruhm soll ihm solch Wappenbild
„Noch bei den Enkeln bringen!"
Seitdem ward noch manch böser Witz
Am Bassewitz zu Schanden,
Drum preisen sie den Bassewitz
Auch hoch in allen Landen!

Johanniter-Orden.

Liste derjenigen Fürsten, Grafen und Herren, welche in der Zeit von 1731 bis 1764 den Ritterschlag erhalten haben.

(Fortsetzung.)

1764. 1. October:

50. Erdmann Ludwig v. Wülcknitz, Amtshauptmann, 1764 Commendator zu Wietersheim, † 2. Mai 1765.
51. Otto George Albrecht v. Rohr, Kammergerichts-Rath, später Regierungs- und Appellationsgerichts-Präsident zu Münster.
52. Ludwig Leopold v. Kleist, Obristlieutenant a. D., auf Klinge, † daselbst 5. Mai 1790.
53. Wilhelm Ludwig v. d. Groeben, auf Langheim.
54. Franz Adolph Prinz zu Anhalt-Bernburg, Generalmajor und Obrister eines Infanterie-Regiments, später Generallieutenant, † zu Halle 22. April 1784.
55. Friedrich Conrad v. Kleist, Geheimer Rath, Domdechant zu Brandenburg.
56. Christian Ernst Graf zu Lynar, Churf. Sächsischer Hof- und Justizrath, auch Kammerherr, zu Dresden.
57. Alexander Friedr. v. Knobelsdorff, Major, später General-Feldmarschall, 1797 Commendator zu Wietersheim, † zu Stendal 10. December 1799.
58. Arnd Wilhelm v. Sydow, Obrister der Cavallerie, später a. D., auf Fürstenfelde bei Küstrin, † 25. Januar 1779.
59. Leopold Graf v. Schlieben, Wirkl. Geh. Etats- u. Justizminister, Ober-Burggraf im Königreich Preußen und Präsident des Ostpreußischen Pupillen-Collegii, auf Gerdauen und Sanditten.
60. Leopold August Wilhelm Friedrich, nachmals Graf v. Schlabberndorff, Cornet und Adjutant beim General v. Seydlitz, später Obristlieutenant a. D., auf Seppau.
61. Friedr. Wilh. Sigismund v. Aschersleben, Premier-Lieutenant im Regiment Prinz von Preußen, später Capitain a. D., zu Potsdam, † zu Berlin 18. December 1781.
62. Friedrich Werner Graf v. Podewils, Lieutenant im Regiment Gensd'armes, später Kammerherr und Obermarschall, auf Hasenfier.
63. Achatz Christoph v. Bismarck, Hauptmann im Regiment Prinz Ferdinand von Preußen, später Kammerherr, Landrath und Domherr zu Halberstadt.
64. Johann Eberhard v. Riedem, Kammerherr, Hofmarschall der Prinzessin Amalie von Preußen.
65. Samuel Friedrich Heinrich von Damitz, Erbherr auf Dumzin, Lieutenant.
66. August Heinrich v. Woedtke, Lieutenant.
67. Carl August v. Behr, Kaiserl. Kammerherr, auf Semlow.
68. Heinrich Moritz Erdmann v. Graevenitz, Lieutenant im Alt-Braunschweigischen Infanterie-Regiment, später Erb-Truchseß der Kurmark, auf Quetz.
69. Friedrich Albrecht Graf Finck v. Finckenstein, Kammerjunker bei der Prinzessin Amalie von Preußen.

70. Albrecht Sigismund Friedrich v. Treskow, Geh. Justiz- und Tribunals-Rath, Domherr zu Halberstadt.
71. George Philipp Gottlob Freiherr v. Schönaich, General-Major a. D., Standesherr auf Beuthen und Carolath, Herr auf Amptiz, Döbern, Stargard, Mellendorf, Schlaupitz, Gersdorf und Birkenberge.
72. Christian Wilhelm Ludwig Graf v. Wartensleben, Lieutenant im Regiment Prinz Ferdinand von Preußen, später Major a. D., auf Schwirsen.
73. Bernhard Friedrich Graf v. Küssow und Megow, aus dem Hause Klein-Küssow und Berchland, Lieutenant.
74. Carl Wilhelm Graf Finck v. Finckenstein. Wirkl. Geh. Etats- und Cabinets-Minister. 1776 Commendator und Landvogt zu Schievelbein, später Ordens-Senior, † zu Berlin 3. Januar 1800.
75. Friedrich Wilhelm Graf v. Sparr, Lieutenant, später Obrist-Lieutenant a. D.
76. Johann Ernst nachmals Graf v. Kunheim, Lieutenant, später General-Lieutenant.
77. Friedrich Wilhelm Graf v. Wylich u. Lottum, General-Major und Commandant von Berlin, Chef eines Regiments zu Fuß, Domherr zu Magdeburg, auf Lottum und Caldenbröck.
78. Ernst Sigismund Freiherr v. Kottwitz, Hauptmann a. D., auf Kuchelberg.
79. Franz Ludwig Freiherr Waldner v. Freundstein, Königl. Französischer Obrister 2c., auf Schweighausen, Schmihain, Berrweiler, Berolzweiler und Sirenz.
80. Friedrich August Graf v. d. Schulenburg, Kammerherr, auf Betzendorf. 1790 Commendator zu Burschen, 1795 zu Lagow, † zu Betzendorf 9. April 1797.
81. Wulff v. Blome, Königl. Dänischer Kammerherr, Domherr zu Lübeck, auf Saltzau.
82. Friedrich Wilhelm Ferdinand Gottlob Graf v. Sandraczky u. Sandraschütz, auf Langenbielau, † zu Carlsbad 11. August 1805.
83. Wilhelm Adolph Prinz zu Braunschweig und Lüneburg, General-Major und Chef eines Füsilier-Regiments.
84. Moritz, Prinz zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Hessen-Kasselscher Generallieutenant und Obrister eines Regiments Dragoner, † zu Geismar 3. September 1777.
85. Friedrich Wilhelm v. d. Osten, Kammerherr auf Plate und Pinnow.
86. George Lorenz von Pirch, Major, später Generalmajor a. D., auf Rostenke.
87. Anton Dietrich Wilh. v. Pannwitz, auf Tranitz.
88. Johann Nicolaus v. Maren, Churfürstl. Sächs. Geh. Rath und Niederlausitzischer Landeshauptmann, auf Oegeln. † daselbst 19. Januar 1777.
89. Hans Christoph v. Schierstedt, Erbherr auf Görtzke und Malenzien.
90. Friedrich Christian v. Viereck, Major im Regiment Gensd'armes, später Generalmajor a. D., Erbherr auf Weitendorf und Düdinghausen.
91. Friedrich Stanislaus Leopold, nachmals Graf v. Kalnein, Capitain vom Infanterie-Regiment von Grabow, später Obrist a. D., 1800 Commendator und Landvogt zu Schievelbein, Erbherr auf Kilgis.
92. George Ernst v. Gersdorff, Königl. Poln. und Kurfürstl. Sächs. Geh. Rath, Kammerherr und Ober-Amts-Hauptmann der Oberlausitz, Domherr zu Meißen und Merseburg, Erbherr auf Reichenbach.
93. Leopold Alexander Graf v. Wartensleben, Lieutenant, später General-Major 2c.
94. Ludolph August v. Katte, Major a. D., auf Wust, Mälitz. Götlien, Scharlibbe und Camern.
95. Dettloff Carl Graf v. Einsiedel, Königl. Poln. und Churfürstl. Sächs. Kammerherr, später Conferenz-Minister und Wirkl. Geh. Rath, auch Director der Landschaft des Fürstenthums Altenburg, Erbherr auf Mückenberg, † daselbst 17. October 1810.
96. Adam Rudolph v. Schönberg, Königl. Poln. und Churf. Sächs. General-Postmeister und Kammerherr, später Wirkl. Geh. Rath, zu Dresden, † daselbst 8. Februar 1795.
97. Johann Friedr. Adolph v. d. Marwitz, Obrister a. D., später Generalmajor und General-Intendant der Armee.
98. Wilhelm Landgraf zu Hessen-Philippsthal, Holländischer General der Cavallerie 2c., 1797 Commendator zu Lagow, † zu Kassel 8. August 1810.

98. Ludwig Alexander, nachmals Graf v. Wreech, Kammerherr, † zu Rathenow 23. Juni 1795.
100. Friedrich Wilhelm von Schmeling, Lieutenant a. D., auf Neuen-Belzig.
101. Friedrich Gottlieb Graf v. Holtzendorff, Königl. Polnisch. und Churf. Sächs. Capitain a. D. auf Behrenstein, † daselbst 28. October 1789.
102. Friedrich Wilhelm nachmals Graf v. Arnim, Geheimer u. Obergerichts-Rath zu Stendal, später Geh. Etatsminister und Ober-Jägermeister, auf Boitzenburg, † zu Berlin 21. Januar 1801.
103. Friedrich Wilhelm v. Rochow, Domherr zu Halberstadt
104. Mathias Friedrich v. Jagow. Geh. Hofgerichts-Rath, zu Königsberg, später Geh. Tribunals-Rath a. D., auf Aulosen, 1798 Commendator zu Werben, † 21. April 1808.
105. George Friedrich v. Grävenitz, Lieutenant, demnächst Rittmeister im v. Manstein'schen Kürassier-Regiment.
106. Albrecht Dietrich Gottfried Freiherr nachmals Graf v. Egloffstein. Major im Regiment v. Düringshoffen, später General-Lieutenant und Gouverneur von Königsberg, Erbherr auf Arklitten.
107. Caspar v. Buchwald, Königl. Dänischer Wirkl. Landrath und Kammerherr, auf Seedorf in Holstein; 1797 Commendator.
108. Dietrich Wilhelm Johann v. Morrien, Erbherr auf Calbeck.
109. Hans Oswald Wilhelm v. Reibnitz, a. d. Hause Leipe, Lieutenant bei der Garde du Corps.
110. Hans Sigismund v. Beerfelde, Hauptmann a. D., demnächst Landrath des Lebusschen Kreises und Feuer-Societäts-Director, auf Lossow.
111. Philipp Wilhelm v. Lattorff, Herzogl. Württembergischer Kammerherr, zu Deßau.
112. Ludwig Carl v. Kalckstein, Major im Infanterie-Regmt. Prinz Heinrich von Preußen, nachmals General-Lieutenant, zu Magdeburg, † daselbst den 12. October 1800.
113. Adolph Carl Graf v. Carnitz, Kammerherr und Legations-Rath, auch Ordens-Canzler, † zu Frankfurt a. O. 7. December 1808.
114. August Prinz zu Sachsen-Gotha und Altenburg.
115. Victor Amadeus Graf Henckel v. Donnersmarck, Major im Infant.-Regmt. Prinz von Preußen, nachmals General-Lieutenant und Gouverneur von Königsberg, † daselbst 31. Januar 1793.
116. Adolph Bernhard v. Selchow, Obrist-Lieutenant a. D., auf Görbitz, † daselbst 17. Juli 1773.
117. Adam Samuel Wilhelm v. Pohlentz, Fähnrich im v. Meyer'schen Dragoner-Regmt., später Major.
118. Johann Heinrich Albert v. Döberitz, Lieutenant im Infanterie-Regiment Prinz von Preußen, nachmals General-Major a. D., auf Rahnenwerder.
119. Johann Friedrich v. Gustedt, Major, später Oberstlieutenant im von Bassoldschen Kürassier-Regiment.
120. Leopold Johann v. Platen, General-Major und Chef eines Dragoner-Regiments, † zu Sagan 12. December 1780.
121. Wilhelm Heinrich Johann Freiherr v. Schlammersdorff, Fürstlich Sachsen-Weimar- und Eisenachscher Geheimer Rath der Oberlandes-Regierung zu Eisenach.
122. Friedrich Wilhelm Freiherr v. Wittenhorst zu Sonsfeldt, Landrath des Emmerichschen Kreises, auf Aspell.
123. Friedrich Wilhelm v. Stechow, Lieutenant im Dragoner-Regiment Herzog von Württemberg.
124. Carl Friedrich v. Bredow, Capitain der Infanterie, später a. D., † zu Berlin 4. April 1788.
125. Wilhelm Friedrich Carl Graf v. Schwerin, Major in der Suite Sr. Majestät des Königs, später General-Lieutenant a. D., auf Cadienen und Plocz
126. Wilhelm Christian Gottlob Freiherr v. Pöllnitz, Oberst a. D., † zu Zielenzig 10. September 1781.
127. George Freiherr v. Nostitz, Lieutenant.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Presse in Preußen.

Aeußerem Vernehmen nach gehen wir auch in dieser Session des Landtags bewegten Debatten über den Zustand der preußischen Presse und über das Verhältniß der Regierung und der Polizei zu derselben entgegen. Mehrere Berliner Blätter, das „Preußische Wochenblatt" und die „Volks-Zeitung" haben in den letzten Tagen Artikel gebracht, welche wir als Einleitung zu diesen Debatten ansehen zu dürfen meinen, und die Einsendungen, welche uns zugegangen sind, zeigen eines Weiteren von dem großen Interesse, das im Volke der Presse, als einer der bedeutsamsten neueren Institutionen des Vaterlandes, zugewandt wird.

Die Presse verdient gerade in Preußen eine große Beachtung. Dies unser Land ist, wie kein anderes der Erde, auf den Gebrauch außerordentlicher Waffen zur Erhaltung und Bewahrung seiner Stellung angewiesen. Wie unsre Armee nur in einer uns allein eigenthümlichen und geläufigen Weise ihre Größe und Schlagfertigkeit wahren kann, wie unsre Verwaltung mehr als die eines anderen Volkes auf die freiwillige Unterstützung durch das Volk selbst, auf die Theilnahme der Befähigten an der Regierung gewiesen ist, um mit der Lage unsrer Finanzen Schritt halten zu können, so sind wir auch auf dem Gebiete des Geistes auf die Hülfe jener freiwilligen Mächte der öffentlichen Meinung verwiesen und haben in den entscheidendsten Augenblicken unsrer Geschichte schon mehrfach mit dem größten Erfolg an sie appellirt.

Wer erinnert sich nicht der Tage Arndts und des alten Görres, in denen der zurückweichende Eroberer eine sechste Großmacht anerkannte; und was wirkte die Presse nicht in jener Zeit, in der die Kölnischen Wirren die Rheinlande und Westphalen, ja das ganze Deutschland bewegten und erschütterten, in jener Zeit, wo der selige Ober-Präsident v. Bodelschwingh, der General v. Aster, der Präsident Ruppenthal, die tüchtigsten Beamten des Staates, es in vielen Fällen vorzogen, mit der Feder des Pamphletisten oder des Zeitungsschreibers dem schleichenden und verleumdenden Feinde entgegenzutreten, statt mit dem starren Polizeibefehl und der befehlenden Regierungs-Verfügung? Auch in den dreißiger Jahren war es den Erfolgen, die Preußen auf dem Gebiete der schriftlichen Discussion erlangte, zum großen Theile zu danken, daß

die Feuerbrände, die vom Süden und von Belgien her an den Rhein geschleudert wurden, nicht unsre theuer erkauften Sitze am deutschen Strome erfaßten. Dieselben bedeutenden Erfolge erfocht die Presse für Preußen endlich doch im Jahre 1848.

Nach der Natur unseres Staatswesens ist uns die Macht der Presse als Ergänzung der übrigen Mächte, welche unsern Bestand schützen und unsre Entwickelung fördern, ein Bedürfniß, und wie sie sich schon in den früheren Zeiten als solches erwiesen hatte, so noch viel mehr in dieser neuen Periode unseres Staates, in der die freie Discussion herausgefordert und Angesichts des Ministeriellen in den verschiedensten Formen geübt wird.

Aber ebenso, wie nicht jegliche Discussion, so wird auch nicht jegliche Presse dem Vaterlande schließlich zum Heile gereichen können.

Wir gehören nicht zu denen, die in pantheistischer Gleichgültigkeit ziellose Entwickelungen unbekümmert begünstigen und sich mit dem Gedanken trösten, lasse man nur die Sache gehen, wie sie eben, durch mehrere wesentliche und tausend zufällige Umstände bestimmt, gehen wolle, endlich werde doch Alles herrlich hinauslaufen. Die Anhänger dieser Meinung verwechseln denn doch Gott mit der Welt zu sehr, und sie kommen, indem sie das Gegentheil wollen, nur zu bald bei einer Weltanschauung an, in der alle Freiheit und aller Willen des Menschen verschwindet und das lebendige Wechselspiel des Lebens zu dem mechanischen Einerlei einer Tretmühle herabgedrückt wird.

Eben so, wie die Discussion, von der der Staat allein etwas Ersprießliches erwarten kann, von einem bestimmten Charakter erfüllt sein muß, und wie nur diejenige Discussion in ihm verstattet werden wird, deren Wortführer auf irgend eine legitime Art dazu bestimmt sind, durch Wahlen oder durch eine königliche Ernennung — und wie diese Discussion um so fruchtbarer werden wird, je mehr die Abgeordneten, statt willkürlicher Zeitrichtungen und Zeitansichten, die sittlichen Gedanken des Volkes und sein altberechtigtes historisches Leben darstellen: eben so wird auch nur dann die Presse für Preußen eine segensreiche Macht sein, wenn die in ihr geführten Erörterungen nicht den Uebungen der philosophischen Disputirstube gleichen, sondern in der bestimmtesten Weise an die gegebenen Staatsverhältnisse anknüpfen und ferner die Ansichten der historisch gefestigten Theile des Volkes, der wesentlichen und fundamentalen Theile desselben, vertreten.

Wo dem nicht so ist, wird die Presse nothwendig in kürzester Zeit der gefährlichste Feind des Thrones und Altars, alles Bestehenden werden, und zwar dies schon darum, weil die schrankenlose Discussion ihrer Natur nach auf die Antastung und Auflösung alles Gegebenen hinführt.

Zu oft schon hat die Presse diese gefährliche Stellung eingenommen, in Frankreich am sichtbarsten. Man gab dort im Allgemeinen den von uns eben entwickelten Gedanken Recht, meinte aber, daß die einzel-

nen Preßorgane die Garantie dafür, daß sie große bleibende Volksinteressen vertreten, schon dadurch gäben, daß sie viel gekauft und so am Leben erhalten würden. Nichts ist falscher als das, das kaufende Publicum ist keine Partei, kein Stand, vertritt kein bleibendes und wesentliches Interesse im Staat und Vaterlande, im Gegentheil lösen sich in ihm, wenn auch nur momentan, alle charakteristischen Merkmale der Träger der berechtigten und wesentlichen Interessen des Staates auf und verschwinden. Nicht jeder Kaufende macht sich schon dadurch zum Vertreter der Meinung des Blattes, die Bücher Proudhon's sind zu Hunderttausenden verkauft, und nur der geringste Theil seiner Leser dachte, wie er, daß das Eigenthum Diebstahl und der Himmel leer sei. Das Publicum, diese chaotische Masse des Marktes, findet sich übrigens stets nur zu den äußerlichsten oder selbst niedrigsten Zwecken zusammen, das Publicum hat keine Gefühle und keinen Willen, keine Einheit und keine Macht, ihm gegenüber kommt die Speculation zu ihrer vollen Bedeutung, und ihm gegenüber hat selbst die lumpigste und elendeste Speculation ein Recht. Die Presse, die keine andere Rücksicht als diese Speculation kennt, ist darum von vornherein der schmachvollsten Abhängigkeit und dennoch wieder der größten Zügellosigkeit verfallen; sie discutirt nur noch der Discussion, der Position und Opposition wegen, und um das Vergnügen ihres Publicums zu steigern, wagt sie sich von einem Angriffspunkte zum andern, immer weiter und höher.

Wir geben zu, daß sich in der Wirklichkeit die Sache etwas anders stellt, daß es geistige Mächte giebt, welche auch eine solche Presse in den meisten Fällen noch etwas in Respect halten, die Kirche, die patriotische Tradition, das Ansehen und das Urtheil bedeutender Männer; aber man darf die Wirkung dieser Mächte doch auch nicht überschätzen. Sie erscheinen *dieser* Presse doch nur als eine äußerliche Macht und können darum den inneren Kern derselben, einen patriotischen Charakter, nicht ersetzen. Noch weniger werden natürlich dazu polizeiliche Maßregeln im Stande sein, die heut eine Concession zur Herausgabe solch eines Blattes gewähren, morgen sie wieder entziehen und mit solch einem Schlage alle anderen Unschuldigen, Arbeiter und Eigenthümer, nur nicht den treffen, gegen den sie gerichtet wurden, den speculirenden unsittlichen Geist, der vielmehr nach solch einem Schlage geruhig seiner Wege geht und im nächsten Augenblick schon wieder eine neue Speculation auf das Publicum versucht.

Man hat viele Auswege aus dieser Verlegenheit gesucht, und eine sehr warm geschriebene Abhandlung, die uns eingesandt ward, bemerkt in dem Bemühen, eine „Preß-Reform“ herbeizuführen, Folgendes:

„Wenn wir die Presse gegenwärtig nur auf dem Standpunkt des rein speculativen *Gewerbes* finden, so kann dieser als ein ihrer würdiger nicht betrachtet werden. Capital und Arbeitskraft, Concurrenz

und Polizei — wer sich die einen dienstbar, die andern aber ungefährlich zu machen weiß, dem kann es im Uebrigen gleich sein, ob er für das Publicum mit Indigo auf Wolle, oder mit Schwärze auf Papier druckt. Billigkeit, und dem Geschmack des Tages entsprechend, dies sind die Anforderungen des Publicums, und ihnen mit Nutzen für die eigene Tasche zu genügen, das Streben aller Gewerbtreibenden. Vergebens suchen wir nach einem Unterschiede in den Beziehungen eines Wollenfabrikanten und eines Zeitungsbesitzers zum Publicum: Fast möchte uns der Begriff des Wortes „Preßfreiheit" als durch „Gewerbefreiheit" vollständig ersetzt erscheinen; denn auch diese würde, wie allen Gewerbtreibenden, so auch dem Unternehmer einer Zeitung, eine freie Entfaltung seines Gewerbes innerhalb der polizeilichen Grenzen gewährleisten, und dabei das Publicum nicht hindern, noch seinem besonderen Geschmacke Geltung zu verschaffen. Kein anderer als ein gewerblicher Rahmen umschließt unsere heutige Presse, weil sie vorwiegend speculativer Natur ist, statt, wie sie sollte, einer I n s t i t u t i o n zu gleichen. Die Gewerbefreiheit gehört dem aus Individuen bestehenden Publicum, und auf dieses zu speculiren ist jene berechtigt; Preßfreiheit aber soll und kann nur dem Volke gegenüber gedacht werden, und auch dieses zum Gegenstande der Speculation zu machen ist unsittlich.

Dem Volke zugehörig soll die Presse der Ausdruck, die Führerin der öffentlichen Meinung sein, und um dies zu können, müssen beide in organischer, nicht bloß zufälliger Verbindung zu einander stehen. Aber wo die öffentliche Meinung in berechtigter, legaler Gestalt finden? Nicht in den Büreaus der Ministerien, oder den Redactions-, beziehungsweise Fabrications-Localen der Zeitungen, noch in den Clubs alter oder junger Politiker, sondern allein in der Landesrepräsentation, als der Vertreterin alles dessen, was gesetzlich überhaupt politisch berechtigt ist, werden wir ihr begegnen; nur sie hat das rechtliche Mandat, als legale, weil gesetzliche öffentliche Meinung zu gelten. Es müssen deshalb zwischen Landesrepräsentation und Presse, als den Fundamental-Institutionen politischen Volkslebens, Beziehungen hergestellt werden, welche einerseits der Freiheit der Presse nicht hinderlich wären, andererseits aber auch jene nicht mit Arbeiten, oder einer Verantwortlichkeit belasteten, welche außerhalb ihrer besonderen Aufgabe liegen.

J e d e p o l i t i s c h e Z e i t s c h r i f t i s t v e r p f l i c h t e t, s i c h u n t e r d a s P a t r o n a t e i n e s M i t g l i e d e s d e r L a n d e s r e p r ä s e n t a t i o n z u s t e l l e n. Es kann dasselbe nur ein moralisches, ein freiwilliges sein, und, ohne das Verhältniß der Regierung zur Redaction zu ändern, nur für denjenigen Theil des Blattes als officiell gelten, welcher von den allgemeinen Landesangelegenheiten handelt.

Durch das Patronat einer zu der legalen öffentlichen Meinung in unmittelbarem Verhältniß stehenden Persönlichkeit ist formell für die betreffende Zeitschrift der Anker gefunden, welcher ihr, fern von den

trüben Wassern individueller gewerblicher Speculation, die hohe See der legalen öffentlichen Meinung zu befahren eine innere Berechtigung giebt. Mit Rücksicht darauf, daß Landesrepräsentation und politische Presse einander auf jeden Schritt bedürfen, in ununterbrochen lebhaftem Verkehr zu bleiben gezwungen sind, wird dieser einfach aber fest construirte Anker genügen, das Weitere sich aus sich selbst entwickeln zu lassen."

Wir würden für diesen geistvollen Vorschlag noch mehr eingenommen sein, wenn wir stärker davon überzeugt wären, daß der gegenwärtige Landtag wirklich eine vollständige Vertretung des preußischen Volkes und seiner bleibenden Interessen enthielte, und wenn wir außerdem nicht wüßten, daß manche Elemente desselben weniger einen organischen Theil des Volkes vertreten, als vielmehr ihr Dasein einer augenblicklichen Combination und einer vorübergehenden Neigung verdanken, die bei Wahlen, deren Grenze und Grundlage so manches Zufällige hat, leicht den Ausschlag giebt.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. IV. Roderich und die Andern.

So sehr sich die beiden Imhofe, Vater und Sohn, beeilt hatten, so war die Dämmerung des Winterabend doch schneller gewesen, als die rüstigen Rosse, oder vielmehr, der Umweg, den die Herren gemacht hatten, um in Wenigenhausen einzureiten, damit Herr Cosmus und Frau Magdalene sich nicht sorgen möchten um das plötzliche Ausbleiben des Junkers Endres, der, wie erwähnt, vom Platz aus nach Nürnberg gesprengt war, um seinem Vater Botschaft zu bringen, hatte mehr Zeit gekostet, als durch schärferes Reiten bei der Kürze des Tages wieder einzubringen gewesen war. Schon dunkelte es mächtig, als die Herren von der großen Straße abbogen und quer über das Feld der Klause zuritten, in welcher sie den kaum noch räthselhaften Fremden finden sollten. Sie folgten bei diesem Ritt mehr der ihnen bekannten Richtung, als dem Wege, der, obwohl der Schnee nicht sehr hoch lag, doch ziemlich schwierig zu finden gewesen sein würde, da er nicht eben stark betreten war. Rembart, der treue Knecht, ritt voraus, und er war schwer bewaffnet, wie denn auch die beiden Imhofe, Vater und Sohn, beinahe besser gegen einen Ueberfall feindlicher Menschen, als gegen die mit der Dunkelheit sehr zunehmende Kälte gerüstet erschienen. Die kriegerischen Zeitläufte machten erstere Rüstung zur Nothwendigkeit trotz des Landfriedens und der Nähe der großen Reichsstadt, die härtere und

kräftigere Gewöhnung aber der Menschen im Mittelalter ließ einen Mangel in der letztern nicht besonders empfindlich erscheinen.

„Was hast Du auf der Erde zu suchen, Rembart?" fragte plötzlich der Patricier, der seit einiger Zeit schon bemerkte, daß sein alter Knecht sich häufig niederbeugte vom Roß und emsig zu forschen schien am Boden.

„Nichts, gestrenger Herr," entgegnete der Diener gleichmüthig, „folge nur den Hufspuren, die in gerader Richtung auf die Klause zuführen, ist hier ein schwerbepacktes Roß gegangen, denn die Hufen sind viel tiefer eingedrückt noch, als wenn da ein gepanzert Roß mit hohem Stechzeug geschritten wäre. Muß ein seltsam Thier gewesen sein, ist immer über's Kreuz getreten, rechten Hinterfuß und linken Vorderfuß, linken Hinterfuß und rechten Vorderfuß zugleich setzend, ich kenne nur ein Roß in ganz Nürnberg, das so tritt, könnte aber kaum mit rechten Dingen zugehen, wenn das hierher gekommen — und doch möchte ich wetten, daß die Hufeisen Nürnbergische Arbeit sind, kenne Meister Bosen seinen Aufschlag gut genug, aber freilich, der Schnee thut oft Augen täuschen, die jünger sind, als meine armen Lichter."

„Wem gehört das Roß in Nürnberg, das also über's Kreuz tritt?" fragte der oberste Hauptmann, der den Werth solcher kleinen, scheinbar unbedeutenden Mittheilungen in langer Uebung des Regiments schätzen gelernt hatte.

„Ich denke, daß ich mich nicht irre, gestrenger Herr, wenn ich sage, daß eine große Fuchsstute hier gegangen ist, welche dem Meister Anton auf der Dielingsgasse gehört, dem Goldschmied, der in des seligen Meister Zingel Werkstätte geheirathet hat."

„Das wäre seltsam!" rief der oberste Hauptmann, „was sollte der hier mit einem bepackten Pferde?"

Rembart nickte, als freue er sich außerordentlich, daß sein kluger Herr sich wundere über eine Sache, die ihm selbst wahrscheinlich klarer war, als er zu sagen Lust hatte.

„Könnte aber nicht ein Fremder sein Packpferd haben in Nürnberg beschlagen lassen?" bemerkte der jüngere Imhof bescheiden.

„Ei! wenn Ihr's bezweifelt, Junker," entgegnete der alte Knecht, durch diesen Widerspruch gereizt, in beinahe grobem Ton, „so will ich Euch nur sagen, daß ich's ganz bestimmt weiß, daß das Pferd, was hier gegangen ist, die große Fuchsstute des Meisters Anton gewesen, so weite Schritte und der Kreuztritt und das Eisen, geht, Junker, drei solche Stücke finden sich nicht so leicht beisammen an zwei Rossen!"

„Nun, unmöglich ist's trotzdem nicht!" beharrte der Junker, vielleicht von dem groben Ton des Knechtes verletzt.

„Unmöglich nicht, mein Sohn," meinte der oberste Hauptmann nachdenklich, „aber auch nicht wahrscheinlich, doch wir werden sehen, da blinkt ein Licht herüber, ist das die Klause, Rembart?"

„Nein, gestrenger Herr," antwortete der Diener, „das Licht kommt aus der Poggenmühle, die Klause liegt mehr rechts und weiter zu Thal; ihr Licht kann man jetzt nicht sehen; wenn wir aber auf die Mühle zu halten, so können wir trotz dieser Finsterniß den Weg nicht fehlen!"

Der Patricier ließ sein Roß schärfer austreten und brachte dadurch auch die Rosse seiner Begleiter in eine raschere Gangart; der hartgefrorene Fußboden dröhnte unter den Hufschlägen; der feste Schnee flog wie Staub auf und der eisige Nachtwind fuhr hinter den Reitern her und erkältete sie bis auf das Gebein, trotz der raschen Fortbewegung. Endlich gelangten die Reitenden in eine Bodensenkung, die trotz ihrer geringen Tiefe ihnen doch einigen Schutz vor dem Winde gewährte, weil dieselbe auf beiden Seiten ziemlich dicht mit altem Nadelholz bestanden war. Die Poggenmühle blieb jetzt linker Hand; mit einem unklaren Gefühl von Sehnsucht nach einem Platz am warmen Ofen in der Mahlstube hörte Rembart die Hunde des Müllers anschlagen, während die beiden Imhofe nur an die Klause dachten, auf die sie scharf zutrabten auf festem Waldwege, der in einigen Windungen nach dieser alten, nicht eben gut beleumundeten Waldschänke führte. Dieselbe konnte übrigens nicht allzu entfernt mehr sein, denn ein röthliches Licht, das immer mehr zunahm an Glanz, wie an Umfang, blinkte ihnen bald rechts, bald links, je nach den Krümmungen, welche der Weg machte, durch die Zweige entgegen. Das Gespräch zwischen den Reitern hatte längst ganz aufgehört; nur von Zeit zu Zeit vernahmen die Imhofe halblaute aber zornige Ausrufe Rembart's, die aus Respect vor dem obersten Hauptmann keine eigentlichen Flüche waren, in denen aber der alte Bursche doch seinem Unbehagen über die empfindliche Kälte Luft machte. Die Kälte mußte ihm sehr lästig fallen, denn er trieb sein Roß immer stärker an, während die Imhofe das frühere Tempo einhielten, so daß der Knecht seinen Herren bald ein gutes Stück Weges voraus war, ohne es nur zu bemerken.

„Wie kommt es, mein Vater," fragte plötzlich der Junker, „daß Rembart nicht so viel Kälte vertragen kann, als Ihr oder ich, obwohl sein Lodenrock gewiß wärmer hält, als unser Sammet mit seinem Pelzbesatz?"

In Deiner Frage liegt schon die Antwort, mein Sohn," entgegnete der Patricier, „Du hast darüber nachgedacht; geistige Thätigkeit aber hilft gegen äußerliche Einflüsse; denken hält warm unter Umständen; freilich giebt's eine Grenze, über welche hinaus auch das eifrigste Denken nicht mehr hilft; Du frierst eigentlich eben so sehr wie Rembart, aber Du frierst nicht allein, sondern Du denkst auch nach, während Jener ausschließlich friert. Darum ertragen Männer, welche gewohnt sind, zu denken, viel leichter, wie andere, die Unbill der Witterung, mit Ausnahme der großen Hitze, weil diese zugleich erschlaffend auf ihr Denkvermögen wirkt und ihnen so die geistige Widerstandskraft entzieht!"

„Es kommt uns ein Reiter entgegen!" rief Junker Andreas plötzlich.

„Dein Gehör ist gut, mein Sohn!" versetzte der Patricier.

„Halt, wer da!" schrie plötzlich Rembart den entgegenkommenden Reiter an.

„Reit' zum Teufel, Rembart, alte Vogelscheuche! Wo ist Herr Laurenz?" donnerte eine rauhe Stimme die Antwort.

„Veit Muffel!" rief der Patricier und ließ sein Pferd einen tüchtigen Sprung vorwärts machen.

In demselben Augenblick fast sprangen die beiden Herren von den Rossen und fielen sich in die Arme, sich lange in stummer Umarmung haltend; auch Junker Andreas war abgestiegen, mit unverstellter Zärtlichkeit, aber auch mit einem grimmigen Fluche umarmte ihn sein Oheim.

Da, wo sich die lange getrennten Verwandten getroffen, machte der Weg im Walde ein Knie, aber das wüthende Bellen der Hunde verrieth, daß die Klause ganz nahe. Die Herren gingen zu Fuß der alten Schänke zu und überließen es Rembart, die Pferde nachzubringen, dem zu dem Frost nun auch der Schreck über die plötzliche Erscheinung des längst todt geglaubten Junkers Vitus Muffel in die starren Glieder gefahren war. Glücklicher Weise folgten ihm die verständigen Rosse von selbst, hätten sie es nicht gethan, so würde der getreue Knecht nicht im Stande gewesen sein, sich ihrer zu bemächtigen. Erst in dem wohlverwahrten Stalle der Klause fand sich Rembart eigentlich wieder und half dem Hausknecht für die edeln Thiere sorgen, gerieth auch alsbald in die beste Laune, denn er bemerkte unter den verschiedenen Rossen, die da stallten, augenblicklich die große Fuchsstute des Meisters Anton von der Dielingsgasse, die mit ihrem Kopf an die oberste Stange der Raufe stieß. Dieser thatsächliche Beweis, daß er sich nicht geirrt, trieb dem alten, eigensinnigen, rechthaberischen Kerle den Frost besser aus dem Leibe, als es der wärmste Ofen vermocht hätte.

Unterdessen hatte der wilde Veit Muffel die beiden Imhofe in das niedrige, aber sehr weitläuftige Gebäude, oder vielmehr in eine der alten Hütten geführt, die unordentlich zusammengeworfen, durch schier labyrinthische Gänge mit einander verbunden, jenes Conglomerat von Steinen und Fachwerk bildeten, das man die Klause nannte. Die Drei waren allein in dem niedrigen, sehr ärmlich ausgestatteten, aber stark geheizten Gemach, und mit ernster Miene blickte der Patricier in das wilde Gesicht seines Schwagers, das offenbar in den zwanzig Jahren der Trennung einen noch roheren und wüsteren Ausdruck bekommen hatte, aber in dem unstäten, hin und her flatternden Licht der Kienspäne aussah, als sei es der Tummelplatz von hundert wilden Leidenschaften gewesen.

„Ich konnte nicht weg aus Deutschland, Herr Laurenz," rief

Vitus, in seiner Aufregung die Hand des Patriciers mit einer solchen Gewalt drückend, daß dem bedünken wollte, seine Finger lägen in einem Schraubstock, „ich konnte nicht weg, bevor ich Euch nicht gesehen und Euch gedankt, daß Ihr die Schwester glücklich gemacht habt."

„Laßt das, Veit Muffel," lehnte der Patricier den Dank ab und befreite seine Finger von dem furchtbaren Druck, „sagt mir, wo ist Roderich? wo sind die Andern?"

„Roderich und die Andern!" rief der wilde Kriegsmann, sich mit einem tollen Fluch begleitend, während eine Thräne an seiner Wimper blinkte, die dem Andenken des unglücklichen Vaters galt, der seine Söhne stets mit der Benennung: Roderich und die Andern! zu bezeichnen pflegte. Muffel trat näher an den Patricier und sprach leise: „Laßt Euren Sohn da hinausgehen, Imhof, ich habe Euch mancherlei mitzutheilen, was er nicht zu hören braucht, was er besser nicht hört!"

Als Herr Laurenz seine Einwilligung gegeben, faßte der Oheim den Arm seines Schwestersohns und führte ihn ohne Umstände hinaus, was diesem sehr unbillig dünkte, da er eben recht begierig gewesen, die Abenteuer seiner Oheime zu vernehmen. Veit Muffel geleitete den Jüngling durch einen finstern, krummen Gang, stieß dann eine Thür auf und schrie hinein: „Reigerfritz, alte Bestie, heraus mit Dir! setze dem Junker Imhof einen warmen Bissen vor, gieb ihm von Deinem besten Wein zu trinken und unterhalte ihn mit Deinen Geschichten, so gut Du kannst, sonst —"

Die weitere Drohung blieb unverständlich, denn der Oheim hatte seinen Schwestersohn während der Rede in das nur matt erleuchtete Gemach geschoben und die schwere Thüre krachend hinter ihm zugeschlagen.

Mit zwei Bechern und einer riesigen Kanne kehrte Veit Muffel in das Gemach zurück, wo der oberste Hauptmann von Nürnberg seiner mit sehr gemischten Empfindungen harrte. Für einen Mann, wie Laurenz Imhof war, bedurfte es keiner langen Prüfung, um zu erkennen, daß die tolle Rohheit, die von je in dem Wesen Veit Muffel's gelegen, vollständig Herr geworden über ihn in dem wüsten Kriegsleben, wenn sie auch noch immer mit einer gewissen Gutmüthigkeit, ja, auf Augenblicke sogar mit einer Weichheit gepaart war, die sonst gar nicht dahin zu passen schien.

Die Schwäher stießen die Becher zusammen und leerten sie schweigend; darauf aber begann Vitus Muffel hastig und ohne des Imhof Aufforderung abzuwarten, ganz wie Einer, der rasch über ein schlimmes Ding hinwegwill: „Ihr fragt nach Roderich und den Andern, Imhof, Euch bin ich die volle Wahrheit schuldig. Ihr sollt sie haben, Euer Sohn aber braucht sie nicht zu wissen, und kein Anderer soll erfahren, was aus Roderich und den Andern geworden ist. Wir vier, Andern sind nach Wälschland in den Krieg gezogen, ist uns schlimm allda

ergangen, Herr Laurenz, waren Nürnbergische Junker, geboren zum Regiment und paßten nimmer zu Soldknechten. Ich half mir noch am besten, den Andern aber wollte es gar nicht behagen, waren wie Pflanzen, ausgerissen aus dem heimischen Land und in fremde Erde versetzt — es ist ein schreckliches Schicksal —“ Wild fluchend trank der Muffel einen vollen Becher, er mußte sich wieder stärken, denn die Erinnerung an jene Zeit erschütterte ihn sichtlich. Tiefbewegt blickte der Patricier auf den Mann, dessen Leiden er doch nur zum kleinsten Theile ahnen mochte.

„Wir waren alle Vier erst krank am Heimweh“, fuhr Vitus endlich fort, „das machte uns mürbe, das wüste Leben und Treiben kam über uns, wir sind alle Vier darin untergegangen; ich lebe noch allein von den Anderen, ich bin Fähndrich bei dem Hauptmann Bastian Schertlin von Burtenbach, der jetzt im Reich auf Werbung liegt, sie nennen mich den „tollen Veit,“ weiter wissen sie nichts von mir, und sie sollen auch weiter nichts erfahren; seit sechs Wochen habe ich Urlaub, morgen muß ich fort, wir ziehen wieder in das große Grab Deutscher Soldaten, nach Welschland, ich bin ein sündiger Knecht, aber Gott wird sich meiner erbarmen und mich bald da Ruhe finden lassen, wo die Andern liegen!“

„Veit, mein lieber Veit,“ fragte Laurenz, den der unermeßliche Schmerz tief rührte, der unverstellt aus dem rohen Kriegsgesellen sprach, „warum kamet Ihr nicht nach Nürnberg? in mein Haus, zu Eurer Schwester?“

„Ihr seid gut, Imhof,“ unterbrach Veit rasch, „aber Ihr denkt nicht daran, daß der Name, zu dem ich geboren wurde, und das Leben, das ich geführt habe seit zwanzig Jahren, daß mir Beides die Rückkehr in die Vaterstadt verschließt! Soll ich heimkehren wie der verlorene Sohn? Ja, ich glaube, Ihr hättet an des Vaters Stelle freudig das Kalb geschlachtet, aber ich hätte es nicht ertragen! Laßt mich nur wieder hinausziehen; ich bin froh, daß ich den Nürnbergern nicht zu antworten brauche, wenn sie fragen: Wo sind Deine Brüder, Veit Muffel? Ihr sollt es wissen, aber Ihr allein. Albrecht, unser Aeltester, ist einen ehrlichen Soldatentod gestorben, er ward vor Mantua erschlagen selb hundert sieben Andern beim tapfern Angriff auf die Schanzen — wollte Gott, ich könnte von den beiden Andern Gleiches melden, Adam Muffel aber ist beim Spiel von einem hispanischen Rottmeister erstochen, und Niclas ist zu Pizzighettone als Spion gehängt worden.“

Ganz leise, und ohne die Augen aufzuschlagen, hatte Veit das Schicksal seiner Brüder gemeldet, er blickte auch nicht eher wieder auf, als bis der Patricier, der sich rasch sammelnd leicht begriff, daß es nicht rathsam sei, weiter auf die eigene Vergangenheit Veit's einzugehen, mit seiner ruhigen klaren Stimme fragte: „Und Roderich, wißt Ihr nichts von Roderich?“

Es lag eine Art von Härte in dieser Frage, sie verrieth zu sehr die größere Theilnahme des Patriciers für den Jüngsten. Das mochte den wilden Soldaten reizen, er schlug eine häßliche Lache auf, stürzte einen Becher Wein hinunter und sagte dann roh: „Unser Aeltester fiel als gemeiner Landsknecht, der Adam wurde als falscher Spieler erstochen, Niclas als Spion gehängt, ich bin ein unverbesserlicher Trunkenbold und ein armer Fähndrich daneben, aber aus dem Roderich, freilich, aus dem ist was ganz Absonderliches geworden!"

Veit Muffel lachte wieder so, daß es dem Patricier kalt dabei wurde, aber er nahm sich zusammen und sprach verweisend mit ernster Würde: „Vergeßt nicht, daß Ihr ein Nürnbergischer Edelmann geboren, Veit —"

„Oh! daß ich's hätte vergessen können!" rief Veit heftig, „das war eben unser Unglück, Imhof, daß wir's nicht vergessen konnten, aber," setzte er ruhiger hinzu, „ich will mich zusammennehmen, verzeiht meine landsknechtische Weise und habt lieber Mitleid mit mir, meine Zeit ist bald um hier, ja, ja, bald um! Ihr aber wolltet von Roderich wissen, von unserm Jüngsten" — plötzlich hielt der Mann inne und der wilde Kriegsgeselle brach in einen Strom von Thränen aus — „ich hatte mich so herzlich gefreut, ihn zu finden," schluchzte er, „ich habe mich auf der Erde gewälzt vor Seligkeit, da er plötzlich vor mir stand, er sah ganz aus wie der Vater, seine Stimme klang ganz wie die unseres Vaters; er erkannte mich nicht, bis ich ihm um den Hals fiel und ihn beim Namen nannte, er hielt mich erst für einen Wahnsinnigen, ––– und bald wäre ich wahnsinnig geworden vor Freude, daß ich unsern Jüngsten wieder hatte — ach, Herr Laurenz! Roderich, unser Jüngster, ist ein ketzerischer Prädicant geworden!"

Beide Hände legte Veit Muffel auf sein Gesicht und weinte bitterlich. Der Patricier ließ diesen Ausbruch vorüber, erst als sein unglücklicher Schwäher sich etwas gefaßt hatte, sagte er freundlich: „Erzählt mir doch, lieber Veit, wo und wie Ihr unsern Bruder Roderich fandet?"

„Ich bin seit vier oder fünf Wochen um Nürnberg gestreift," erzählte nun der Kriegsmann, sich nach und nach wieder beruhigend, sich gewissermaßen schämend, daß er sich seinen Gefühlen so rückhaltlos hingegeben, „ich wußte eigentlich selbst nicht recht, was ich wollte, ich wollte Nürnberg wiedersehen, auch Euch, Herr Imhof, ich wollte erfahren, wie es meiner kleinen Schwester gehe, ich erfuhr das Alles, ich wagte mich auch zwei Mal hinein nach Nürnberg, aber es litt mich nicht drinnen, ich schlief keine Nacht da; ich strich in der Gegend herum, ich war in den Aeckern und Wäldern, in den Häusern, die einst meinen Vätern gehörten, und wurde dabei bald guter Dinge, bald wieder traurig; oftmals wollte ich Euch hierher laden lassen, Herr Imhof, ich wagte es nicht und hätte es auch nicht gethan, wenn ich nicht Roderich gefunden hätte — unser Jüngster ein ketzerischer Prädicant! ein Abtrünniger von

der heiligen Kirche! Doch ich will ruhig sein, vor vier Tagen ritt ich noch ein Mal nach Hohenheiligen, dem festen Hause meiner Väter, ich wollte es noch ein Mal sehen, da begegnete mir Roderich am Burgberg, auch er war gekommen, den Erbsitz der Muffel wiederzusehen nach langer Trennung. Auf Roderich's Zureden habe ich Euch hierher geladen, Herr Laurenz, ich habe es gethan, denn wenn er auch ein Ketzer geworden, er ist doch mein lieber Bruder! Roderich will nach Nürnberg zurückkehren, er kann's, denn er kommt nicht heim als ein Junker, er ist ein Gelehrter, ein Priester, wenn auch ein Ketzerpriester — Roderich aber will nur dann nach Nürnberg kommen, wenn es mit Eurer Zustimmung geschieht, er möchte gern, wie er sagt, seine neue Lehre in seiner Vaterstadt verkündigen, aber nur dann, wenn er sicher, Euch nicht wehe zu thun, denn Ihr seid der heiligen Kirche treu geblieben und das Haupt der wahren Christen in unserm Nürnberg, das habe ich von Euch erwartet, Herr Imhof!"

„Wo ist unser Bruder Roderich?" fragte der oberste Hauptmann, den jetzt die Ahnung überkam, daß der Bruder seiner Luitgarde, zu dem allein er stets eine tiefere Neigung gehabt, der das Herz seiner Schwester Amaley vielleicht noch besaß, daß der ganz in der Nähe sein könne.

„Soll ich ihn zu Euch führen, Imhof?" fragte Veit sichtlich gespannt.

„Ihr fragt noch?" rief der Patricier aufgeregt.

„Wollt Ihr mit dem Ketzer reden? dem Prädicanten?" zögerte Vitus.

„Nein, nein," entgegnete Imhof hastig, „den kenne ich nicht, aber mit Roderich Muffel will ich reden, mit dem Lehrer und Bruder meines frommen, ehrlichen Weibes!"

„Gott segne Euch für dieses Wort, Imhof!" sagte Veit mit einer seltenen Freudigkeit, „ich gehe, meinen Bruder, den Roderich Muffel, zu holen, den ketzerischen Prädicanten kennen wir nicht!"

Der wilde Mensch war glücklich, daß er die Form gefunden, in der sich die heiße Liebe für seinen Bruder, für seinen Jüngsten, und die treue Anhänglichkeit an die Kirche, die beiden besten Gefühle, die er sich aus dem Sturme seines wildbewegten Lebens gerettet, mit einander vertrugen.

Einige Augenblicke später traten die beiden Brüder Hand in Hand wieder ein — lange hing Roderich an dem Halse des Patriciers, der ihn mit fast väterlicher Zärtlichkeit umfing.

Roderich Muffel war ein trefflicher Mann geworden, das sah man ihm an auf den ersten Blick; die geistigen Kämpfe, in denen er um Erkenntniß gerungen, sie hatten sein Antlitz nicht ungezeichnet gelassen, darüber aber strahlte die Gewißheit des errungenen Sieges von der hohen Stirn, und aus den klaren braunen Augen sprach der hart geprüfte und endlich bewährt gefundene Geist der frommen Forschung,

der die Bahn zu jenem Siege gebrochen. Zwei und vierzig Jahr alt war Roderich in der vollsten Blüthe seines Mannesthums, er war kein eigentlich schöner Mann, aber sichtlich ein mächtiger Streiter in den Kämpfen des Geistes und darum eine bedeutende Erscheinung, die fesseln und mit sich fortreißen konnte. Sobald Laurenz Imhof Roderich's Stimme wieder vernahm, eine Stimme, deren eigenthümliche Modulation schon ehedem so viel Gewalt über die Hörer hatte, die aber jetzt an Umfang und Kraft mächtig gewonnen hatte, schlich sich in seine Seele der Gedanke, daß er der neuen Lehre einen hochbegabten Kämpfer zuführe, wenn er Roderich gestatte, nach Nürnberg zu kommen. Das Gesetz konnte Roderich nicht hindern, heimzukehren in seine Vaterstadt, aber ein Wort Imhof's konnte es, denn der gelehrte Doctor von Wittenberg hatte es ihm ganz anheimgegeben. Einen Augenblick zögerte Imhof, aber er verwarf seinen Gedanken als feige und bat Roderich, heimzukehren in die Vaterstadt sobald als möglich.

Bis tief hinein in die Nacht, fast die ganze Nacht hindurch sprachen sie untereinander, der Imhof und die beiden Muffel, Herr Laurenz und Roderich aber vermochten es nicht, den wilden Vitus zu bewegen, dem wüsten Soldatenleben Valet zu sagen, und sich zur Ruhe zu setzen im Vaterlande irgendwo, wenn auch nicht gerade zu Nürnberg. Vergeblich sprachen sie ihm zu, der Kriegsgeselle gab sich nicht, er wußte allein am besten, daß er nicht mehr taugte in ein friedsam ruhiges Leben, und seufzend gaben die beiden Andern endlich nach, ihn ziehen zu lassen seinen einsamen Weg.

Die Nacht war zu Ende fast, und die Kälte nahm empfindlich zu, auch in dem niedern Gemach, das der Patricier am Abend bei seinem Eintritt so gut geheizt gefunden; die mächtige Kanne, welche Vitus bis an den Rand gefüllt hereingebracht, war geleert, fröstelnd begann der Imhof den Stachel des Hungers zu spüren, denn in der Aufregung, in der er sich bei der langen Erzählung des einen, so wie bei den Erklärungen und Wünschen des andern Bruders befunden, hatte er nicht daran gedacht, Speise zu fordern.

Vitus rief indessen mit schallender Stimme nach dem Hausgesinde, und befahl sofort ein kräftiges Frühmahl aufzutragen, was auch schnell genug geschah. Mit den Knechten der Klause erschien auch der getreue Rembart und flüsterte seinem Herrn zu: „Im Stalle steht Meister Anton's große Fuchsstute, ihn selbst habe ich noch nicht entdecken können."

„Gieb Achtung!" entgegnete der oberste Hauptmann seinem Getreuen ebenfalls leise, „die Klause geht zu Lehn bei der Stadt Lehnmanne."

Rembart nickte verständig und ging, wurde aber sofort zurückgerufen, denn jetzt erst gedachte der Patricier seines Sohnes, von dem er sich am Abend ziemlich früh getrennt, Vitus und Rembart eilten den Junker Andreas zu holen, den sie, wie sie gleich vermuthet hatten, auf

einem Bärenfell behaglich ausgestreckt, und mit einem Wolfspelz warm zugedeckt, in tiefem Schlummer fanden. Ein Tisch mit vielen leeren Tellern und Flaschen, aber geringen Speiseresten verrieth, daß in Bezug auf die Abendmahlzeit der Junker weit besser daran gewesen, als sein Vater.

Nachdenklich stand Vitus vor dem schlafenden Jünglinge, er blickte nieder auf das edle und feine Antlitz, das wie mit einem rosenfarbenen Duft angeflogen war, denn von dem Kienspan, den Rembart in der Hand trug, fiel nur ein mattes Licht niederwärts auf den Schläfer. Eine tiefe Rührung zeigte sich in dem harten, abgewetterten Gesicht des kaiserlichen Fähnderichs: „Donner und Blitz, ich wecke ihn nicht, der Teufel soll mir das Fleisch lothweise von den Knochen schaben, wenn ich es thue, ich mag nicht Abschied nehmen von dem lieben Jungen; hier, Rembart, alter Teufelsbraten, nimm diese Kette an Dich, einem französischen Prinzen habe ich sie vom Halse gerissen, nachdem ich ihm seinen verfluchten Schädel im offenen Gefecht gespalten, die sollst Du dem Junker Andreas geben und dazu sprechen, daß sie von seinem Oheim Vitus Muffel komme, hast Du verstanden, neunmal verdammter Höllenhund?"

Grinsend nahm Rembart eine kostbare Kette, die jedenfalls einst dem Ritter eines hohen Ordens gehört hatte, aus der Hand des Fähnderichs, der nun noch einen ziemlich großen ledernen Geldbeutel zum Vorschein brachte, aus dem er dem alten Knechte eine hübsche Anzahl blanker Silbergulden reichte mit der gemessenen Weisung, das Geld auf seines Herrn Gesundheit zu vertrinken. Danach warf der wilde Kriegsgeselle noch einen langen Blick auf den schlafenden Schwestersohn, fuhr mit der mächtigen schwertschwieligen Hand ein paarmal über die Augen und ging hinaus, Rembart hinter sich lassend, der ganz ruhig seinen Kienspan in eine Ritze des Tisches klemmte, welche damals in den meisten Fällen, auf dem Lande wenigstens, die Stelle eines Leuchters vertrat, und eine genaue Musterung der Flaschen anstellte. Gewissenhaft leerte der getreue Knecht jede Neige, die ihm sein junger Herr gelassen, und fluchte ziemlich verdrießlich über die geringe Ausbeute, die er im Ganzen fand.

Der Reformjude als Vorsteher der alten Synagoge.

Da für uns alle Principienfragen von besonderer Wichtigkeit sind, besonders wenn dieselben einen religiösen Hintergrund haben, so haben wir auch das schon seit längerer Zeit obwaltende Zerwürfniß in der hiesigen jüdischen Synagogen-Gemeinde und dessen Entwickelung mit stets regem Interesse begleitet.

Wie unseren Lesern bekannt, war es in letzter Zeit namentlich die Frage: ob ein Mitglied der hiesigen jüdischen Reform-Gemeinde zugleich Vorsteher der altgläubigen Synagoge sein könne, welche die Gemüther bewegte, eine Frage, welche zu unserer Befriedigung von dem hiesigen königlichen Polizei-Präsidium verneinend, dagegen von dem Ober-Präsidium der Provinz Brandenburg zu unserer Ueberraschung bejahend beantwortet worden ist.

Da uns die Motive beider Entscheidungen bis dahin nicht zugänglich geworden sind, so müssen wir natürlich unser Urtheil über diese einstweilen suspendiren; doch wollen wir nicht unterlassen, zur näheren Orientirung eine uns von befreundeter Hand zugegangene, denselben Gegenstand betreffende Beschwerde eines Theils der hiesigen Synagogen-Gemeinde an die Herren Ressort-Minister nachstehend im Wortlaute mitzutheilen.

Die Beschwerde lautet, wie folgt:

Euren Excellenzien ist es bereits durch wiederholte Beschwerden des dem Glauben und den Satzungen der Väter treu gebliebenen Theils der hiesigen Synagogen-Gemeinde bekannt geworden, daß der zeitweilige Vorstand der Gemeinde gegen den ausdrücklichen Protest des Rabbinats in der Haupt-Synagoge Aenderungen des Cultus, des Gottesdienstes und der Gebetweise eingeführt hat, welche nicht nur der Form des Cultus eine ganz andere Gestaltung geben, sondern — was noch schwerer in das Gewicht fällt — die gesammte dogmatische Grundlage des historisch überkommenen Judenthums in Frage stellen.

Mannichfache Versuche, den Vorstand aus eigenem Entschlusse von seinem bedauerlichen Vorhaben zurückzubringen, sind ohne Erfolg geblieben, ja selbst die in Abschrift ehrerbietigst angeschlossene Verfügung des hiesigen königlichen Polizei-Präsidiums vom 24. April c. hat nicht die Wirkung gehabt, dem Vorstande auf jenem Wege Stillstand zu gebieten, obschon die Mitglieder des Vorstandes vor ihrer Wahl der Gemeinde gegenüber das Versprechen abgegeben hatten, die seitherige gottesdienstliche Ordnung zu achten.

Wenn nun auch inzwischen diese für uns so hochwichtige Angelegenheit insofern in eine günstigere Lage getreten ist, als Seitens des hiesigen königlichen Polizei-Präsidiums die beiden abschriftlich angeschlossenen Verfügungen vom 24. April c. ergangen und die uns gemachten Auflagen in der abschriftlichen Anlage vom 23. Mai c. erledigt sind, wir auch hoffen dürfen, den Conflict nunmehr so schnell, als es dessen Wichtigkeit gestattet, entschieden zu sehen, so fühlen wir uns doch gedrungen, Eure Excellenzien nochmals um Schutz und Beistand zu bitten und dabei die Principien und Gesichtspunkte darzulegen und zu erörtern, welche nach unserem unvorgreiflichen Ermessen der Behandlung der Sache zum Grunde gelegt werden müssen.

Selbstredend drängt sich dabei zunächst die Frage auf, ob und in

wie weit das von dem Vorstande der hiesigen Synagogen-Gemeinde in Anspruch genommene unbeschränkte Reformations-Recht in den Landes-Gesetzen seine Begründung findet und wie dem entsprechend das Ober-Aufsichtsrecht der Regierung verstanden und ausgelegt werden muß.

Das Gesetz über die Verhältnisse der Juden vom 23. Juli 1847, welches von den hohen Staatsbehörden als noch zu Recht bestehend behandelt wird, bestimmt im § 51: „Die auf den Cultus bezüglichen inneren Einrichtungen bleiben in jeder einzelnen Synagogen-Gemeinde, so lange und so weit nicht das Statut ein Anderes festsetzt, der Vereinbarung des Vorstandes und der Repräsentanten überlassen. Die Regierung hat von diesen Einrichtungen nur in so weit Kenntniß zu nehmen und Entscheidung zu treffen, als die öffentliche Ordnung ihr Einschreiten erfordert."

Schwerlich würde man den Sinn dieses Gesetzes richtig treffen oder die Stellung der Regierung angemessen würdigen, wollte man die Worte „öffentliche Ordnung" lediglich auf niedere polizeiliche Zwecke beschränken und das auch freiwillige Einschreiten der Behörden von einer vorausgegangenen Verletzung oder Störung des äußeren Anstandes oder der öffentlichen Ruhe abhängig machen. Unmöglich kann das preußische Gouvernement gegenüber einer religiösen Gemeinschaft selbst eine so untergeordnete Stellung einnehmen, unmöglich kann die Staats-Regierung jeder einzelnen Synagogen-Gemeinde eine unbeschränkte Autonomie zugestehen und alle religiösen Differenzen im Schooße des Judenthums so lange als gleichgültig behandeln wollen, als sie nicht etwa in Thatsächlichkeiten sich Luft machen. Es wird uns erlassen sein, die Consequenzen eines solchen Vordersatzes zu ziehen. Noch niemals hat das preußische Gouvernement die Bedeutung religiöser Grundsätze und sein eigenes Interesse so weit verkannt, um durch Annahme einer solchen Gleichgültigkeits- und religiösen Nicht-Interventions-Theorie mit der Grundlage der religiösen Gemeinschaften gleichzeitig seine eigene in Frage stellen und etwa in dem Judenthum eine ungestörte Ablagerung für die grundstürzenden Irrthümer der Zeit eröffnen zu lassen.

Mit großer politischer Weisheit haben deshalb auch des Hochseligen Königs Majestät in der an den damaligen Minister des Innern von Schuckmann erlassenen Allerhöchsten Cabinets-Ordre vom 9. December 1823 wiederholentlich befohlen:

> „daß der Gottesdienst der Juden nur in der hiesigen Synagoge und nur nach dem hergebrachten Ritus ohne geringste Neuerung in der Sprache und in den Ceremonieen, Gebeten und Gesängen ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden soll,"

auch den Minister noch ausdrücklich verpflichtet:

> „ganz besonders hierauf zu halten und durchaus keine Secte unter der Judenschaft in Seinem Staate zu dulden."

Daß man unter des jetzt regierenden Königs Majestät bei Behandlung derartiger Fragen von laxeren Grundsätzen ausgeht und ausgegangen sei, wagen wir in keiner Weise vorauszusetzen; auch haben wir in dem Gesetze vom 23. Juli 1847 keinen zwingenden Grund zu finden vermocht, um eine solche Annahme zu rechtfertigen.

Allerdings sind in dem § 51 cit. die auf den Cultus bezüglichen inneren Einrichtungen, wenn — wie bei uns — noch kein Statut zu Stande gekommen ist, der „Vereinbarung des Vorstandes und der Repräsentanten" überlassen und das selbstständige Einschreiten der Regierung von den Rücksichten auf die öffentliche Ordnung abhängig gemacht: doch darf hierbei nach unserm ehrerbietigsten Dafürhalten Zweierlei nicht außer Acht gelassen werden. Einmal, daß das Gesetz vom 23. Juli 1847 nicht die Absicht hatte oder haben konnte, das an sich unzweifelhaft feststehende Oberaufsichts-Recht der Staats-Regierung zu definiren oder zu beschränken, und sodann, daß die Grenzen, innerhalb deren sich jene Vereinbarung des Vorstandes und der Repräsentanten zu bewegen hat, nicht in dem oben citirten Gesetze, sondern in sonst anerkannt feststehenden staats- und kirchenrechtlichen Grundsätzen zu suchen und zu finden sind.

Das Oberaufsichts-Recht der Regierung, das kirchliche Majestäts-Recht, jus majestaticum circa sacra, begreift aber erstens das jus reformandi und darunter die Befugniß, die Ausübung einer Religion im Staate überhaupt zuzulassen oder auszuschließen, und für die zugelassene die Grenzen der Religions-Uebung, insoweit diese einen Einfluß auf bürgerliche Verhältnisse hat, unbeschadet der Glaubens- und Gewissens-Freiheit jedes Unterthanen zu bestimmen (cf. A. L.-R. Th. II. Tit. 11. §§ 32 seq. Eichhorn Kirchen-Recht Bd. I. S. 551).

Nicht minder sind das äußere Gesellschafts-Verhältniß jeder religiösen Gemeinschaft und die damit verbundenen inneren Gesellschafts-Einrichtungen dem Oberaufsichts-Recht des Staates unterworfen, auch mit dem jus supremae inspectionis besonders die Befugniß gegeben, den Kirchengesetzen und kirchlichen Einrichtungen, welche von der Kirchengewalt getroffen werden, ihre Zustimmung zu ertheilen oder zu versagen.

Endlich begreift jene Kirchenhoheit des Staates das jus devolutionis und advocatiae secularis, d. h. das Recht, provisorische Maßregeln polizeilicher Natur zu treffen, um besorgliche Nachtheile der Unthätigkeit der kirchlichen Gewalt abzuwenden und alles das vorzunehmen, was erforderlich ist, der religiösen Gemeinschaft den Genuß ihrer anerkannten Rechte zu sichern, insbesondere die Befugniß über streitige Rechte zu entscheiden und die Gemeinschaft gegen Handlungen dritter Personen, welche die ihr eingeräumte Religions-Uebung hindern oder stören, zu schützen.

Muß nun aber als unzweifelhaft angesehen werden, daß die Ober-

hoheit des Staates sich auch auf die jüdischen Gemeinden erstreckt (cf. § 18 der Regierungs-Instruction vom 23. October 1817), so wird ebenmäßig die Schlußfolgerung als gerechtfertigt erscheinen, daß die Staats-Regierung durch den § 51 cit. nicht beschränkt sein kann, wenn es sich darum handelt, das ihr vor und neben dem Gesetze vom 23. Juli 1847 zustehende Oberaufsichts-Recht über die Synagogen-Gemeinden geltend zu machen, daß aber andererseits — da jenes Oberaufsichts-Recht gleichzeitig eine Oberaufsichts-Pflicht ist — auch die jüdischen Gemeinden und deren Mitglieder für wohl befugt erachtet werden müssen, den Schutz und Beistand der Regierung zur Sicherung ihrer anerkannten Rechte in Anspruch zu nehmen und zu erwarten.

Zugleich ergiebt sich aus dem Obigen, daß der Schlußsatz des § 51 cit., wenn er auch nicht als eine Beschränkung des Oberaufsichts-Rechtes des Staats oder als eine kirchliche Gesetzlosigkeit des Judenthums gedeutet werden kann oder darf, doch den guten Sinn hat, eine Instruction für die Regierung zu involviren und daneben die Grenze anzudeuten, welche selbst beim Einverständniß des Vorstandes und der Repräsentanten nicht überschritten werden darf.

Die „öffentliche Ordnung": wir haben schon hervorgehoben, daß dieser Ausdruck nicht auf das Gebiet der niederen Polizei beschränkt werden darf, ja daß derselbe auch höher hinauf greift, als bloß zu verhindern, daß kirchliche Streitigkeiten nicht auf eine der Würde des Gegenstandes nicht entsprechende Weise geführt werden oder mit äußerem Anstoße in die Oeffentlichkeit treten, obschon in dem vorliegenden concreten Falle, der bereits zu wiederholter höchst unerfreulicher Zeitungs-Polemik Veranlassung gegeben, auch diese subalterne Anschauung ausreichen würde, das Einschreiten der Behörde zu rechtfertigen. Richtig verstanden können jene Worte keinen anderen Sinn haben, als das Festhalten eines in anerkannter Geltung und Wirksamkeit stehenden Gesellschafts-Zustandes gegenüber einer angezweifelten unberechtigten Neuerung und einem daraus hervorgehenden Zustande der Unordnung und Verwirrung; das Aufrechthalten der bestehenden Gesellschafts-Ordnung gegen die Angriffe selbstgefälliger Reformer, die keine bessere Legitimation haben, als ihren eigenen Unglauben und die Kurzsichtigkeit der von ihnen Getäuschten; die Bewahrung des traditionellen Verhältnisses zwischen Staat und religiöser Gemeinschaft, dessen Auslegung und Alterirung niemals der einseitigen Willkür eines oder des anderen Theiles anheim gegeben sein kann. Beide, Staat und religiöse Gemeinschaft, haben ein unzweifelhaftes Recht, ihr hergebrachtes, gesetzlich anerkanntes Verhältniß, ihre „öffentliche Ordnung", nur mit beiderseitiger Zustimmung alterirt zu sehen.

Hierbei kann es für die vorliegende Streitfrage auch keinen Unterschied machen, daß in dem § 51 cit. die auf den Cultus bezüglichen inneren Einrichtungen der „Vereinbarung" des Vorstandes und der Re-

präsentanten überlassen sind, da diese Bevollmächtigung nur innerhalb der durch die Natur der Sache selbst gezogenen Grenzen statuirt werden kann, auch die Befugniß und die Attribute gewählter Vertretungen nicht über die Rechte hinausgehen können, welche die Autonomie der Mitglieder der Gesellschaft zu übertragen vermag. Schwerlich aber wird man von Staatswegen die Autonomie der Mitglieder der Synagogen-Gemeinden so weit ausdehnen wollen, um denselben Glauben und Cultus unbedingt zur Disposition zu stellen; schwerlich wird man die Gemeinde selbst aller positiven Schranken entledigen und die Grenzen ihres Reformations-Rechtes lediglich in den subjectiven Gelüsten und Anschauungen ihrer jeweiligen Vorstände und Repräsentanten suchen wollen. Ein so weit ausgedehntes Reformations-Recht würde mit einer principiellen Aufhebung des historischen Judenthums völlig identisch sein.

Das Judenthum ist eine positive Religion, gegründet auf die Offenbarungen des lebendigen Gottes und nicht auf den Unglauben abtrünniger Priester; eine Religion, die als die Wurzel des Oelbaumes alle anderen positiven Religionen trägt und nicht deshalb aus den Stürmen und Verfolgungen des Mittelalters unversehrt hervorgegangen ist, um heute von denen, welche ihr Brod essen, unter die Füße getreten zu werden; eine Religion, die nicht minder als die christliche, Glauben, Tradition und Cultus der Willkür ihrer Bekenner entzieht und gegenüber ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte und der Treue so vieler Geschlechter dem Unglauben des Einzelnen und des Momentes keine Rechte zuzustehen vermag.

Daneben ist das Judenthum eine religiöse Gemeinschaft, eine Gemeinschaft, welche die Zugehörigkeit zu ihr von gewissen Criterien und dem Bekenntniß bestimmter Glaubenssätze abhängig macht; eine Gemeinschaft, deren Mitglieder durch den Verlust jener Criterien und die Verleugnung jener Glaubenssätze gleichzeitig ihres kirchlichen Gesellschaftsrechtes, wie des Rechtes auf die Anerkennung und den Schutz des Staates verlustig gehen; eine Gemeinschaft, deren Aufgabe nicht darin beschlossen ist, der Schirm des Unglaubens ihrer Vorsteher zu sein.

Umgekehrt würde der Staat jeden Anhalt und jede rechtliche Basis für die Behandlung des Judenthums verloren haben und darauf angewiesen sein, jedes Product jüdischer Reform-Gelüste als berechtigtes Judenthum hinzunehmen, so lange nur Vorstand und Repräsentanten einig sind, den Namen beizubehalten.

Unmöglich kann die Staats-Regierung ihre eigene Stellung und Befugniß so herunterdrücken, unmöglich kann sie ein anderes Judenthum als berechtigt anerkennen wollen, als das historisch überkommene, das Judenthum in seiner Lehre, Cultus und Tradition wie es war, als ihm die Anerkennung des Staates zu Theil wurde. Nur zu lange hat man hierunter der Täuschung Raum gegeben, als ob es im In-

teresse christlicher Staaten liege, jeder Reform-Bestrebung im Schooße des Judenthums freie Hand zu lassen: die Erfahrungen der neueren Zeit haben den unwiderleglichen Beweis an die Hand gegeben, daß der Geist, welcher jene Reformen leitet, nur zum Lichtfreundethum führt und zugleich die Gefahr in sich birgt, in dem Schooße des Judenthums ein Asyl für alle verneinenden Geister zu gründen und Gemeindebildungen, die man auf anderen Gebieten mit Gewalt unterdrückt, unter dem Aushängeschilde des Judenthums in unangreifbarer Gestalt zu ermöglichen.

Mit Recht ist demgemäß in dem an das Ober-Präsidium der Rheinprovinz ergangenen Rescripte des Ministerii der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten vom 18. September 1838 (von Kamptz Annalen Bd. 22. S. 645) bestimmt, daß bis zu der — noch nicht erfolgten — gesetzlichen Regelung der kirchlichen Verhältnisse der Juden das jüdische Cultuswesen an und für sich lediglich in seiner bestehenden Verfassung zu erhalten und nur gegen etwaige Ordnungs-Störungen zufolge der nach § 18 der Regierungs-Instruction vom 23. October 1817 den Regierungen zustehenden Aufsicht über den Cultus aller Religions-Parteien die erforderliche Remedur zu treffen.

Hiergegen kann es auch nicht in das Gewicht fallen, daß es sich einstweilen nur um Cultus-Einrichtungen handelt, und daß die Leiter der Reform es noch für gut befunden haben, mit den Consequenzen des ersten Schrittes und ihren endlichen Absichten zurückzuhalten. Hat man dem Vorstande und den Repräsentanten einmal das Recht eingeräumt, die überkommene Gestalt des Judenthums einseitig und willkürlich zu ändern, so wird man sich den Consequenzen dieses Zugeständnisses nur in gleich unberechtigter und inconsequenter Weise zu entziehen vermögen. Nirgends ein zwingender Grund, das, was man gelassen, für heiliger und unverletzlicher zu halten, als das, was man hinweggethan; nirgends eine Autorität, welche das Recht in Anspruch nehmen könnte und das Vertrauen finden dürfte, an Stelle der zerbrochenen neue Schranken zu setzen und dem gesammten Judenthum die Wege vorzuzeichnen, die man von jetzt ab wandeln soll. Folgerecht würde man bei keinem anderen Ziele anlangen können, als das Judenthum in einzelne independente Synagogen-Gemeinden und die einzelnen Gemeinden in feindselige Factionen und Privatmeinungen aufzulösen: ein Resultat, welches der Staat weder wünschen noch statuiren kann.

Aber auch der Cultus an sich: er ist nichts Anderes, als die äußere, lebendige, liturgische Darstellung des Glaubens der Gemeinde mit ihren Ursachen und Wirkungen, und jede Veränderung des Cultus daher zugleich Symptom und Ursache einer Wandelung des Glaubens, Symptom bei den Urhebern, Ursache bei den Betroffenen, die mit dem Verluste der Darstellnng auch aufhören, sich des Motivs bewußt zu bleiben. Aus diesem Grunde sind alle Veränderungen des Cultus von der tiefgreifendsten Bedeutung für den Glauben, besonders bei einer zu-

bischen Gemeinde, in deren Canon und Tradition die Cultus-Vorschriften mit allen anderen gleiche Dignität genießen, und wo daher die sonst wohl beliebte Eintheilung in Wesentliches und Unwesentliches, auch abgesehen von der Bedenklichkeit dieser Eintheilung an sich, unbedingt ausgeschlossen bleiben muß, wie dies sogar von der preußischen Staats-Regierung früher bereits anerkannt worden ist, indem das revidirte General-Privilegium für die Judenschaft vom 17. April 1750 §§ 30 und 31 den Juden für die mit dem Bekenntniß ihrer Religion verbundenen Ceremonieen und Gebräuche, desgleichen für ihre Religions- und Kirchensachen den nachdrücklichsten Schutz zusichert und das Rescript vom 5. März 1806 es ausdrücklich ausspricht, daß es keinem Juden gestattet sein solle, sich diesen Vorschriften zu entziehen, es sei denn, daß er zur christlichen Religion übertrete.

Ueberdies handelt es sich in dem vorliegenden Falle — wie wir dies in unserem Exposé vom 23. Mai c. überzeugend nachgewiesen zu haben glauben — keineswegs um unwesentliche, sondern um die fundamentalsten Neuerungen, Neuerungen, deren Bedeutung und Tragweite man erst dann recht ermißt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie recht eigentlich die Lebens-Elemente und die Basis des Judenthums in Frage stellen. In der Willkürlichkeit der Reform die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit der Tradition; in der Beseitigung der heiligen Sprache — wir erinnern an die lateinische Cultus-Sprache der römischen Kirche — den Zusammenhang mit der Geschichte und dem Volke des gelobten Landes und mit dem in der Zerstreuung lebenden Volke der Verheißung; in der Veränderung der Gebetweise und der Stellung des Chors das Aufblühen eines modernen Predigerthums gegenüber dem priesterlichen Gebetsdienst einer lebendigen Gemeine und das Herunterdrücken des Laienstandes zur vollkommenen liturgischen Rechtslosigkeit und Passivität, mit einem Worte die Auflösung des jüdischen Gemeinde-Cultus in eine Sachs'sche Predigt und ein Stern'sches Concert! Wir zweifeln nicht, daß Eure Excellenzien dem Cultus und dessen Wesen nahe genug stehen, um die Bedeutung und Wirkung einer solchen Wandelung ohne nähere Ausführung unserer Seits genügend würdigen und uns das Zeugniß geben zu können, daß wir die Wichtigkeit der Sache nicht überschätzt, wenn wir die fraglichen Reformen als wesentlich und grundstürzend bezeichneten.

Es tritt hinzu, daß auch in formeller Beziehung — da das Gesetz vom 23. Juli 1847 hierüber ausdrückliche Bestimmungen nicht enthält — eine „Vereinbarung", insbesondere hier, wo es sich um Veränderung der Grundverfassung der Gesellschaft handelt, nach Analogie der entsprechenden Bestimmungen über Corporationen und Gesellschaften, wenn nicht Einstimmigkeit, doch eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen der auf gehörige Einladung erschienenen Mitglieder, sowie das Vorwissen und die Genehmigung des Staates voraussetzt (cf. § 29

u. 189 und §§ 51 seq. Th. II. Tit 6 A. L.-R.), und zwar in Betreff der Synagogen-Gemeinden um so mehr, als die Zugehörigkeit zu denselben keine freiwillige ist, und der Einzelne sich daher rechtsverletzenden Beschlüssen des Vorstandes und der Repräsentanten durch Austritt nicht entziehen kann.

Dieser Ausführung steht es auch nicht entgegen, wenn die Verf.-Urkunde in Art. 12

„die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Vereinigung zu Religions-Gesellschaften gewährleistet, auch den Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte für unabhängig von dem religiösen Bekenntniß erklärt",

und wenn Art. 15 feststellt:

„die evangelische und römisch katholische Kirche, sowie jede andere Religions-Gesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig."

Denn was das Erste anlangt, so ist in dem Art. 12 überhaupt nur von dem Rechte und der Gewissensfreiheit des Einzelnen die Rede, die wir unserer Seits in keiner Weise beschränken wollen, nicht aber sind darin die Bestimmungen aufgehoben, welche die Religions-Gesellschaft in ihrer Bildung und Existenz von der Genehmigung und Aufsicht der Regierung abhängig machen. Wer nicht mehr Jude sein kann oder will, der mag aufhören es zu sein, er mag ausscheiden und gewärtigen, ob und unter welchen Bedingungen ihm die Staats-Regierung die Bildung einer neuen Religions-Gesellschaft gestattet. Die Freiheit, die Gemeinschaft seiner früheren Glaubensgenossen durch sogenannte Reformen in ihr Gegentheil zu verkehren, ist in der Verfassung nirgends gewährleistet. Noch weniger ist darin ein Lossein von jedem Bekenntniß und jeder Religions-Gesellschaft als berechtigt statuirt, vielmehr ein darauf gerichteter Antrag bei Berathung der Verf.-Urkunde ausdrücklich abgelehnt (cf. v. Rönne Verf.-Urk. S. 33).

In gleicher Weise muß der Versuch, dem Art. 15 die Auslegung zu geben, als ob darin die unbedingte Autonomie der Religions-Gesellschaften der Staats-Regierung gegenüber proclamirt sei, als durchaus unberechtigt zurückgewiesen werden. Der Commissions-Entwurf der National-Versammlung ging allerdings dahin, jede Religions-Gesellschaft „der Staasgewalt gegenüber frei und selbstständig" hinzustellen; doch ist dieser Entwurf mit den übrigen Entwürfen jener Versammlung zu Grabe getragen. Keiner Religions-Gesellschaft kann eine Autonomie zugestanden werden, die es ihr gestattet, ihr Verhältniß zum Staat einseitig zu alteriren oder ihren Inhalt in sein Gegentheil zu verkehren.

Natürlich soll damit nicht gesagt werden, daß das Judenthum jeder Verbesserung unfähig und unzugänglich sei, doch müssen wir dabei den Grundsatz unverbrüchlich festhalten, daß keine Reform als eine berechtigte Verbesserung aufgenommen werden darf, welche das Privilegium

und die Verheißungen des auserwählten Volkes sowie die Heiligkeit des Canons und der Tradition und damit den Zusammenhang mit dem Blute und dem Glauben der Väter verläugnet. Nicht was dem Unglauben und dem durch mancherlei Rücksichten und Zwecke getrübten Verstande zeitweilig als das Zweckmäßigere oder am wenigsten Genirende erscheint, nein, nur was nach Canon und Tradition das besser Berechtigte ist, kann den Anspruch erheben, an die Stelle des Bestehenden zu treten.

Zugleich leuchtet ein, daß die Prüfung und Feststellung einer solchen besseren Berechtigung vor einem doppelten Forum ihre Erledigung finden muß, vor dem kirchlichen die Beantwortung der Frage, ob eine angebliche Verbesserung eingeführt werden darf, vor dem staatlichen, ob sie eingeführt werden soll: zu welchem Zwecke die religiöse Gemeinschaft eines Organes nicht entbehren kann, welches mit der nöthigen Autorität die erforderliche Qualification verbindet, um in Fragen der Lehre und des Cultus ein sachverständiges, berechtigtes und in das Gewicht fallendes Gutachten abgeben zu können.

Daß ein solches kirchliches Organ in dem aus kirchlichen Urwahlen hervorgegangenen Vorstande und Repräsentanten-Collegium nicht gefunden werden kann, würde selbstverständlich sein, auch wenn das Gesetz vom 23. Juli 1847 diese Frage mit Stillschweigen übergangen hätte, doch ist die Verneinung um so unzweifelhafter, als im § 53 cit. für den Fall obwaltender Differenzen ausdrücklich auf eine zu diesem Zweck einzusetzende Commission recurrirt wird, und zwar auf eine Commission, die nicht aus der Wahl der einzelnen Synagogen-Gemeinden, sondern aus der Ernennung der Regierung hervorgehen und nach der Tendenz des oft citirten Gesetzes (cf. § 55) offenbar eine über den einzelnen Gemeinden stehende, ständige Institution des Judenthums sein soll.

Dies aber als richtig vorausgesetzt, so folgt daraus: einmal, daß die Vereinbarung des Vorstandes und der Repräsentanten nicht ausreicht, streitige kirchliche Fragen zur Entscheidung zu bringen; und sodann, daß die Bildung und Berufung der gedachten Commission um so mehr als ein gesetzlich wohlbegründeter Anspruch erscheint, als die im Schooße des Judenthums erwachsenen tiefgreifenden Differenzen eine Schlichtung gebieterisch erheischen, und zwar in dem vorliegenden Falle um so mehr, als es sich hier schon nicht mehr um ein Einschreiten der Regierung ex officio, sondern auf Anrufen des beeinträchtigten Theils der Gemeinde handelt.

Für solche Fälle zeichnet der § 53 cit. das Verfahren der Regierung in bestimmten Zügen vor, und nehmen wir den Schutz der Behörden mit um so größerem Vertrauen in Anspruch, als die Streitigkeiten innerhalb der hiesigen Synagogen-Gemeinde nicht allein auf Bildung einer neuen Synagoge, sondern auf Bildung einer Reform-

Gemeinde abzielen, und namentlich von denen angeregt sind und unterhalten werden, welche sich theils schon ausdrücklich von dem alten Glauben losgesagt haben und ihren Unglauben in der bekanntlich schon seit längerer Zeit hier bestehenden Reform-Synagoge öffentlich zur Schau tragen, theils — in ihrem Wandel wenigstens — sich als offene Verächter der heiligsten Vorschriften des Judenthums darstellen und ihre Stellung innerhalb der ursprünglichen Synagogen-Gemeinde nur noch zu conserviren scheinen, um für den Unglauben Propaganda zu machen und das gesammte Judenthum allmählich und unbemerkt in die Gemeinschaft der Reformer hinüber zu führen.

Ist es nun schon ein kaum noch länger zu übersehender Mißstand, daß wir in unserem Vorstande und Repräsentanten-Collegium Männer dulden müssen, die, weil sie den Sabbath nicht halten, ihn auch nicht heiligen wollen, und die sich der Uebertretung der fundamentalsten Ceremonial-Gesetze öffentlich rühmen, so ist es ein unläugbares Aergerniß und eine kaum zu verhüllende Rechtsverletzung, daß die Mitglieder der hiesigen jüdischen Reform-Gemeinde, etwa 400 an der Zahl, ihres ausgesprochenen Abfalls ungeachtet ihr Stimmrecht in der alten Synagogen-Gemeinde ungeschmälert behalten und — wie wir nach dem obwaltenden Zahlen-Verhältniß annehmen müssen — gerade durch ihr Votum bei der Bildung des Vorstandes und des Repräsentanten-Collegiums den Ausschlag gegeben haben.

Die Synagogen-Gemeinde, von ihren erbittertsten Gegnern regiert und verwaltet, Vorstand und Repräsentanten-Collegium, gewählt von einer durch den Zutritt der Reform-Gemeinde gebildeten Majorität: es kann nicht überraschen, wenn solche Vordersätze zu solchen Resultaten führen und wenn die „Vereinbarung" solcher Behörden keine Rücksicht und keine Schranken kennt. Glaubte doch der Vorstand der alten Synagogen-Gemeinde alles Ernstes, den Vorschlag machen zu dürfen, die Mitglieder der Reform-Gemeinde nicht nur in allen ihren Rechten zu belassen — das verstand sich auf seinem Standpunkt von selbst — sondern in Erwägung, daß sie die Reform doch auch nicht umsonst hätten, dieselben einstweilen von allen Beiträgen zu den Bedürfnissen des alten Cultus entbinden zu wollen, um so das Werk des Unglaubens und Abfalls so zu sagen auf gemeinschaftliche Rechnung zu treiben. Welchen Schrei der Entrüstung, welche Phrasen von Toleranz und Gewissensfreiheit würden wir aus dem Schooße der jüdischen Reform vernehmen, wenn ihr plötzlich die Mitglieder der alten Gemeinde als Gratis-Stimmberechtigte aufgedrängt würden! Man sieht, der moderne Unglauben fordert mehr, als er leistet, und die Ehrlichkeit und Toleranz, welche er verkündet, bedeutet unter Anderem auch, daß man sehr wohl im Vorstande und Repräsentanten-Collegium einer rechtgläubigen jüdischen Gemeinde sitzen kann, wenn man sich auch ihres Glaubens völlig entäußert!

Es scheint nur nöthig, eine solche trügerische Zwitterstellung deutlich zu kennzeichnen, um ihre Verwerflichkeit als selbstverständlich behandeln zu dürfen.

Eure Excellenzien bitten wir deshalb eben so dringend als ehrerbietigst und ganz gehorsamst: daß Hochdieselben geneigen wollen,

1) dem Vorstande und Repräsentanten-Collegium der hiesigen Synagogen-Gemeinde den gemessenen Befehl zu ertheilen, Cultus, Gottesdienst und Gebetweise in der hiesigen alten Synagoge **sofort** wieder in der Weise herzustellen, wie dieselben bis zum Beginn ihrer einseitigen unberechtigten Reformen in Geltung und Uebung gewesen sind,

2) die in dem Gesetze vom 23. Juli 1847 § 53 seq. vorgesehene Commission alsbald zu bilden und zusammentreten zu lassen,

3) den Vorstand und das Repräsentanten-Collegium aufzulösen und eine Neuwahl dieser Organe anzuordnen, bei welcher die Mitglieder der hiesigen jüdischen Reform-Gemeinde von dem activen und passiven Wahlrecht ausgeschlossen bleiben, und

4) bis dahin dem zeitigen Vorstande alle weiteren Veränderungen bei namhafter Strafe zu untersagen.

Berlin, den 23. September 1856.

An der Minister von Raumer und von Westphalen Excellenzien hier.

Gewiß werden unsere Leser aus dem Vorstehenden auch ohne nähern Nachweis von unserer Seite die Ueberzeugung entnehmen, daß es sich hier um eine tiefgreifende, nicht bloß für das Judenthum wichtige Principienfrage handelt, um eine Frage, die es wohl verdient, daß sich die conservative Partei bei ihrer Lösung betheiligt. Die Gelegenheit dazu wird — wie es heißt — schon in nächster Zeit geboten werden, da der orthodoxe Theil der hiesigen Synagogen-Gemeinde nicht geneigt sein dürfte, sich bei dem obengedachten, dem Reform-Judenthum günstigen Bescheide des Ober-Präsidiums zu beruhigen.

Ein Buch von der eleganten Gesellschaft.

La vie élégante à Paris par le Baron de Mortemart-Boisse, Comte de Marle. Paris 1857. Hachette.

Die „Berliner Revue" hat als eine social-politische Wochenschrift gewiß auch die Pflicht, Notiz von den minder ernsten und weniger bedeutenden Erscheinungen zu nehmen, welche als Symptome einer beginnenden oder vollendeten Aenderung im Kreise des Gesellschaftslebens doch auch ihren eigenthümlichen Werth haben. Als ein solches Symptom einer, wenn auch vielleicht noch nicht ganz beendeten, so doch mächtig fortgeschrittenen Veränderung im Leben der eleganten französischen Gesellschaft

glauben wir ein Buch bezeichnen zu müssen, das so eben der Kammerherr Baron von Mortemart unter dem Titel La vie élégante à Paris hat erscheinen lassen. Das Buch ist sehr ernsthaft gemeint und der Verfasser ist sich, trotz all' der höflichen Bescheidenheit, die er an den Tag legt, recht wohl bewußt gewesen, daß er ein förmliches Lehrbuch geschrieben, das fertige System einer eleganten Gesellschaftslehre aufgestellt hat. Man mag über den Werth einer solchen Arbeit noch so verschieden urtheilen, jedenfalls aber wird man zugeben müssen, daß aus einer Gesellschaft, die in der sicheren Fülle ihrer Existenz florirt, ein solches Werk nicht hervorgegangen sein würde; es muß eine große Veränderung in der guten Gesellschaft Frankreichs vorgegangen sein, sonst hätte kein Mitglied derselben auf die Idee kommen können, einen Codex der Eleganz zu schreiben. Diese „Elegante Gesellschaftslehre" des Herrn von Mortemart ist aber aus dem Gefühl hervorgegangen, daß es rasch zu Ende geht mit dem, was man sonst die gute Gesellschaft — la bonne compagnie nach Frau von Crequi — nannte, darum faßt Herr von Mortemart in ein bestimmtes System, darum formulirt er in Regeln und Vorschriften, was sonst Jedermann, der zur guten Gesellschaft gehörte, von selbst that, unwillkürlich that, oder, von sicheren Gefühlen geleitet, unterließ. Gewiß wird selbst der, welcher Mortemart's Buch auswendig lernt, dadurch nicht ein Theil der guten Gesellschaft werden; praktisch dürfte der Erfolg der Mortemart'schen Lehren sehr unbedeutend sein, aber das Buch ist doch wichtig genug, erstens als Symptom der sich mehr und mehr vollendenden Veränderung in den höheren Schichten der Gesellschaft, und zweitens historisch als eine gewissenhafte Aufzeichnung der Requisiten der guten Gesellschaft von ehedem.

Seit dem alten Duc de Mortemart, dem Vater der königlichen Maitresse Marquise de Montespan, waren die Mortemart aus dem Hause Rochechouart berühmt ihres Geistes und Witzes wegen, man sagte von einem geistreichen Manne geradezu, „er hat Mortemart'schen Geist". Wir wissen nicht, ob der Verfasser der eleganten Gesellschaftslehre dieser Familie angehört, möchten es aber der geistreichen Weise wegen, mit welcher er sein Thema behandelt, glauben, er hat wirklich von den Mortemart's nicht nur den Namen, sondern auch den Geist.

Andere Völker haben niemals ganz das gehabt, was man die gute Gesellschaft dans toute la force du terme nannte; la bonne compagnie in ihrer ganzen Ausschließlichkeit konnte es eben nur da geben, wo gleiche Bedingungen „bei Hofe und in der Stadt" waren, wie einst in Frankreich. Weder Paris allein, noch Versailles allein, konnten die gute Gesellschaft erzeugen, Paris und Versailles mußten zusammen kommen, denn die gute Gesellschaft lebte eben „bei Hofe und in der Stadt", darum war die gute Gesellschaft im eigentlichsten Sinne todt, als der König seine Residenz nach Paris verlegte.

Seitdem konnte in Paris nur noch von einer eleganten Gesellschaft die Rede sein, die gute Gesellschaft existirte nicht mehr, und je exclusiver die gute Gesellschaft Frankreichs gewesen war, desto rascher sank sie in Trümmer. Die Restauration der königlichen Bourbons fand nur noch einzelne Traditionen derselben vor, die sie mit rührender Pietät hegte, aber nicht wieder ins Leben zurück zu führen vermochte. In andern Ländern, wo die gute Gesellschaft in der ausschließlichen Weise der altfranzösischen Zeit nie existirt hatte, ist die bessere Gesellschaft viel lebendiger geblieben und hat sich in einzelnen festen Plätzen wenigstens noch bis auf

den heutigen Tag ziemlich sicher gegen die Barbarei der Civilisation behauptet. Darum wird auch bei uns Niemand darauf kommen, eine elegante Gesellschaftslehre zu schreiben, diese Gesellschaft liegt bei uns noch nicht auf dem Todbette. Man müßte denn Alberti's Complimentirbuch für ein solches Werk halten: das aber kann doch höchstens neuerungssüchtigen Kaufmannsdienern von einigem Nutzen sein.

Bemerkenswerth an dem Buche des Barons von Mortemart ist es, daß es bei jedem einzelnen Gegenstande in zwei Theile zerfällt; auf jeder Seite enthält es: „Les us et coutumes“, den alten Brauch der guten Gesellschaft, und „maximes“, Grundsätze für das Leben in der guten Gesellschaft. Leider haben die maximes keine Geltung mehr, und der Brauch wird von Tage zu Tage mehr mit Gleichgültigkeit behandelt. Von den Bräuchen sowohl, wie von den Maximen wollen wir einige Beispiele geben. Die gute Gesellschaft unterschied (und unterscheidet sich, wo noch ein Rest derselben vorhanden,) von der andern auch durch die Aussprache von gewissen Namen und Worten. Der berühmte Erzähler Baron Bezenval wurde „bei Hofe und in der Stadt“ „Bezval“ genannt, Fürst Talleyrand „Talran“, bei den Namen der Herzoge von Brancas, Dukas und Damas durfte man das „s“ am Ende nicht hören. Castries hieß „Castre“, Graf Soyecourt einfach „Socourt“, die Grafen von Castellane und Béarn hießen „Castelane“ und „Béar“; in der Aussprache solcher und ähnlicher Namen kam der „talon rouge“ der guten Gesellschaft zum Vorschein. Niemand, der avant hier sagte, konnte ihr angehören; denn die gute Gesellschaft sagte „avanier“. Gewiß ist die Maxime vortrefflich: „La brute se couvre, le riche ou le sot se pare, l'homme intelligent et convenable s'habille!“ Gewiß, aber wie soll der homme intelligent sich kleiden heut zu Tage mit der Kleidung, von welcher Baron Mortemart mit Recht ruft: „Ce malheureux costume noir, habit, pantalon, gilet, tout ce triste appareil, qui n'est interrompu que par la cravate blanche, tout ce presque deuil!“ Dieses „beinah Trauerkleid“ tragen jetzt alle Männer ohne Unterschied. Einige Herren sind darum darauf gefallen, ihren Geschmack und ihren Luxus in den kleinen Kleidungsstücken zeigen zu wollen. So trug Graf Orsay täglich sechs Paar Handschuhe von verschiedenem Leder und verschiedenen Farben; er gab im Jahre 1839 beinahe 18,000 Frs. für Handschuhe aus. Das bringt aber die gute Gesellschaft nicht wieder, und Baron Mortemart hat ganz recht, wenn er sagt, daß zwei Paar Handschuhe täglich, ein Paar für draußen und ein Paar für den Salon, hinreichend sind.

In Italien sagt man von den Fürstinnen Colonna, Pignatelli, Corsini u. s. w. la Colonna, la Pignatelli, la Corsini, in Frankreich gilt es für den schlechtesten Ton, also von vornehmen Damen zu sprechen, dieser familiären Bezeichnungen bediente man sich nur bei den Damen vom Theater. Die Sprache ist es überhaupt, durch welche sich die gute Gesellschaft noch am meisten auszeichnet. Man sagt nicht „femme enceinte“, sondern „femme grosse“, „état interessant“ ist geziert; man sagt nicht „cadeau“, sondern „don“, man sagt nicht „crachat“, sondern „la plaque“ von einem höhern Orden; es ist ganz unfein, Paris „la capitale“ zu nennen. Man muß sehr vornehme junge Damen „Madame“ nennen; eigentlich käme diese Ehre zwar nur den Prinzessinnen Töchtern von Frankreich zu, also den Töchtern der Könige; Ludwig XIII. aber verlieh den Titel Madame auch den Duchesses femelles, also den Herzoginnen von Geburt, die es waren, ohne einen Duc geheirathet zu haben. Madame wurden später auch alle unverheiratheten dames d'atours ge-

nannt; außerdem aber erhielten mehrere Familien das Ehrenrecht, daß ihre unverheiratheten Töchter „Madame“ genannt wurden. (Hautefort, Sery, Ventadour ꝛc.)

An einer Stelle citirt Baron Mortemart die prächtigsten Hotels im heutigen Paris, er nennt im Faubourg Saint-Germain die Hotels: Monaco, Larochefoucauld und Duchâtel, im Faubourg Saint-Honoré die Hotels: Pontalba, Bagration, Stourdza, in den Elysée-Feldern die Hotels: Montijo, Lehon-Poniatowski und Caumont, dann das gothische Schloß des Fürsten Soltykoff und das griechische oder vielmehr pompejanische Haus des Prinzen Napoleon. Es springt in die Augen, daß dem Namen nach nur die drei Hotels des Faubourg Saint-Germain und das Hotel Caumont im Besitz von Familien des alten französischen Adels sind, denn Monaco ist nur der souveraine Fürstentitel der Goyon-Matignon, sonst sind Russen, Spanier, Walachen u. s. w. in Besitz der herrlichsten Pariser Hotels. Eine Erwähnung hätte auch das Hotel Lambert auf der Insel Saint-Louis verdient, es wird gegenwärtig von dem Fürsten Czartoryski bewohnt.

Der Titel eines Duc ist älter und höher als der Titel Prince, obwohl in neuer Zeit viel dagegen geredet wird. In der Anrede sagte man „Prince“, nicht „mon Prince“, was für sehr unfein gilt. Die Marschälle, Minister und Ambassadeurs haben den Titel Excellenz, nur redet man keinen Marschall von Frankreich Excellenz an, oder giebt ihm sein Adels-Prädicat; man sagt stets: Monsieur le maréchal. Man sagt: der Marschall von Turenne, der Marschall von Luxemburg, der Marschall von Sachsen, obwohl der Erste auch Vicomte, der Zweite sogar ein Herzog und ein Montmorency, der Dritte ein Königssohn war. „Le titre de maréchal de France, après le souverain et les princes de sang domine tout.“

Hier einige Regeln Mortemarts für die Haltung bei Tafel, die aber zum Theil nicht der alten Gesellschaft angehören. „Man darf die Serviette nicht aus einander falten, sondern soll sie gefaltet auf's Knie legen. Wenn man Eier ißt, muß man die Schale zerbrechen; man muß Rindfleisch (du boeuf) verlangen, nicht du bouilli; ferner muß man Huhn, Kapaun u. s. w. fordern, nicht de la volaille. Eben so muß man du vin de Bordeaux, du vin de Champagne fordern, nicht, wie so häufig geschieht, du Bordeaux, du Champagne! Niemals muß man sein Brod zerschneiden, sondern es stets brechen. Es ist unartig, Damen Wein anzubieten, oder gar einzuschenken, wenn sie es nicht verlangen; es ist entsetzlich, Kaffee aus der Untertasse zu trinken. Zu einem Diner muß man zehn Minuten nach der bestimmten Zeit erscheinen. Auf den Punkt kommen ist — ländlich, zu früh kommen — indiscret, zu spät — ungezogen. Sehr passend erinnert Baron Mortemart daran, daß man in allen alten guten Häusern den Maître d'hôtel und die Leute de première livrée, wenn man Etwas von ihnen verlangt, „Monsieur“ nennt; die schnell reich werdenden Leute von heute zeichnen sich fast immer durch eine Rücksichtslosigkeit gegen Diener aus, die man früher gar nicht kannte, die aber durch die Familiarität, der sich dieselben Leute zu Zeiten wieder hingeben, durchaus nicht gut gemacht wird.

Wir wollen diese Mittheilungen aus der eleganten Gesellschaftslehre des Barons v. Mortemart mit einem lustigen Streich schließen, welchen ein kleiner Mangel an Sprachkenntniß dem Herrn Baron gespielt hat. Für ihn ist natürlich Paris noch immer die Hauptstadt der Welt, und

darum ist er sehr böse auf Schiller, weil der seiner Meinung nach das „sonderbare" Lied gedichtet hat:

„Es ist nur ein' Kaiserstadt,
Es ist nur ein Wien!"

Eben so unschuldig wie Schiller an diesem Liede, ist das Lied selbst an einem Attentat auf Paris!

Aus der Hauptstadt.

Vorbereitungen zum achten Februar. — Mangel an Musikanten. — Der König. — König Herodes von Bernh. von Lepel.

Die Zeitungen veröffentlichen das Programm der Einzugs-Feierlichkeiten des achten Februar — es ist der Tag der Schlacht bei Preußisch Eylau, dieses Sternes in der Nacht —, und Berlin und sein fünfmeiliger Umkreis studirt die Linie des Zuges mit dem Blicke des berechnenden Feldherrn, des Schlachtendenkers. An welchem Punkte dieser Linie sich aufstellen, um des Anblicks der Schönheit, Hoheit und Pracht theilhaftig zu werden? Und an welchem Punke dieser Linien sind die drängenden Massen des Feindes, denn Feind ist in solch einem Gewühle stets einer, dem andern, am wenigsten zu fürchten, am ehesten zu umgehen und zu durchbrechen? Wohl aufzuwerfende Fragen, die besonders das ernsthafteste Nachdenken der minder begünstigten Majorität in Anspruch nehmen, die für ein Fenster unter den Linden nicht zehn Friedrichsd'or — dies ist der vorläufige Cours — geben können und geben wollen. Begünstigt indessen das Wetter einigermaßen das feierliche Schauspiel, so können die Neugierigen sich trösten, in den Thiergarten gehen und auf der langen Route zwischen Schloß Bellevue und dem Brandenburger Thor ganz hübsche Gratisplätze einnehmen.

Der überschauende Blick von einem Fenster erster Etage unter den Linden wird freilich belohnender sein. Mehrere Tribünen werden diejenigen anfnehmen, welche in den Häusern kein Unterkommen finden. Die Fenster der Linden dürften zu einem guten Theile von den vornehmen englischen Familien, die hier für die Tage der Festlichkeit erwartet werden, eingenommen werden; gewisse Speculanten sollen darauf entschieden rechnen und darum große Summen nicht scheuen, um sich ganzer Etagen zu versichern, deren einzelne Plätze sie dann zu viel enormeren Preisen wieder vermiethen werden. Ein Restaurant unter den Linden hat für sein kleines Local und für die eine Stunde des Zuges 36 Friedrichsd'or erhalten, der Miether aber hofft das Dreifache damit zu verdienen.

Unsere Photographen treffen übrigens bereits Anstalt, um den Zug, dessen Pracht allerdings strahlend sein wird, zu verewigen.

Die Vorbereitungen zum Empfange entfalten sich in fortgesetzter Steigerung weiter. Seide und Sammt verspricht im Preise zu steigen, so groß ist die Nachfrage; die Gärtner discontiren den Frühling, und manches zarte Reis, das im Mai eine herrliche Blume gegeben hätte, wird im Februar schon einen weiblichen Schmuck oder eine Guirlande vervollständigen müssen; Vergolder, Wirker und Bandweber haben alle Hände voll zu thun, überall stickt man Fahnen und Uniformen; die Söhne des Mercurius nehmen eifrig Reitunterricht, um Sattel und Feld behaupten zu können; aber über alle Sorgen

der Vorbereitungen geht die Sorge um Musikanten. Alles verlangt nach Musikanten, jedes Gewerk will doch mit Musik daher schreiten, und Berlin, diese Stadt der Trompeten und Flöten, erschöpft seinen ganzen Vorrath an Blechtonkünstlern, ohne der Nachfrage genügen zu können. Man wird Potsdam und Spandau und Charlottenburg requiriren müssen, und wer weiß, ob Dein Stadtzinkenist sicher ist, biederes ländliches Bernau, ob sie nicht auch ihn in eine reiche Uniform stecken, daß er, und sei es nur gracili avena, mitspiele im Chore irgend einer unserer Innungen! Man nennt große Zahlen, welche die Kosten dieser Musiker ausmachen. Jeder der Trompeter des Schlächtergewerkes soll diesem 70 Thaler kosten, davon kommen allerdings 50 Thaler auf die Costümirung.

Die Illumination, welche den Abend des Einzugstages erhellen soll, wird ebenfalls an Großartigkeit und künstlerischer Bedeutung alles das hinter sich zurücklassen, was Berlin bei ähnlicher Gelegenheit gesehen hat. Einen majestätischeren Anblick kann der schönste Theil der schönsten Straße der Welt kaum bieten, als dann, wenn seine Bildsäulen und Monumente in einem Meere von Flammen ihre Gliederungen haarscharf abspiegeln, um dann deutlicher, als selbst am lichten Tage, den Beschauern die Feinheit und den Reichthum ihrer Formen zu zeigen. Das Standbild Friedrichs des Großen, in der Fülle der Lichter aus dem breiten Platze und seinen Menschenwogen hervortauchend und in weitem Kranze von der blendenden Fluth der Illuminationen der Palais, der Akademie, der Universität umgeben, die weißglänzenden Statuen der Schloßbrücke von rother Gluth umstrahlt; die hell erleuchtete Perspective der Linden dazu, — dies giebt ein Gesammtbild von feenhafter Composition.

Freilich, vom Wetter hängt Alles ab, und Wind und Regen können den besten Willen und die größten und kostbarsten Anstrengungen dieses Tages zu nichte machen.

Wir wünschen sehnlichst, daß es auch Sr. Maj. dem Könige vergönnt sein möge, im vollsten Maße an der Feier und Freude dieses schönen, für Preußen so wichtigen Tages Theil zu nehmen; die Temperatur, ewig wechselnd, aber am meisten bei Regen, Schnee und mattmilder Luft verweilend, ist freilich darnach nicht angethan, den Gang der Besserung des hohen Patienten zu beschleunigen.

Alle Welt hustet und niest bei solchem Wetter, und die Theater werden zu Concertsälen, in denen die erkälteten Hälse und Lungen die erste Violine spielen und oft die Rede des Schauspielers mit Nacht bedecken.

Bei der zweiten Aufführung des „Herodes" von Bernhard von Lepel, der wir beiwohnten, vereinigte sich sogar mit diesem Husten-Canon vor der Bühne ein anderer hinter den Coulissen, der vielleicht etwas mehr piano hätte gehalten werden können. Was das Stück selbst betrifft, so wurde es nicht besonders gespielt. Fräulein Fuhr hat von ihrem früheren Liebreiz viel verloren, Herr Kaiser war ein sehr biedrer Herodes, dem Niemand die Anlage zur Grausamkeit ansahe, und außerdem ein so bürgerlich schlichter Herodes, daß Niemand bei dem Anblick des Mannes etwas von den ehrgeizigen Motiven ahnen konnte, die den stolzen Idumäer quälten und in das Verbrechen jagten.

Das Stück anlangend, so ist es ein sehr ernster Versuch. Bernhard von Lepel, früher Lieutenant im Kaiser-Franz-Regiment, ist dem Publicum durch Gedichte bekannt, in denen er vielfach mit Erfolg antike Rhythmen und Anschauungen benutzt. Ein Aufenthalt in Rom brachte ihn

dieser Welt besonders nahe, aber mit Platen hat er wohl nur im Aeußern seiner Gedichte Aehnlichkeit. Sein Drama zeigt in einzelnen Situationen ebenfalls solche antik-lyrische Gestaltungen, z. B. in der Scene, wo die Mutter der Mariamne dem König entgegentritt, ferner in der, wo Mariamne neben der Leiche ihres Bruders niedersinkt. Die Darstellung der Handlung gelingt dem Autor weniger, und wir stimmen dabei mit folgendem Satze der „National-Zeitung" überein:

„Der Stoff, den der Dichter im Ganzen nach der Darstellung des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus bearbeitete, bezieht sich auf den Untergang der Familie des Herodes, veranlaßt durch die Grausamkeit ihres Oberhauptes, durch den Zwiespalt unter ihren Mitgliedern und durch die Abneigung des jüdischen Volkes gegen einen Fürsten, der seiner Geburt nach dem fremden Stamme der Edomiter angehörte. Es galt vor Allem, die Laufbahn eines Tyrannen zu schildern und die Gesetze zu entwickeln, nach denen sich in nothwendiger Folge Verbrechen aus Verbrechen erzeugt. Herodes ist ein Herrscher, der dem Streben, sich im Besitz der Macht zu erhalten, jede Rücksicht opfert. Außer dem Römer, vor dem er sich zur Heuchelei der Unterwürfigkeit gezwungen sieht, existirt für ihn kein Höherer. Er verachtet die Natur und die Sitten des Volkes, das ihm unterthan. Er läßt ein Glied seiner Familie nach dem andern hinrichten, und je mehr er Gewalt übt, desto unbändiger geberdet sich sein Trotz und desto rascher geht er ans Werk, jedes Hinderniß, das ihm Gefahr droht, aus dem Wege zu räumen.

Die Aufgabe, welche sich B. von Lepel stellte, war eine außerordentlich schwierige, und wenn sie ihm nicht in dem Maße glückte, wie wir wünschen mußten, so lag die Schuld zuvörderst daran, daß der Dichter sich noch keine richtige Anschauung über das quantitative Verhältniß des geschichtlichen Stoffes zu den Bedürfnissen der Bühne gebildet hatte. Das Trachten nach einer gewissen äußeren Vollständigkeit verleitete ihn, eine Fülle des Materials heranzuziehen, die für drei Tragödien ausreichen konnte. Das Drama ist allerdings das Gedicht der Handlung, aber nicht von der Masse dieser Handlung hängt die Spannung ab, sondern von dem Interesse, welches uns der Dichter für sie einzuflößen versteht. Die Ueberfülle hat zwei wesentliche Nachtheile im Gefolge: sie bereitet der Anordnung Schwierigkeiten, die mitunter unbesiegbar werden, und sie verhindert die Gründlichkeit, so wie den anschaulichen Zusammenhang der psychologischen Motivirung.

Wenn wir hierauf fußend die Tragödie „Herodes" prüfen, so finden wir, daß sich die Disposition in eine Menge einzelner Bestandtheile zersplittert, welche zwar die jedesmalige Situation malen, aber sich nur selten organisch auseinander entwickeln. Sie kreuzen sich in einer mannichfachen Weise, und der Faden wird abgeschnitten, um an einer andern Stelle wieder angeknüpft zu werden."

Sehr wohlthuend berührten uns die religiösen Töne, die durch die Dichtung gehen, und während im Eingang die Weissagung des Micha noch einmal erschallt, schließt der fünfte Act mit der erhabenen Aussicht auf die Geburt des Heilandes aller Welt. Das Publicum nahm mit ehrfurchtsvollem Schweigen diese ungewohnten Klänge hin, und es will uns bedünken, als ob dies Allerheiligste der Geschichte sich dem Volke auch von der Bühne her wirksamer erweise, als die routinirtesten Dramen-Verfertiger meinen.

Aus Königsberg.

General von Plehwe. — Der „Telegraph".

Kein Krähwinkel ist so klein, kein Kleinresidenzlingen so unbedeutend, es hat seinen Klatsch und seine Klatschkreise, seine Parteien und Parteiungen. Die Politik sei zunächst ganz außer Sicht gelassen; schon das gewöhnliche gesellschaftliche Leben erzeugt jene Stimmungen und Verhältnisse. Dieselben tragen sich unwillkürlich über und finden ihren Ausdruck in der Presse, deren Discussion es wiederum bewirkt, daß die betreffende Angelegenheit vor ein immer weiteres und ausgedehnteres Forum kommt. Wenn ein solcher Gegenstand von allgemeinerer Wichtigkeit, mag sich seiner die Presse bemächtigen, aber stets wird es sein Mißliches und Bedenkliches haben, private Angelegenheiten zum Objecte einer öffentlichen Besprechung zu machen. Wenn vollends derartige Verhältnisse dadurch, daß sie, von unberufener Seite auf den Markt geworfen, in ein Stadium getreten sind, daß sie aufgehört haben einen lediglich privaten Charakter zu tragen, und wenn überdies die Betheiligten bei der Darstellung, welche sich in Cours gesetzt hat, in einem unverdient ungünstigen Lichte erscheinen, dann ist Pflicht derjenigen Publicistik, welche aus den angedeuteten Motiven bisher geschwiegen, jene discrete Zurückhaltung aufzugeben. Die augenblickliche Situation bei uns wird in einer significanten Weise durch die nicht enden wollende Discussion einer Privat-Angelegenheit bezeichnet. Dem Sohne des Generals von Plehwe gehört ein Güter-Complex, der vor Jahresfrist amtlich und officiell auf mehr als 550,000 Thlr. abgeschätzt war. Der Besitzer hatte auf sein Eigenthum etwa 380,000 Thlr. Hypotheken- und Wechselschulden contrahirt. Die Geld-Calamität der jüngsten Vergangenheit brachte ihn in Verlegenheiten. Diese einfache Thatsache ist und wird fortwährend von den politischen Gegnern des Generals von Plehwe auf eine eben so ordinäre als perfide Art ausgebeutet. Der Parteihaß läßt den gänzlich unbetheiligten General jene Wechselschulden contrahirt haben oder ihn doch indirect bei der Contrahirung mitwirken; kaum glaubliche Gerüchte und Verleumdungen werden erfunden, herumgetragen, breitgetreten. Und das Alles, obwohl der General die öffentliche, gedruckte Erklärung abgegeben, daß er jener „Trutenauer Angelegenheit". (so heißt das Gut) durchaus ferne stehe. Die Verbreitung der Gerüchte ist förmlich systematisch organisirt, und ist die Annahme nicht etwa eine blos individuelle Hypothese Ihres Correspondenten, daß die politischen Gegner des Generals mit Bewußtsein und Energie darauf hinarbeiten, einmal denselben für jede Zukunft moralisch unmöglich zu machen, dann aber auch, daß die Sachlage von den liberalen Elementen benutzt wird, um die letzten Reste, die noch von einer conservativen Partei und von conservativen Bestrebungen hierorts vorhanden sein möchten, gründlichst zu discreditiren.

Mit dieser Angelegenheit hängt ziemlich nahe eine zweite zusammen, welche zu berühren noch gestattet sein mag. Bei ihrer Besprechung des Victoria-Theaters äußerte unlängst diese Zeitschrift einen Wunsch, den man Angesichts hiesiger Verhältnisse aufrichtig theilen kann und ganz. Die „Revue" fand es wünschenswerth, es möchte recht bald ein Gesetz ergehen, welches nicht bloß die Vergebung einer Theater-Direction, sondern auch die Uebernahme einer Zeitungs-Redaction von bestimmten Bedingungen abhängig macht, die den Bildungszustand und den Charakter des zu Con-

cessionirenden mehr und direct ins Auge fassen. Der Ausschuß der literarischen Kreise treibt hier, seitdem es ihm gelungen, sich in dem „Telegrafen" ein eigenes Winkelorgan zu etabliren, sein Unwesen auf eine wahrhaft beispiellose Weise. Niemand wird es in Abrede stellen, daß der früher hier erscheinende „Freimüthige" sich starke Uebereilungen und Ausschreitungen zu Schulden kommen ließ; die allgemeinen Zustände indeß waren damals außergewöhnlich, in ihnen lag, wenn auch nicht die Rechtfertigung, so doch die Erklärung; in einer Krisis greift auch der Arzt zu außergewöhnlichen und gewaltsamen Mitteln. Was gegenwärtig, wo doch die Verhältnisse durchaus andere geworden, von dem „Telegrafen", der dem demokratischen Lager angehört (sein Redacteur, ein gewisser Minden, war im Jahr 1848 Vorsteher eines republikanisirenden Arbeiterklubs) in dem bezeichneten Punkte gethan wird, läßt die ärgsten Uebereilungen des „Freimüthigen" als ein wahres Kinderspiel erscheinen.

Die Kunst zu reiten.

Wenn auch das Buch, auf das wir hier unsere Leser aufmerksam machen wollen, schon vor zwei Jahren erschienen ist, so verdient es doch in seltenem Maße gelesen und beherzigt zu werden. Es ist ein Buch, an dem jeder „Gentleman" Behagen finden wird und das in der Bibliothek des Offiziers, des Landedelmanns und des begüterten Städters gleicher Weise eine bemerkbare Stelle einzunehmen verdient.*)

Herr von Krane ist ein Rittersmann von alter edler Art, und was er in seinem prächtig ausgestatteten und vortrefflich in Ausdruck und Darstellung geschriebenen Buche sagt, beruht auf langer Erfahrung, die aber zu ihrem tieferen Grunde und ihrem Wegweiser zugleich eine tiefere Auffassung des Lebens nach den bestimmten hier in Betracht kommenden Richtungen fand.

Wir erlauben uns, indem wir im Folgenden eine Stelle aus der Vorrede mittheilen, unseren Lesern die Bedeutung des Buches und die Haltung desselben anschaulich zu machen:

„Der Revolutionssturm, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich losbrach und ganz Europa durchtobte, zerstörte in wenig Jahren manches Werk, woran Jahrhunderte mühsam gearbeitet hatten. So riß er auch die Schulreiterei hinweg und ließ von ihr wenig mehr als die Schriften der alten Meister zurück. Der schwache Stamm von Künstlern, welcher den Sturm abgewettert und sich in das neue Jahrhundert herübergerettet hatte, war nicht mehr triebfähig genug, um im Strahle der Friedenssonne zum kräftigen Baume aufzutreiben.

Die Schulreiterei an sich, wie viel sie auch zum Pomp der Höfe, zum Glanz der Festzüge, zur Grandezza der Erscheinung der Großen beitrug, ragte zu wenig in das practische Leben hinein, als daß ihr Verlust ein sehr fühlbarer geworden wäre, wenn nicht die Campagne-Reiterei, die bisher mit ihr eng verbunden war, dadurch haltungslos

*) „Die Dressur des Reitpferdes (Campagne- und Gebrauchspferdes) mit Rücksichtnahme auf die Ausbildung von Soldatenpferden in Abtheilungen. Von Fr. v. Krane, Rittmeister und Escadron-Chef im 4. Kürassier-Regiment. Münster, Verlag der Coppenrath'schen Buch- und Kunsthandlung. 1856."

zu Boden gefallen wäre. Es waren die nach den Regeln der Schule gebildeten Stallmeister und Bereiter, welche auch diese für das Leben unentbehrliche Kunst ausübten und lehrten. Sie dressirten die Campagnepferde und hielten Bahnen in jeder ansehnlichen Stadt; der Stallmeister war im Gefolge jedes großen Herrn, er dressirte bei der Cavallerie die Remonten und leitete den Unterricht. Die Zeit der großen Herren war vorüber, das Publicum war aus einem reitenden ein fahrendes geworden. Bei der Cavallerie der meisten Armeen übernahmen die Offiziere sein Amt und der Stallmeister verschwand fast ganz von der Bühne des Lebens. Nur an den Höfen fand er ein Asyl, und ein Stallmeister, welcher ein Schulpferd dressiren kann, gehört zu den Seltenheiten der Residenz.

Wenn außer jenem Reste von Reitern von Fach auch die Cavallerie nach jener Katastrophe so glücklich war, einzelne Männer zu besitzen, welche gründliche und rationelle Kenntnisse der Reitkunst besaßen (ich erinnere aus dem preußischen Heere nur an die Generale v. Sohr, v. d. Marwitz, v. Colomb, an Brée, Kaiser ꝛc., derjenigen nicht zu gedenken, welche ihr aus jener Zeit, jetzt in hohen Stellungen, noch angehören), und wenn auch alle diese in ihren Kreisen gewiß höchst wohlthätig wirkten: so kam die Dressur und der Unterricht in der Campagne-Reiterei doch zum größten Theil in die Hände von **Empirikern**, denen die Dressur mehr ein Balgen und Kämpfen mit dem rohen Thiere, als eine systematische Durchbildung desselben war; denen die kecke Renommage, der wagehalsige Sprung höher stand, als die sichere und graziöse Leistung der Kunst. Wenn die Verbindung der Campagne-Reiterei mit jenen rohen Naturburschen, abgesehen von andern Uebeln, ihr auch die feine, ruhige Grazie der alten Schule nahm, so blieb ihr dennoch ein gewisser kecker, militairisch-strammer Anstand. Es war der **Anglomanie** vorbehalten, diesen in jene schlotterig-nachlässige Haltungslosigkeit zu verkehren, worin sich selbst Reiter-Offiziere gefielen. Wenn unleugbar mit der Passion für Rennen und Jagd sich eine bessere Pferdepflege und Zucht Bahn brach, auch der wohlthätige Einfluß derselben der Ueberkünstelung und Unnatur gegenüber nicht zu verkennen war, so zeigte sich doch bald, daß nicht der schnellste und ausdauerndste Läufer, der sicherste und ausgezeichnetste Springer zugleich auch ein gutes und zuverlässiges Campagnepferd sei; daß es einer anderen Zusammenstellung des Pferdes bedürfe, um eine Steeple-chase zu gewinnen, eine andere, um ein sicheres Tempo vor der Front zu gehen; daß es eines anderen Sitzes und anderer Hülfen bedürfe, eine Jagd zu reiten, als im Gefecht sein Pferd zu tummeln; abgesehen davon, daß unsre festländischen Mittel zu der consumirenden Methode Alt-Englands nicht ausreichen. Die Idee, daß eine regelmäßige Bearbeitung des Pferdes, Biegen von Hals, Rücken und Hanke nur eine unnütze Thierquälerei sei, welche die Renn- und Springfähigkeit untergrabe, daß ein schulgerechter Sitz steif und für einen Gentleman nicht schicklich sei — trat in den Hintergrund und man suchte mit Eifer den richtigen Weg wiederzugewinnen, von dem man so weit verschlagen war. Männer, wie die Herren **Seidler** und **Seeger** ꝛc., nützten durch Wort und That, auch Hr. **Baucher** gab durch sein System zu vielen Beleuchtungen Veranlassung. In neuester Zeit scheint hier und da der Rückschlag zu Gunsten der Solidität und der systematischen Reiterei so mächtig geworden zu sein, daß man vom lustigen Jagen über Berg und Thal nichts mehr wissen will, daß man die Carrière haßt, wie die Barrière, und aus jener moussirenden Jugendlichkeit sich in ein schales Greisenthum abschwächt,

das sich immer mehr und mehr in die stille Bahn verkriecht. Wie aber alle Neuerungen sich Anfangs darin gefallen, recht grell dem Alten entgegenzutreten und erst mit der Zeit eine mildere, harmonische Färbung annehmen, so wird sich mit der Zeit auch jener Superfeinheit wieder die nöthige Frische zugesellen.

Trotz aller Bestrebungen hat sich aber bisher noch immer kein System irgend einer Allgemeinheit zu erfreuen. Wenn die militärischen Instructionen und Lehranstalten auch eine Einigkeit in der Form aufrecht erhalten und die Höhe der Anforderung an die Dressur für die Armee bestimmt haben, so ist doch die Art, wie sie erreicht wird, sehr verschieden.

Es scheint, als wenn die Uneinigkeit der Meister, ihr öffentliches Turnieren vor dem Publicum mit spitzer Feder und scharfer Zunge, als wenn ihr gegenseitiges Verketzern und Verkleinern den alten Glauben an ihre Autorität vernichtet habe. Wo sich zu Zeiten unserer Großväter der Schüler vertrauensvoll der Führung des Meisters durch das ganze Gebiet der Kunst auf Jahre hingab und seiner Schule bis zum Tode ein treuer Anhänger blieb, da genügte uns die Erlangung der nothdürftigsten mechanischen Fertigkeit, um ihn zu verlassen. Kaum fühlten wir uns sicher im Sattel, so gingen wir, von dem eigenen Talent und hinlänglicher Befähigung bestens überzeugt, wohlgemuth zum Dressiren über und betraten keck den Weg der Empirie; einen Weg, der, mit verlorener Mühe gepflastert, mit verschwendeten Kräften beschüttet und mit weggeworfenem Gelde besäet, gewöhnlich nicht eher verlassen wurde, bis das Erstlingsopfer stetig geritten, jeden Tritt vorwärts hartnäckigst verweigerte, oder körperlich unfähig geworden war, ihn fortzusetzen. Die heutige Jugend, wenn auch nicht weniger selbstvertrauend, doch praktischer, weniger romantisch und mehr vorsichtig, emancipirt sich eben so schnell vom Lehrmeister, nimmt aber, um nicht irre zu gehen, gern ein Buch zur Hand, das ihr den Weg weist. Die Auswahl von Büchern ist groß, aber schwierig."

Es folgt nun eine in bescheidenster Weise gehaltene Auseinandersetzung des Zweckes des Buches, und wir können diesen Zweck kurz dahin angeben, daß es mit Vermeidung aller Doctrinen den Leser zur genauen Kenntniß aller bei der Reitkunst einwirkenden Kräfte, deren Ursache und Wirkung hinführen, also in rechter Weise eine rein realistische Tendenz verfolgen will.

Nach dem Urtheile von Sachkennern erfüllt das Buch diesen Zweck ganz vorzüglich und macht in vielen Fällen durch sehr schön gezeichnete Tafeln die Anweisung noch deutlicher. Es ist dem Großherzog von Oldenburg gewidmet. Der Umschlag zeigt einen flämisch gekleideten Reitersmann, der mit seinem Pferde in der Levade steht. 7.

[Schloß Krakau, von W. Bachmann.] Eine interessante Erscheinung ist es, daß auch die polnische schöne Literatur dem deutschen Publicum näher geführt wird, und zwar in einer ganz eigenthümlichen und wie uns dünkt, in der einzig richtigen Weise. Es werden uns nämlich nicht die polnischen Original-Dichtungen in einer mehr oder minder gelungenen Uebersetzung geboten, sondern ein Pole giebt uns (unter dem Pseudonym W. Bachmann) deutsche Arbeiten, die aus polnischen Dichtungen nicht zusammengestellt, nicht übersetzt, sondern organisch entwickelt und

frei gearbeitet sind. Herrn Bachmann verdanken wir in dieser Weise schon einen Roman „Der Fürst mein Liebchen", so eben ist ein zweiter „Schloß Krakau und das letzte Turnier" erschienen. Beide Werke haben, sind wir anders recht berichtet, Arbeiten des Grafen Rzewuski zur Folie; in wie weit sie nun eigene Dichtung oder reine Nachdichtung enthalten, vermögen wir nicht anzugeben, jedenfalls aber haben wir zwei gediegene Dichtungen, interessante Romane vor uns. Wie fremd uns Deutschen die slavische Welt eigentlich ist, das werden Viele gewiß erst nach der Lectüre dieser Romane erkennen. Selbst die größeste Institution des Mittelalters, das Ritterthum, die sonst allen Völkern gemeinsam, ist bei den Polen weit selbstständiger entwickelt, als bei sonst einem christlichen Volke; das polnische Ritterwesen erinnert beinahe mehr an das saracenische, wie es in den Maurenkämpfen in Spanien zur Blüthe kam, als an das benachbarte deutsche. Natürlich giebt es auch mit diesem noch Berührungspunkte genug. So hat Polen auch ein selbstständig entwickeltes Wappenwesen, und die Wappengenossenschaften, Wappengemeinschaften des polnischen Adels sind wenigstens in ihrer Ausdehnung ohne Seitenstück unter dem Adel anderer Nationen. Der Roman „Schloß Krakau" enthält mehrere sehr hübsche Sagen von der Entstehung einiger Wappen, die später von großen Genossenschaften gemeinschaftlich geführt wurden. Auffallend war es uns, daß dem Verfasser das Wappen der Fürstlichen Radziwill nicht ganz klar zu sein scheint, es wird durch drei schwarze Jagdhörner gebildet, welche mit den Mundstücken in der Form eines Schächerkreuzes zusammengestellt sind, während der Verfasser von dem Doppelhorn der Radziwill spricht. Es wäre uns sehr interessant zu erfahren, ob die Radziwill ihr altes Wappen in den frühesten Zeiten vielleicht in einer abweichenden Form geführt haben. Wir wünschen dem in mancher Hinsicht bedeutenden Buche eine recht rege Theilnahme.

Wappen-Sagen.

Juncker von Ober-Conreut.

Zu Eger am alten Schlosse
Prangt hoch ein Wappenschild,
Der zeigt auf rothem Grunde
Ein silbern Mannesbild,
Das trägt eine güldne Krone
Stolz auf dem wallenden Haar,
Von Golde beut es zwei Kolben
Zum Streite auf ein Mal dar.
Das ist das Wappen der Juncker,
Die einst mit kräftiger Hand
Des Burggrafthumes gewaltet
Im blühenden Egerland.
Das Mannsbild führte im Wappen
Von je der Juncker Geschlecht,
Die Krone hat ihm erstritten
Ein Ahne im scharfen Gefecht.

Die Krone, die güldenen Kolben,
Sie kosteten manchen Schlag —
Bei Heimburg [1]) an der Donau,
Das war ein heißer Tag!
Da führte die Hungarreiter
Der König Bela [2]) zum Kampf, —
Da stürmte der Babenberger [3])
Durch's Feld im Hufgestampf;
Da folgten die Herbersteine
Dem streitbaren Friederich,
Die Hardegg und Stubenberge,
Die Lamberg und Kuenrigg; [4])
Der ganze Adel des Landes,
Die östreich'sche Ritterschaft,
Zu messen hungarischer Schnelle
Die wuchtige deutsche Kraft.
Da wurde der Herzog umrungen,
Herr Friederich kämpfte allein,
Wild schlugen von allen Seiten
Die Hungarn auf ihn ein;
Schon fiel seine Klinge matter,
Dem Herzog erlahmte der Arm,
Da brach's wie ein Hagelwetter
Herein in den Hungarnschwarm.
Das war von Weitra Herr Juncker,
Der saß auf milchweißem Roß,
In jeder Faust einen Kolben,
So stürmte er ein auf den Troß.
Der silbergerüstete Reiter,
Das lange wallende Haar —
Erschrocken stutzte im Kampfe
Die feindliche Reiterschaar;
Und quer vor seinen Fürsten
Hinwarf Herr Juncker sein Roß,
Mit den Kolben schmettert er nieder
Abwechselnd Hieb und Stoß.
So hat er dem Herzog gerettet,
Das Leben und auch die Kron',
Drum trug er billig die Krone
Als Zeichen im Wappen davon,
Die Krone und auch die Kolben,
Mit denen er doppelt gethan,
Was sonst wohl die Helden leisten
Auf blutiger Siegesbahn.
Von Weitra zogen die Juncker
Zum lustigen Egerstrand, [5])

[1]) 1244.
[2]) König Bela IV.
[3]) Friedrich II. der Streitbare, der letzte Babenberger.
[4]) Die Juncker waren wahrscheinlich Lehnsträger der Kuenrigg.
[5]) 1265 unter Ottocar II.

Geboten als Herren und Meister
Alldorten in Stadt und Land.
Sie brachten ihr altes Wappen
Rein bis auf unsere Zeit,
Und heißen nach einer der Burgen
Jetzt Juncker von Ober-Conreut. *)

*) Ober-Conreut liegt im Egerland.

Johanniter-Orden.

Liste
derjenigen Fürsten, Grafen und Herren, welche in der Zeit von 1764 bis 1731 den Ritterschlag erhalten haben.

(Fortsetzung.)

128. Joachim Bernhard v. Prittwitz und Gaffron, Oberst-Lieutenant im v. Zietenschen Husaren-Regiment, später General der Cavallerie, auf Quilitz und Rosendahl.
129. Christian August Ludwig Carl Graf v. Dönhoff, Kriegs- und Domainen-Rath, nachmals Geheimer Statsminister und Ober-Marschall in Preußen, auf Friedrichsstein.
130. August Ludwig Maximilian Graf v. Eickstedt und Peterswalde, Oberhofmeister der Markgräfin zu Schwedt Königl. Hoheit, auf Coblentz bei Stettin.

1772. 1. September.

131. Philipp Gustav v. Massow, Lieutenant im v. Lottumschen Regiment, später Hauptmann a. D.
132. Philipp Heinrich Christian Freih. v. d. Reck, Cornet vom Regiment Gensd'armes, dann Lieutenant a. D., auf Overdyk.
133. Friedrich Ferdinand v. Kleist, Rittmeister im Regiment Gensd'armes, später Obrist-Lieutenant a. D., zu Berlin.
134. Wilhelm Ludwig v. Gablenz, Herzogl. Sachsen-Gothaischer Kammerherr.
135. Leopold Christian v. Woedtke, Rittmeister im v. Czetteritzschen Dragoner-Regiment.
136. Friedrich Wilhelm v. Uechtritz, Churfürstl. Sächs. Land-Kammerrath, später Kaiserl. Kammerherr.
137. Johann Carl Christoph Freih. v. Seckendorff, Herzogl. Württemb. Kammerherr, Regierungs-Rath und Kreis-Directorial-Gesandter.
138. Maximilian Julius Leopold, Prinz zu Braunschweig und Lüneburg, General-Major. Ertrank in den Fluten der Oder zu Frankfurt am 27. April 1785, in dem Bemühen Menschen zu retten.
139. Moritz Ludwig Ernst Graf zu Lynar, Lieutenant in Dänischen Diensten, später Königl. Preuß. Kammerherr, auf Drehnow.
140. Franz Johann Ulrich v. Puttkammer, Lieutenant im Infanterie-Regiment des Herzogs von Bevern, später Hauptmann a. D., auf Bessin.
141. Friedrich Otto Gustav v. Kleist, auf Protzen.
142. Philipp Gustav Wedig Freih. v. Eickstedt, Capitain und Adjutant des Herzogs von Bevern.
143. Johann Friedrich Ehrentreich v. Burgsdorff, auf Ziebingen.
144. Alexander Gerhard v. Saß, General-Major und Chef eines Regiments.
145. Bernd Friedrich August v. d. Marwitz, Kammerjunker, sodann Kammerherr und Hof-Marschall.

146. Ferdinand Moritz Graf v. Wartensleben, Cornet vom Regiment Gensd'armes, später Hof-Marschall des Prinzen Heinrich von Preußen.
147. August Wilhelm v. Kleist, Lieutenant im v. Düringshofenschen Infant.-Regiment, demnächst Kammerherr.
148. Gottfried Heinrich Leopold Graf v. Schmettow, Major a. D., auf Pommerzig.
149. Leopold Christian v. Wedell, Lieutenant im Kürassier-Regiment von Manstein, später Landschafts-Rath, auf Cremzow.
150. Balthasar Adolph v. Beerfelde, Obrist-Lieutenant im Kürassier-Regiment v. Manstein, später Obrist a. D., 1795 Commendator zu Burschen, Erbherr auf Lossow, † zu Frankfurt a. d. O. 17. Februar 1797.
151. Carl Leopold Gottfried Graf v. Schmettow, auf Stonsdorf, † zu Königsberg i. Pr. 17. August 1776.
152. Hans Ernst v. Kaphengst, Lieutenant im Husaren-Regt. von Zieten.
153. Otto Ferdinand, nachmals Graf v. Loeben, Churfürstl. Sächs. Appellationsrath und Geheimer Referendarius, später Wirklicher Geheimer und Conferenz-Minister.
154. Erasmus Friedrich v. Reder auf Schwantke.
155. George Carl Prinz zu Hessen-Darmstadt.
156. Carl Gustav Freiherr zu Innhausen und Knyphausen, Fähnrich vom Regiment Prinz Heinrich, nachmals Königl. Niederländischer Staatsrath, auf Norden in Ostfriesland.
157. Wolfgang Ferdinand Freiherr v. Dörnberg, Geheimer Etats- und Justiz-Minister und erster Präsident des Kammergerichts, † zu Berlin 9. September 1793.
158. Bogislav Hellmuth v. Maltzahn, Capitain a. D., sodann Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Hofmarschall, auf Ivenack.
159. Philipp Wilhelm v. Zeeze, Fähnrich im Regt. Prinz von Preußen.
160. Hans Albrecht v. Maltzahn, Herzoglich Holsteinscher Reisemarschall.
161. Friedrich Sigismund Graf v. Gesler, Rittmeister, auf Herrenmutschelnitz.
162. Friedrich Wilhelm v. Zeeze, Hauptmann a. D., auf Hohenwutsch.
163. Wilhelm August Freiherr v. Grappendorff, Referendar bei der Pommerschen Kriegs- und Domainen-Kammer, nachmals Präsident der Litthauischen Kriegs- und Domainen-Kammer
164. Friedrich Ernst v. d. Trenck, Lieutenant im Kürassier-Regiment v. Wiersbitzky, dann Rittmeister a. D., auf Kapstücken.
165. Friedrich Gottfried, nachmals Graf v. d. Groeben, Geheimer Etats-Minister und Ober-Marschall, auch Oberlandhofmeister im Königr. Preußen.
166. Carl Friedrich Leopold Freiherr v. d. Reck, Kammerherr zu Berlin.
167. Friedrich Wilhelm August v. Voß, Hofgerichtsrath, zu Königsberg in Preußen.
168. Ewald v. Massow, Capitain im Regiment von Düringshofen, später Obrist-Lieutenant a. D., auf Bartin.
169. Bernhard Gottlob Graf v. Schlieben, Major a. D., auf Naudischken.
170. Joseph Friedrich Freiherr v. Racknitz, Churfürstl. Sächsischer Premier-Lieutenant bei der Leib-Grenadier-Garde und Kammerjunker, dann Kammerherr und Hausmarschall.
171. Friedrich Hartmann Freiherr v. Witzleben, Herzogl. Sachsen-Weimarscher Wirkl. Geh. Rath und Oberstallmeister rc.
172. Bernhard v. d. Dollen, Oberstlieutenant im Regiment v. Saß, später a. D., auf Preezen.
173. Philipp Adolph v. Schwerin, Major und Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, später Generalmajor a. D.
174. Johann Alexander v. Kalb, Herzogl. Sachsen-Weimarscher Kammerjunker und Kammer-Rath, später Präsident, zu Weimar.
175. Malte Friedrich Graf und Herr zu Puttbus, Erb-Landmarschall im Herzogthum Pommern und Fürstenthum Rügen.
176. Johann Sigismund Freiherr v. d. Goltz, Major im Kürassier-Regiment v. Seelhorst.
177. Wilhelm Dietrich Freiherr v. Buddenbrock, Kriegs- und Domainen-Rath, Erbherr auf Plaeswitz bei Striegau, † zu Plaeswitz 1. October 1800.
178. Wilhelm Carl Adolph Freiherr, nachmals Graf v. Dyhrn u. Schönow, Kriegs- und Domainen-Rath bei der Kammer in Königsberg.
179. Friedrich Ludwig v. Rochow, Lieutenant bei der Garde du Corps, später Kammerherr, auf Plessow, † daselbst 13. September 1808.

180. Wilhelm Albrecht v. Arnstädt, Lieutenant im v. Wierobitzkyschen Kürassier-Regiment, später Major.
181. George Adam Graf v. Schlieben, Kammerherr, auf Neuhaus Gerdauen.
182. Leopold v. Kleist, Lieutenant im Regiment Chevauxlegers, später Major.
183. Friedrich Christoph v. Goerne, Kriegs-Rath und Kammerherr, nachmals Geh. Stats-Minister.
184. Adam August v. Möllendorff, Deichhauptmann im Herzogthum Magdeburg, auf Wudicke, † daselbst 9. October 1780.
185. George Gottlob Leopold v. Sydow, Fähnrich vom 1. Bataillon Garde, nachmals Major im Regiment des Prinzen Ferdinand von Preußen.
186. Johann Friedrich Freiherr v. Nolcken, Königl. Schwedischer Kammerherr, zu Stockholm.
187. August Heinrich Graf v. Wartensleben, Lieutenant a. D., Domherr zu Brandenburg, später Hofmarschall bei der Prinzessin Friederike von Preußen, Erbherr auf Saatzke, † daselbst 5. Mai 1805.
188. Friedrich Heinrich Alexander v. Elditten, Lieutenant vom Regiment Alt-Platthen Dragoner.
189. Caspar Friedrich Ernst v. Bredow, Kammerherr und Hofmarschall des Prinzen Ferdinand von Preußen.
190. Friedrich Otto Leopold Graf Finck v. Finckenstein, Obrister und General-Adjutant, auf Trebichow, 1788 Commendator zu Supplingenburg, † zu Trebichow 19. April 1790.
191. Christian Ludwig v. Kaphengst, Rittmeister und Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, später Major a. D., zu Merseburg.

1781. 12. October.

192. Carl Friedrich Ludwig Graf v. Nostitz, Kammerherr und Envoyé zu Madrid, Erbherr auf Nieder-Gläsersdorf.
193. Carl Ernst George Graf v. Podewils, Legations-Rath und Kammerherr.

1785. 27. September.

194. Philipp Carl nachmals Graf v. Alvensleben, Kammerherr und Gesandter am Churfürstlich Sächsischen Hofe, später Wirklicher Geheimer Cabinetsminister und Mitglied des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, † zu Berlin 21. October 1802.
195. Friedrich Abraham Wilhelm später Graf v. Arnim, auf Boitzenburg.
196. George Alexander Heinrich Herrmann Graf v. Callenberg, Churfürstlich Sächsischer Geheimer Rath und Kammerherr, Standesherr auf Muskau, † daselbst 4. Mai 1795.
197. Wilhelm Heinrich Ferdinand Carl Graf v. Lepell, Kammerherr und Gesandter zu Stockholm.
198. Friedrich Bogislav Emanuel nachmals Graf v. Tauenzin, Capitain im Infanterie-Regiment Prinz Heinrich von Preußen.

1786. 1. Juni.

199. Erasmus Ludwig Friedrich v. d. Groeben, Rittmeister im Regiment Gensd'armes, später General-Major.
200. Otto Friedrich Ludwig v. Schack, Lieutenant im Regiment Gensd'armes, später Major.
201. Carl Friedrich v. Beeren, Rittmeister im Regiment Gensd'armes, später General-Major.
202. Leopold Graf v. Beust, Königlich Polnischer und Churfürstlich Mainzischer Geheimer Rath und Kammerherr ꝛc.
203. Heinrich Baron v. Offenberg, Hofmarschall des Herzogs von Kurland, später Kaiserlich Russischer Geheimer Rath und Canzler.
204. Christian Ludwig Carl Aemilius Alexander Wilhelm Graf zu Solms, Lieutenant im Regiment Gensd'armes, nachmals General-Major.
205. Carl Florian v. Thielau, Herzoglich Braunschweigscher erster Stallmeister und Kammerherr.
206. Friedrich Rudolph v. Arnstaedt, Cornet im v. Ebenschen Husaren-Regiment.
207. Carl Rudolph v. Lestwitz, Erbherr auf Groß-Tschirna, † daselbst 27. August 1803.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Der fünfundzwanzigste Januar 1858.

Mit innigster Theilnahme richten sich aller Preußen Blicke auf das fürstliche schöne Paar, das so eben über das Meer unseren Grenzen naht. Prinz Friedrich Wilhelm führt in die Burg seiner Väter ein königliches Gemahl, aus einem der stolzesten, tapfersten, ruhmreichsten Herrscherstämme der Welt, aus einer der edelsten, reinsten Familien jenes Landes heim, in dem der Sinn für die Familie von jeher am stärksten war.

Ueberall, in welchen Kreis des Lebens sie auch gestellt sein mag, hat die Gattin eine tiefe Bedeutung, einen seltenen Einfluß auf die weitere Entwickelung des Mannes; doch auf dem Throne wächst diese Bedeutung in's Unendliche, und der stille Frieden und die innere Zufriedenheit, die die Fürstin dem Fürsten zu bringen vermag, wird leicht zum Keime großer Segnungen für ein ganzes Volk und für eine weite Epoche. Auch die seltenste Größe des Fürsten kränkelt und artet nur zu leicht in Einseitigkeit und Härte aus, wo der linde weibliche Geist seinem Herzen und seinem täglichen Leben fehlt. Die Geschichte des Vaterlandes liefert uns für Beides Beispiele. Wie wunderbar vielseitig und umfassend ist der Genius Friedrich des Großen, und doch, als er daran geht, in der Epoche des Friedens die großen Erfolge des Feldherrn und des Organisators zu verwerthen, wie hart und unfruchtbar erweist sich nicht da manchmal seine mächtige Hand, hart gegen die schwellende Blüthe deutscher Kunstschönheit, unfruchtbar in den Versuchen, die innere Verwaltung des Staates inniger mit dem Volksbestande zu vereinigen. Und dagegen Friedrich Wilhelm der Dritte! Wer will uns sagen, ob der hochselige Herr die furchtbaren Prüfungen der Jahre von 1807 bis 1813 so standhaft, so heldenmüthig ertragen hätte, wenn nicht neben ihm, dann in verklärter Gestalt über ihm, die unvergeßliche Königin gestanden hätte, deren starke große Liebe zum König dem König erst ganz den Glauben an sich selbst gab?

So wird uns die Vermählung des fünf und zwanzigsten Januars zu einer neuen trostreichen Verheißung und Verbürgung der vaterländischen Größe, und der Prinz, die Hoffnung des Vaterlandes, gewinnt vor unseren Augen an der Seite einer edlen Fürstin ein steigendes Ansehen, und seine Zukunft wird uns sichrer und noch hoffnungsvoller.

Aber die Augen des Volkes, so sehr es diesen nächsten Segen der Vermählung anerkennt, richten sich höher und erwarten von diesem ehelichen Bunde noch ein anderes Glück für Preußen. Es ist das stammverwandte England, daß durch diese Verbindung dem Preußenlande näher kommt, und durch das ganze preußische Volk geht in dieser Zeit ein erhöhtes Gefühl von Sympathie für das englische Volk, überall öffnen sich bei uns die Herzen dem englischen Wesen, und man erwartet mit Sicherheit ein Gleiches von den Bewohnern der königlichen Insel.

Die englische Presse läßt denn auch Worte der Anerkennung gegen uns hören, in englischen Privatkreisen macht sich ein Gefühl herzlicher Theilnahme für Preußen, für unsre Vorzüge und Tugenden geltend, und selbst auf die leitenden Staatsmänner Englands scheint diese gegenseitige Annäherung in den Gesinnungen der Völker Eindruck zu machen.

Eifrige Vaterlandsfreunde bei uns berechnen bereits aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte die Lage unsrer Zukunft und ihrer mit England gemeinsamen Interessen; es wird nachgewiesen, wie England Hand in Hand mit Preußen zu seiner heutigen Größe gelangt sei und wie parallel damit die unsrige sich entwickelt habe, und solch ein Gleichschritt der Entwicklung zeigt sich uns in folgenden glänzenden Zügen:

„Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Wilhelm von Oranien waren es, welche sich mit geringen Mitteln, aber desto entschlossenerem Muthes den Eroberungen Ludwig's XIV. entgegenwarfen. Es ist bekannt, wie die rasche Hülfe des Kurfürsten seinen Neffen und Holland im Jahre 1672 rettete. Von den Stuart's geleitet, war England damals ein Vasallenstaat Frankreichs; es focht in diesem Kriege auf der Seite Ludwig's XIV. Zehn Jahre nach den Friedensschlüssen von Nymwegen und St. Germain laden die Whigs Wilhelm von Oranien ein, nach England überzugehen, um Jacob I. vom Throne zu stoßen. Wilhelm von Oranien und Friedrich Wilhelm waren bereit, den Protestantismus und die politische Freiheit Englands zu retten und diesem Lande die Stellung einer selbstständigen Macht wiederzugeben. Der Kurfürst gewährte neuntausend Brandenburger zur Unterstützung des Unternehmens, zum Behuf der Deckung von Holland. Die Reichsarmee sollte in Lothringen eindringen, die Armee von Kur-Brandenburg und Oranien sollte den graden Weg auf Paris gehen. Es war ihm nicht beschieden, den Ausbruch des Kampfes zu erleben. Aber die Parole, welche er am Tage vor seinem Tode ausgab, war „London". Ein brandenburgischer Feldmarschall befehligte das Heer, mit welchem Wilhelm in der Bucht von Torbay landete, das

Regiment Brandenburg geleitete ihn nach dem Palast von St. James und nach Irland. Brandenburgische Truppen fochten unter dem Commando König Wilhelm's bei Steinkirchen und Neerwinden, und ihnen dankte der König die Wiedereroberung von Namür und Huy...

„Vereinigt flatterten im spanischen Erbfolgekriege die Banner Englands und Preußens auf dem Siegesfelde an der Donau bei Hochstädt und Blenheim, auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Niederlande bei Ramillies, Oudenarde und Malplaquet. Preußen erlangte in den Verträgen von Utrecht die Anerkennung seiner Königswürde und ein Quartier von Obergeldern, England Gibraltar und bedeutende Erwerbungen jenseit des Oceans ...."

„Im Juni 1757 trat der große Commoner an die Spitze des englischen Ministeriums. Er war entschlossen, „Preußen wider die mächtigste und boshafteste Verbindung, welche jemals die Unabhängigkeit eines Staates bedrohte," zu vertheidigen, er war entschlossen, „America in Deutschland zu erobern." Und er erreichte mehr als das. Während Ludwig XV. alle Kraft auf den Landkrieg verwendete, während er Jahr für Jahr Armeen von hundert und hundert und funfzigtausend Mann nach Deutschland warf, eroberten Wolfe und Armherst Canada, schlug Oberst Coote den Grafen Lally, unterwarf Clive Bengalen. Die Schlachten von Roßbach, Crefeld, Minden, Bellinghausen machten die Siege von Plassey, Quebeck und Pondichery möglich ..." *)

Das ist allerdings eine lange Geschichte gemeinsamen Strebens, gemeinsamer Siege, und sehen wir genauer zu, so finden wir, daß dies Zusammenhandeln Preußens und Englands aus einer tiefen innern Einheit Beider hervorgegangen ist. Es handelte sich dabei um ein Beiden gemeinsames Princip, das wir das des politischen Protestantismus nennen dürfen, es handelte sich um den Kampf gegen jeden Versuch eines Staates, eine neue Universalmonarchie auf den Trümmern der Staatsbildungen des modernen Europa's zu errichten. Der schweigsame Oranier und der große Kurfürst erhoben sich Beide gleichmäßig gegen solchen Versuch, Pitt und Friedrich der Große begegneten gleichmäßig jedem solchen Gedanken des maßlosen Ehrgeizes; zum dritten Male standen gegen ihn vereinigt die Enkel auf den Feldern von Waterloo.

Solch eine ruhmreiche Vergangenheit, in ihren verschiedensten Epochen dieselbe That der Gemeinsamkeit stets wiedergebärend, muß allerdings als ein Pfand weiterer Gemeinschaft beider Staaten betrachtet werden, und wir gehen darum nicht über das thatsächlich Begründete hinaus, wenn wir Preußen und England für die natürlichen Garanten des Weltfriedens und einer geordneten Entwickelung der bestehenden Völker und Staaten halten.

In Preußen ist dies seit geraumer Zeit anerkannt, und der dieser

*) Preußische Jahrbücher. Erstes Heft. S. 24.

Anerkennung entsprechende Drang des Volkes hat als weitere Aufgaben unserer Geschichte nicht kriegerische Züge und äußere Eroberungen, sondern den Ausbau unserer Verfassung, die Sicherung und Verbesserung unserer gesellschaftlichen Einrichtungen hinstellen lassen. Ein Gleiches wünschen wir allen übrigen Völkern. Aber nicht überall in Europa theilt man diese unsre Liebe zum Frieden und betrachtet man als höchste Aufgabe der Staaten diese innere Arbeit, und wie uns schon 1815 bei der Neuordnung Europa's von fremdländischer Diplomatie mit berechneter Absicht Hindernisse geschaffen wurden, die dies unser inneres Leben erschweren, ja unmöglich machen sollten — wir erinnern an die künstlichen Grenzausdehnungen unserer Monarchie, an die Vielartigkeit der uns überwiesenen Stämme —, so sind diese feindlichen Mächte auch heut noch thätig, die Entwickelungen, die wir angelegt haben, zu kreuzen, Gewalten des Hasses gegen uns emporzubeschwören und Dinge wieder lebendig zu machen, welche wir durch Arbeiten des Geistes, durch Ausgleichungen und Versöhnungen längst beseitigt zu haben glaubten. Wir brauchen nicht deutlicher zu reden, Freund und Feind verstehen uns.

Aus solch einer Lage unserer Angelegenheiten erwächst für England, wenn es wirklich so tief wie Preußen die Bedeutung der englisch-preußischen Einigkeit erfaßt hat, eine große Pflicht, und die Tage sind sicher nicht fern, wo es sich zeigen muß, ob England diese Pflicht zu würdigen weiß, und ob es geneigt ist, uns einen Beistand zu leisten, der sich ihm unter der Hand in eine Stärkung seiner eignen Bedeutung und Macht verwandeln würde.

Der fünfundzwanzigste Januar hat jedenfalls auf der königlichen Insel ähnliche Betrachtungen und Erwägungen angeregt, und schon darum ist er für Preußen von unsäglicher Wichtigkeit, und Gott helfe dazu, daß er in Folge dessen der erste Ausgangspunkt eines neuen innigen Zusammenhaltens beider mächtigen, erleuchteten Nationen und Staaten werde!

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. V. Der Junker und sein Versucher.

An dem Vormittage, der auf die Ereignisse folgte, welche wir in unserm letzten Capitel zu schildern versuchten, hatte von den Personen, auf welche sich unsere Erzählung bezieht, zuerst Veit Muffel die alte Klause verlassen. Er hatte sich sein Roß an eine Hinterthür des weitläufigen Gebäudes führen lassen und war davon geritten, ohne von seinem Bruder Roderich, ohne von Laurenz Imhof Abschied zu nehmen. Nach dem kaiserlichen Fähndrich hatte, ebenfalls durch eine Hinterthür und, wie er glaubte, ganz unbemerkt, ein Mann seine Heimreise angetreten, der eine große magere Fuchsstute ritt; selbiger Mann pries sich sehr glücklich, als er aus der Klause heraus war, aber er würde um ein gut Theil weniger zuversichtlich dahingezogen sein, wenn er bemerkt hätte, mit welchem höhnischen Grinsen ihm der alte Rembart, des obersten Hauptmanns gefürchteter Diener, nachsah.

Die beiden Imhofe hatten noch einige Stunden verweilt mit dem gelehrten Doctor Roderich Muffel, der, wie Doctor Martin Luther, ein Augustiner Mönch gewesen lange Jahre hindurch, bevor er sich dem Werke der Kirchenerneuerung als ein gar eifriger Anhänger und Diener angeschlossen. Immer mehr staunend bemerkte der Patricier, welch ein trefflicher Mann aus dem Junker Roderich geworden, dieser dagegen war höchlich erfreut, in dem obersten Hauptmann, in dem Gemahl seiner geliebten Schwester, keineswegs den starren und fanatischen Gegner der Kirchenerneuerung zu finden, als welcher derselbe ihm geschildert sein mochte. Auf Junker Endres machte der jüngere Oheim lange den Eindruck nicht, wie der ältere; Vitus war eben ein Kriegsmann und Roderich nur ein Gelehrter, das war für einen Nürnbergischen Stadtjunker von damals, trotz der ausgezeichneten Erziehung, welche Andreas genossen, entscheidend; freilich war die entsetzliche Rohheit des Kriegsmannes dem scharfblickenden Jüngling nicht entgangen, aber die Jugend sieht gar zu gern in der Rohheit nur einen Ausdruck der männlichen Kraft, die ihr das Höchste scheint, und so verzieh der kraftstrotzende Jüngling dem kriegerischen Oheim weit lieber seine tollen Flüche und wüsten Schwüre, als der in den strengsten Grundsätzen kirchlicher Rechtgläubigkeit aufgewachsene junge Edelmann sich mit den ketzerischen Ansichten des von der Kirche abgefallenen gelehrten Oheims vertragen konnte. Es gelang Roderich an diesem Vormittage nicht, seines jungen Verwandten Zuneigung zu gewinnen, und wenn er das selbst mit einem gewissen Mißbehagen bemerkte, so nahm es Herr Laurenz Imhof nicht ohne eine gewisse Befriedigung wahr. Die Imhofe wären so leicht nicht zu gewinnen, es wäre nicht ihre Art, dem ersten Eindruck, und

sei derselbe auch noch so mächtig und vortheilhaft zugleich, nachzugeben — also meinte der Patricier zu sich selbst; im Grunde aber war ihm die Zurückhaltung seines Sohnes immer noch darum angenehm, weil Roderich ein Prädicant der neuen Lehre war.

Zu Mittag erst traten auch die Drei ihren Heimweg an; sie ritten gemeinsam bis zur Bayreuther Straße zurück; an derselben Stelle fast, wo sich mehr als zwanzig Jahre früher die fünf Muffel-Söhne getrennt, verließ Doctor Roderich die Imhofe und ritt nach Bayreuth, wo er Geschäfte hatte, die er zu Ende führen wollte vor seiner Rückkehr nach Nürnberg. Die Imhofe ritten nun zusammen bis dahin, wo der Weg nach Wenigenhausen abführte; dorthin schickte der Patricier seinen Sohn zurück, sein Versprechen zu halten, nachdem er ihn noch einmal vermahnt, nicht von seinem Oheim Vitus zu reden; dagegen werde es gut sein, hatte der vorsichtige Laurenz hinzugefügt, wenn er erwähne, daß sein Oheim Roderich Muffel ein großer Gelehrter geworden sei und binnen Kurzem nach Nürnberg zurückzukehren gedenke, freilich als ein Prädicant der neuen Lehre.

Nachdenklich ritt der oberste Hauptmann mit seinem Knechte vollends nach Nürnberg heim, während sein Sohn den Goliath scharf austraben ließ und bei sich beschloß, in Wenigenhausen von seinen beiden mütterlichen Oheimen gar nicht zu reden, von dem Einen nicht, weil es ihm verboten war, von dem Andern nicht, weil es ihm nicht behagte, einen so nahen Verwandten als ketzerischen Prädicanten bezeichnen zu müssen. Andreas Imhof war ein gehorsamer Sohn, aber er hatte ein treffliches Gedächtniß, und erinnerte sich sehr gut, daß ihm sein Vater die Erwähnung des Prädicanten nicht befohlen, sondern nur empfohlen hatte.

Uebrigens macht jedes Erlebniß etwas außergewöhnlicher Art die Jugend froh, und darum kehrte auch Junker Andreas in heiterster Stimmung nach Wenigenhausen zurück. Sorgfältig wechselte der Jüngling, in Wenigenhausen angekommen, Wäsche und Kleidung, dann erst begab er sich in das zweite Gestock hinab, um seinen Oheim Cosmus und seine Base Magdalene zu begrüßen.

Mit dem leichten, elastischen Schritt der Jugend trat Andreas in die große Wohnstube, wo er seine Base Magdalene noch allein fand. Die Hausherrin saß in ihrem großen Lesestuhle, einem Prachtstücke von Eichenholz, das so recht dem Zuge jener Zeit nach Abgeschlossenheit entsprach. Das Mittelalter baute sich gern in der Stube noch ein Stüblein, es sah gern aus einer Art von Versteck in die Umgebung hinein, daher die Erker an den Häusern, die abgetrennten Verschläge, die geschlossenen Himmelbetten, daher endlich auch diese kostbaren Lesestühle, die den darin Sitzenden nach allen Seiten schützend umschlossen und ihm noch eine besondere Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit mitten in der Stube sicherten. Frau Magdalenens Lesestuhl stand auf einer hohen

Stufe, die Rücklehne, mit einem bunten Teppich, dem sogenannten Rücklaken, behängt, erhub sich zwischen zwei zierlich ausgeschnitzten Säulen, welche ein weit über das Haupt des Sitzenden vorspringendes Dach trugen, das wieder mit Figuren und Laubwerk verschwenderisch verziert war. Vor dem eigentlichen Sitz, der mit einem Polster belegt war, ragte mitten in der Stufe das große Lesepult mit drehbarem Gestell, auf welchem ein mächtiger Foliant ruhete, der ohne solche Hülfsmittel mit den Händen allein ziemlich schwer zu regieren gewesen sein würde.

In diesem Lesestuhl saß Frau Magdalene, köstlicher und prachtvoller gekleidet, als Junker Andreas sie jemals gesehen; ihr Kleid war von einem kostbaren gemusterten Goldbrokat, das Leibchen, vorn bis zum Gürtel offen, war über dem Linnen mit Perlenschnüren zugenestelt; eine Schnur großer Perlen diente als Gürtel und ein breites Halsband von Diamanten und Perlen verdeckte nicht ganz den Busen. Auf dem Haupt trug Frau Magdalene einen Kopfputz von dem kostbaren Ungeschmack, von der gewaltthätigsten Geschmacklosigkeit, er bestand aus einem Drahtgestell, das leicht nach rückwärts gebogen und an dem Hinterhaupt befestigt sich wohl eine halbe Elle über dasselbe erhob; von diesem Gestell fielen lange Spitzenschleier bis auf den Fußboden, so daß dieselben beim Sitzen, oder auch beim Gehen aufgenommen und über den rechten Arm geschlagen werden mußten. Dieser ungeheuerliche Kopfputz hieß à la hénin, vom burgundischen Hofe aus hatte er sich verbreitet und er war um so abscheulicher, als er den schönsten Schmuck des Weibes, das Haar, vollständig unter dem Schleiertuch versteckte, das mit seinen schweren Falten auch der Stirn noch Eintrag that.

Trotz der schwerfälligen Pracht und Geschmacklosigkeit dieser Kleidung fand Junker Andreas seine Base wunderschön und er hatte nicht Unrecht, die Schönheit mancher Frau findet erst ihren höchsten Ausdruck neben der Geschmacklosigkeit der Modetracht. Freundlich streckte Frau Magdalene ihrem jungen Verwandten die mit vielen kostbaren Ringen geschmückte Hand entgegen.

„Ich habe Euch nie so geschmückt gesehen, Frau Base!“ sagte Andreas Imhof mit aufrichtiger Bewunderung.

„Gefällt Euch die Tracht, Vetter?“ entgegnete die schöne Frau, „Herr Cosmus wollte, ich solle heut burgundisch gehen, der burgundischen Gäste wegen, die wir im Haus haben, ich für mein Theil gehe lieber deutsch.“

„Aber was habt Ihr da?“ rief Magdalene plötzlich, „laßt sehen!“

Magdalena faßte nach der kostbaren Halskette, welche Rembart am Morgen dem Jüngling mit seines Oheims Vitus letztem Gruß gegeben. Nicht ohne Eitelkeit hatte der Junker das seltsam geformte Kleinod angelegt; die Glieder dieser Kette bestanden aus schweren goldenen Feuersteinen, von denen je zwei und zwei durch einen Feuerstahl

mit einander verbunden waren, jedes einzelne Glied der Kette aber war von goldenen Flammen umzüngelt.

„Woher diese Kette, Vetter?“ fragte die Frau hastig und sichtlich bestürzt. Eine tiefe Röthe färbte des Junkers Antlitz bei dieser Frage, er war nicht gewohnt zu lügen und durfte die Wahrheit nicht sagen, denn sein Vater hatte ihm verboten, den Oheim Vitus zu nennen.

„Das Andenken eines Verwandten!“ stammelte er endlich in höchster Verlegenheit.

Frau Magdalene ließ die Kette los, der Junker richtete sich auf, stechend ruhete der Blick ihrer Augen auf dem verlegenen Antlitz des Jünglings, endlich sagte sie langsam und jedes Wort betonend: „Ich halte es für ausgemacht, daß Laurenz Imhof's Sohn nicht lügen kann, es ist also hier ein Mißverständniß, und ich danke Gott, daß ich Euch, mein Vetter, vielleicht vor manchem unliebsamen Auftritt schützen kann. Wisset, diese Kette ist die Ordenskette des güldenen Vließes, solche Kette aber kann Euch mit Recht Niemand verleihen oder geben, als Herr Carl von Gent, König von Spanien und Indien, denn der allein ist Herzog in Burgundien, das goldene Vließ aber ist ein burgundischer Ritterorden. Nehmt also, ich bitte Euch, die Kette ab, denn da zween Herren aus dem Burgunderland im Hause sind, so würde des Fragens kein Ende sein und Ihr würdet in schlimmere Verlegenheit kommen bei den Fremden, die ja nicht so genau wissen wie ich, daß Laurenz Imhof's Sohn nicht lügen kann.“

Andreas löste die Kette von seinem Halse, er beugte leicht das linke Knie vor seiner Base, bot ihr die Kette dar und sprach ernst: „Ich danke der Frau Base für solche gute Meinung, würde auch kein Bedenken tragen, ihr den Namen dessen zu nennen, der mir die Kette als ein Angedenken gelassen, wenn mir nicht mein Vater geboten hätte, zu schweigen. Das aber kann ich der Frau Base nicht vorenthalten, daß das Kleinod ein Stück Kriegsbeute ist, dessen Bedeutung der Sieger eben so wenig gekannt zu haben scheint, wie ich sie kannte, und zum Schluß bitte ich Euch, Frau Base, daß Ihr die Kette an Euch nehmt und bei Euch behaltet, bis ich mich darüber mit meinem lieben Vater besprochen!“

Lächelnd nahm Magdalene das Kleinod und verschloß es in ein Kästchen des Lesepultes; sie sah wohlgefällig nieder auf den Jüngling und sprach freundlich: „Ihr werdet ein vollkommener Ritter sein, Vetter Imhof, auch ohne die Kette des goldenen Vließes, und vielleicht kommt einst ein Tag, da Ihr das Recht haben werdet, sie zu tragen!“

„Möchte Eure Prophezeiung zur Wahrheit werden, Frau Base!“, entgegnete der Junker aufstehend und mit der glücklichen Zuversicht der Jugend lächelnd, die auch das Höchste für erreichbar hält.

„Führt mich in den Saal, Vetter Imhof!“ begehrte jetzt Frau Magdalene, indem sie aufstand und ihre linke Hand auf den rechten

Arm des Junkers legte, während sie die langen Schleier des burgundischen Kopfputzes um ihren rechten Arm schlug.

In dem Bankettsaal, in den Frau Magdalene mit ihrem Begleiter unmittelbar aus dem Wohngemach trat, war schon die Tafel prachtvoll gerüstet, die Schenktische in den Ecken prunkten mit dem reichen Silbergeschirr, den Goldbechern und Krystallpokalen, kurz mit jenem soliden Reichthum an edelm Metall und künstlicher Arbeit, auf den unsere Väter so große Stücke hielten.

Noch waren die Speisen nicht aufgetragen, aber schon stand bereit an den Credenztischen die Schaar der Knechte, deren große Anzahl damals eben so zu den Attributen des Reichthums und der Vornehmheit gehörte, wie die Fülle des Silbergeschirrs.

Auf einer Estrade zwischen den Fenstern des Bankettsaals saßen die Musikanten mit ihren Instrumenten, welche bei einer feierlichen Mahlzeit damals nicht fehlen durften.

Am Arme ihres jungen Vetters umschritt Frau Magdalene die Tafel, alle Anordnungen mit dem scharfen Blick einer sorgsamen Hausfrau prüfend, sie abändernd und verbessernd. Als sie sich überzeugt hatte, daß nichts mehr fehle, ließ sie die Fenster blenden, obwohl es noch lange nicht ganz dunkel war, befahl die Kerzen anzuzünden und hatte sichtlich ihre Freude an dem viel prachtvollern Anblick, den nun der Saal im Schimmer der Lichter bot. Danach hieß sie dem Haushofmeister Jan Adrianson, der bislang ihrer Befehle harrend an der Thür gestanden, hinaufgehen und dem Hausherrn melden, daß das Mahl gerüstet sei für ihn und seine Gäste.

„Wo ist Marianna?“ fragte der Junker plötzlich seine Base.

„Marianna?“ erwiederte Frau Magdalene, indem sie dem Imhof ganz seltsam in's Gesicht sah, „was geht Euch die Marianna an?“

„Ich bin gewohnt, sie stets bei Euch zu sehen!“ entschuldigte sich Andreas etwas betreten.

„Die fremden Gäste brauchen das Kind nicht zu schauen!“ warf jetzt Frau Magdalene ziemlich gleichgültig hin, nahm ihre Hand von dem Arme des Jünglings und schritt rasch der Thüre zu, welche eben, beide Flügel zugleich, geöffnet wurde, um Herrn Cosmus und seine Gäste eintreten zu lassen, zugleich erklang auch die Musik in freudig bewillkommnenden Weisen zur ersten Begrüßung.

„Das ist meines Bruders Sohn, der Junker Andreas Imhof,“ nahm Herr Cosmus das Wort, indem er den Jüngling bei der Hand nahm und ihn zu dem Vornehmsten der Gäste führte, einem lustig aussehenden alten Herrn — „laßt meines Bruders Sohn Euch empfohlen sein, Graf Stephan!“

„Der Sohn des berühmten Laurenz Imhof ist überall empfohlen!“ antwortete der burgundische Edelmann mit höfischer Freundlichkeit, dem Jüngling die Hand reichend.

„Auch Euch, edler Herr von Imbercourt, empfehle ich meinen jungen Verwandten," fuhr Herr Cosmus fort, auf den zweiten Gast deutend, eine hohe magere Gestalt, um die eine prachtvolle Kleidung schlotternd hing; eine unangenehme Erscheinung mit einem jener gekniffenen Gesichter, in die man alles Mögliche hineinlesen kann, aus denen aber nichts herauszulesen ist. Der Herr von Imbercourt begnügte sich, den Gruß des Junkers durch ein steifes Kopfnicken zu erwiedern. Cosmus sah sich nach dem dritten Gaste um, der aber, anscheinend ein hochbejahrter Greis, mit einer gewaltigen Adlernase in dem langen, bleichen Gesichte, in welchem die großen graublauen Augen unter den weißbuschigen Brauen und Wimpern mit dem unheimlichen Ausdruck verwegener Schlauheit und unbändiger Leidenschaft funkelten, war hinter ihm weg zu dem Jüngling getreten, hatte dem die Hand mit festem Drucke auf die Schulter gelegt und sprach, indem er dem sich rasch Umkehrenden scharf in's Gesicht blickte: „Junker Andreas und ich sind schon eher gute Freunde geworden, haben die letzte Nacht zusammen bei der Kanne gesessen in der Klause!"

„Er trank in der Klause," sagte Frau Magdalene leise in sich hinein, „so hat er mich doch belogen wegen der Kette." Sie fühlte einen stechenden Schmerz in ihrem Herzen.

Andreas aber reichte dem Greise die Hand, er hatte keine Mühe, in ihm den alten Reigerfritz aus der Klause wieder zu erkennen, obwohl der hier in schwarzem Sammet und Spitzenkragen erschien, wie ein vornehmer Edelmann gekleidet. Solche Gesichter, wie das des Reigerfritz, vergessen sich nicht. Der unbefangene Junker aber hatte großen Gefallen an dem gewandten Greise gefunden, der ihn die ganze Nacht fast unterhalten bei der Weinkanne mit wundersamen Geschichten aller Art, eine immer merkwürdiger als die andere. Es war dem Jüngling entgangen, daß sein Oheim Cosmus stutzte und sich verfärbte, als der Greis von seiner Bekanntschaft mit ihm sprach.

Man setzte sich jetzt zu Tische, und eine köstliche Fischsuppe dampfte in den tiefen Schaalen, aus denen man damals die Suppe zu speisen pflegte; der junge Imhof, der neben dem Greise saß, der in der Waldklause kurzweg der Reigerfritz hieß, hier aber mit großer Rücksicht behandelt und „Mynheer" genannt wurde, gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als er sah, daß sein Oheim nebst seinen Gästen zu essen begann, ohne vorher zu beten. Der Jüngling hatte nicht den Muth, in Gegenwart der vornehmen burgundischen Herren daran zu erinnern, daß das Tischgebet vergessen sei, denn er glaubte in seiner Harmlosigkeit, es sei nur vergessen; darum sprach er leise für sich das Tischgebet seines Vaters und that nun erst den Speisen, so in verschwenderischer Fülle aufgetragen wurden, die gehörige Gerechtigkeit, so weit solche der Magen eines jungen Mannes zu leisten vermag, der mehrere Stunden Weges geritten zuvor.

Es war das erste Mal, daß Andreas an seines Oheims Tische saß, denn Feste gab Herr Cosmus in Nürnberg nicht; überhaupt war der Junker noch niemals wo anders zu Gast gewesen, als in den Häusern der ehrenfesten Patricier von Nürnberg, mit denen sein Geschlecht versippt; zauberhaft beinahe muthete ihn darum das Gespräch an, was er heute um sich vernahm. Vieles verstand er nicht, und Vieles, was er verstand, gefiel ihm nicht, oder gefiel ihm sehr schlecht, denn es kam ihm vor, als sei es eine Verhöhnung des christlichen Glaubens und der ehrbaren Sitte. Jene Zeit war derb, sie nannte eine Menge von Dingen noch ohne weitere Ziererei bei ihrem eigentlichen Namen, die wir jetzt kaum noch andeuten; Andreas Imhof aber vernahm hier Reden, vor denen er erröthend die Augen niederschlug, um nur nicht in das Gesicht seiner Base sehen zu müssen.

Uebrigens hätte er ruhig auf Frau Magdalenen schauen können; schweigsam vor sich hinblickend, saß die merkwürdige Frau dort, sie schien nichts zu hören; nur, wenn einer der burgundischen Edelleute, welche ihre Nachbarn waren, die Rede besonders an sie richtete, gab sie höflich Antwort; zuweilen indessen, während der langen Dauer der Tafel, suchten ihre Blicke den jungen Vetter, der aber dachte bald nicht mehr an sie, er hatte seine Verlegenheiten in dem edlen Rheinwein ertränkt und lauschte mit der Hochachtung, die er greisen Männern zu zeigen seiner Erziehung nach stets beflissen war, und der Neugierde eines eifrigen Jägers den wunderbaren Jagdabenteuern, welche ihm der Reigerfritz, der einst ein gewaltiger Nimrod gewesen sein mußte, mit dem lebhaftesten Mienenspiel vortrug.

Auch die Musikanten ließen sich kräftig hören; das „Tämerlein“, eine Art von kleiner Trommel, rasselte gewaltig; die „Rausch-Pfeife“, eine Schalmei mit bedeutender Erweiterung des Rohres dicht unter dem Mundstück keuchte wie athemlos hinter der großen Laute her, die mit der „Quinterne“ um die Wette klirrte. Die Laute war das liebste Instrument jener Zeit; man hatte deren von allen Größen; sie unterschieden sich nach der Zahl ihrer Saiten; die von sechszehn und zwanzig Saiten waren die gewöhnlichsten; auch die Quinterne war eine kleine Laute. Den mächtigsten Klang unter den Instrumenten, welche an jenem Abend in dem Bankettsaal zu Wenigenhausen ertönten, hatte die „Rybebe“, ein Instrument, das unserem Violoncell ziemlich nahe kommen mochte; am meisten aber wurde mit der kleinen Harfe und mit der Fidel gemacht.

Je eifriger nun die Musikanten spielten, desto lauter mußten die Gäste an der Tafel schreien, um sich verständlich zu machen, und je lauter sie schrieen, desto öfter mußten sie die rasch trocken werdenden Kehlen anfeuchten. So wurde denn gegen den Schluß der Mahlzeit, als die köstbaren Früchte aus Wälschland auf den Tisch kamen, schon ganz grausam getrunken, und ein Ende war nicht wohl abzusehen, denn immer

feurigere Weine hieß Herr Cosmus einschenken, und die Becher, die er herumreichen ließ, wurden immer größer. Als der Tumult sehr arg wurde und der edle Herr von Imbercourt beinahe zärtlich gegen die schöne Hausfrau, da erhub sich diese von der Tafel und verließ trotz der spöttischen Blicke ihres Gemahls, auf dessen Verstandeskräfte der genossene Wein gar keine Wirkung geübt zu haben schien, den Bankettsaal, auf der Schwelle stand sie einen Augenblick still und überlegte, ob sie den Junker Andreas zu sich rufen und ihn vor dem Schluß des Bacchanals bewahren sollte, sie entschloß sich aber rasch und sprach bitter zu sich selbst: „Er hat mich belogen, dieser entsetzliche Reigerfritz ist sein Genosse, armer Laurenz Imhof!" Sie ging hinaus. Das merkwürdige Weib beklagte den Vater und half doch dem Sohne nicht!

Der indessen half sich schon selbst, er war ein ächter Imhof und bedurfte der Hülfe der zweideutigen Base nicht. Gewiß, der oberste Hauptmann mit seinen strengen Sitten würde sich nicht gefreuet haben, seinen Sohn in dieser Gesellschaft zu sehen, er hatte keine Ahnung davon, daß es möglich sei, sein Sohn könne in seines eigenen Bruders Hause in solche Gesellschaft gerathen, aber er würde sich doch seines Sohnes hoch erfreut haben auch an diesem Abend.

„Ihr wollt keine gefeiete Klinge, Junker?" rief der räthselhafte Alte, der bald mit Mynheer, bald mit Reigerfritz, bald mit Meister, bald mit noch anderen Namen angeredet wurde, „ich verspreche Euch einen Zauberdegen —"

„Und ich will keinen," unterbrach der Junker entschieden, „eine feste Hand, ein sicherer Blick und ein ehrliches Herz, weiter braucht ein deutscher Edelmann keine Zauber bei seinem Schwert!"

„Es giebt doch Fälle, Junker," lockte der Reigerfritz, „wo's gut ist, hieb- und stichfest zu sein, wollt Ihr einen Passauer-Zettel, ich versteh' mich darauf!"

„Ich will keinen Passauer-Zettel, alter Mann," beharrte der Junker, „es ist erbärmlich, einen Feind mit ungleichen Waffen anzugreifen. Eine Schande ist's, mit verwundbaren Männern zu kämpfen, wenn man selbst unverwundbar ist!"

Der starke Wein hatte auf den Junker gewirkt, aber lange nicht in dem Maße, wie Frau Magdalene gefürchtet; er war auch darin ein ächter Imhof, die Alle viel Wein vertragen konnten, ohne starke Trinker zu sein. Das feurige Getränk hatte dem sonst so bescheidenen Jüngling nur den Muth gegeben, Alles, was er dachte, keck herauszusagen und seine Meinung zu vertreten.

Nachdem sich Frau Magdalene entfernt, begann Herr Cosmus ein leiseres Gespräch in fremder Zunge mit den beiden burgundischen Edelleuten. Die Musikanten arbeiteten geräuschvoll weiter, nur durch kurze Pausen sich wieder stärkend; der alte Reigerfritz aber, der bald bemerkt hatte, daß die ritterliche Gesinnung des jungen Imhof es ver-

schmähe, in einem Kampfe durch zauberische Mittel zu siegen, änderte schlau den Angriff und zielte nach einer andren Seite, dort größere Schwäche vermuthend.

„Soll ich Euch lehren, Junker," fragte er schmeichelnd, „also zu schießen auf der Jagd, sei es mit dem Bolzen, sei es aus dem Kugelrohr, daß Euer Schuß niemals das Ziel fehlt?"

„Ei! wenn Ihr solche Kunst versteht, so lehrt mich sie schnell!" rief der arglose Junker begierig, indem er abermals einen großen Becher feurigen Weins von Cypern leerte.

„Da giebt's zwei Arten," belehrte der Reigerfritz eifrig mit leiser Stimme, „aber die eine ist eben so kräftig, als die andre; geht in der nächsten Charfreitags-Nacht ins Holz auf einen Kreuzweg, da stellt ein Crucifix auf und schießt darnach, als nach einer Scheibe; so viel Mal Ihr das Crucifix trefft in der Charfreitags-Nacht auf dem Kreuzweg, so viel Schüsse könnt Ihr das ganze Leben hindurch thun täglich, ohne je Euer Ziel zu fehlen. Die andere Art —"

„Spart Euch die Erzählung," unterbrach der Junker den Alten plötzlich mit lauter Stimme, „ich will Euch sagen, Mann, wie Ihr mir vorkommt, Ihr wollt den Teufel an mir spielen und mich in Versuchung führen, Ihr seid aber an den Falschen gerathen, denn ich trage einen Splitter vom wahren Kreuze Christi an mir, das habt Ihr nicht gewußt, he! Ich will nichts mehr von Euren Geschichten hören, gebt Euch umsonst Mühe, mich zu bethören. Ein Stück Teufelsknecht mögt Ihr schon sein, aber kein sehr geschicktes, und Euer Meister wird wenig zufrieden sein mit dem Narrenwerk, das Ihr an mir versucht. Sonst nichts für ungut, und Valet!"

Der Junker erhub sich schwerfällig von der Tafel; mit sprachloser Wuth starrte ihm der Reigerfritz in das weingeröthete, aber doch sehr zuversichtliche Antlitz, die burgundischen Herren lachten über die Niederlage des Alten, und selbst Herr Cosmus Imhof sah aus, als habe er einiges Wohlgefallen an dem männlichen Wesen seines Brudersohnes.

„Kommt hierher, guter Meister Jan Adrianson," heischte der Junker den Hausmeister und lehnte sich auf die Schulter des hülfreich Herzutretenden: „Gute Nacht, edle Herren, gute Nacht Oheim," rief er gut gelaunt, „es mag schon vorkommen, daß ein deutscher Edelmann der Versuchung des Weins erliegt, aber der Versuchung des Teufels nimmer, derselbige müßte denn einen klügern Sendboten schicken, als den alten Burschen da!"

Nunmehr begannen die burgundischen Herren ganz laut zu lachen, denn der Junker war in seiner trunkenen Freimüthigkeit in der That höchst ergötzlich; Herr Cosmus, der Ursache haben mochte, den Reigerfritz zu schonen, mußte sich abwenden, um diesem sein Lachen zu verbergen; der aber fand endlich Worte für seine Wuth, und mit unheil-

schwangerem Tone rief er: „Du forderst den Gewaltigen heraus, thörichter Knabe, er wird Dir einen Stärkeren senden, als ich bin!"

„Seit Ihr wahnsinnig, Reigerfritz!" flüsterte Cosmus Imhof, der zu dem Wüthenden getreten war.

„Und ich fürchte einen hundertmal Stärkern nicht," entgegnete Andreas, der eben die Schwelle überschritt, „denn ich glaube an den Gott, den Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde —" Den Glauben laut hersagend, schritt der Junker aus dem Bankettsaal; offenbar verließ er den Platz als Sieger. Pläneſüchtigen Männern mochte es gelingen, den unerfahrenen Jüngling halb trunken zu machen, weitere Absichten aber scheiterten gänzlich.

„Warum habt Ihr den ungezogenen Knaben zum Mahle geladen?" fuhr der Reigerfritz giftig auf Cosmus Imhof los, als der Junker das Gemach verlassen; dieser antwortete nichts, sondern machte nur eine Verbeugung gegen den Grafen Stephan.

„Mein Herr!" nahm der Graf mit großem Ernste und französisch sprechend das Wort, „Ihr seid sehr kühn geworden, seid nicht allzu kühn, wenn ich Euch rathen darf, Ihr habt schon manchen großen Dienst durch große Fehler in Vergessenheit gebracht; Ihr fahret gar zu rasch zu, und in diesem jungen Edelmann habt Ihr Euch gänzlich getäuscht, was mir um so auffälliger ist, da Ihr denselben nicht zum ersten Male gesehen, sondern Euch schon eine ganze Nacht mit ihm unterhalten. Wahrscheinlich seid Ihr in der vergangenen Nacht vorsichtiger gewesen als in dieser, wo Ihr ganz vergessen zu haben scheint, daß man feurige Jünglinge wie edle Rosse gemachsam sehr weit führen kann, daß man sie aber niemals dazu bringen wird, plötzlich über eine gewisse Schranke zu springen."

Reigerfritz schien den scharfen Tadel des Grafen mit großer Demuth anzunehmen, wer ihn aber scharf beobachtete, der konnte wohl bemerken, daß er sich ungeheuren Zwang anthat, um die Wuth, die ihn krampfhaft zu durchzucken schien, nieder zu halten.

Auf einen Wink des Hausherrn begannen die Musikanten, die vorher bei der lauten Rede des Junkers plötzlich inne gehalten hatten, eine neue Weise aufzuspielen, die Herren nahmen wieder Platz an der Tafel und unterhielten sich zechend bis tief in die Nacht hinein in fremder Zunge. —

Zur innern Geschichte des 19. Jahrhunderts.

I.

Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Gerd Eilers, Königl. Preuß. Geh. Regierungsrath a. D. Dritter Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus 1858.

Der dritte Theil dieses höchst lehrreichen Buches, dessen beide erste Bände die „Revue" im vorigen und vorvorigen Jahre anzeigte, liegt jetzt vor uns, und je näher er uns dem Heerde der heutigen Bewegungen und den Strömen führt, aus denen wir heut schöpfen, um so spannender wird die Erzählung des Verfassers.

Auch dieser dritte Band spielt am Rhein, und zwar ausschließlich. Der Verfasser lebt als Regierungsrath für die Schulsachen in Koblenz in einem Kreise der geistig bedeutendsten Männer, welchem General von Aster, General von Bardeleben, Gen.-Superintendent Köpper, Präsident Bessel, die Reg.-Räthe Groos, Fallenstein, Ulrich, der Dr. Deycks (gegenwärtig Prorector der kath. Akademie zu Münster) angehören und zu dem sich der hervorragende Ober-Präsident der Rhein-Provinz, Herr von Bodelschwingh durchaus freundlich verhält. Weitere Beziehungen des Verfassers zu den bedeutendsten Männern der Rhein-Provinz, zu Katholiken wie zu Protestanten, treten hinzu, um seine Anschauungen zu erweitern und seinen Erinnerungen größere Fruchtbarkeit zu geben, und so ist es denn nur natürlich, wenn wir — trotz einiger Weitschweifigkeiten, in die der Verfasser verfiel — ein äußerst lebensvolles Bild der innern Zustände der preußischen Rhein-Provinz aus den Jahren 1830—1836 erhalten.

Der vorliegende Band theilt sich in neun Abschnitte, die folgende Ueberschriften führen:

1. Die Stadt Koblenz und ihr rasches Aufblühen unter der preußischen Herrschaft. — 2. Mein Uebergang zum Verwaltungsfache und Wirkungskreis in demselben. — 3. Der Ober-Präsident v. Bessel und der Regierungsrath Fallenstein. — 4. Die politischen Bewegungen in den Rheinlanden zur Zeit der Juli-Revolution. — 5. Der Kronprinz besucht die preußischen Rheinlande. — 6. Der Kampf des Königthums mit dem Papstthum. — 7. Die Folgen der gewaltsamen Entfernung des Erzbischofs. — 8. Die Zustände und Bewegungen in der evangelischen Kirche am Rhein in den Jahren 1830—40. — 9. Der koblenzer Freundeskreis.

Es ist, wie gesagt, ein überaus lebenvolles Gemälde, vor das wir geführt werden. Ein hochbegabter Volksstamm, an den Ufern eines majestätischen Stromes wohnend, in welchem sich die ersten Thaten der deutschen Geschichte gespiegelt hatten, tritt zum ersten Male seit undenklicher Zeit aus der Zerstücklung des Kleinstaatenthums zu einer schönen und wohlgeschützten Einheit zusammen. Natürlich wachsen seine Ansprüche

schnell mit seinem wachsenden oder vielmehr ihm nur zurückkehrenden Bewußtsein. Aehnliches aber geschieht vieler andern Orte in der neuen preußischen Monarchie, die verschiedensten Elemente rechts und links fühlen sich auf preußischer Erde mehr und stolzer, die verschiedensten Ansprüche werden laut, und eine über jeden Verdacht in ihrer Treue erhabene königliche Regierung, eben aus dem Lärm der Waffen und den bangen Spannungen der Schlachten heraustretend, wird durch den zunehmenden Druck dieser Ansprüche gestört, verletzt, verlegen gemacht. Während die eignen Unterthanen mit Naivetät dies und jenes und auch wieder das Gegentheil von diesem und jenem fordern, überlassen sie es der königlichen Regierung allein, die Feinde des Vaterlandes, die bei der Neuordnung der Monarchie in Wien sich so deutlich Aller Blicken gezeigt haben, im Auge zu behalten und zu prüfen, inwieweit dieselben von den Bewegungen profitiren können und wirklich profitiren, die aus dem Drängen jener Ansprüche hervorgehen.

Gewaltige Ideen sind seit den Tagen der „großen französischen Revolution über die Völker ausgestreut, in keinem Volke tiefer durchdacht, mehr geklärt, erweitert und ernstlicher geliebt, als im deutschen. Die Erinnerungen an uralte Dinge, an mittelalterliches Kaiserthum, ja an die Freiheit der Urfreien werden in den Köpfen wach, aber neben den maßvollen Idealen der Denker, der Männer, der im und am Staate Betheiligten, geht ein unseliges Uebermaß der Jugend hin; französisch lüderliches Wesen hat am Oberrhein in den verflossenen Decennien Eingang gefunden, wo ihm schon seit Alters durch wilde Hofhaltungen und zügelloses Regiment der Boden trefflich gelockert war, und dies undeutsche Element, die Grenzen Preußens bedrängend, wirft auf manche besseren Bestrebungen seinen Schatten und entstellt sie in den Augen der Regierung noch mehr. Aber auch diese besseren Bestrebungen sind nicht ganz gesund; eine sogenannte klassische Erziehung, einem allgemeinen Humanismus, statt dem christlichen Deutschthum gewidmet, hat vielfach confuse Ideale gezeitigt; unter den Studenten träumt man vom edeln Brutus, und unter den Männern fehlt es an Leuten nicht, die — vom heutigen Standpunkt aus betrachtet — Balletänzern ähneln, welche die Gracchen, de seditione querentes, neu aufführen wollen.

Der Verfasser der „Wanderungen" schildert im Allgemeinen die Situation dieser Zeit in richtigen Farben, kühl und besonnen, wie wir es vom Alter und außerdem von einem Manne, der von früh auf seine Sympathieen nach beiden Seiten zu vertheilen gewohnt war, erwarteten.

Der alte Görres hatte damals, der herrschenden Unzufriedenheit entgegen, ein kräftiges Wort für die Regierung geschrieben:

„Der Spott, den Görres in seiner Broschüre „über alles das Zanken und Streiten, alles das Schreien und Toben und Ungeberdigthun in den Zeitungen und Journalen; das wüste, wirre Widereinan-

berreden von tausend mißklingenden Stimmen; all das Sausen und Brausen, das sie ihre Preßfreiheit nennen und von dem sie alles Heil erwarten", ergoß, that seine Wirkung. Mehrere Männer von guter Gesinnung und der Feder mächtig, entschlossen sich, jenem „Schreien und Toben und Ungeberdigthun", wofür diese Tollhäusler eine Freiheit forderten, die sie Preßfreiheit nannten, auf dem Tummelplatze der Tagespresse selbst zu begegnen. Von Berlin konnten sie keine Förderung erwarten, weil sich dort damals die Leitung der preußischen Publicisten in höchst ungeschickten und von allerlei Rücksichten gelähmten Händen befand. So erschien z. B. in der „Staatszeitung" vom März 1831 ein Aufsatz, worin die unerhörtesten Schmähungen und Entstellungen eines Artikels des „Messager des Chambres" in gemäßigter und besonnener Weise zurückgewiesen wurden. Der Verfasser war, wie man sagte, ein Ministerialrath, dessen Namen ich vergessen habe. Ein diesem Rathe untergeordneter Secretair wies, um sich die Gunst seines Vorgesetzten zu erwerben, in andern Zeitungen lobend auf dieses würdige Meisterstück eines Staatszeitungs-Artikels hin. Dies erregte den Unwillen eines andern dem Verfasser des Artikels vorgesetzten Beamten, und sofort erschien in derselben „Staatszeitung" ein Artikel, worin jener auf eine für den Verfasser höchst beleidigende Weise desavouirt wird. Die Betrachtungen, welche sich daran knüpften, waren nicht ermuthigend. Aber Zurückweisungen, wie jene rheinischen Publicisten conservativer Gesinnung sie bald erfahren mußten, erwarteten sie doch auch nicht. In der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1832 erschien im Mai ein Artikel „über die Entwickelung des constitutionellen Lebens in Preußen" nach rheinischer Anschauungsweise, worin die Schmähungen gegen Preußen, welche damals die französischen und deutschen Journale erfüllten, mit thatsächlichen Ausführungen widerlegt wurden. Man schmähte: alle bedeutenden Stellen im Civil- und Militairdienst würden mit Adeligen besetzt; der Verfasser setzt diesem das wahre Sachverhältniß entgegen. Das Beamtenwesen (Bureaukratie) wurde als eine willenlose Maschine des Despotismus an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt; der Verfasser stellt dieser Tendenzlüge ein wohlbegründetes Ehrenzeugniß entgegen. Man schimpfte auf die preußische Gesetzgebung und verlästerte das Allgemeine Landrecht als ein tyrannisches und absolutistisches; der Verfasser hebt dagegen den wahren Geist der Verwaltung und des Allgemeinen Landrechts hervor. Man ängstigte die Rheinländer mit der oft wiederholten Verkündigung, die französische Gesetzgebung solle ihnen genommen werden; der Verfasser versichert dagegen: es sei entschieden und gewiß, daß das öffentliche und mündliche Verfahren der Provinz nicht werde genommen werden, und läßt die Hoffnung durchblicken, daß es viel eher auf die alten Provinzen übergehen werde. Man suchte die Rheinländer mit der Vorstellung abwendig zu machen: alles Alte mitsammt den Jesuiten und der Ritterherrschaft solle

wieder hergestellt werden; der Verfasser zeigt die Unmöglichkeit und Lächerlichkeit solcher Befürchtungen. Man doctrinirte: der preußische Geist stecke so tief im Absolutismus, daß er Alles aufbieten werde, um das Versprechen einer ständischen Verfassung zu eludiren; der Verfasser sucht dagegen zu zeigen, daß die Provinzial-Landtage einen gesunden Keim der Entwickelung zur reichsständischen Verfassung enthielten. — Während dieser Artikel in der Rheinprovinz die besten Wirkungen hervorbrachte, ergoß sich von Berlin aus ein scharfer wegwerfender Tadel über denselben. Woher dieser Unwille? fragte man, und die Antwort lautete: daher, weil man in Berlin doch die Absicht hat, uns unsere Verfassung zu nehmen, den Absolutismus einzuführen und alles Alte, wie es vor der Revolution war, wieder herzustellen. So blind waren damals die Männer in Berlin, welche das Zeitungswesen leiteten! Die gelehrten historischen und staatsrechtlichen Abhandlungen, die sie selbst schrieben oder schreiben ließen, blieben natürlich ohne alle Wirkung und gaben nur Veranlassung zum Spott. Was sollte man auch sagen, wenn einer der verständigsten und gründlichsten unter ihnen sich sein Publicum mit den Worten bestellte: „Diese Schrift ist geschrieben für solche Leser, welche, abgesehen von falschen, aus Unkenntniß der Sache entstehenden Ansichten, im Grunde ihres Herzens nicht ihren eigenen Vortheil, sondern das Wahre und Rechte wollen; denen folglich die Lüge, der Verrath, der Meineid, die Grausamkeit und die heuchlerische Selbstsucht noch hassenswerthe Greuel sind, — auf welcher Seite sie sich auch finden mögen. Sie ist solchen Lesern gewidmet, welche, wie verschieden auch sonst ihre Ansichten von Staats- und bürgerlichen Einrichtungen sein mögen, dennoch darin übereinkommen, daß sie die Gerechtigkeit als die alleinige Grundlage derselben und für sich die möglichste Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums verlangen, mithin weder den Despotismus noch die Anarchie billigen, noch auch die Wege loben wollen, welche in einen dieser Abgründe führen." Man schlug die Hände über dem Kopf zusammen über diesen in Berlin herrschenden Mangel an Einsicht in das Parteitreiben, welches sie mäßigen wollten.

Inzwischen dauerte das wirre Widereinanderreden von tausend mißklingenden Stimmen in den Zeitungen und Journalen fort, und die Regierungen und die Kammern ließen es an Stoff nicht fehlen. Die Minister in den süddeutschen Staaten hatten Veranlassung genug, hier und da durch vertraute Personen Erkundigungen über gewisse Vorgänge einzuziehen. Sofort gab es öffentlichen Scandal und das Geschrei „geheime Polizei!" erscholl durch's ganze Land. In der bairischen Kammer trat ein Abgeordneter auf und behauptete das wirkliche Vorhandensein einer solchen. Der betreffende Minister vertheidigte sich, indem er die Schuld auf Württemberg schob, welches durch ein Rundschreiben Veranlassung zu gewissen Erkundigungen gegeben habe. Die Stuttgarter „Hofzeitung" vertheidigte und entschuldigte nun ihrerseits

die württembergische Polizeistelle und sagte: die in den beiden Hessen ausgebrochenen Volksaufstände hätten sie aufmerksam gemacht, und bei der Gelegenheit habe sie wirklich die Entdeckung von Umtrieben geheimer Agenten gemacht u. s. w."

Und während die Kleinstaaterei unter solchen Verhältnissen nur dazu beitrug, die großen deutschen Staaten ebenfalls zu compromittiren, fehlte es ganz und gar an einer zusammenhaltenden Kraft in Deutschland. Der Bundestag war eben dabei, den Gipfel seiner Unpopularität zu erreichen. Gegenüber den Mißgriffen der deutschen Censoren verlangte man nach festeren allgemeineren Preßgesetzen. Aber „die Berathungen in Frankfurt über ein allgemeines deutsches Preßgesetz trafen auf so verschiedene gesandtschaftliche Instructionen, daß an eine Einigung nicht zu denken war. Die Vaterlandsfreunde seufzten, am tiefsten diejenigen, welche aufrührerisches und tumultuarisches Treiben am meisten verabscheuten. Sie fanden wenig Trost in einem ermuthigenden Zuruf, den, wie man sagte, ein Mitglied des Bundestags durch die „Stuttgarter Zeitung" ergehen ließ. „Je stärker die Macht des Bundes, dieses geistigen Herrschers," heißt es in diesem Zurufe, „desto sicherer die Würde und die Ruhe des Ganzen, das Glück und der Wohlstand des Einzelnen. — Man muß die Böswilligen, die Aufrührer, die Volksverführer, die Lügner und Verleumder, die stets Aufregung erhalten und verbreiten, kräftig niederhalten, zugleich aber die große Mehrheit der Guten und Vernünftigen, der wahren Vaterlandsfreunde, den Kern des Volks durch zweckmäßige Gesetze, Einrichtungen und Maßregeln für sich gewinnen. Zuerst ein Aufruf des Bundestags an die Nation, in welchem er sich in diesem Sinne ausspräche, die Aufhetzer und Verleumder Lügen strafte, die Schwachen beruhigte, das Volk warnte vor dem Verderben, welches ihm offenbar jene Menschen bereiten; dann aber rasche Thaten, welche die neue, erfreuliche Lebensthätigkeit des Bundes beurkundeten und ihm alle jene Bessern gewännen — und wir wären gerettet. Alle Gutgesinnten — und gewiß sie bilden die Mehrzahl der Nation — würden sich um den Bundestag reihen, der Deutschlands Panier aufpflanzte, ihre Strafbaren strafte, den Freunden der Ordnung und des Gesetzes aber Das gewährte, was der bessere Zeitgeist, der nun einmal besteht und berücksichtigt werden muß, wirklich fordert." Du zeigst uns, antworteten ihm die Männer des bessern Zeitgeistes, einen Bundestag, wie er sein sollte, und vermehrst dadurch nur unsern Schmerz, daß wir einen solchen nicht haben, und, wie die Sachen nun einmal liegen, auch niemals haben werden. Als der Stuttgarter Artikel erschien, waren die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni 1832, die man mit Beziehung auf die Ordonnanzen, welche Karl X. den Thron kosteten, die sechs Ordonnanzen nannte, schon gefaßt, aber noch nicht bekannt gemacht. — Der angeführte Artikel sollte also eine günstige Aufnahme vorbereiten. Dieser Zweck wurde nicht erreicht. Die

Beschlüsse selbst sind bekannt genug, oder können doch leicht nachgeschlagen werden; aber die ungeheure Aufregung, die sie, besonders in den constitutionellen Staaten, hervorbrachten, sind dem Gedächtnisse der gegenwärtigen Generation entschwunden, ein so wichtiges Moment sie auch in der Entwickelung des constitutionellen Wesens in Deutschland bilden. Selbst die englischen und französischen Journale waren voll von Diatriben über diese Beschlüsse; sie gaben aber so auffallenden Mangel an Kenntniß deutscher Verhältnisse kund, daß sie keine Wirkung hervorbrachten. Der Refrain der französischen Artikel war immer: die kleinern Staaten Deutschlands müssen sich zur Rettung ihrer Freiheit an Frankreich anschließen! Die deutschen Publicisten (Welcker, Rotteck u. s. w.) griffen die Sache gründlicher an. Sie untersuchten die Befugniß des Bundestags zu solchen durchgreifenden allgemeinen Maßregeln und fanden Zweierlei; zuerst, daß eine solche Befugniß aus den Artikeln der Bundesacte und der Wiener Schlußacte nicht abgeleitet werden könne, und sodann, daß die Beschlüsse ohne Verletzung der in den constitutionellen Staaten bestehenden Verfassungen nicht auszuführen seien. Damit gewannen die liberalen Mitglieder der Kammern einen sichern Boden der heftigsten Opposition, und die beleidigten Schriftsteller bekamen Muth, noch ärger über den Bundestag und seine Vertheidiger herzufallen, als früher. Was konnte der Bundestag dagegen thun? Nichts, als in der traurigen Schwebe zwischen Activität und Passivität hängen bleiben! Eine Spaltung im eigenen Innern kam hinzu, und er mußte stillschweigend im Angesicht von ganz Deutschland bekennen, daß ihm die Kraft energischer Durchführung seiner Beschlüsse fehle. Die unter dem Namen „Der Freisinnige" bekannte Zeitung war keck genug, das über sie verhängte Bundesverbot selbst zu publiciren und dasselbe mit folgenden Worten zu begleiten: „Wofern die badische Regierung diesen Beschluß wirklich vollzieht, so tritt das Todesurtheil in Vollziehung. Da übrigens in dem Beschlusse, welcher den „Freisinnigen" ächtet, die großherzoglich badische Regierung noch besonders aufgefordert wird, die in der 18. diesjährigen Sitzung vom 24. Mai zugesicherten Aufschlüsse über den eigentlichen Redacteur des unterdrückten Zeitblatts „Der Wächter am Rhein" auch auf die wirklichen Redacteure des „Freisinnigen" zu erstrecken, so wird, um unserer Regierung solche unrühmliche Mühewaltung zu ersparen, anmit frank und frei erklärt, daß außer dem, als verantwortlicher Redacteur in jedem Blatt Unterzeichneten ein eigentlicher Hauptredacteur, in der neuesten Zeit F. Giehne, und ein von der Actiengesellschaft, welche den „Freisinnigen" schuf, erwählter Redactionsausschuß bestand, dessen Mitglieder, nach alphabetischer Ordnung genannt, die nachstehenden sind: Duttlinger, Fromherz, Martin, Perleb, Rotteck, Ruef, Welcker." — Es gab doch noch einige Leute, die über die Kühnheit dieses Schritts erstaunten; die Kühnen selbst aber kannten die Ohnmacht des Bundes

zu gut, als daß sie irgend eine gefährliche Folge für ihre Person hätten fürchten sollen."

Während so die Grundlagen aller Ordnung und Sicherheit in Deutschland auf das Tiefste erschüttert wurden, suchte man in Preußen durch äußere und wenn auch noch so gut gemeinte, doch beschränkte Mittel das Bestehende zu stützen. Man schmeichelte sich, durch Begünstigung der materiellen Interessen die Bevölkerungen zu beschwichtigen. Eilers scheint heut noch dieses Glaubens zu sein. Aus seiner reichen Sammlung von publicistischen Erörterungen jener Zeit theilt er uns u. A. folgendes Wort eines Berliner officiellen Preßmannes mit: „Wir leben im ruhigsten und geordnetsten Lande, wir sehen überall den tactmäßigen festen Gang unserer Staatsmaschine, und können uns auf unsere Kräfte wie auf unsere Gesinnungen mit Zuversicht verlassen; aber wenn wir um uns herblicken, wie in so vielen anderen Ländern die unheilvollsten Verwirrungen, die gewaltsamsten Kämpfe, die traurigste Ungewißheit und Auflösung herrscht, so dürfen wir uns nicht aller Besorgnisse entschlagen, und namentlich hat der Zustand von Deutschland unsere dringendste Aufmerksamkeit anzusprechen." — Die Frage, was denn zu thun sei, wurde von derselben Seite in folgender Weise beantwortet: „Vor Kurzem behauptete man," heißt es, „mit Ständen und Preßfreiheit sei überall dem Uebel abzuhelfen; jetzt sieht man, daß mit Ständen und Preßfreiheit es um nichts besser, ja in vielen Stücken noch schlimmer geht, und daß selbst Julirevolutionen sich mit ihren Resultaten geirrt haben! Wirklich scheint es mit dem Liberalismus und Constitutionalismus zu Ende zu gehen, wie es mit dem Absolutismus schon zu Ende gegangen ist. Es scheint vor allem darauf anzukommen, wie die Staaten organisirt und wie die wirklichen Interessen des Volkslebens besorgt sind. Wo Recht und Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person gehandhabt; wo für sittlichen und intellectuellen Unterricht nach den wahren Bedürfnissen gesorgt ist; wo Arbeit und Fleiß nicht verkümmert, sondern unter Aufsicht freigegeben, gehörig ausgetheilt und belohnt sind, da wird man wenig von Illusionen verführt werden, noch seine Zuflucht zu ihnen nehmen. In dieser Hinsicht ist Alles, was den Verkehr, die Mauthgrenzen und die Zolltarife in den deutschen Ländern betrifft, von größerer Wichtigkeit, als es auf den ersten Blick scheinen möchte; wie viele andere Dinge hängen damit zusammen." Eilers setzt hinzu: „Man sieht, daß hier Eichhorn's Geist gewaltet. Von ihm und J. G. Hoffmann gingen damals die zweckmäßigsten Einwirkungen auf den verständigern Theil des Publicums und zugleich auf die Regierungen der deutschen Staaten aus. Die Gleichgesinnten am Rhein erkannten diese Zeichen und suchten in demselben Geiste zu wirken. Eine nicht geringe Anzahl von Artikeln in der „Allgemeinen Zeitung" und andern Blättern ist aus ihrer Feder geflossen."

Aber die Geister sind mit Zollfreiheiten und Handelsverbrüderungen nicht zu bannen, und während der neu errichtete preußisch-deutsche Zollverein von vornherein dadurch krankhaft inficirt wurde, daß er kein rein commerciell-ökonomisches Institut war, sondern nach politischen Sympathieen schielte und als ein Ventil für politische Spannungen verwerthet wurde, entwickelte sich neben und außer und über ihm ungehindert die gefahrvollste Agitation, die Deutschland je gekannt hat.

Ein unaufhaltbarer Zerfall schien bevorzustehen. Von Oben vielfach altmodischer Schlendrian, Muthlosigkeit, träumerische Plane ohne Thatkraft; im Volke eine merkwürdige Abwendung vom Staate und Vaterlande, die bald unter der Maske katholischer Interessen, bald unter der revolutionärer Sympathieen hervortritt. Die Kölner Wirren auf der einen Seite, die Grundlegungen des rheinischen, ostpreußischen und schlesischen Liberalismus auf der andern sind diese Zeichen der Zeit, auf welche wir in einem zweiten Artikel zurückkommen werden.

Ein dritter und letzter Artikel wird uns dann die einsamen und muthvollen Kämpen zeigen, welche in den Stürmen des Jahrhunderts den Glauben an die Heiligthümer der Nation bewahrt haben und einer Welt voll Plagen und in Waffen gegenüber im wackeren Streite ausharren. Es sind viel gelästerte Namen, die Namen dieser Kämpen, aber heut kann auch der Gegner nicht anders, als ihrer mit Hochachtung Erwähnung thun.

(Art. II. folgt in nächster Nummer.)

Ulrich von Hutten.

Vilmar sprach vor mehr denn zehn Jahren den Wunsch aus, daß das unserem Jahrhunderte in vielfachen und wesentlichen Beziehungen so verwandte sechszehnte Jahrhundert endlich seinen Culturhistoriker finden möge. Dieser Wunsch scheint jetzt in Erfüllung gehen zu wollen, zwar nicht, indem wir nur einen Culturhistoriker erhalten, sondern indem sich mehrere in diese Arbeit getheilt haben. In kurzer Zeit sind verschiedene hierher einschlagende Werke nach einander erschienen und von dieser Zeitschrift gewürdigt worden. Voran steht die Literaturgeschichte von W. Wackernagel, die, wie nachgewiesen, mit seltener Objectivität und in meisterhafter Darstellung das sechszehnte Jahrhundert als die Scheide zweier Zeitalter aufweist, als das Jahrhundert der absterbenden Volksbildung und der neu erwachsenden Kunstbildung.

Vor dieser Scheide liegt die althochdeutsche Literatur der Geistlichkeit und des Klosters und die mittelhochdeutsche des Adels und des

Hofes; hinter derselben die universale neuhochdeutsche Literatur der Gelehrten und des kosmopolitischen Bürgerstandes; im sechszehnten Jahrhundert selbst laufen noch neben einander Volksbildung und Kunstbildung, Heimathliches und Fremdes, Naturpoesie und Kunstdichtung, bis am Ende desselben die Kunst und die Fremde den Sieg davon trägt. In Frischlin sahen wir den Sieg der Gelehrsamkeit über die Volksdichtung, der lateinischen Dichtung über den deutschen Gesang; in Sebastian Frank den deutschen Mystiker, dessen tiefe Auffassungsweise uns in das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert zurückwies; jener lebte am Ende, dieser im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, jener war ein Vorbote der Zukunft, dieser ein Nachzügler der Vergangenheit. Abermals ist nun wieder ein für die Charakterisirung des sechszehnten Jahrhunderts wichtiges Werk erschienen, und zwar von demselben Verfasser, dem wir das Leben von Nicodemus Frischlin verdanken. Dies ist „Ulrich von Hutten" von David Friedrich Strauß *); ein Werk, das mit seltener Frische das geistige Leben der beiden ersten Decennien des sechszehnten Jahrhunderts veranschaulicht, und das wir deshalb unbedenklich unsern Lesern empfehlen können.

Zwar haben wir Manches an dem Werke auszusetzen, aber im Ganzen und Großen hat der Verfasser sich vor den Thatsachen gebeugt und deshalb nicht, was der Titel des Buches, die Antecedentien und die geistige Richtung des Verfassers leicht vermuthen lassen könnten, eine Tendenzschrift, sondern ein wahrhaft historisches Werk geliefert, das uns mehr denn irgend eine andere Biographie eines großen Mannes aus dem Reformationszeitalter, den Helden auf dem Hintergrunde des Lebens und Treibens seiner Zeit zeichnet. Mit lebendigen Farben werden uns die Bestrebungen der Humanisten vorgeführt; vor Allem ragt hervor Reuchlin; an ihn lehnt sich Ulrich von Hutten, an ihn die Freunde Hutten's. Und welche Arbeit hat Hutten im Kreise der Humanisten übernommen? Er hat die Arbeit übernommen, die seiner Herkunft und seinem Charakter entspricht, die Arbeit des Kampfes; er kämpft gegen Rom, das Deutschland beherrscht, er kämpft gegen die Mönche, die den Humanismus unterdrücken wollen; beides schon in einer Zeit, als Luther an eine Kriegserklärung gegen Rom noch nicht denken konnte. Von Wittenberg her bringt zu ihm die Kunde von den Thesen des großen Reformators, aber er reibt sich schadenfroh die Hände, daß nun der eine Mönch gegen den andern zu Felde ziehe, ohne von der positiven Bedeutung der Lutherischen Opposition irgend eine Ahnung zu haben. „Was Du vielleicht noch nicht weißt," schreibt er an den Grafen Nuenar, „ist zu Wittenberg in Sachsen (aus der Nachbarschaft war Hutten so eben zurückgekommen) eine Partei gegen die Gewalt des Papstes aufgetreten, während die andere den päpstlichen Ablaß verthei-

*) Ulrich von Hutten. Von David Friedrich Strauß. Zwei Bände. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 1858. XVI. S. 373 und 377 S. in 8.

digt. Von beiden Seiten nimmt man einen gewaltigen Anlauf und bietet viel Kraft auf. Mönche stehen an der Spitze der Kämpfenden. Die Heerführer selbst sind rasch und hitzig, voll Muth und Eifer; bald rufen sie und schreien, bald jammern sie und klagen das Schicksal an. Neuestens haben sie sich auch an das Schreiben gemacht. Die Buchdrucker bekommen zu thun. Es werden Streitschriften und Corollarien, Schlüsse und (was schon Manchem übel bekommen ist) Artikel verkauft. So, hoffe ich, werden sie sich gegenseitig zu Grunde richten. Ich selbst habe neulich einem Ordensbruder, der mir die Mittheilung machte, zur Antwort gegeben: Fresset einander, damit ihr von einander gefressen werdet. Mein Wunsch ist nämlich, daß unsere Feinde so viel als möglich in Zwietracht leben und sich hartnäckig unter einander aufreiben mögen. Ja, gebe Gott, daß alle zu Grunde gehen und aussterben, welche der aufkeimenden Bildung hinderlich sind." — Vom 7. bis zum 20. October 1518 befand sich Luther in der bekannten Verhandlung mit dem Cardinal Cajetan zu Augsburg; aber Hutten erwähnt nicht einmal dieser Anwesenheit, geschweige denn einer persönlichen Berührung. Dagegen nahm er von dem päpstlichen Legaten mehr Notiz, als dem Manne lieb sein konnte, zumal er die Resultate seiner Beobachtungen bald darauf dem Drucke übergab. In dem Dialoge, den „Inspicientes" oder Anschauenden, führt er nämlich den Sonnengott mit seinem Sohne und Wagenlenker Phaethon vor, die, während ihre Rosse nach erreichter Mittagshöhe sich verschnauben, durch die zertheilten Wolken einen Blick auf die Erde werfen. Während sie über das, was sie sehen, reden, wird in den Straßen Augsburgs eine Procession sichtbar. Sie gilt dem päpstlichen Legaten Cajetan, der aus seiner Wohnung in die Reichsversammlung geleitet wird, um hier das Begehren des Papstes in Betreff des Türkenkrieges vorzutragen. Der Krieg, erläutert Sol, ist dabei nur Vorwand, das Ganze eine Speculation auf das deutsche Geld, die aber diesmal schwerlich gelingen wird, weil sie schon allzu oft sich wiederholt hat. Die Deutschen sind gewitzigt, die Fürsten machen zum Theil böse Gesichter, und der Legat sieht nicht lustig drein. Doch wird der bösartige Schleicher noch allerhand Wege versuchen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Wie lange wird er dieses Spiel noch spielen? fragt hier Phaethon. So lange, antwortet der Vater, bis die Deutschen weise werden, welche jetzt Rom noch durch Aberglauben in Bethörung hält. Und ist es nahe daran, fragt jener, daß sie weise werden? Nahe, versichert der Sonnengott; denn dieser da wird der Erste sein, der mit leeren Händen heimkommt, zum großen Schrecken der heiligen Stadt, wo man nicht geglaubt hätte, daß die Barbaren sich solches unterstehen würden. So nämlich, erläutert Sol, nennen sie die Deutschen, wie überhaupt alle Völker Italiens; da doch heutzutage, wenn man auf echte Gesinnung sieht, die Deutschen das gebildetste Volk, die Römer hingegen die ärgsten Barbaren sind.

Wie hieraus hervorgeht, ist das Interesse Hutten's bis hierher lediglich ein politisches: das Negative seines Strebens geht auf die Vernichtung der Pfaffenherrschaft, das Positive auf die politische Selbstständigkeit Deutschlands. Dies modificirt sich mit dem Jahre 1519, insbesondere seit der Leipziger Disputation im Sommer 1519. Unmerklich schiebt sich in den Mittelpunkt seines Interesses statt des Humanismus die Reformation, statt Reuchlin's Luther vor, ohne daß er darum in der treuen Anhänglichkeit an die alten Gegenstände seiner Verehrung nachgelassen hätte. Aber doch ein neuer Hintergrund für die Zeichnung der Hutten'schen Persönlichkeit! Doch nur schwach ist in dem Gemälde, das uns Strauß entwirft, die Geistestiefe angedeutet, die Luther in den Kampf geführt hat; desto deutlicher, klarer und anschaulicher tritt das Leben und Treiben der Personen hervor, mit welchen nun Hutten in der zweiten Periode seines Kampfes gemeinschaftliche Sache macht. Vor Allem gilt das von der imponirenden Gestalt des alten Sickingen. Ihn hatte Hutten früher für Reuchlin zu interessiren gewußt; jetzt suchte er ihn für Luther zu gewinnen und brachte es dahin, daß er diesem eine Freistätte anbot, falls ihm Unannehmlichkeiten drohen sollten. Die winterliche Muße von 1520 auf 1521 benutzte Hutten auf der Ebernburg, den Freund tiefer in die Schriften des Reformators einzuführen. Einige Proben, die er ihm vorlas und mündlich erläuterte, mußten ihn endlich begierig machen; bald fing die Sache an ihm einzuleuchten, und bei weiterm Lesen kam er zur Ueberzeugung. Er übersah die Grundlagen, ermaß den Aufbau der Lutherischen Lehre, und wie? rief er aus, das wagt Jemand erschüttern zu wollen, oder wenn er's wagt, hofft er's zu können? In Kurzem ließ er keine Mahlzeit vorübergehen, nach der ihm nicht Hutten etwas von Luther oder auch von sich selbst vorlesen mußte, woran sich Gespräche knüpften, in denen Hutten die Fassungskraft seines Freundes, sein Talent, das Aufgefaßte beredt wiederzugeben und selbstständig weiter auszuführen, bewundern lernte. Mit Recht nennt Strauß dies Bild eines der schönsten in der Geschichte unsres Volkes. „Am gastlichen Tische der Ebernburg sitzen in den Winter-Abenden zwei deutsche Ritter, in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit. Der Eine Flüchtling, der Andere sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der Jüngere, ist der Lehrer, der Aeltere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größern Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet."

Indem der Biograph Huttens das historische Gemälde in dieser Weise entwirft, daß er nämlich von den eingehendsten Detailkenntnissen sich leiten läßt, ist auch jede Willkür in der Beurtheilung weggefallen, wie es sicher nicht der Fall gewesen sein würde, wenn die Persönlichkeit Huttens auf leere Leinwand gezeichnet wäre. Für Luther hat Strauß wenig Sympathie, man fühlt es seinem Buche überall an;

Zwingli ist eher sein Mann: aber dennoch wagt er nicht seiner Kälte gegen die Wittenberger Worte zu geben, ja er spricht es ziemlich unverhohlen aus, daß die Handlungsweise derselben die allein zeitgemäße, zum Ziele führende gewesen sei. Die Thatsachen zwingen ihn zu diesem Urtheile, und er ist ehrlich und gewissenhaft genug, sich zwingen zu lassen und sein Urtheil öffentlich abzugeben. Für ihn ist in der That die Geschichte die lux veritatis, und darum ist es möglich, daß ein Blatt wie dieses das Werk eines Mannes zu loben im Stande ist, der einem ganz entgegengesetzten Lager angehört. Ist das, fragen wir, derselbe, der vom Julianus Apostata geschrieben hat? Und, um der Frage einen Ausruf beizufügen, was würde z. B. ein Mann wie der preußische Professor Prutz alles geschrieben haben, wenn er die Biographie Huttens zum Vorwurf schriftstellerischer Versuche genommen hätte! Welche bramabarsirenden und banalen Redensarten würden da gefallen sein! Welche Episoden über Reaction, Camarilla, Geistesfreiheit, Preßfreiheit u. s. f. zum Besten gegeben sein! Freilich, ganz frei ist Strauß ebenfalls nicht in dieser Beziehung. „Rückschrittspartei" (I. 216), „Reaction aller Zeiten" (I. 347), „Feinde des Fortschritts" (II. 260) u. d. m., sind Dinge, die wir ihm gern erlassen hätten, die wir uns aber auch gern von einem so decidirten Mann des „Fortschritts" gefallen lassen, um so mehr, als sie die künstlerische Composition des Stoffes nicht beeinträchtigen. Besonders zu rühmen ist die Art und Weise, wie das Werk geschlossen wird. Da Hutten während seines Kampfes eine Anzahl bedeutender gleichgesinnter Mitstreiter zur Seite hatte, so wird, nachdem sein Tod erzählt ist, auch noch ein Schlußblick auf das Schicksal dieser Männer geworfen, namentlich auf ihr ferneres Verhältniß zur Reformation. Es trägt das ungemein viel bei zur wissenschaftlichen und zur künstlerischen Vollendung des Ganzen. Noch einmal geht an unserm Auge vorüber die Zeit, in der Hutten wirkte, wir sehen die begeisterten Vorkämpfer des Humanismus, wir sehen, wie der Eine dem Humanismus treu bleibt, sich der Reformation weder anschließt, noch gegen sie austritt, der Andere im Lauf der Zeit ein feindliches Verhältniß zu ihr einnimmt, ein Dritter sich ihr anschließt, ein Vierter sich der katholischen Kirche wieder in die Arme wirft, um schließlich noch einmal einen Augenblick zu verweilen zu Ufnau am Grabe Huttens, der sein Lebelang die Reformation nur von ihrer politischen Seite auffaßte.

Wenden wir uns nach diesen Bemerkungen über das Strauß'sche Buch zu dem Helden desselben. Ulrich von Hutten wurde den 21. April 1488 auf der Burg Steckelberg (nicht weit von den Quellen der Kinzig) geboren, aus einem alten fränkischen Rittergeschlechte, das seit undenklichen Zeiten an den Ufern der Kinzig und Salz heimisch war. Obwohl er der Erstgeborene war, bestimmte ihn der Vater doch für den geistlichen Stand, vielleicht, weil er von kleinem und schwächlichem Körperbau war, dagegen Lernbegierde und Fassungskraft an den Tag legte.

Er wurde deshalb, im Jahre 1499, als er das eilfte Lebensjahr erreicht hatte, „aus andächtiger guter Meinung" seines Vaters in das benachbarte Stift Fulda gebracht, um sich hier für den Eintritt in den Orden der Benedictiner vorzubereiten. Vergebens sträubte sich Hutten gegen das Mönchskleid, vergebens ermahnte der Ritter Eitelwolf von Stein den halsstarrigen Vater, den Sohn nicht zu einem Schritte zu bereden, der ihn später gereuen könnte: der Vater blieb bei seinem einmal gefaßten Vorsatze. Da suchte sich der Sohn selbst zu helfen: er floh im Jahre 1505, in demselben Jahre, als Luther aus der Welt sich in das Kloster flüchtete, aus dem Kloster in die Welt. Wohin er sich zuerst wandte, ist nicht ganz sicher, wahrscheinlich aber nach Köln, wo er mit Crotus (Johann Jäger) Bekanntschaft und Freundschaft schloß, einem jungen Manne, dessen Haupt-Talent und dessen liebstes Treiben darin bestund, sich über die Thorheiten der Menschen lustig zu machen. Er hatte in Köln bei den Dominicanern gelernt, mit Syllogismen zu blitzen, zu opponiren, assumiren, respondiren, pro und contra zu argumentiren, kurz alle die dialektischen Fechterkünste der damaligen Scholastik; bald waren ihm aber diese Dinge zum Spiel geworden: er wußte die Lehrer trefflich nachzuahmen und machte so in Köln die Vorstudien zu den Briefen der Dunkelmänner. Das zündete bald bei dem jungen Hutten, in dem gleichfalls ein deutscher Lucian verborgen lag, nur daß bei ihm nicht, wie bei Crotus, das Lachen das Letzte war gegenüber dem Verkehrten, sondern der Zorn. Er sah in den Mißbräuchen nicht blos das Thörichte, sondern mehr noch das Verderbliche. Von Köln wandte sich Hutten nach Erfurt, wo er mit dem lateinischen Dichter Eoban Hesse und dem Canonicus Mutianus Rufus in nahen Verkehr trat. Mutian stand in hohem Ansehen bei dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen: auf seine Empfehlung wurde Spalatin Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich; als die Stelle eines Probstes an der Allerheiligen-Kirche zu Wittenberg ihm angeboten wurde, lehnte er sie ab und empfahl dafür den Justus Jonas; selbst Begnadigungsgesuche und Gesetzentwürfe wurden ihm zur Begutachtung vorgelegt. Wie man in religiöser Beziehung in diesem humanistischen Kreise dachte, ist ausführlich von Strauß dargelegt worden. Dem Spalatin legte er die Frage vor: wenn doch Christus allein der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, wie denn so viele Jahrhunderte vor seiner Geburt die Menschen daran gewesen? und beantwortet diese Frage dahin, daß die Religion Christi nicht erst mit seiner Menschwerdung angefangen habe, sondern so alt sei als die Welt, als seine Geburt aus dem Vater. „Es ist," schreibt er einmal, „nur Ein Gott und Eine Göttin, aber es sind viele Gestalten und Namen: Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Christus, Luna, Ceres, Proserpina, Tellus, Maria. Aber hüte Dich, das auszubreiten. Man muß es in Schweigen hüllen, wie Eleusinische Mysterien. In Sachen der Religion muß man sich der Decke von Fabeln und Räthseln bedienen. Du, mit

Jupiters, d. h. des besten und größten Gottes, Gnade, verachte still die kleinen Götter. Wenn ich Jupiter sage, meine ich Christus und den wahren Gott." Wie dem Mann von dieser nebeligen Höhe herab das Kirchenwesen seiner Zeit erscheinen mußte, läßt sich leicht denken. Den Rock, schreibt er, und den Bart und die Vorhaut (Christi) verehre ich nicht: ich verehre den lebendigen Gott, der weder Rock noch Bart trägt, auch keine Vorhaut auf der Erde zurückgelassen hat. Die Fastenspeisen nannte er Thorenspeisen, die Bettelmönche kuttentragende Unthiere; er verwarf die Ohrenbeichte und die Seelenmessen; die Stunden, die er mit dem Altardienst zubrachte, betrachtete er als verlorene Zeit. In seinem Hause war es, wo Crotus, der ebenfalls nach Erfurt kam, die Messe eine Comödie, die Reliquien Knochen vom Rabensteine, den Hora-Gesang in der Kirche ein Hundegeheul nannte. Wie verschieden ist doch die Schule, die hiernach Hutten und Luther in derselben Zeit und in derselben Stadt durchmachten, und wie verschieden mußten deshalb ihre späteren Richtungen werden.

Von Erfurt wandte sich Hutten nach der neu gegründeten Universität Frankfurt a. d. O., blieb aber dort nicht lange. Im Spätsommer 1509 finden wir ihn krank und mittellos an der pommerschen Küste. Wie und wozu er dorthin gewandert, ist nicht bekannt. Genug, er bettelte sich durch das Land, klopfte an arme Bauernhütten um ein Stück Brod und ein Nachtlager, mußte aber mehr als einmal abgewiesen im Freien den harten Boden zum Pfühle nehmen. Mühselig schleppte er sich endlich nach Greifswald, wo ihn der Rector unentgeltlich in die Universitäts-Matrikel eintrug und der Professor des Rechts Henning Löz gastlich in sein Haus aufnahm. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange: er entzweite sich aus meist unbekannten Gründen mit Löz und trat im December 1509 die Wanderung nach Rostock an. Die Kälte war streng, alle Wasser, selbst das Meer an der Küste gefroren. Gerade ging Hutten über einen gefrorenen Sumpf an einer Weidenpflanzung hin, als auf einmal Reiter aus den Büschen brachen. Es waren Lözische Diener, die ihm bedeuteten, wenig Umstände zu machen, und ihnen Alles zu geben, was er habe. Bitten waren vergebens; man zog ihm die wärmenden Oberkleider ab, zu denen Löz wahrscheinlich das Zeug gegeben hatte, und sogar ein Bündelchen eigener Dichtungen wurde ihm abgenommen. So kam er halb nackend nach Rostock und sank in einer elenden Herberge auf das Siechbette, da Kälte und Blöße sein Uebel, die Lustkrankheit, verschlimmert hatten. Indeß nahmen Professoren und Studenten sich seiner an; er erholte sich allmählich und kam wieder in den vollen Besitz seines Talents. Er war mit zwei und zwanzig Jahren vom Jüngling zum Mann gereift und die Spitze aller seiner bisherigen Erfahrungen war eine empörende Unbill, eine offene Gewaltthat gegen ihn gewesen. Diese Unbill rief seine ganze Entrüstung hervor und entband zugleich sein Talent. Er

schrieb die Klagen gegen die Lötze: der Zorn war die Hebamme seines Geistes, war der Quell seines ersten literarischen Werkes.

Am Ende des Jahres 1510 befindet sich Hutten in Wittenberg, von da geht er nach Leipzig, von Leipzig nach Wien, wo er zum ersten Male seine Aufmerksamkeit auf die Interessen des Vaterlandes richtete. Kaiser Maximilian hatte nach alter Sitte einen bewaffneten Römerzug unternehmen wollen, die Venezianer hatten ihm aber den Durchzug durch ihr Gebiet verweigert. Hutten richtete nun ein lateinisches Aufmahnungsgedicht an den Kaiser, die Venezianer zu züchtigen. Dazu bedürfe er keiner fremden Hülfe; wenn die deutschen Stämme zu ihm stünden, so sei er jedem Feinde gewachsen. — Im Frühjahre 1512 taucht Hutten wieder in Italien auf, studirt in Pavia und Bologna die Rechte und nimmt dann aus Mangel an Subsistenzmitteln Kriegsdienste. Während des Kriegsgetümmels verfaßte er Epigramme an den Kaiser gegen Venedig, gegen die Franzosen und — gegen den Papst. Julius II. war als Krieger in jenen Gegenden gewesen und hatte persönlich die Belagerung von Mirandola geleitet. Er war, wenn auch nicht der einzige Urheber, doch der Lenker der Kriege jener Zeit. Das mußte bei Hutten den Widerspruch zwischen der geistlichen Bestimmung und der weltlichen Stellung des Papstthums in greller Weise hervortreten lassen. Statt eines Hirten sieht er im Papst einen Wolf, statt der Schlüssel Petri sieht er ihn mit dem Schwerte Pauli bewaffnet. Dann wendet er sich gegen seinen Ablaß- und Bullenhandel, gegen die Ausbeutung Deutschlands von Seiten des päpstlichen Hofes. „Er, der sich in Stahl hüllt, durch Bart und Haar schrecklich anzusehen, mit dem wilden Auge unter der trotzigen Stirn, mit furchtbar drohender Miene, der mit Schwert und Geschoß zu Wasser und zu Lande die Völker mordet und die Fürsten in Krieg verwickelt; er, der das Verderben der Welt, die Pest des Menschengeschlechts, dessen Arbeit Tod, dessen Erholung die schändlichste Ausschweifung ist."

Hiermit sind die Angelpunkte gegeben, um die sich das fernere Thun und Lassen Hutten's in Wort und That drehen: es ist die Liebe für den Humanismus, die Liebe für Deutschlands Ruhm und Größe, der Haß gegen die Geistlichkeit und der Haß gegen die Herrschaft des Papstes, und neben der Liebe und dem Haß eine gewisse religiöse Indifferenz und religiöse Ungebundenheit. Alle diese Elemente machen sich bis zu seinem Tode geltend, nur daß sich bis zur Reformation Luther's der Kampf gegen die Geistlichkeit im Kampfe für den Humanismus kundgiebt, nach dem Austreten Luther's im Kampfe für Luther. Was Luther angegriffen hat, schreibt er deshalb an Erasmus kurz vor seinem Tode, habe ich schon vor Luther bekämpft. Luther sei weder sein Lehrer gewesen, noch handeln sie jetzt im Einverständniß, sondern jeder treibe sein Geschäft für sich: aber weil es einmal Sitte geworden, daß jeder Feind der päpstlichen Zwingherrschaft und Freund des Evangeliums

Lutheraner heiße, so lasse er sich lieber durch diese Benennung Unrecht thun, um nicht durch Ablehnung derselben den Schein zu erregen, als wollte er das Bekenntniß der Sache verläugnen. In diesem Sinne aber sei auch Erasmus ein Lutheraner, und um so mehr, da er beredter als irgend Einer, ehe noch die Welt von Hutten oder Luther etwas gewußt, ganz auf dasselbe hingearbeitet habe. Davon wolle er zwar nichts mehr wissen, aber, wenn nicht der größere Theil seiner Schriften vernichtet werde, müsse Jeder, der auf die Sache selbst und nicht auf die Worte achte, ihn zu dieser Partei rechnen, die er jetzt bekämpfe, die aber Hutten auch gegen ihn vertheidigen werde.

Hiermit ist die Stellung Huttens zu der Reformation im Großen und Ganzen hinlänglich charakterisirt; was uns außerdem noch interessirt, ist die Art und Weise, wie er den Kampf führte. Er nimmt mit Dietrich von Pleningen, Johann von Schwartzenberg u. a. eine eigenthümliche Stellung in der Culturgeschichte unseres Volkes ein. Hutten ist ein fahrender Ritter, der ruhelos die Lande auf- und abzieht, bald mit dem Worte, bald mit der Feder kämpfend, aber er unterscheidet sich von den fahrenden Rittern im Zeitalter der Hohenstaufen dadurch, daß jene zugleich fahrende Sänger, Hutten dagegen ein fahrender Gelehrter ist. Schriftsteller und Ritter standen lebenslänglich bei ihm im Wettstreite: der Schriftsteller mochte thun und leisten, was er wollte, so war der Ritter unzufrieden, daß ihm die Gelegenheit, auch etwas zu leisten, so ganz entgehen sollte. Das kam der Schriftstellerei wieder zu Gute: „Der ganze Ueberschuß des ritterlichen Feuers, das sich durch den Degen nicht Luft machen konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlich heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht." Als Luther 1521 zu Worms verurtheilt wurde, kannte seine Entrüstung keine Grenzen mehr: Bogen und Pfeile, Schwerter und Büchsen hielt er für nöthig, um der Wuth dieser Teufel Einhalt zu thun. Aber Sickingen zögert, loszuschlagen. Da beginnt er wenigstens einige persönliche Fehden, „die uns," schreibt Strauß, „nach dem ernsten Kampfe, dem wir bisher zugesehen haben, wie ein Fastnachtspiel gemahnt, das er sich zur Erholung erlaubte." Die eine dieser Fehden war gegen die Karthäuser in Straßburg gerichtet. Der Prior derselben hatte an Huttens Bilde eine Genugthuung genommen, noch schlimmer, als diejenige, welche jener Constanzer Pfaffe an dem des Erasmus nahm, das er, so oft er im Zimmer auf- und abging, anspuckte. „Unser Ritter ließ eine Schmach nicht einmal auf seinem Bilde sitzen. Und er müßte nicht ein Ritter im Geiste seiner Zeit, und zwar ein armer Ritter gewesen sein, wenn ihm nicht zugleich die Gelegenheit erwünscht gewesen wäre, von den Mönchen ein Sühnegeld herauszuschlagen, das seine Kasse auf eine Zeit lang in besseren Stand setzte." Er erließ alsbald an den Prior und Convent gedachter Karthause einen Fehdebrief mit dem ernstlichen

Begehr und Gesinnen," sie mögen „zu Abtrag und kleiner Erstattung angeregter Schmähe und Injurien ihm in Monatsfrist nach dato dieß Briefs 10,000 Fl. an Orte, die er ihnen anzeigen werde, in gutem rheinischen Golde liefern." Geschähe das nicht, so werde er, sammt andern seinen Herren, Freunden, Gönnern und guten Gesellen, die an der Karthäuser Fürnehmen gleichfalls höchlich Mißfallen tragen, wider sie nach allem seinem Vermögen trachten und handeln; danach sollten sie sich richten. Es kam zur Ehrenerklärung und Abbitte für Hutten; außerdem wurden 2000 Fl. für den Spaß gezahlt, den sich der ehrwürdige Prior erlaubt hatte. — Eben so energisch verfuhr er, als bei seinem Aufenthalte in Rom fünf Franzosen aus dem Gefolge ihres Gesandten sich über den Kaiser Maximilian lustig machten. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten, und als die Fünfe über den Einen herfielen, zog Hutten vom Leder, stach den, der ihm am nächsten auf dem Leibe war, nieder, und schlug, selbst nur in der linken Wange verwundet, die übrigen Viere in die Flucht.

Huttens Wanderungen, seine unreine Krankheit, an der er unter allen diesen Kämpfen litt und der er endlich erlag, möge der Leser aus dem Straußschen Werke selbst kennen lernen; über Huttens Auffassung der politischen und socialen Verhältnisse seiner Zeit werden wir ein anderes Mal reden; wir schließen diese Skizze mit dem Charakter und der Persönlichkeit unseres fahrenden Ritters und Gelehrten. Hutten war von Gestalt klein, schmächtig, unscheinbar, hatte blondes Haar und dunklen Bart; in dem blassen Gesichte lag etwas Strenges, ja Wildes, fieberhaft Ungeduldiges, so daß er im persönlichen Verkehr leicht heftig wurde. Seine Rede war schneidend und zurückstoßend, sprudelte dabei von Witz und Talent zur Satire: Naturen wie Melanchthon, Erasmus und ähnlichen war deshalb seine Erscheinung unheimlich. Gegen Freunde bewies er die unbedingteste Hingebung, gegen Feinde den glühendsten Haß. In seiner Galle ruhte Sehergabe: den Bauernkrieg weissagte er schon fünf Jahre vor dem Ausbruch und ließ die Bauern, wenn auch nicht den Götz von Berlichingen, so doch den Franz von Sickingen, in einem Dialoge zu ihrem Anführer wählen. Seine Keckheit setzt oft in Erstaunen. Eine Schrift, die die weltliche Herrschaft des Papstes in ihrer Grundlage angriff, widmete er ganz naiv dem Papste in einer Weise, als wäre er versichert, daß der Papst mit der Herausgabe einverstanden, ja dem Herausgeber für dieselbe dankbar sein werde. Er nennt darin die früheren Päpste Räuber und Diebe: und zu meinen, daß sich der gegenwärtige Papst dadurch beleidigt finden werde, erklärt er für die größte Beleidigung gegen den Papst. — Was die Sprache seiner Werke anlangt, so schrieb er anfangs lateinisch, dann aber deutsch. Er habe, sagt er im Jahre 1520, bisher lateinisch geschrieben, um die zu reformirenden Kirchenhäupter gleichsam unter vier Augen zu verwarnen. Das habe aber nichts gefruchtet, deshalb wolle er sich fortan

der allen verständlichen deutschen Sprache bedienen, um Ritter, Bürger und Bauern gegen Rom in Aufruhr zu bringen. Die Form der Werke war anfangs Prosa in der Rede- oder Briefform, dann aber die dialogische, die seinem Geiste die angemessenste war. In ihr schrieb er seine bedeutendsten, namentlich die für seine politische Auffassung wichtigsten Werke, auf die wir noch zurückkommen werden. Repräsentanten der verschiedenen Stände ließen sich dadurch bequem in Beziehung bringen, sie konnten mit einander über pro und contra erörtern, und schließlich konnte der eine oder andere das Facit ziehen. Gewöhnlich ist diese Person ein Ritter, Franz von Sickingen oder Hutten selbst, wie denn ja auch Sickingen nichts weniger als eine Umgestaltung des deutschen Reichs durch die Ritterschaft beabsichtigte.

Aus der Hauptstadt.

Die Vermählungsfeierlichkeiten. — Fest beim Englischen Gesandten. — Publicum und Polizei. — Berliner Droschken. — Zur Straßen-Ordnung. — Die Vorbereitungen zur Feier und die Berliner Presse.

Die Vermählung Sr. königl. Hoh. des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der königlichen Prinzessin Victoria von England ist ein Ereigniß, das in seiner Größe und in seinem Glanze alle anderen Vorgänge der jüngsten Zeit überragt. Es beherrscht vor Allem auch die preußische Hauptstadt, und die verschiedensten Beziehungen der Einzelnen und der Menge knüpfen sich an dasselbe. Die Politiker untersuchen in Leitartikeln die Eventualitäten und Folgen dieser Vermählung, und Gedichte aller Art feiern das große patriotische Fest, aber das Wort Goethens, nach welchem Gelegenheitsgedichte ganz besonders gut gerathen sollen, bewährte sich dabei bis jetzt nicht. Wahrscheinlich, daß die eigentlichen Poeten mit ihren Versen bis zum feierlichen Einzuge des hohen Paares zurückhalten, doch ist ihre Zahl, so weit wir wissen, sehr beschränkt, und es gilt uns nicht für unmöglich, daß der Mangel daran diesmal zu einer wirklichen Verlegenheit führt und auf eine Abhülfe sinnen läßt. In England kann man sich bei solchen Gelegenheiten doch mit dem poëta laureatus helfen, einer halbamtlichen Charge, deren Leier für feierliche Ereignisse bereit steht. Das Beste, was bei uns bis jetzt zu Ehren des feierlichen Ereignisses in Versen verlautet hat, ist der schlichte Prolog Fr. Adami's, der in beiden königlichen Schauspielhäusern am 25. gesprochen worden ist. Er hat den großen Vorzug, nicht bombastisch zu sein.

Der englische Gesandte eröffnete am Tage der Vermählung die Reihe der Festlichkeiten mit einer Illumination und einem Balle, doch ging diese loyale Kundgebung nicht ohne einen Mißton, für den das Publicum verantwortlich zu machen ist, vorüber. Es ist leicht gesagt, daß nur einige „Buben" durch Schreien und Pfeifen und Insultiren anständiger Damen die Ruhe unterbrochen haben; aber wo diese „Buben" zu Worte und überhaupt zum Vorschein kommen können, muß erst eine gewisse Indifferenz des Publicums vorhanden sein. Die Buben wagen keinen Laut von sich zu geben, wenn das Publicum eine feste Haltung einnimmt. Aber

wir beobachteten in diesem Falle wieder, was wir schon mehrfach beobachtet haben; alle anständigen Leute gehen unbekümmert um den ihnen nahe liegenden Unfug ihren Weg und überlassen der Polizei die Beseitigung der Störungen. Wozu sind sonst die Schutzleute da? fragt jeder und geht still von dannen. Das ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit. Früher war, dem nicht so in Berlin, und wir erinnern uns vormärzlicher großer Feierlichkeiten, bei denen die entschiedene Haltung des anständigen Publicums die Ordnung auf das Sicherste verbürgte. Irren wir uns übrigens nicht ganz, so geht neben der Indifferenz des heutigen Berliner Publicums auch eine gewisse Abneigung gegen die Schutzleute einher. Sogar in der „Neuen Preußischen Zeitung" kam am Tage nach der Illumination des englischen Gesandten eine Klage über die berittenen Schutzmänner zum Wort. Wir dürfen nicht verschweigen, daß manche Einzelheiten die geringe Neigung des großen Publicums für die Schutzmänner erklären, und wir können u. A. constatiren, daß die rege Theilnahme dieser Beamten an dem Ergehen des neuen Intelligenzblattes in den Bürgerkreisen der Hauptstadt manche Mißstimmung hervorgerufen hat.

Wir wünschen von Herzen, daß die allgemeine Illumination am 8. Februar, die unter den Augen der hohen Neuvermählten stattfinden wird, nicht ähnliche Scenen von Roheit und Gemeinheit in ihrem Gefolge habe, daß aber auch unsre Schutzleute die Bescheidenheit, Ruhe und Entschiedenheit, welche die englischen Policemen auszeichnet, — ein jedes zu rechter Zeit — zeigen mögen.

Sehr erschwert wird unsern Schutzleuten allerdings ihr Amt innerhalb eines solchen Gedränges, wie es die Leipziger Straße am Abend des 25. sahe, durch die unglaubliche Ungeschicklichkeit der Berliner Kutscher, resp. durch die Untauglichkeit ihrer Pferde. Der Zustand manches Thieres und manches Wagens, die sich durch das Gewühl am Montag hindurchzuarbeiten versuchten, war wirklich ein Scandal. Was zunächst unsre öffentlichen Droschken anbetrifft, so ist eine strenge Gesammtrevision derselben unseres bescheidenen Dafürhaltens unerläßlich. Diese nach einer Seite ganz gefährlich herüberhangenden Wagen, diese invaliden Gäule, deren Gang in der That ein beständiges Fallen ist, sollten nicht länger geduldet werden. Wie mancher Fahrgast in den letzten Monaten hat nicht mitten in der Fahrt den Kutscher aufgefordert, zu halten und hat es vorgezogen, seinen Weg zu Fuß fortzusetzen, um nur sicher zu sein, daß er heil und ganz am Ziele ankäme!

Man muß in London gewesen sein und in einem Londoner Cab gesessen haben, um ganz unsere Mißachtung des Berliner Droschkenfuhrwesens zu begreifen. Wie sicher und geschwind fährt uns der Cabman durch die dichtgedrängten Straßen, wie ruhig und ordentlich fließt in Folge dessen die hochgeballte, eng zusammengedrückte Woge des weltstädtischen Verkehres dahin! Aber Pferd und Kutscher verstehen auch ihr Handwerk und haben das Zeug dazu. Und doch ist der Londoner Cab kaum theurer als die Berliner Droschke, denn die englische Meile kostet einen Sixpence, fünf Silbergroschen. In der That, unsere Polizei, so viel Mißstände des Verkehrs sie schon entfernte, hat in diesem Punkte noch viel, sehr viel zu thun.

Der englische Gesandte ahmte bei seinem Feste eine englische Sitte nach, indem er aus Latten und Kattun eine Eintrittshalle vor seine Thür gebaut hatte, so daß die Gäste direct vom Wagen unter ein schützendes Dach und auf eine trockene Decke treten konnten. Diese Einrichtung, die

wir in Belgrave-Square, wenn auch in glänzenderer und großartigerer Ausstattung, mehrfach sahen, ist recht hübsch und nachahmungswerth, wenn sie in einer breiten, ruhigen Straße aufgebaut wird, wo sie nirgend den Verkehr hemmt; aber an der Ecke der Leipziger Straße, an einem der verkehrreichsten Punkte Berlins, an der Passage zu einem Thore und zwei Eisenbahnen angelegt, kann sie unsern Beifall nicht finden. Hätte der Herr Gesandte das Entree nach der Seite des Leipiger Platzes verlegt, was keine Unmöglichkeit war und nur einige Thaler mehr gekostet hätte, so würde er der Polizei, den anfahrenden Gästen und dem passirenden Publicum einen gleich großen Gefallen erwiesen haben. Uebrigens wird er uns zugeben, daß keine Londoner Polizei ihm erlauben würde, am Strand z. B. oder in Cheapside solch ein Zelt, das die eine Seite der Straße sperrt, zu errichten.

Die Vorbereitungen, welche unsre Berliner zur Feier unseres großen patriotischen Festes machen, sind weniger pretentiös, aber über alle Maßen solid und versprechen das Größeste. Von Herzen ist ihnen gutes und klares Wetter zu wünschen.

Die Presse beklagt sich übrigens darüber, daß ihr, die doch die Pflicht habe, diese Festlichkeiten aller Welt zu berichten, von Seiten der Veranstalter so wenig Rücksicht zu Theil werde. E. Kossack beruft sich in seiner „Montagspost" auf das Beispiel, das England in dieser Hinsicht gäbe. Wir möchten uns zu solcher Berufung nicht verstehen. Die Achtung, die das Englische Publicum seiner Presse zollt, ist eine Anerkennung und Belohnung für große Dienste, die diese Presse den Engländern geleistet hat. Für welche Dienste aber sollen die Berliner ihre Presse belohnen? Schweigt sie nicht mit rührender Demuth über alle diejenigen Dinge, welche das Publicum näher berühren, um dafür ernsthaft über die Angelegenheiten „weit hinten in der Türkei" zu Gericht zu sitzen, und ziehen es die größesten Talente unserer hauptstädtischen Presse nicht vor, sich in das gemüthliche Halbdunkel von Theater-, Concert- und Bücher-Interessen zu vergraben, statt in ruhiger und ernster Weise die Fragen zu behandeln, über welche der Gewerbtreibende, der Kaufmann, das ganze unabhängige Publicum sinnen? Es giebt Ausnahmen, wie wir zugeben, aber sie sind selten.

[Oberst Gustavson.] Unter diesem Namen lebte bekanntlich König Gustav IV. Adolf in seinem harten Exil, das er mit fürstlicher Würde und altnordischer Festigkeit trug. Freiherr Aug. v. Harthausen theilt aus seinem Tagebuche einige Züge aus den Unglücksjahren dieses seltenen, sonderbaren Königs in den „Westdeutschen Blättern", einer sehr hübschen Wochenschrift, die Levin Schücking in Bonn herausgiebt, mit, und wir erlauben uns, davon einige Sätze abzudrucken. Herr v. Harthausen befand sich 1832 in Aachen und hörte dort im Gasthofe von der Tochter des Besitzers Folgendes über den König erzählen:

„An einem Abende sei ein schlicht, fast ärmlich gekleideter Mann, einen kleinen Mantelsack unter dem Arme tragend, eingetreten und habe gebeten, ihm ein kleines Hinterstübchen auf dem Hofe einzuräumen. Da eben Niemand Anders zur Hand gewesen, so habe sie, die Tochter, damals fast noch ein Kind, ihn auf ein solches geführt. Nun sei es ihr

aber gleich trotz dem ärmlichen Aussehen vorgekommen, daß es kein „gemeiner" Mann gewesen sei, sie habe ihn daher, als sie ihn verlassen, gefragt: ob er etwas zu befehlen habe? da habe er sie lächelnd angesehen und gesagt: „Mein Kind, ich habe weder dir noch sonst Jemand etwas zu befehlen, aber bitten möchte ich dich, daß du mir etwas Gemüse von dem, was für das Gesinde im Hause gekocht wird, heraufbrächtest, denn ich bin hungrig, mag aber nicht mehr verzehren, als ich bezahlen kann." — Als sie ihm dies dann selbst heraufgebracht, habe er sie gefragt, wie lange sie schon im Hause diene? Da sie nun aber geantwortet: sie sei die Tochter vom Hause, sei er mit einem Male ganz entrüstet aufgesprungen und habe gefragt: ob sie ihn etwa kenne? und als sie ganz erschrocken geantwortet: nein, er habe sich ja nicht genannt und auch seinen Paß noch nicht abgegeben, habe er sich barsch umgedreht und gesagt: sie solle nur gehen, er sähe doch wohl, daß sie auch ein Spion sei.

„Als nun der Vater durch den Hausknecht seinen Paß fordern lassen, habe es sich ergeben, daß der Fremde der Oberst Gustavson, der ehemalige König von Schweden, gewesen. Nun habe man ihm ein besseres Zimmer geben, anderes Essen bringen, ihn bedienen u. s. w. wollen, das habe er aber Alles auf eine so scharfe bestimmte Weise zurückgewiesen, daß man ihn schon gänzlich habe gewähren lassen müssen.

„In der ersten Zeit habe er sein Zimmer nur verlassen, um einmal am Tage spazieren zu gehen; er habe nicht geduldet, daß Jemand, wenn er da, auf sein Zimmer gekommen, und sich daher des Morgens sein Frühstück, welches bloß Milch und Semmel gewesen, und des Mittags sein Gemüse für 1 Gr. selbst heraufgeholt. Jeden Mittag habe er dann seine Zeche bezahlt, das sei aber immer Alles, ohne daß ein Wort gewechselt wäre, vorüber gegangen. Nachdem er wohl schon zwei Wochen im Hause gewesen, habe er eines Tages sein Essen geholt, als eben Niemand als sie in der Küche gewesen. Da habe sie auf das Gemüse eine Karbonade gelegt. Sobald er es gesehen, habe er gesagt, sie solle das Fleisch herunter nehmen, das bezahle er nicht; da habe sie geantwortet: „Ich habe ja keine Bezahlung verlangt, aber wenn Sie nichts als Gemüse essen, so muß das ja Ihrer Gesundheit schaden, und dann werden Sie doch nicht so hochmüthig sein und das verachten, was ich Ihnen aus gutem Willen vorsetze." Da habe er gelächelt und gesagt: „Nein, mein Kind, hochmüthig will ich nicht sein!" Von da an habe er geduldet, daß sie ihm zuweilen etwas Fleisch zum Gemüse gelegt habe, doch nur von ihr; habe etwa in ihrer Abwesenheit die Köchin dies gewagt, so habe er das scharf zurückgewiesen — Gegen sie sei er nun immer freundlicher geworden.

„Er habe ihr viel aus seinem Leben erzählt, aber nur aus seiner Jugendzeit und aus der letzten Zeit von seinen Reisen; so sei sie denn zuletzt so keck geworden, ihm allerhand abzufragen, namentlich auch über manche seiner Eigenheiten und Sonderbarkeiten.

„So habe sie z. B. bemerkt, daß er viele Briefe erhalten, jedoch nur diejenigen angenommen, worauf eine richtige Adresse und insbesondere der Name: Gustavson richtig geschrieben gewesen, jeden andern habe er mit der größten Hartnäckigkeit sich geweigert anzunehmen; sie sei selbst einmal dadurch in Verlegenheit gerathen, als sie in seiner Abwesenheit einen Brief an den Obrist Gustavsohn angenommen, den sie ihn dann durchaus nicht habe überreden können, zu erbrechen. Da habe sie ihn nun später um die Ursache befragt, warum er solche Briefe, die doch offenbar an ihn gerichtet seien und wobei die Absender doch gewiß nicht

die Absicht gehabt haben, ihn durch das unrichtige Schreiben der Adresse zu kränken, durchaus nicht annehmen wolle? — Er habe darauf freundlich ihre Hand genommen und gesagt: „Du bist ein sinniges und kluges Kind, daher will ich dir die Ursache davon sagen: sieh einmal: ich bin ein geborner Fürst und ein von Gott eingesetzter König gewesen und die Könige haben das Recht, Jemandem einen Namen zu geben, den ihm dann Niemand wieder rauben kann; als ich nun meine Krone verlor, habe ich zum letzten Male von diesem meinem Rechte Gebrauch gemacht und mir selbst einen Namen verliehen. Dieser Name ist mein letztes und einziges wahres Eigenthum, er wird fortdauern in der Erinnerung der Menschen, und wer ihn mir nimmt oder auch nur einen Buchstaben von ihm, der beleidigt mich zu Tode!"

Herr von Harthausen bemerkt zu dieser Mittheilung u. A. Folgendes: „In ihm war noch einmal jenes tief tragische altnordische Ankämpfen gegen das Schicksal, mit der vollständigsten und unausweichlichsten Aussicht auf den Untergang, vor unsern Blicken vorübergegangen, und zwar in einer Zeit, die eben so gewaltig an Ereignissen, wie flach an Charakteren ist, und wo alles Erhabene entweder im Materiellen untergeht, oder einen skurilen Ausgang nimmt!

Deutschland wird aber vor allen diesem, ihm wahrhaft angehörigen Fürsten ein Ehrendenkmal in seiner Geschichte setzen! Kein Fürst kann sich rühmen, so makellos durch jene Zeit, wo das 1000jährige deutsche Reich unterging, geschritten zu sein!

Er war fast der einzige Fürst, der in jener schmachvollen Zeit sich selbst im größten Unglücke nie vor Frankreich beugte. Als der deutsche Kaiser die Krone niedergelegt, der Rheinbund sich gebildet hatte, war es der König von Schweden, als Herzog von Pommern, der feierlich am Reichstage zu Regensburg gegen die Auflösung des Reichs protestirte."

Hat „Schweden", hat Deutschland, hat — wohin wir unsern Blick zunächst richten — das „schwedische Pommern" mit seinen treuen preußischen Männern das Andenken an diesen ritterlichen König ganz vergessen? Man setzt so viele Denkmäler. Hat kein Mann, dessen Herz und Willen mit der zähen nnd herrlichen Eigenart dieses Königs Sympathie empfindet, einen einfachen Stein oder ein Wenig Erz für ihn übrig? Ein kostbares schmuckvolles Bild paßt für das ruhelose Unglück des Verbannten nicht, aber ein schlichter Denkstein an einer brausenden Meeresklippe oder in einem schattigen Düster des Waldes sollte seinem Andenken nicht fehlen.

Johanniter-Orden.

Dem Durchlauchtigsten Herrenmeister der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Carl von Preußen, hat der Pastor an der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rh., Julius Disselhoff, so eben ein Buch gewidmet, das als ein Bittruf der evangelischen Kirche an das evangelische Ritterthum zu betrachten ist. Es führt den Titel:

„Die gegenwärtige Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern. Ein Noth- und Hülferuf für die Verlassensten

unter den Elenden an die deutsche Nation, von Julius Disselhoff, Pastor in der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rh. und der damit verbundenen Heil-Anstalt für weibliche Gemüthskranke. Herausgegeben von dem rheinischen Provinzial-Ausschuß für innere Mission. Motto: „Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlassen sind!" (Spr. 31, 8.) Der Ertrag ist für eine noch zu gründende Anstalt für Blöde bestimmt. Bonn, bei Adolph Marcus. 1857."

Der Verfasser des Buches redet den Durchlauchtigsten Herrenmeister also an:

„Als ich es wagte, Ew. Königl. Hoheit, dem Durchlauchtigsten Herrenmeister des Johanniter-Ordens, die nachfolgende Schrift zu Füßen zu legen: war ich nicht der Meinung, als hätte ich etwas Würdiges geboten; sondern mich trieb die Mahnung des königlichen Weisen: „Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlassen sind!"

Nachdem ich für die Sache der Verlassenen zuerst vor dem Könige aller Könige geredet hatte, fühlte ich mich im Gewissen verpflichtet, nun auch vor denen nicht zu schweigen, welchen Gott die Möglichkeit der Hülfe in die Hände gelegt hat, und das um so mehr, da ich mir sagen durfte, daß nicht bewußte Unbarmherzigkeit, sondern Unbekanntschaft mit der schreienden Noth dieselben bisher von der Hülfe abgehalten hatte. Vor wem aber hätte ich mit größerer Freudigkeit und mit freierem Muthe meinen Mund aufthun können, als vor dem Herrenmeister jenes Ordens, der die Hülfe und Rettung der Elenden, Verlassenen und Hülflosen aller Art mit so hoher Freudigkeit als seine Aufgabe ergriffen hat?

Durchlauchtigster, gnädigster Prinz! Die Elenden, für die ich um Hülfe rufe, sind, wie diese Blätter zeigen, die Verlassensten von Allen. Ew. Königliche Hoheit, so wie der ganze Hochwürdigste Johanniter-Orden werden sich derselben nicht entziehen können, noch wollen! —

Noch einen Wunsch habe ich, — den sonst nur wenige Schriftsteller zu haben pflegen, — nämlich den, daß sehr bald die Zeit kommen möge, in welcher meine Schrift bedeutungslos geworden ist, weil die Noth aufgehört hat, die sie der Nation vor die Augen stellt, und daß sie dann nichts mehr sein möge, als ein Denkmal jener, zwar nicht absichtlichen, aber doch thatsächlich vorliegenden Theilnahmlosigkeit, in welcher Staat und Kirche bis auf diesen Tag gegen so erbarmungswürdige Wesen verharrt haben! —

Der Segen Gottes ruhe auf dem Haupte Ew. Königlichen Hoheit und auf dem Orden der Ritter!"

Herausgegeben ist die Schrift vom „rheinischen Provinzial-Ausschuß für innere Mission" (Eduard Colsmann, Pastor Krabb, F. A. Feldhoff, G. Hermann), der seinen Sitz in Langenberg, einem Städtchen in einem freundlichen Thale zwischen Wupper und Ruhr, hat.

Das Buch verlangt unsere ernsteste Aufmerksamkeit. Es zeigt, was bisher in den verschiedenen Ländern Europas für die unglücklichsten Mitglieder des menschlichen Geschlechtes, für diese verkommenden und auf das Furchtbarste entstellten „Ebenbilder Gottes" gethan ist, und indem es dann auf die deutschen Staaten übergeht, rechnet es uns die Schuld der Deutschen, der Regierungen und der Bevölkerungen, mit strengem und eindringlichem Worte vor. Wir wollen uns mit der Aufzählung der Unterlassungen an anderen Orten nicht aufhalten, wir wenden uns zu der Schuld Preußens. Ueber sie schreibt der Verfasser, ein Sohn der

westphälischen Erde, ein ernstes, frommes Gemüth, dem eine gewisse Härte des Urtheils ganz wohl ansteht, Folgendes:

„Ich komme endlich — mit sehr schwerem Herzen — auf unser engeres Vaterland. Nur mit der tiefsten Scham kann man über die große Noth unserer Blödsinnigen und über die noch größere Theilnahmlosigkeit berichten, die ihnen bis jetzt von uns widerfahren ist. Kirche und Staat lassen sie gleicher Weise in ihrem Elend liegen.

Wenn ich das abrechne, was unser rheinischer Provinzial-Ausschuß für innere Mission, — der doch nur ein freier, und nicht einmal ein eigentlich kirchlicher Verein ist, — geredet und gethan hat; so hat die ganze preußische Landeskirche, die evangelische, wie die römisch-katholische, für ihre blödsinnigen Kinder noch nicht die mindeste Sorge getragen. Das Kirchenregiment, welches den Religions-Unterricht in der Schule und Kinderlehre überwacht, hat meines Wissens noch keine Synode, keine Gemeinde, kein Presbyterium, keinen Geistlichen, keinen Lehrer gefragt: wie viele eurer Kinder hören nicht die selige Botschaft von dem Kinderfreunde, weil sie, als Blödsinnige, von euch unbeachtet und ungeliebt bleiben? Und die Synoden, Gemeinden, Presbyterien, Geistlichen und Lehrer, wie viel sie auch über die Noth des christlichen Volkes reden und rathen, klagen und jammern; für die Blödsinnigen thut Niemand von ihnen seinen Mund auf! Wie viele meiner Amtsbrüder haben sich ernstlich mit diesem Gegenstande beschäftigt? In wie vielen Pastoral-Conferenzen, wo so mancher fruchtlose Streit gefochten wird, hat eine Zunge für die Blödsinnigen gefochten? Der christlichen Zeitschriften und Sonntagsblätter sind Legion: in welchen von ihnen liest man etwas von der Noth unserer Blödsinnigen? Wenn ich nicht ein Weniges von Aerzten in medicinischen Zeitschriften erfahren hätte; so könnte ich, mit Ausnahme des Rheinlandes, aus keiner Provinz nur ein Wörtlein mittheilen. Die Kirche klagt über den Unglauben der Aerzte. Was will aber die Kirche antworten, wenn einige preußische Aerzte, in Bezug auf die Blödsinnigen, die Kirche mit dem Priester und Leviten, und sich mit dem Samariter vergleichen? Muß sie nicht verstummen und ihren Mund in den Staub stecken?

Und der christliche Staat? Der Stifter des Abendberges hat, wie er mir vor einigen Tagen schrieb, den preußischen Rothen Adlerorden und die große goldene Verdienstmedaille erhalten. Der Mann, der sein Leben den Blödsinnigen gewidmet hat, empfängt von uns Anerkennung; aber unsere Blödsinnigen schmachten nach wie vor in derselben Verlassenheit. Im Rathe der Gewaltigen, in den Kammern und Ständehäusern gedenkt man ihrer nicht, wiewohl sie die Ebenbilder Gottes sind.

Wer vermag es zu sagen, wofür unsere Kammern und Landstände sich begeistern? Neulich noch hielt im Hause der Abgeordneten ein beredter Mund eine warme Rede für ein Paar Coblenzer Musikanten, weil ein Ober-Präsident, dem das wahre Wohl des Volkes am Herzen liegt, ihnen die Sonntags-Tanzmusiken beschränkt hatte. Will denn Niemand in Ständen und Kammern der Blödsinnigen sich erbarmen? Sollen Württemberg und insbesondere Sachsen immer Preußens Ankläger bleiben?

Und was soll man dazu sagen, wenn, — ich rede von Thatsachen, — in dem gebildeten Preußen hochgestellte Männer, deren Lebensberuf die Ueberwachung der Erziehung und Bildung der preußischen Jugend ist, auch noch nicht mit einem Gedanken an die Bildung und Erziehung der Blödsinnigen gedacht haben? Die Listen der schulpflichtigen Kinder wer-

den mit lobenswerther Genauigkeit geführt; aber wie viele preußische Schul-Inspectoren und Schulräthe haben gefragt: wo sind denn die auf meiner Liste stehenden schulpflichtigen Kinder, welche gleichwohl die Schule nicht besuchen? Würde diese Frage ihnen nicht den Jammer der Blödsinnigen entschleiert haben?

Aber was soll das Klagen? Die Noth unserer Blödsinnigen ist so groß, Kirche und Staat haben sie so wenig geachtet, daß man noch nicht einmal ihre Anzahl im ganzen Lande ermittelt hat. Die Schweiz, Sardinien, Frankreich, England, Dänemark, Norwegen, Baiern, Würtemberg, Baden, Sachsen und seit kurzer Zeit auch Hannover kennen doch wenigstens annähernd die Anzahl ihrer Blödsinnigen, und wer dort darüber sich instruiren will, kann dieselbe doch in amtlichen, statistischen Nachrichten finden. Aber Preußen steht mit Oesterreich, Mecklenburg, Belgien, Rußland, Italien und Spanien u. s. w. in diesem Punkt auf einer Stufe, die wahrlich eine nicht sehr ruhmwürdige ist. Kein Preuße, wie gern er auch möchte, kann sich ein treues, lebendiges, vollständiges Bild von dem Zustande seiner blödsinnig gebornen Mitbürger verschaffen.

Ich muß erzählen, wie es mir ergangen ist. Nachdem ich gar manchen starken Band medicinischer Zeitschriften und selbstständiger Werke, in denen ich Belehrung zu finden hoffen konnte, zu dem Zwecke durchsucht hatte, die Anzahl und Lage der Blödsinnigen in Preußen kennen zu lernen; war das ganze Resultat dieser sehr zeitraubenden Arbeit dies, daß ich ein paar einzelne, noch dazu unvollständige Notizen über die Anzahl der Blödsinnigen in Westphalen, Schlesien, in zwei Regierungsbezirken Pommerns und in Berlin gefunden hatte. Ich konnte mir nicht denken, daß in Preußen, wo tausenderlei Listen und Tabellen so genau geführt werden, einzig und allein die Blödsinnigen vergessen sein sollten. Auf meine weitern Nachforschungen erhielt ich eine gedrängte, doch vollständige Uebersicht der „Tabellen und amtlichen Nachrichten über den preußischen Staat", herausgegeben von dem statistischen Bureau zu Berlin. 5 Bde. Folio, mit mehr als 2000 Seiten. Ich gestehe, daß ich diese Blätter mit wahrer Begierde und in der festen Hoffnung zur Hand nahm, hier endlich zu finden, was ich so lange vergebens gesucht hatte. Ich habe in der That Vieles in diesen Tabellen gefunden, die Anzahl nicht nur aller öffentlichen, sondern auch der Privatgebäude, der Wohnhäuser, Fabriken, Scheunen und Ställe, dann in 48 Colonnen die Zahl der Einwohner nach den verschiedensten Kategorieen und Gesichtspunkten, die Zwillings-, Drillings- und Vierlings-, die ehelichen und unehelichen Geburten, die Blinden und Taubstummen, die Todten und Lebendigen, Christen und Juden, auch die genauesten Beobachtungen über Temperatur, Luftdruck, Windrichtung, endlich in vierzehn Rubriken die Größe des Viehstandes, die Anzahl der Pferde, des Rindviehs, der Schafe, Maulthiere, Esel, Ziegen und Schweine, auch wie viel Menschen demnach auf ein Stück Rindvieh kommen, und wie viel Pfund Fleisch auf einen Kopf: das Alles und noch Mehreres habe ich gefunden; nur keine einzige Silbe von Cretinen und Blödsinnigen!!

Aber noch gab ich die Hoffnung nicht auf. Jene amtliche Statistik stammt aus dem Jahre 1849, der letzte Band war schon vor längerer Zeit erschienen. Ich hoffte, daß in neuester Zeit das Auge des Staates bis in die dunklen Winkel der Blödsinnigen gedrungen wäre, und sie gezählt hätte. Um authentische Gewißheit zu erlangen, wandte ich mich

an die Direction des statistischen Bureaus in Berlin mit der gehorsamsten Bitte, mir über diesen Punkt Aufklärung zu verschaffen. Durch die Güte des Hrn. Geheimeraths und Directors Dieterici wurde mir unter dem 21. Januar d. J. die Antwort, „daß nach neueren Bestimmungen dem statistischen Bureau nicht gestattet ist, für Privat-Unternehmungen, so interessant und nützlich dieselben auch sein möchten, Hülfsleistungen zu gewähren; überdies aber über die Anzahl der Blödsinnigen und Cretins hier keine genauen Nachrichten vorliegen." Einen weitern Ausweg hatte ich nicht; ich kam zur traurigen Gewißheit: der preußische Staat kenne seine Scheunen und Ställe, seine Pferde und Esel, nur nicht jene Aermsten seiner Unterthanen, die auf Erlösung aus der Nacht des Blödsinns harren!

Indem ich nunmehr das Wenige mitzutheilen habe, was ich über den Zustand der Cretinen und Blödsinnigen in Preußen habe ausfindig machen können, richte ich die Augen meiner Leser zuerst auf unsere Hauptstadt Berlin. Hier haben Dr. Behrend's Untersuchungen grauenvolle Dinge an's Licht gezogen. Er beschreibt eine Kellerwohnung, in welche sich die Familien eines Schneiders und Holzhauers theilten. Nachdem er den furchtbaren Zustand derselben geschildert hat, fährt er fort: „Was zuvörderst die Tochter des Schneiders betrifft, so glich sie so vollständig einem Cretin der Alpen, daß man sie wohl kaum von einem solchen unterscheiden konnte. Das Kind hatte einen dicken, hervorstehenden, schweren Bauch, sehr dünne Arme und dünne, etwas krumme Beine mit verdickten Gelenkenden, ein sehr welkes, lappiges Fleisch, eine trüb aussehende, hier und da mit trockenen Flechtenschorfen bedeckte Haut, Runzeln auf dem Gesicht, mit einem sehr dicken, fast kahlen Kopfe, mit niedriger, etwas herübergedrückter Stirn und gerötheten Augenliedern. Der Blick des Auges ist stier, verstandlos, wie der eines Blödsinnigen; das Kind kann nur wenige Worte deutlich sprechen, ist sehr arm an Begriffen, kann Tage lang apathisch und träge auf einem Flecke sitzen, ohne zu spielen oder sich sonst zu beschäftigen, und nur wenn es ein thierisches Bedürfniß hat, wird es lebhafter und bewegter. Das Kind ist sehr gefräßig, und verschlingt namentlich die grobe Pflanzenkost mit wahrer Gier und thierischer Lust."

Behrend zieht aus seinen Mittheilungen folgende Folgerungen:

Es giebt einen Cretinismus großer, übermäßig bevölkerter Städte, wie es einen Cretinismus der Alpen giebt.

Dieser Cretinismus findet sich in den schluchtenartigen und abgeschlossenen Wohnungen, in engen Winkeln oder tief gelegenen Räumen, gerade wie er in den Alpen, in den Schluchten und tiefen, abgegrenzten Thälern vorkommt.

Der Cretinismus großer Städte unterscheidet sich nicht wesentlich von dem Cretinismus der Alpen, nur macht er vielleicht einen rascheren Verlauf, und endet öfter mit Marasmus, als letzterer.

Die Ursachen, die den Cretinismus großer Städte hervorrufen, sind auch in den tiefsten Schluchten und Thälern der Alpen zu finden, und ohne Zweifel sind sie es, die auch dort den Cretinismus erzeugen.

Diese Ursachen sind: stockende, feuchtkalte, mit schlechten Effluvien geschwängerte Luft, Mangel an Sonnenlicht, mangelhafte Erwärmung,

unzureichende, besonders an thierischen Elementen arme Kost, Einsamkeit und Abscheidung von jeder, auf die Geistes-Entwickelung wohlthätig wirkenden Geselligkeit, Vernachlässigung, sowohl in Bezug auf Reinlichkeit, als auf sonstige Pflege.

(Schluß folgt.)

Liste
derjenigen Fürsten, Grafen und Herren, welche in der Zeit von 1786 bis 1800 den Ritterschlag erhalten haben.

(Fortsetzung.)

208. Carl Heinrich v. Prittwitz und Gaffron, Lieutenant im Regiment Gensd'armes, später Major bei der Garde du Corps.
209. Bogislav Friedrich Carl Ludwig Graf v. Dönhoff, Kammerherr und Ober-Burggraf im Königreich Preußen.
210. Carl Wilhelm Graf v. Wartensleben, Schloßhauptmann, später Ordens-Senior. 1800 Commendator zu Wietersheim.
211. Julius Christoph Friedrich v. Schauroth, Churfürstl. Sächs. Kammerherr, Geheimer Rath und Domherr zu Naumburg, Erbherr auf Saaschwitz.
212. Friedrich Carl Freih. v. Dörnberg, Kammerherr.
213. August Otto Heinrich, nachmals Graf v. d. Groeben, Hauptmann; später Obristlieutenant a. D., auf Neudörfchen, † daselbst 17. April 1810.
214. Carl Sigismund v. Hopfgarten, Churfürstl. Sächs. Oberforstmeister und Kammerjunker zu Dresden.
215. August Dietrich Wilhelm Friedrich v. Münchhausen, Herzogl. Braunschweigscher Kammerherr.
216. Friedrich Dettloff Graf v. Moltke, Oberjägermeister, auf Wolde.

1790. 11. September.

217. Carl Ludwig von Berg, Kammerherr, Domherr zu Halberstadt, auf Schönfeld.
218. Carl Philipp Graf v. Hardenberg, Königl. Großbritannischer und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer Ober-Appellations-Rath, zu Celle.
219. Christian Friedrich, regierender Graf zu Stolberg-Wernigerode, Dembechant zu Halberstadt, † 26. Mai 1824.
220. George Carl Vollrath v. Buch, Legationsrath und Kammerherr, auf Stolpe.
221. Hans Gottlieb, später Graf v. Stosch, auf Tschirno.
222. George Leopold Freih. v. Reiswitz, Kadrzin und Grabofska, Kriegs- und Domainen-Rath, zu Warschau.
223. Johann Wilhelm Schack v. Wittenau, Lieutenant im Infanterie-Regiment v. Thadden, nachmals Director des Kreises Schönberg und Erb-Amts-Hauptmann.
224. Hans Carl Gottlieb Graf v. Sandreczky und Sandraschütz, Rittmeister a. D., Domherr zu Magdeburg, Landes-Director des Fürstenthums Breslau 2c., auf Mantze.
225. Friedrich Wilhelm Bernhard v. Prittwitz und Gaffron, Kriegs- und Domainen-Rath, später Geheimer Finanz-Rath, zu Berlin.
226. Carl Franz Christoph Erdmann Graf v. Pückler, Freiherr v. Groditz, auf Tannhausen.
227. Carl Friedrich Johann Gustav Graf v. Wylich u. Lottum, Kammerherr, 1793 Ordens-Kanzler.
228. Friedrich Wilhelm, nachmals Graf v. Götzen, Lieutenant im v. Ihlowschen Regiment, später Obrist.
229. George Ernst Levin, später Graf v. Wintzingeroda, Landgräflich Hessen-Kasselscher Oberhofmeister und Chur-Cölnischer Kämmerer, nachmals Königl. Württembergischer Staatsminister und Ordens-Großkanzler, † 24. October 1834.

230. Carl Heinrich August Graf v. Lindenau, Reise-Stallmeister und Major der Cavallerie in der Suite Sr. Majestät des Königs.
231. Ulrich Philipp v. Behr-Negendanck, auf Semlow.
232. Bogislav Wilhelm v. Schack, Legations-Rath und Kammerherr, † zu Wien, 28. März 1794.
233. Valentin Jochen v. Alvensleben, auf Isenschnibbe.
234. Ernst George August Graf v. Wallmoden-Gimborn, Rittmeister in Churfürstl. Hannoverschen Diensten.
235. Joachim Alexander Casimir Graf v. Maltzahn, Freiherr v. Wartenberg und Penzlin, Kammerherr.
236. Carl Christian Septimus v. Veltheim, Geh. Ober-Bergrath; später Geh. Ober-Finanzrath und Berghauptmann, † auf der Insel St. Domingo 10. November 1796.
237. Friedrich August v. Alvensleben auf Erxleben.
238. Christian Heinrich August v. Uffel, Churfürstl. Sächsischer Kammer- und Amtshauptmann des Hochstifts zu Naumburg, später Domherr daselbst.
239. Dietrich v. Miltitz, Lieutenant im v. Gersdorffschen Dragoner-Regiment, Erbherr auf Siebeneichen, † als General-Lieutenant a. D. und Commendator 29. October 1853.
240. Gottlob Sigismund Graf von Zedlitz-Leipe, Kammerherr, auf Freyhahn.
241. Carl Ludwig v. Thun, K. Schwedischer Kammerherr, auf Schlemmin.
242. Carl Sigismund Otto v. Unruh, Kammerherr, auf Lindenpusch.
243. August Prinz zu Braunschweig und Lüneburg, Commendator zu Supplingenburg, † 1820.
244. Friedrich Ludwig Carl v. Stedern, Domherr zu Halberstadt.
245. Claus Philipp v. Thun, Königl. Schwedischer Obrister und Kammerherr.
246. Werner Heinrich Adolph Freiherr v. Spiegel zu Diesenberge, Domherr zu Halberstadt.
247. Borries Friedrich v. Münchhausen, Herzoglich Braunschweigischer Ober-Schenk und Kammerherr.
248. Sebastian Albrecht v. Sack, Kammerherr, zu Berlin.
249. Ernst George v. Steinberg, Königl. Großbritannischer und Churfürstlich Hannoverscher Kammerjunker, nachmals Oberschenk. zu Hannover.
250. Friedrich Albrecht v. Borck, Director der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Königsberg in Preußen.
251. Otto Carl Friedrich v. Voß, Geheimer Stats- und Kriegsminister, Dompropst zu Havelberg.
252. Peter Ludwig Alexander Johann Friedrich von Itzenplitz, Kriegs- und Domainen-Rath, nachmals Staatsrath und Intendant der Forsten, auf Groß-Behnitz.
253. Friedrich Christian Ludwig Aemilius, nachmals Graf v. Zieten, Rittmeister im v. Czetritzschen Husaren-Regiment, Sohn des Generals der Cavallerie Hans Joachim v. Zieten; † auf Wustrau 29. Juni 1854 als Landrath a. D., Ritter des Schwarzen Adler-Ordens, Senior und Commendator des Johanniter-Ordens.
254. Christian Wilhelm v. Kleist, Major a. D., auf Holckewiese, † 23. März 1793.
255. Adolph Friedrich v. Waldow, Lieutenant im Regiment v. Ihlow.
256. Albrecht Joachim Freiherr v. Maltzahn.
257. Friedrich Wilhelm August v. Lattorff, Fürstlich Anhalt-Köthenscher Hofmarschall und Kammer-Director, später Kammer-Präsident rc., auf Klieken.
258. George Otto Friedrich v. Jagow, Rittmeister a. D. und Deichhauptmann in der Priegnitz.
259. Ernst Christian George August Graf v. Hardenberg, Königl. Großbritannischer und Churfürstl. Hannoverscher Gesandter zu Dresden.
260. Friedrich Wilhelm Ferdinand v. d. Hagen, Referendarius, nachmals Geh. Kriegs-Rath und Landschafts-Deputirter.
261. Christoph Friedrich Wilhelm, nachmals Graf vom Hagen, Geh. Finanz-Rath, Domherr zu Halberstadt.

1793. 2. Mai.

262. George Friedrich v. Beerfelde, auf Sommerfeld, 1793 Commendator zu Gorgast, 1796 zu Lietzen, † 20. Mai 1799.
263. Friedrich August Leopold Carl Graf v. Schwerin, Major, später Generalmajor und Chef des Leib-Regiments.

264. Friedrich Wilhelm Carl Prinz zu Württemberg-Stuttgart, nachmals König von Württemberg, † 30. October 1816.
265. George Friedrich Otto v. Kleist, Major im Regiment Gensd'armes, später Obrist a. D.
266. Reinhold Johann Graf v. Stackelberg, Kaiserl. Russischer Major und Königl. Polnischer Wirkl. Kammerherr.
267. Caspar Conrad Gottlieb Freiherr v. Zedlitz, Landesältester, auf Harpersdorf.
268. Dietrich Victor Ludwig v. Korff, Groß-Voigt und Senior des Domcapitels in Minden, auf Waghorst.
269. Carl Albrecht Friedrich v. Viereck, Kriegs- und Domainen-Rath, später Geh. Kriegs-Rath a. D., auf Weitendorf.
270. Carl Ernst Christian v. Waldow, Lieutenant im Regiment Prinz von Preußen.
271. Friedrich Albrecht Graf v. d. Schulenburg, Churfürstl. Sächsischer Kammerjunker, Erbherr auf Kloster-Rhoda, † als Königl. Sächsischer Conferenz-Minister a. D. und Commendator 17. September 1853.
272. Friedrich Johann Ludwig Erdmann Graf v. Pückler Freih. v. Groditz, Erbherr auf Gimmel, † Breslau 1807.
273. Adolph Friedrich v. Oertzen, Landrath, auf Groß-Viehlen.
274. Hans Heinrich Julius v. Schweinitz, auf Klein-Kriechen.
275. George Graf v. Einsiedel, Churfürstl. Sächsischer Kammerherr und Regierungs-Assessor, zu Dresden.
276. Ferdinand Heinrich Sigismund Freiherr v. Seydlitz u. Gohlau, Justizrath des Breslau- und Neumarkischen Kreises, auf Schmellwitz.
277. Friedrich Carl Heinrich Graf v. Schwerin, Präsident der Ostfriesischen Kriegs- und Domainen-Kammer.
278. Gustav Bernhard Friedrich Erdmann Graf v. Rödern Freiherr zu Krappitz Herr zu Berg, Landesältester des Jauerschen Kreises, später Landschafts-Director, auf Glumbowitz, † 17. Juli 1811.
279. Magnus August Graf Schack v. Wittenau, Kriegs- und Domainen-Rath zu Warschau.
280. Christian v. Brandt, Erbherr auf Wutzig.
281. Gottlob Adolph Ernst v. Nostitz und Jaenkendorff, Churfürstlich Sächsischer Finanz-Rath, Domherr und Landesältester, später Consistorial-Präsident.
282. George Wilhelm Graf v. Hopfgarten, Churfürstlich Sächsischer Conferenz-Minister und Wirklicher Geheimer Rath im Geheimen Conseil.
283. Carl Moritz v. Wulffen, Major a. D.
284. Ernst Christoph Graf zu Eulenburg, auf Prassen.

1795. 15. Juli.

285. Friedrich Ludwig Carl Prinz von Preußen.
286. Ludwig Graf v. Kalckreuth, Lieutenant im Regiment Prinz Louis von Württemberg-Kürassiere.
287. Adam Friedrich Freiherr Senfft v. Pilsach, Major und Minister-Resident beim Fürst-Bischof zu Lüttich, später Kammerherr und Gesandter zu Kopenhagen.
288. Carl Ferdinand Freiherr v. Sandreczky und Sandraschütz, auf Gollkowitz.
289. George August v. Steinberg, Königlich Großbritannischer und Churfürstlich Hannoverscher Major und General-Adjutant, später Wirklicher Staatsminister zu Hannover.
290. Friedrich Eugen Heinrich Prinz zu Württemberg-Stuttgart.
291. Hans Christian Freiherr v. Puttkammer, Lieutenant im Dragoner-Regiment v. Krockow.
292. Dietrich Ernst Otto Albrecht Graf v. d. Schulenburg, auf Lieberose.
293. Friedrich Ludwig Alexander Prinz von Württemberg-Stuttgart, Obrister und Commandeur des Infanterie-Regiments v. Möllendorff.
294. Johann Friedrich Christian Graf v. Medem, Major a. D., zu Mitau.
295. Friedrich Wilhelm nachmals Graf v. Buxhoevden, Kaiserlich Russischer Obrist und Flügel-Adjutant.
296. Gustav August Herrmann Graf v. Wartensleben, Lieutenant im Bataillon Garde, † als General-Major und Domherr zu Brandenburg in Schweidnitz 10. April 1834.

297. Ernst Otto Friedrich v. Lenthe, Königlich Großbritannischer und Churfürstlich Hannoverscher Kammer-Rath.
298. Carl Otto v. Arnim, Geheimer Kriegs- und Landrath, auch Feuer-Societäts-Director in der Uckermark, auf Kröchlendorf.
299. Gustav Adolph Gottlieb v. Hardenberg, Kammer-Director und Landjägermeister der Fürstenthümer Anspach und Bayreuth.
300. Carl Graf und Herr v. Schoenburg, Churfürstlich Sächsischer Kammerherr und Geheimer Rath, auf Glauchau.
301. Heinrich August v. Arnim, Geheimer Justiz- und Kammergerichts-Rath, zu Berlin.
302. Traugott Graf v. Beust, Churfürstlich Sächsischer Kammerherr, zu Dresden.
303. Christian Friedrich Ludwig Freih. Senfft v. Pilsach, Churfürstl. Sächs. Regierungs-Assessor, später Wirkl. Appellations-Rath.
304. Friedrich Ludwig Wilhelm Philipp v. Vincke, Präsident der Ostfriesischen Kriegs- und Domainen-Kammer.
305. Ferdinand Graf zu Stolberg-Wernigerode. 1853 Commendator, † als Wirkl. Geh. Rath zu Peterswaldau, 20. Mai 1854.
306. Ferdinand Heinrich Thomas v. Waidow, Lieutenant im Inf.-Regiment v. Frankenberg, später Major a. D., auf Dannenwalde.
307. Heinrich Leopold August Graf v. Blumenthal, Erbherr auf Horst, Kammerherr, Domherr zu Magdeburg.
308. Heinrich Leopold Gottlob Graf v. Reichenbach-Goschütz, Legations-Rath, auf Goschütz.
309. Christian Friedrich Ludwig Carl Graf v. Lehndorff, Fähnrich in der Garde zu Fuß, † zu Steinort 7. Februar 1854 als General-Lieutenant a. D., Landhofmeister im Königreich Preußen und Commendator.
310. Ewald v. Klopmann, Herzogl. Curländischer Ober-Hofmarschall, zu Mitau.
311. Carl Ferdinand v. Goerne, Major a. D.
312. Christoph Alexander Carl Friedrich Freih. v. Wylich zu Diersforth, Deputirter der Clevesschen Ritterschaft und Erb-Hofmeister des Herzogthums Cleve, Domherr zu Halberstadt, später Cleve-Märkischer Geh. Regierungs-Rath, auf Diersforth.
313. Otto Wilhelm Friedrich Graf v. Schwerin, Major a. D., auf Woiffshagen.
314. Heinrich Erbgraf, nachmals regierender Graf zu Stolberg-Wernigerode, 1853 Commendator, † zu Wernigerode 14. Februar 1854.
315. Gebhard Johann Achatz v. Alvensleben, auf Neu-Rando.
316. Wilhelm Ludwig Victor Graf Henckel v. Donnersmarck, Lieutenant bei der Garde du Corps.
317. Magnus Friedrich v. Barner, auf Bülow.
318. Wilhelm Philipp August v. d. Hagen, nachmals Konigl. Preuß. Regierungs-Rath zu Warschau.

1796. 21. August.

319. Friedrich Leopold Ludwig v. Bornstedt, auf Schronsdau; 1796 Commendator zu Gorgast, † daselbst 4. September 1796.
320. Friedrich Aemilius Ferdinand Heinrich v. Kleist, Major und Adjutant des Feldmarschalls v. Möllendorff, später General-Major.
321. Friedrich George Carl v. Hünerbein, Lieutenant und Adjutant des Prinzen Ludwig von Preußen, später Obrist und Flügel-Adjutant Sr. Majestät des Königs.

1800. 3. Juli.

322. Friedrich Heinrich Prinz von Preußen, zugleich als Coadjutor des Herrenmeisters Prinzen Ferdinand von Preußen installirt, † zu Rom 1846.
323. Hellmuth Dietrich Freih. v. Maltza n, Major und Inspections-Adjutant beim General-Major v. Elsner, später Obrist-Lieutenant bei v. Pastau Dragonern.
324. Wilhelm Christian Leopold Friedrich Carl Graf v. Kalnein, Rittmeister bei v. Werther-Dragonern, später Major und Domherr zu Magdeburg.
325. Christoph Heinrich v. Oertzen, Ritmeister a. D., auf Zoebelwitz.
326. Gottfried Wilhelm Carl Otto v. Egloffstein, Lieutenant im Regiment v. Barbeleben-Dragoner, später Kammerherr.

(Schluß folgt.)

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Vom Landrathamte.

Am vorigen Mittwoch beschäftigte sich das Haus der Abgeordneten mit der Untersuchung über die Fortdauer der Gültigkeit des Abgeordneten-Mandates des Landraths v. Marschall, der inzwischen durch den Minister des Innern von einem Landrathamte in Preußen zu einem besser dotirten nach Sachsen versetzt war. Es fragte sich, ob hier der Paragraph der Verfassung (Art. 78) zur Anwendung kommt, nach welchem ein Kammermitglied, das „im Staatsdienste in ein Amt eintritt, mit welchem ein höherer Rang oder ein höheres Gehalt verbunden ist, Sitz und Stimme in der Kammer verliert." Der Abg. v. Marschall war in ein mit höherem Gehalt verbundenes Amt eingetreten, und damit war unseres Erachtens die Frage ohne Weiteres entschieden.

Nicht so einfach war die Anschauung des Hauses. Die Casuistiker führten aus, daß v. Marschall bei seiner Uebersiedlung nach Sachsen nicht „im Staatsdienste in ein Amt eingetreten" wäre, da er auch nach Niederlegung seines preußischen Postens noch immer Landrath (nach philosophischem Sprachgebrauche also ein latenter Landrath) geblieben wäre, August Reichensperger erwiderte ihnen mit dem wohlfeilen Witze, daß dann auch wohl ein Wittwer, der sich anschicke, wieder zu heirathen, als Ehemann zu betrachten sei. Die Gegner hätten ihm bei seiner bekannten kirchlichen Stellung diesen Witz mit leichter Mühe zurückgeben können, hätten sie ihn aufgefordert, zu erklären, ob nicht nach seiner Anschauung ein römischer Geistlicher auch im kirchlichen Amte ist, wenn er sich grade im Zustande der Versetzung von einer Pfarrei zu einer andern befindet. Die preußische Bureaukratie hält ja ihre Diener und ihren Dienstorganismus eben so hoch, als Herr Reichensperger die römische Hierarchie.

Einen viel wichtigeren Einwand aber, als die Männer der Regierung (Vertheidiger der Fortdauer der Gültigkeit des Mandates), machte zu Gunsten ihrer Anschauung der Abgeordnete Wagener von Neustettin, indem er hervorhob, daß das Landrath-Amt ein ständisches Amt sei, wenigstens nicht ganz unter die Kategorie der schlechthin „besoldeten Staatsämter" falle.

Wenn wir nun auch nicht das Durchgreifende dieser Anführung als eines Grundes für die Vertheidigung des v. Marschall'schen Mandates anerkennen können, denn man kann nachweisen, daß das ständische Amt auch seine allgemein staatliche und von der Centralgewalt beein-

flußte Seite hat und daß diese Beeinflussung (erstens durch die Versetzung und zweitens durch die Gehaltsaufbesserung) hier gerade zu Tage trat, so schloß sich an diese Hinweisung, die manchen Stillen und manchen Träumer gewaltig emporschüttelte, doch eine Reihe von Aeußerungen, die so wichtig sind, daß wir uns dem Abg. Wagener für seine kräftige Hervorhebung zum größten Danke verpflichtet fühlen.

Ein Mitglied der sogenannten „äußersten Rechten" nämlich protestirte gegen den vom Abg. Wagener gebrauchten Ausdruck, und hob hervor, daß es, selbst Landrath (in Schlesien), sich dennoch als einen Staatsdiener und Diener Seiner Majestät betrachte. Der Minister des Innern wandte sich in derselben Weise gegen Wagener und nahm ebenfalls den staatsamtlichen Charakter des Landrathes in Schutz.

Mit gerechtem Staunen werden die „Stände", soweit sie in Preußen existiren, diese Aeußerungen gehört und mit eben so großem Staunen dieselben als Proteste gegen die Wagener'sche Aeußerung bezeichnet gefunden haben.

Herr von Zedlitz-Leipe, der zuerst gegen Herrn Wagener protestirte, erklärte sich mit Bewußtsein und Stolz für einen Diener des Staates, des Königs. Hatte ihm der Abg. Wagener dies bestritten? Sind die Stände nicht ebenfalls Diener des Königs und Theile und Stützen und Diener des Staats? Glaubt der Herr von Zedlitz-Leipe plötzlich nicht mehr daran, daß gerade die rechte und festeste Treue und Unterthänigkeit bei den altangesessenen, bei den alten Ständen zu suchen sei? Und ist er eben so plötzlich zu dem Glauben an die Unübertrefflichkeit eines modernen Staatsbürgerthums gekommen, in dem aus der Gleichartigkeit aller Personen ein Niveau gebildet wird, in welchem Jeden gleicher Druck trifft und Jedem gleiches Recht gegeben wird?

Ist dem aber nicht so — und wir wissen, daß dem nicht so ist —, so muß Herr von Zedlitz anerkennen, daß er sich zu einer Behauptung hat fortreißen lassen, die nur dann richtig gewesen wäre, wenn er ihr einen zweiten Theil hinzugefügt hätte.

Allerdings ist der Landrath ein Staatsbeamter, ein Diener des Königs, aber wiederum ist er auch ein Stück des Gegensatzes gegen das moderne Staatsbeamtenthum, eine von diesem oft schwer als Gegensatz empfundene Macht, denn in ihm ist in schwachem Abbilde noch die Hoheit der alten deutschen Selbstregierung enthalten, und an seine Gestalt knüpfen sich darum die Hoffnungen aller derer, welche auf eine Wiedergeburt unserer inneren Regierung zu Gunsten der Freiheit hoffen.

Seine Stellung mißdeuten, sein Amt ungenau bezeichnen, heißt darum unserer Sache, der Sache der monarchischen Freiheit, einen schlechten Dienst erweisen.

Man schlage nur die alten Acten auf und man wird dieselbe Sprache gegen das Landrathamt bei den alten „königlichen Kammern", diesen Pflanzschulen der heutigen Büreaukratie, oft genug finden.

Die „Churmärkische Kammer" z. B. hat unter Friedrich dem Gro-

ßen oft genug den Ansatz genommen, dies ihr unbequeme Amt in ihren Dienstschematismus mehr hineinzuverflechten, und oft genug lesen wir in ihren an das damalige General-Directorium erstatteten Gutachten große „Deductionen aus dem Begriffe der Landeshoheit“, wonach den Ständen und ihren Landräthen bald dieses, bald jenes nicht zustehen dürfe. Das Jus gentium und des alten Zieglers Jus majestatis wird dazu citirt, aber mit Festigkeit antwortet Friedrich der Große darauf, daß die alten Rechte der Stände und die ihrer Landräthe heilig zu halten, daß z. B. die Wahlen der Landräthe ohne Zuziehung eines Regierungs-Commissarius stattfinden dürften, und daß das Landrathamt, eben seiner Freiheit und seines inneren Schwerpunktes wegen, als eines der wichtigsten im Staate anzusehen sei. Die Auffassung, welche Friedrich der Große vom Landrathamte hat, ist überhaupt großartig und fruchtbar. Er verlangt dazu gereifte Männer, auch wohl gediente Offiziere, die Grundbesitzer und Edelleute sind; diese sollen sich in die Geschäfte hineinarbeiten, und aus ihnen die tüchtigsten dann zu den höheren Staatsposten der Kammern und der höchsten Central-Verwaltung genommen werden. Wer erkennt in dieser Anordnung nicht das Bestreben, dem mechanischen Staats-Beamtenthum immer wieder von Neuem Keime anderen Stoffes einzuimpfen?

Friedrich der Große suchte den ständischen Charakter der Landräthe vor Allem zu wahren und zu befestigen, und indem er dieses ständische Amt scharf von der gewöhnlichen Staatsbeamtenschaft unterschied, suchte er es als Hebel der letzteren zu benutzen.

Zwar hatte er selbst adlige Minister, die in ihrer Eigenschaft als Kreisstände die Eigenart dieses Amtes nicht gewürdigt und eine Verschlingung desselben in den großen Staatsbeamtenschematismus eher begünstigt hatten, und die „Churmärkische Kammer“ beruft sich z. B. (in einem merkwürdigen Votum vom 20. April 1765) darauf, daß bei solchen das alte Ständerecht beeinträchtigenden Actionen selbst die Etats-Ministres v. Viereck, v. Happe und v. Podewils als Kreisstände auf dem niederbarnimschen Kreistage zugegen gewesen wären und beigestimmt hätten. Der König hält sich bei solchen Einwänden nicht auf, und seine Instruction an die Landräthe der Churmark, Berlin, 1. August 1766, gegengezeichnet von den Ministern v. Massow und v. Blumenthal, zeichnet den Umfang dieses Amtes mit einer Sorgfalt und mit einer Weisheit, welche auch heut noch Anerkennung verlangen. *)

Wir hoffen, diesmal den großen Friedrich nicht vergeblich citirt zu haben, und wir wünschen, daß die preußische Gesetzgebung, statt immer mehr unter die Botmäßigkeit fremder Centralisations-Ideale zu kommen, den Grundzügen treu bleibt, die der große König ihr so klar und energisch auch in diesem einzelnen Punkte vorgezeichnet hat.

*) Auch das Amt eines Friedensrichters überwies der König dem märkischen Landrath.

Eine angelsächsische Fürstentochter.

(Historische Parallele.)

Es war im Jahre 929 — eben hatten die Sachsen unter ihrem großen und frommen Könige Heinrich I. den blutigen Sieg bei Lenzen über die Wenden erfochten und ihre Fahnen siegreich über Elbe und Havel hinausgetragen in die Marken, die seitdem unwiderruflich deutscher Bildung und Sitte gewonnen wurden — als ein angelsächsisches Königskind, von Heinrich für seinen Erstgeborenen Otto, den künftigen Erben seines Thrones, zur Braut geworben, zu Köln am Rhein, bis wohin sie die Schiffe ihres meerkundigen Volkes gebracht, zuerst das deutsche Land betrat. Es war die schöne Editha, König Edwards Tochter, die Schwester König Ethelstans. Eine jüngere Schwester und ihres Vaters Kanzler begleiteten sie, Heinrichs Gesandte waren ihr zum festlichen Empfang entgegengeeilt, und in Köln begrüßte der junge Otto, dessen in Jugendschöne strahlendes Haupt einst die Kaiserkrone zieren sollte, die liebliche, langersehnte Braut, und führte sie zum Altar. Das Hochzeitsfest wurde, wie uns der alte Chronist Widukind von Corvey berichtet, mit herrlicher Pracht gefeiert; als Morgengabe aber empfing Editha von ihrem jungen Gemahl Magdeburg und viele schöne Güter im Sachsenlande.

Fester gegründet und durch Einheit stärker, als das deutsche Reich und das Sachsenvolk an seiner Spitze, stand damals die Macht der angelsächsischen Stammverwandten jenseit des Meeres da. Die sieben Königreiche der britannischen Insel, welche fünf Jahrhunderte früher die vom Sachsenland übersetzenden kühnen Seefahrer gegründet hatten, waren kurz vorher durch König Edward glücklich geeinigt worden; aus dem Bunde der angelsächsischen Staaten war ein Staat geworden, an dessen Spitze der Bretwalda, d. h. der weitwaltende Oberkönig stand. Die deutschen Stämme mit ihrem spröden Festhalten eines jeden an seiner Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit fanden damals erst mühsam zu einem Reich sich zusammen, und es bedurfte eines so in Weisheit und Mäßigung starken Oberhauptes, wie Heinrich I. war, um die trotzigen, schwer zu bändigenden Elemente zu einigen. Kaum, daß das deutsche Schwert nach außen hin, gegen Dänen, Slaven und Ungarn, die alten Ehren wieder gewonnen hatte.

Und dennoch fühlte sich das angelsächsische Volk geehrt durch einen solchen Bund mit seinem noch nicht vergessenen Halbbruder auf dem Festlande. Und wahrlich, später bewies er, daß auch die mächtigsten Könige wohl stolz sein durften auf seine Verwandtschaft. Kaum ein Jahrzehnt als König an der Spitze seines Volkes, und er war der gewaltigste Herrscher in Europa. Er erst einigte das deutsche Volk zu einem weltbeherrschenden Reiche, und gab diesem Reiche auf Jahrhunderte hinaus den Anspruch

auf den Glanz der Kaiserkrone. — Auch die angelsächsischen Herrscher hatten Ursach, seiner Freundschaft sich zu freuen; denn indem er die Dänen bis zur Spitze der jütischen Halbinsel trieb und dort mit gewaltigem Arm den Speer hinausschoß in ihr Meer, um auch davon Besitz zu ergreifen: lähmte er diese bisher so übermüthige Macht und schaffte vor ihren Seeräuberzügen auch den Stammverwandten jenseit des Meeres Ruhe. —

Das ist die Glanzseite dieses vor mehr denn 900 Jahren geschlossenen Bundes: aber er hat auch noch eine ganz besonders liebliche und milde Seite. Schlagen wir unsern alten Chronisten noch einmal nach, so berichtet er uns von Editha: sie glänzte nicht minder durch ihre Frömmigkeit, als durch ihre Abkunft von königlichem Geschlecht. Schon ihre Zeit sah in ihr eine Heilige, denn reine, wahre und innige Frömmigkeit wohnte in ihrer Seele und gab sich kund in edlen Werken christlicher Liebe. Oft soll ihr Gebet aus großer Bedrängniß den König gerettet haben, oft milderte ihre Fürbitte seinen heftigen Sinn.

Eigenthümlich zarte und liebliche Sagen umspielen die Erinnerung an die angelsächsische Fürstentochter. Was die Legende von der heiligen Elisabeth auf der Wartburg später zu erzählen weiß, knüpft sich, nur in poetischerer Gestaltung, schon an diese deutsche Königin. Wohlthätig und liebreich allen Hülflosen und Bedürftigen, die sich ihr nahten, so schildert die Geschichte wie die unbewußt dichtende Volksmähr die Herrscherin. Eine Hirschkuh kam einst, so erzählt die Sage, in tiefer Nacht zu Magdeburg an ihr Schlafgemach; leise scharrte sie an der Thür und schritt, als ihr geöffnet war, zum Lager der hohen Frau; winselnd und stöhnend, als wolle sie einen tiefen Schmerz ausdrücken und Mitleid erwecken, streckte sie sich zu den Füßen der Herrin nieder und suchte alsbald wiederum das Weite. Editha befahl einem Jäger, dem Thiere zu folgen. Er ging der Spur nach und fand jenseits der Elbe die Hirschkuh mit ihrem Jungen beschäftigt, das sich in einer Schlinge gefangen hatte. Er befreite das Thier, und schnell eilte die Mutter mit dem Jungen in das tiefe Gebüsch. Froh aber hörte Editha, wie der armen Mutter geholfen war.

Heut ist ein geeigneter Moment, dies liebliche Bild einer englischen Fürstin, die über die Lande vom Rhein bis zur Havel geherrscht hat, den Zeitgenossen darzubieten, und es wäre ein schöner Gruß für die englische Königstochter, wenn Magdeburg neben dem silbernen Bilde Kaiser Otto's, das seine Bürger dem einziehenden Prinzen Friedrich Wilhelm überreichen werden, auch das der Editha, der durchlauchtigsten Gemahlin des geliebten Fürsten, darbieten wollten.

Brief aus London.

— Die preußischen Vermählungs-Feierlichkeiten. —

Eine einigermaßen genügende Beschreibung der verflossenen Tage und ihres bedeutsamen Festes ist schwierig, auch wohl in dieser Kürze der Zeit noch nicht zu ermöglichen. Möge wenigstens die folgende Skizze dazu beitragen, im Vaterlande ein frischeres und verständlicheres Bild der Vermählungs-Feierlichkeiten unsres Durchlauchtigen Prinzen zu geben.

Alle stimmen darin überein, daß die Feierlichkeit durch den belebten Hintergrund einer tiefen und allgemeinen Volkstheilnahme einen ganz außerordentlichen Anstrich erhielt. Und zwar trug diese Theilnahme nicht im geringsten irgend einen politischen Charakter; sie war durchaus national und dynastisch, sie galt der guten, geliebten Königin, ihrer Familie, endlich ihren neuen Verwandten. Politische Combinationen und Zukunftsberechnungen sind dem Engländer, vor Allem der Menge, fremd, und man glaubt in Preußen nicht, wie unerfahren letztere in den Angelegenheiten des Continents ist.

Der neblige Morgen und der von der Sonne endlich ganz erfüllte Vormittag des Montags (25. Januar) zeigte das dem, der in das Gewühl um St. James und Buckingham Palace mit offenen Augen hineinsah, deutlich. Die Menschen waren gekommen, ihre Königin, ihre Aristokratie, ihr „officielles und repräsentatives Volks-Ich" einmal wieder zu sehen, es zu begrüßen, sich daran zu freuen. So ward der Tag zum Volksfeste, und darauf hatten die zahlreichen Jongleurs, Volksbarden, Orangenverkäufer u. dgl., die sich im Gedränge anfanden und ihre Tische und Tragbahren aufrichteten, von vorn herein gerechnet. Da sah man sogar eine Wage, auf der sich Alt und Jung für einen Halfpenny nach ihrer Schwere messen lassen konnten, da waren portative Buden, aus einem großen, buntstreifigen Regenschirm bestehend, unter denen alle möglichen Possen und Zaubereien getrieben wurden. Das Hauptgeschäft machten freilich die Vermiether von Plätzen, welche Tragbahren, Karren, Möbelwagen aus allen Theilen der Stadt schon am frühsten Morgen herbeigeschafft und mit echt englischer Unbekümmertheit oft bis dicht an die Mauern des St. James-Palastes vorgeschoben hatten. Der Polizei war es nachher unmöglich, diese zu Barrikaden zusammengedrängten Gerüste hinwegzuschaffen, und nur, wo die Last der Zuschauer zu groß ward, brach hier und da solch eine Bühne ein und begrub auf einige Stunden einen ganzen Haufen.

Man thut in England bei solchen Gelegenheiten stets gut daran, einen Blick auf die papers zu richten, welche in der Menge von Hand

zu Hand gehen. Für je einen Penny waren alle diese schönen Lieder und Balladen zu Ehren des hohen Brautpaars zu kaufen, und alle zeigten, als gälte eine stille Verabredung, einen und denselben Ton, den oben angedeuteten. Einige Verse mögen für den Charakter aller übrigen sprechen:

„Lamps glow, and clarions play, and garlands twine
For Englands daughter, „rose of this fair state",
Who knelt this morning at the bridal shrine
In loveliness elate!

And Youth and Love knelt with her! and the heart
Of Britain throbb'd with fondest sympathy,
And many a thoughtful mother wept apart,
And grave men bent the knee!

And many a manly soul resolv'd, if ever
Storm-clouds upon her joyous dawn should close,
The cause of gentle Womanhood to dare
And shelter England's Rose." . . .

Dieser Ton bezeichnet ein Volk, das sich in seiner Isolirtheit eben wohl, am wohlsten fühlt und auf sie sogar stolz pocht. Die Vorliebe für das Aristokratische giebt diesem Ton noch eine andere Färbung; in einem Liede wiederholt sich der Refrain: „O sprung from Englands noblest blood!" (O Sproß von Englands bestem Blut!), in einem andern: „The child of the old, old land."

Diese Stimmung der Massen ist denn auch die der hohen Kreise, und wie man es der Menge ansahe, daß sie zu einem Volksfeste, zu einem nationalen Thing, in das sie gehörte, gekommen war, so dem Adel und den Würdenträgern ebenfalls. Sie kamen im Schmuck ihrer Wappen und nationalen Trachten, schlicht daher der Eine, rauschend prächtig der Andere, der Herzog von Atholl in dem wunderbar schönen Gewande des Hochländers, das mit seinen Spangen und seinem Kopfputz und Federbusch und seinen Sandalen dem continentalen Auge mit Unrecht rein theatralisch erscheint, der alte recht confus aus seinem Haarbusch dreinsehende Palmerston mit dem Reichsschwert, ein Dritter im Costüme einer mittelalterlichen Brüderschaft.

Die Haltung der Feierlichkeit in der freilich sehr engen Royal Chapel, die eher der Kapelle in einem größeren Privathause ähnelt, entsprach dieser Volksstimmung.

Es war ein feierlicher Augenblick, als Prinz Friedrich Wilhelm in den Raum trat, und die Spannung stieg, als er nach seinem Gebete am Altar nun allein in der Mitte des Platzes dastand. Er stand da, stolz, fest, kaum trug sein Gesicht eine Spur seiner inneren Bewegung, er stand da, wie ein Gesandter, als der geborene Vertreter des andern Volkes, es war, als sähe Preußen England Auge ins Auge.

Es war eine unbeschreiblich seltsam erhabene Pause. Alle Blicke, sogar die Lorgnetten der Peeresses, waren dem Antlitz des hohen Herrn zugewandt. Nur einmal hob er das Taschentuch langsam empor, dann

wandte sich sein Haupt, denn die Braut trat ein. Jetzt goß Musik und die Bewegung jedes einzelnen Herzens ein Leben in die statuarische Stille. Aber nur für einen Augenblick. Der Prinz küßte, in ritterlicher galanter Grazie niederknieend, die Hand der Braut, die sich mit Anmuth verneigte, indem sie das bis dahin niedergeschlagene Auge erhob und mit einem Blicke blühender Schönheit um sich sahe. Jetzt begann die feierliche Ceremonie.

Es war zwölf ein halb Uhr. Der Erzbischof von Canterbury — er trug die weitbauschigen linnenen Aermel über dem Chorrock und die altehrwürdige Perrücke — begann die Trauung mit der feierlichen „Vorfrage":

„I require and charge you both, as ye will answer at the dreadful day of judgment, when the secrets of all hearts shall be disclosed". . . . . Es ist die Frage, ob Braut oder Bräutigam ein Hinderniß ihrer Ehelichung kennen. Keine Antwort, und der Erzbischof fuhr, der Liturgie folgend, fort: „Wilt thou have this woman to thy wedded husband, to live together after God's ordinance in the holy estate of matrimony? Wilt thou love her, comfort her, honour her, and keep her, in sickness and health; and, foresaking all other, keep thee only unto her, so long as ye both shall live? In edler, klangvoller Festigkeit ertönte darauf das I will des Prinzen. Dieselbe Frage an die Prinzessin, die mit kindlich zarter, schwacher Stimme ebenso antwortete.

Darauf fragte der Erzbischof: „Who giveth this woman to be married to this man?" Der Prinzgemahl führte die Prinzessin zum Erzbischof, die sich in leichter glückseliger Erregung zum Prinzen Friedrich Wilhelm wandte. Er ergriff mit seiner Rechten die vom Handschuh befreite Rechte der Prinzessin, der Erzbischof erhob von Neuem seine Stimme, und der Prinz sprach fest und ernst in einzelnen Sätzen den üblichen troth (Gelöbniß) nach, den ihm der Geistliche vorsagte. Noch einmal hörte man darauf die feierliche sonore Stimme des Primas der englischen Kirche und dazwischen wie eine leise silbern klingende süße Musik das Flüstern des königlichen Kindes. Ein tiefes, tiefes Schweigen ging durch die Kapelle, nur diese sanften leisen Töne hörte man. Sie schwieg, die Verlobten ließen die Hände von einander; der Prinz empfing von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht, seinem ersten Brautführer, den Ring, er legte ihn auf das Evangelienbuch, empfing ihn wieder zurück und steckte ihn an den Finger seiner Braut. Und wieder ertönte die feierliche Stimme des Erzbischofs und der Prinz sprach ihm die Worte nach:

„With this ring I thee wed, with my body I thee worship, and with all my wordly goods I thee endow. In the name of the Father, of the Son and of the Holy Ghost. Amen." Der Liturgie bis zu Ende folgend, vollendete sich die Ceremonie, und der Erzbischof

„verkündete", daß „Frederick William and Victoria Adelaide" fernerhin Mann und Weib seien. Der Psalm, vom Lord-Bischof von Oxford intonirt, erscholl, Prinz und Prinzessin knieten nieder, der Erzbischof, nach ihm der Bischof von London lasen Gebete und Segnungen und Ermahnungen. (Unter den Ermahnungen findet sich auch die des Paulus, daß die Frau sich hüten solle vor eitlem Haarputz und Goldschmuck. *)

Nach dem Hallelujah fanden in herzlichster und königlichster Weise die ersten Beglückwünschungen des hohen Paares statt. Die Königin segnete mit einem Kuß die Prinzessin, den Prinzen eben so JJ. KK. HH. der Prinz und die Prinzessin von Preußen, und nachdem der Gemahl die junge Gemahlin umarmt und die Königin Ihn in Ihre Arme geschlossen hatte, führte Er die Prinzessin Seinen hohen Eltern entgegen, und in herzlicher Hoheit nahmen die hohen Herrschaften die neue preußische Fürstin in den erlauchten Familienbund der Hohenzollern durch Kuß und Umarmung auf. Die feierlichste Form und die größte Herzlichkeit vereinigten sich hier, um die höchste Institution des irdischen Lebens, die Familie, zu feiern. So schloſſen die hohen Häuser der Welfen und der Hohenzollern einen neuen Bund.

Für die Engländer erlangt eine Begebenheit schnell das objectiv historische Interesse. Der Herzlichkeit des Volkes, die sich am Abend bei der Illumination vielfach zeigte, folgt daher sogleich das Bestreben desselben, die vollendete That im Gedächtniß zu fixiren. Man verkauft Photographien der Königin, des Prinzen Albert und der Prinzessin Friedrich Wilhelm, alle drei hohen Personen im Hochzeitsornat nebeneinander; Madame Tissaud hat die beiden hohen Neuvermählten bereits in ihr weltberühmtes Wachsfiguren-Cabinet in Baker Street aufgenommen, in dem sie neben andern alten und lebenden Fürsten prangen werden; ein Geschichtsschreiber giebt in einem eben erschienenen Bande die Geschichte aller königlichen Prinzessinnen von England heraus, beginnend mit Sophia Dorothea von Hannover, Tochter Georg's I., und endend mit Victoria Adelaide, Gemahlin Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm (Messrs. Routledge & Co.: „The Royal Princesses of England by Mrs. Matthew Hall.") — Ein Anderes wäre es, wenn diese Vermählung auf die Politik Einfluß erhielte. Das könnte natürlich erst in der Folge geschehen, würde aber zunächst vom Englischen Publicum mit einigem Mißtrauen betrachtet werden. Denn während die Meisten in England von Preußen so gut als nichts wissen, haben diejenigen, welche die öffentliche Meinung leiten und repräsentiren, starke Vorurtheile gegen dasselbe. Zwar hat der Besitzer der Egyptian Hall, der am Montag

*) 1 Timoth. 2. 8, 9 u. flgd.: v. 8. „So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten, und aufheben heilige Hände, ohne Zorn und Zweifel. — v. 9. Desselben gleichen die Weiber, daß sie in zierlichem Kleide, mit Schaam und Zucht sich schmücken, nicht mit Zöpfen, oder Gold, oder Perlen, oder köstlichem Gewand." rc.

Abend neben dem Windsor-Castle auch den Rheinischen Drachenfels in seiner Illumination darstellte und ein Hoftheater-Poet*), der in einem Prologe neulich den Rhein und seine Burgen und Weinberge als eigentliche Localisation Preußens vorführte, in den Augen des Londoner Publicums auf einen Augenblick über das preußische Vaterland einen romantisch schönen Duft gebreitet, aber die alte Sage von dem halb slawischen halb deutschen Wesen der östlichen Kern-Provinzen Preußens, von ihrem Mangel an civilisation und human comfort wird doch bald wieder ihr Ansehen geltend machen. Zu wünschen wäre es und zu erwarten ist es übrigens auch, daß viele Engländer künftig nach Berlin kommen und dabei ihre Ansichten über unser Vaterland verbessern werden. Die Ansichten unsrer Hauptstadt, die in London gezeigt werden, erwecken sicherlich die Lust dazu, und die neueste Nummer der „Illustrated News" mit ihren schön colorirten Ansichten des Pariser Platzes, der Linden, der Schloßgegend und Charlottenburgs macht Aufsehen. Sie gesteht außerdem zu, daß Berlin „eine der schönsten Städte der Erde ist, obgleich äußerst wenig günstig gelegen." Am meisten Theilnahme erregt Preußen in England bis jetzt bei einer kleinen Klasse sehr tief und ganz deutsch gebildeter Männer, die nach einem in Deutschland unverständlichen Ausdruck zur „radicalen Partei" gerechnet werden, weil sie Theoretiker sind. Sie sehen in Preußen den Kern und die Hoffnung Deutschlands, des bevorzugten Landes Gottes. Aber der Bürger und der Adel achten aus verschiedenen Gründen auf diese Männer, die für Träumer gelten, nicht. In den regierenden Klassen ist bis jetzt wenig Theilnahme für Preußen; von den Residenzen des Adels waren am 25. Abends viele nicht erleuchtet, woraus freilich noch nicht auf einen Mangel an Sympathie geschlossen werden kann, denn die Regierungsgebäude waren auch dunkel. SM—

*) Wir müssen übrigens bemerken, daß dieser Poet auch in kräftiger Weise die alte Allianz Englands und Preußens hervorgehoben hat. Es heißt in seinem Gedicht: Seid froh, an diesem Tag heirathet Englands Tochter Preußens Sohn, und am Altar stehen zwei Reiche, welche ehedem schon ihre Banner vereinigt trugen, und jetzt noch zeigt jedes dieser Banner:

Streaming to time, the names in which they won:
The names of **Blucher** and **Wellington**.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. VI. Spätes Wiederfinden.

Seit mehreren Tagen schon befand sich Doctor Roderich Muffel in Nürnberg mit Wissen, ja eigentlich auf Wunsch, des obersten Hauptmannes, seines Schwähers, und doch zu dessen äußerster Verlegenheit. Bei Blasius Stöckel, dem ehemaligen Prior der Carthäuser, der sich mit seinem ganzen Convente der neuen Lehre zugewendet hatte, herbergte der jüngste Sohn des Mannes, der einst an der Spitze des städtischen Regiments gestanden, dessen Geschlecht in Nürnberg so alt war, wie die Stadt selbst; er hatte kein Eigen mehr in der Gemeine, deren Stiftungen reich waren durch die Milde seiner Vorfahren, aber Roderich Muffel war in die Heimath zurückgekehrt, nicht als der Erbe des Namens seiner Väter, nein, er hatte den Nürnbergischen Stadtjunker ganz ausgezogen und kam heim als ein Diener des Wortes, als ein Prediger der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Niemand kannte den fremden stattlichen Doctor, der durch Nürnbergs Straßen langsamen Schrittes wandelte in der talarartig langen, dunkeln Tuchschaube, die statt der modischen Pelzverbrämung ganz schmal mit schwarzem Sammet besetzt war, deren stehender Kragen, unter Kinn und Wange halb niedergeklappt, die Halskrause sehen ließ, deren an den Schultern erhöhete Aermel weit ausbauschten. Das war die Tracht der Gelehrten jener Tage, sie enthielt die Grundlage zu dem spätern Ornat der protestantischen Geistlichkeit. Zu dieser Tracht aber gehörte auch die platte Kopfbedeckung, die noch in vier abgerundeten Ecken auslief und baretartig das Mittel zwischen Mütze und Hut hielt.

In der Wohnung des Predigers Blasius Stöckel konnte Herr Laurenz Imhof seinen Schwäher nicht aufsuchen; das Haupt der Altgläubigen durfte seiner Partei, der er ohnehin schon verdächtig zu werden begann, diesen Anstoß nicht geben; er sah ihn aber täglich in dem Hause des trefflichen Meisters Albrecht Dürer, hielt lange Unterredungen mit ihm und kehrte von Tage zu Tage ungewisser und unschlüssiger heim in sein Haus.

Der oberste Hauptmann befand sich wirklich in einer peinlichen Lage, er machte sich selbst die herbsten Vorwürfe, daß er Roderich geheißen, nach Nürnberg zu kommen, da es doch in seiner Macht gestanden, durch ein Wort dessen Rückkehr zu hindern. Nun war der Doctor da, und Laurenz hatte nicht den Muth, ihn in sein Haus zu laden, den Bruder der Schwester zuzuführen, den ketzerischen Prädicanten zu der eifrigen Carthäusernonne zu bringen, deren Herz einst in Liebe an diesem Manne gehangen. Was fürchtete der sonst so muthige Patricier? Er verbarg es sich nicht, daß er für die Ruhe seines Hauses

fürchtete, daß ihm bangte vor der Gewalt, die Roderich's hohe Begabung und sein feuriger Eifer für die Kirchenerneuerung auf die Gemüther übten; mußte er doch diese siegende Gewalt an sich selbst erfahren bei jeder Unterredung mehr, die er mit dem Bruder seines Weibes hatte! Herr Laurenz schalt sich selbst feige, aber ihm graute bei dem Gedanken, daß durch den Eintritt Roderich's der fromme Frieden seines Hauses gestört werden müsse, den er so treu gehütet als sein höchstes irdisches Glück bis auf diesen Tag. Das bange Zagen des Patriciers war menschlich, verzeihlich, und am tiefsten empfand Roderich selbst die Noth, in die sein Erscheinen den edlen Imhof versetzt. Er hatte diesen Zustand, zum Theil wenigstens, vorausgesehen, und darum war er erst dann in Nürnberg erschienen, als er die Zustimmung des obersten Hauptmannes selbst erlangt. Auch jetzt drängte er nicht; mit keinem Wort verrieth er die heiße Sehnsucht nach der so lange und schmerzlich entbehrten Schwester, das herzliche Verlangen, das ihn beseelte, Amaley Imhof wiederzusehen, die Geliebte seiner Jugend. Aber wenn auch Roderich selbst den Patricier nicht drängte, so drängten den die Umstände, die Verhältnisse mächtiger, als es das Wort des Doctors vermocht hätte. Die Gefahr lag nahe, daß Frau Luitgarde, daß Amaley selbst die Anwesenheit des todtgeglaubten Roderich erfuhren, und wenn auch Herr Laurenz für sein theures Weib gerade keine traurigen Folgen fürchtete von solcher Ueberraschung, so ahnete er dergleichen wohl für seine Schwester. Mächtig rang der Patricier mit sich selbst, er vermochte nicht zu erkennen, was ihm hier Pflicht sei, und dieser Mangel an Erkenntniß der Pflicht raubte dem ernsten, gewissenhaften Manne Muth und Entschlossenheit. Frau Luitgarde bemerkte bald das trübe, sorgenvolle Treiben ihres geliebten Herrn, sie versuchte ihn, wie ihr sonst oft gelungen, durch muntern Scherz zu erheitern, und ließ nicht nach damit, obwohl sie sich bald von der Erfolglosigkeit überzeugen mußte. Erschreckt beinahe aber sah Junker Endres die Veränderung, die mit seinem Vater vorging; er vermißte mit Schmerz die ruhige Würde, die männliche Entschiedenheit, die er vorzüglich an seinem Vater bewundert hatte so lange er denken konnte, und staunend bemerkte er, daß dem sonst so sorgfältigen Manne jetzt die Theilnahme für viele Dinge fehlte, auf die derselbe bis vor Kurzem ein großes Gewicht gelegt hatte.

Junker Andreas war mehrere Tage über die Zeit in Wenigenhausen geblieben, die ihm gesetzt war; er kehrte heim, aber er hatte der Entschuldigung nicht nöthig, denn sein Vater fragte gar nicht nach dem Grunde seines längeren Ausbleibens. Der Oheim hatte den Jüngling geflissentlich draußen festgehalten, um in dessen Seele den Eindruck zu verwischen, den das Begegniß mit dem Reigerfritz etwa in derselben zurückgelassen haben mochte. Das war ihm auch gelungen, denn die Wahrheit zu gestehen, der ehrliche Junker wußte sich am andern Mor-

gen nur noch dunkel und unklar der Vorgänge der Nacht zu erinnern. Er entsann sich allerdings, daß er einen Streit gehabt mit der etwas räthselhaften Persönlichkeit, die man Reigerfritz nannte, aber er war sich über den Gegenstand durchaus nicht klar; der Reigerfritz hatte ungefüge Reden geführt und er hatte ihn etwas derb zurechtgewiesen, das war die Erinnerung, die er von dem Zank behalten; aber auch diese undeutliche Erinnerung schwand aus seiner Seele, als ihm der Oheim am andern Morgen sagte, die edeln burgundischen Gäste hätten sein Benehmen vollständig gebilligt und dem Alten Unrecht gegeben. Uebrigens hatte Reigerfritz, als Andreas seinen Rausch ausgeschlafen, Wenigenhausen bereits verlassen, und Cosmus Imhof erklärte dem etwas neugierig forschenden Bruderssohne, der Alte sei ein wunderlicher, aber schwer reicher Kaufmann, den man seine tollen Launen wegen seines großen Reichthums und wegen seiner genauen Verbindungen mit verschiedenen fremden Fürsten nachsehe. Damit hatte sich Andreas Imhof um so mehr beruhigt, als die beiden burgundischen Gäste, welche noch einige Tage verweilten, ihm mit vorzüglicher Aufmerksamkeit entgegen kamen, was einem Jüngling von Seiten solcher Männer doppelt schmeichelhaft sein mußte. Graf Stephan Crèvecoeur sowohl wie der Herr von Imbercourt redeten ihm gewaltig zu, eine Reise in's fremde Land zu thun und Dienste zu nehmen an einem ausländischen Fürstenhofe, sie meinten, er sei ganz dazu gemacht, große Ehren zu erwerben im Fürstendienst. Junker Andreas hütete sich wohl, eine Zustimmung auszusprechen, oder gar eine Verpflichtung zu übernehmen auf die lockenden Anerbietungen der burgundischen Herren, aber im innersten Herzen gefiel ihm die Sprache der fremden Edelleute doch sehr wohl, und ihre Worte stoben wie zündende Funken in seinen schlummernden Ehrgeiz. Mit merklich veränderten Ansichten, Hoffnungen und Wünschen kehrte der Jüngling heim in das Vaterhaus.

Es drängte ihn, zu reden mit dem Vater, und doch war es ihm wiederum nicht ganz unlieb, daß die veränderte Haltung, die achtlose und doch trübe Stimmung, in welcher er den Vater fand, eine Unterredung fast unmöglich machte. Vor seinem Aufenthalt in Wenigenhausen gab es in der Seele des jungen Edelmannes nichts, was er nicht seinem Vater frisch und gern mitgetheilt hätte, jetzt war da schon mancherlei, was er lieber für sich allein behielt. Er würde dem Vater auf Befragen wahrscheinlich nicht geläugnet haben, daß er ein ausnehmendes Wohlgefallen gefunden an der Gesellschaft seiner Base Magdalene, aber vermuthlich würde er nicht zugleich gestanden haben, daß die Gegenwart der kleinen Marianna, der Gürtelmagd der Frau Base, eigentlich der Umstand gewesen, der ihm solche Gesellschaft so anziehend machte. Es keimte eine Neigung in der Seele des wackern Junkers, über welche er selbst noch ziemlich unklar war. Laurenz Imhofs ältester Sohn konnte unmöglich an eine Liebe denken, wenn es eine Magd

betraf, nichts weiter aber war Marianna, dem Anschein nach. Endres Imhof sah indessen Marianna's rührende Schönheit in Wenigenhausen täglich, stündlich fast, er sah, daß die sonst so stille, gemessene Base Magdalene mit einer Zärtlichkeit, einer Innigkeit an ihrer jungen Gürtelmagd hing, die wenig zu dem Verhältniß von Herrin und Dienerin stimmte. Es war so manches sonderbar und räthselhaft in dem Hause des Oheims Cosmus, Junker Endres war so jung, seine Phantasie spielte ihm mächtige Streiche, er fand Wohlgefallen an Marianna, sie gewann seine erste Neigung, kein Wunder, daß er das schöne Kind bald nicht mehr für die Gürtelmagd seiner Base hielt, sondern für eine verkleidete Prinzessin, oder Gräfin, oder sonst eine hohe Dame, die ein Asyl vor den Feinden ihrer Familie gesucht und gefunden in dem Hause seines Oheims. Es fiel mancherlei vor in Wenigenhausen, was den Junker in solchen Gedanken befestigen konnte, und Frau Magdalene, die dem Sohne Laurenz Imhofs am andern Tage schon die alte Gunst wieder zugewendet hatte, nachdem sie durch ihren Hausmeister Jan Adrianson erfahren, wie derb der Junker den Reigerfritz abgefertigt, trug durch ihre ganze Art nicht wenig dazu bei, die schüchterne Neigung des jungen Imhof zu Marianna zu ermuthigen, obwohl sie sich gut genug hütete, irgend eine Geflissentlichkeit dabei spüren zu lassen.

Eben weil Andreas Imhof seinem Vater vielleicht eben so viel zu sagen als zu verschweigen hatte, beobachtete er denselben schärfer, als er sonst wohl gethan haben würde, und bald genug kam über den Jüngling die finstere Ahnung, daß ein großes Unglück seinem Hause bevorstehe, oder es schon betroffen habe. Er sah das veränderte Wesen seines Vaters, er, der Lieblingssohn und Vertraute der Mutter, sah auch deren Kümmerniß; denn Frau Luitgarde, so sehr sie stets beflissen war, durch muntern Scherz und Heiterkeit ihren lieben Herrn zu erfreuen, gab doch dem ältesten Sohne gegenüber der Besorgniß Worte, die sie erfüllte. Sie hatte ihren Herrn in den zwanzig Jahren ihrer Ehe nie so gesehen, das erschreckte die treue Hausehre über die Maßen. Der verständige Sohn wußte die Mutter zu trösten, das gelang ihm nicht schwer, denn es war eine seltsame Frau, die Frau Luitgarde Imhofin, sie hatte ein Vertrauen zu den Einsichten und zu der Klugheit ihres ältesten Sohnes, das vermuthlich Niemand mit ihr theilte, ein Vertrauen, was wieder auch nur eine Mutter begreifen wird, die einen ältesten Sohn hat, der ihr den Jahren nach nicht allzufern steht. Solches Vertrauen beruht auf dem Stolz der Mutter und der Hülfsbedürftigkeit des Weibes gleichermaßen, und die Verbindung dieser beiden Gefühle ist so mächtig, daß eine liebende Mutter ihrem ältesten Sohne vielleicht eben so vertrauensvoll und zuversichtlich gehorcht, wie das Weib dem geliebten Manne. Uebrigens hatte Junker Endres seine Mutter nicht mit eitlen Hoffnungen und leeren Versprechungen getröstet, sondern als er sie sein muthig sein und die Sorge bannen hieß, weil der Vater

bald seine frühere Ruhe und Sicherheit wieder gewinnen werde, da wußte er sehr gut, was er versprach, und war entschlossen zu einer That, die vorzugsweise ihm, als dem Sohne Laurenz Imhofs, unendlich schwer fallen mußte — der Jüngling aber hatte gerade von seinem Vater so viel Ernst und Willensstärke geerbt, um sie zu wagen.

In dem langen Gang, der durch das Imhof'sche Haus hindurch nach jenem Hof führte, an den die Hinter- und Nebengebäude stießen, welche die Wohnstuben der Familie und Wirthschaftsräume enthielten, während sich in den beiden Stockwerken des Vordergebäudes nur Prunkzimmer und Wohnungen für fremde Gäste befanden — in diesem langen gepflasterten Gang sahe man rechts in der dicken Mauer drei hohe Steinstufen, die zu einer mächtigen Thür von Eichenholz führten. Hinter dieser Thür war die Junkerstube, die Wohnung, die seit Generationen schon stets der Junker, der älteste Sohn der Familie, inne hatte. Es bestand diese Wohnung aus einem großen Gemach und mehreren Kammern, und war rückwärts durch eine kleine Treppe mit den übrigen bewohnten Räumen des Hauses in Verbindung. Schon seit einer ziemlichen Weile hielt sich Junker Andreas an diesem Morgen in dem gepflasterten Flurgang vor seiner Wohnung auf, und der alte Rembart, der Alles bemerkte ohne den Anschein zu haben, lachte vor sich und meinte: „Der lauert auf den Alten, Wetter und Wind aus neun Ecken zugleich! wird wohl mal wieder keinen fahlen Gulden im Sack haben, unser Junker!“ Nun, er hatte es nicht ganz übel getroffen, der getreue Knecht, denn auf seinen Vater lauerte der Junker allerdings, wenn auch nicht gerade um Geld von ihm zu erbitten, denn solcher Bitte hatte ihn die verschwenderische Freigebigkeit seines Oheims Cosmus beim Abschied von Wenigenhausen auf einige Zeit überhoben. Der Junker mußte lange warten, viel zu lange für seine Ungeduld; endlich kam Herr Laurenz den Gang herunter und folgte mit mattem Lächeln der ehrfurchtsvollen Einladung seines Sohnes in die Junkerstube. Vermuthlich hegte er ähnliche Gedanken wie der getreue Knecht, aber er gab sie rasch auf, als er die große Bewegung bemerkte, in der sein Sohn vor ihm stand.

„Es wird Dir zum ersten Male schwer, mein Sohn,“ sagte er mit dem ihm eigenen freundlichen Ernst, indem er seine Hand auf des Junkers Schulter legte, „gegen Deinen Vater eine Bitte auszusprechen.“

„Ich habe keine Bitte, mein lieber Vater,“ entgegnete Andreas, sich gewaltsam zusammennehmend und sein dunkelglühendes Antlitz erhebend, „ich habe Euch ein Geständniß zu machen, erst dann, wenn Ihr sagt, daß ich nicht recht gethan, erst dann muß ich Euch um Verzeihung bitten.“

„Du weißt, mein Sohn,“ antwortete der oberste Hauptmann milde, „daß Du meiner Verzeihung immer gewiß sein kannst, wenn Du

die Ueberzeugung gehabt hast, das Rechte gethan zu haben, im Uebrigen, wir irren Alle!"

„Ich habe bemerkt, mein Vater," sprach jetzt Andreas hastig, „daß Ihr Sorge und Kummer habt, daß meine Mutter sich vergeblich müht, Euch zu erheitern, daß Ihr achtlos an Dingen vorüber geht, die Euch sonst am Herzen lagen —"

„So ist es, mein Sohn," versetzte Herr Laurenz trübe, als der Junker inne hielt, „das Leben liegt gerade jetzt schwer auf mir, ich muß es tragen, und Ihr Alle mit mir, vielleicht hilft Gott bald!"

„Ich weiß, mein Vater, was Euch drückt und quält!" sagte der Jüngling scheu und leise.

„Und ich weiß, daß mir mein Sohn nicht aufgelauert und nachgespürt hat!" rief Herr Imhof mit blitzenden Augen, indem er sich aufrichtete.

„Das wird Euer Sohn niemals thun," bekräftigte der Junker demüthig, „aber eben darum," setzte er rasch hinzu, „damit es nicht den Anschein hat, als triebe ich Spionenhandwerk, eben darum, mein Vater, muß ich Euch sagen, was ich gesehen und gehört habe. Aus dem Grunde habe ich Euch gebeten, hier einzutreten und mich zu hören, von Euch will ich erfahren, ob ich daran recht gethan habe, oder nicht?"

„Du hast recht daran gethan, mein Sohn," erwiederte der oberste Hauptmann würdevoll, „jetzt sprich, was hast Du gesehen? was hast Du gehört?"

„Vorgestern beim Ausgang aus der Messe," begann Andreas, „hörte ich mehrere Personen von Euch sprechen, ich mußte hören, weil ich den Namen Imhof vernahm, sie sagten da, Ihr hättet im Hause des Meister Albrecht Dürer Zusammenkünfte mit einem fremden ketzerischen Prädicanten, ich wollte mich schon einmischen, als ein Anderer erklärte, daß alte Freundschaft und Liebe zur Malerei Euch zu Meister Albrecht führten, aber nicht die Religion, und ich hatte noch weniger Grund, in das Gespräch zu fahren, als ein Dritter spottend erklärte, wenn der oberste Hauptmann von Nürnberg mit einem ketzerischen Prädicanten zusammenkomme, so wolle er sein rechtes Ohr gegen des Prädicanten linke Schuhsohle verwetten, daß der Imhof den Prädicanten, aber nicht der Prädicant den Imhof bekehre. Solche Meinung der Leute gefiel mir wohl, mein Vater, ich ließ sie gehen. Zufällig aber führte mich gestern mein Weg durch das Hundsgäßlein, da ging vor mir her ein Mann in gelehrter Tracht, der mir bekannt vorkam, unwillkürlich folgte ich ihm, er ging in Meister Albrecht Dürer's Haus. Verzeiht, mein Vater, der Oheim Roderich Muffel ist der fremde Prädicant, mit welchem Ihr zusammenkommt in des Meisters Hause, das ist's, was ich Euch zu sagen mich verbunden fühlte."

Herr Laurenz schwieg eine Weile und schaute sinnend vor sich nieder, dann richtete er sich auf, legte beide Hände auf die Schultern

seines Sohnes, schaute dem voll in's Gesicht und sprach ernst: „Du hast recht gethan, mir das zu sagen, mein Sohn, jetzt aber sage mir auch, was Du dabei denkst!“

„Ich denke,“ entgegnete Andreas aufrichtig, „daß Ihr Bedenken tragt, den Oheim, dieweil er sich von der Kirche losgesagt hat, in unser Haus zu führen, besonders der Base Amaley wegen, weil die noch eine Nonne ist, daß Ihr aber doch der Mutter den Bruder nicht vorenthalten möchtet, und auch dabei nicht außer Acht gelassen habt, daß der Mutter die Rückkehr des Bruders, den sie todt glaubt, nicht lange verborgen bleiben kann; das ist's, glaube ich, was Euch Kummer und Sorge macht, mein lieber Vater!“

„Und was würde mein kluger Sohn thun, wenn er an seines Vaters Stelle wäre?“ fragte Herr Imhof, indem er lächelte, um der Frage, die er ganz im Ernst that, einen scherzhaften Anflug zu verleihen. Der alte, kluge Patricier fühlte sich wirklich gedrungen, den Rath seines jungen Sohnes einzuholen, er wollte es aber nicht gerne merken lassen.

„Ich würde,“ entgegnete der Junker mit dem Eifer und der Unbekümmertheit der Jugend, „den Oheim in mein Haus führen, ihm aber verbieten, von göttlichen Dingen mit der Mutter und der Base Amaley zu reden. Sie werden es nach und nach doch erfahren, daß dieser Oheim ein Prädicant ist.“

Eine Weile sann der Patricier dem Rathe nach, den sein Sohn gegeben, dann sagte er entschlossen: „Wohlan, Andreas, mein Sohn, Du sollst mein heimlicher Rath sein, geh' Du zu Deiner Mutter, zu Deiner Base, rede mit ihnen vorsichtig, wie man mit Frauen reden muß, sage ihnen, daß eine große Ueberraschung ihnen bevorstehe, daß der todtgeglaubte Roderich Muffel lebe, daß er bald zurückkommen werde, endlich sage ihnen, daß er schon hier sei. Siehe zu, wie Deine liebe Mutter, besonders aber wie Deine Base diese Nachricht erträgt, und sende mir Rembart in das Haus des Meisters Albrecht Dürer, wenn die beiden Frauen verlangen, den Oheim Roderich Muffel sogleich zu sehen. Ich verlasse mich auf Deine Umsicht, Andreas, übereile nichts. Geh' mit Gott, mein lieber Sohn!“

Laurenz drückte seinen Sohn an sein Herz, der ganz stolz ob des Auftrags, der ihm geworden, und ganz selig über die Zärtlichkeit, die ihm der in dieser Beziehung sehr zurückhaltende Vater gezeigt, sich sofort in die Nußbaumstube hinauf zu seiner Mutter und seiner geistlichen Base begab, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Herr Laurenz aber wandelte ruhiger und sicherer als seit vielen Tagen der Behausung Albrecht Dürer's zu, wo ihn Roderich Muffel erwartete. Der Patricier segnete im Herzen seinen Sohn, denn über die ersten Schwierigkeiten half allerdings der Vorschlag hinweg, den der Junker gemacht. Der kluge, städtische Diplomat begriff gar nicht, daß er nicht gleich auf den

einfachen Ausweg verfallen, Roderich zu bitten, in seinem Hause nicht von Religion zu sprechen. Er wußte es selbst nicht, daß man einem Manne gegenüber wie Roderich Muffel nicht wohl auf den Gedanken kommen konnte, ihm das Reden über göttliche Dinge zu untersagen. Herr Laurenz stand schon in mehrfacher Beziehung unter dem Einfluß dieses feurigen Geistes.

Andreas Imhof hatte die nicht leichte Aufgabe, die ihm sein Vater übertragen, mit einer Zartheit gelöset, die in seiner innigen Liebe zu der Mutter, zu der Base lag. Mit stolzen Schritten, mit leuchtenden Augen, aber mit einem Antlitz, auf dem man deutlich die Spuren von Thränen nicht nur, sondern auch mächtiger Erschütterung erkennen konnte, kam er, etwa eine Stunde, nachdem Herr Laurenz das Haus verlassen, über den Hof, öffnete die Thür der Knechtstube am Stall und rief hinein: „Mein guter, alter Rembart, gehe eilends nach dem Hause des Meisters Albrecht Dürer, dort ist mein Vater, sage ihm nur, daß ich Dich sende, er weiß dann schon, was das zu bedeuten!"

Das war nicht die volltönende, herrschende Imhofsstimme, welche diese Worte sprach, weich, fast wehmüthig klang die Rede, und erschrocken sprang Rembart, der getreue Knecht, auf von der hölzernen Bank.

„Wetter und Wind, Junker Endres!" schrie der alte Kerl, „geht her und laßt Euer Gesicht sehen! Ist doch kein Unheil losgelassen im Hause?"

„Es ist kein Unheil, mein Alter!" beruhigte der Junker. „Ich will Dir's sagen, Du gehörst ja zum Hause: der jüngste Bruder meiner Mutter, mein Oheim Herr Roderich Muffel, ist heimgekommen aus der Fremde, der Vater ist mit ihm bei Meister Albrecht, ich hab's der Mutter eben gesagt."

„Der gelehrte Junker ist heim?" fragte der Knecht, zutraulich die Hand des Haussohnes fassend.

„Ja, gelehrt ist er geworden," versetzte Andreas Imhof, „aber ein Junker ist er nicht mehr, sondern ein Doctor. Hast Du ihn denn nicht erkannt, als wir aus der Klause mit ihm ritten?"

„Und was hat sie gesagt?" unterbrach Rembart ungeduldig, „unsre Heilige, unsre Amaley?"

Befremdet schaute der Junker den Knecht an, die hastige Frage mochte ihm Manches erklären, was ihm bei der Unterredung, die er eben gehabt, aufgefallen, aber noch unklar geblieben war. Rembart war nicht der Mann, ihn länger in Zweifel zu lassen

„Wißt Ihr denn nicht, Junker," flüsterte er, „daß unsre Amaley eine Nonne geworden ist, weil sie in Liebe war mit dem gelehrten Junker und dieser nie wieder von sich hören ließ, seit er die Stadt verlassen? Doch woher solltet Ihr's wissen?"

Dem Junker fiel's jetzt wie Schuppen von den Augen, jetzt erst begriff er, welche Pein es für seinen Vater sein müsse, der eifrigen,

frommen Nonne den einst so heiß geliebten Mann als einen Anhänger der neuen Lehre zuführen zu müssen.

„Gott erbarme sich ihrer!" sprach der Jüngling leise vor sich hin, dann aber unwiderstehlich gedrängt, sich mitzutheilen, sagte er zu dem getreuen Knecht: „Alter, lieber Rembart, da kommt eine schwere Zeit ins Haus, denn weißt Du, der gelehrte Oheim ist ein ketzerischer Prädicant."

Der Knecht aber theilte offenbar die Sorge seines jungen Herrn nicht, er blinzelte ihn listig von der Seite an und sprach leise: „Laßt Euch das nicht anfechten, Junker, unser Haus ist ein festes Haus, wird nicht einfallen über eine Predigt, hat schon andre Stürme ausgehalten. Jetzt aber will ich zum Meister Dürer gehen und den Herrn holen und den Gelehrten. Wetter und Wind! ich denke doch, daß der nicht so gotteslästerlich fluchen wird, wie sein Bruder, Herr Vitus; lasse mir was gefallen, aber das war doch gar zu arg!"

Damit ging der getreue Rembart halblaut vor sich hinsprechend seines Weg's und ließ den Junker mit seinen ängstlichen Gedanken allein an der Thür der Knechtstube stehen. Unwillig warf der Junker, den seine Gedanken zu schwer dünkten, den Kopf in den Nacken, ganz wie ein edles Roß, dem man zu viel zumuthet, er strich sich das lange weiche Haar aus der Stirn und kehrte dann langsam und zögernd in die Nußbaumstube zurück. Die Mutter kam ihm schon entgegen und faßte seine Hand wie Schutz bei ihm suchend, vor ihrer Aufregung. Frau Luitgarde hatte die Augen voll Thränen, und dennoch leuchtete ein glückseliges Lächeln in ihrem lieben runden Gesichte, unruhig schritt sie hin und her, bald zu Amaley flüsternd, aber gleich darauf wieder zu dem Sohne zurückkehrend, der die eigene, bange Aufregung mühsam bekämpfte, und staunend auf seine Base sah, welche ruhig auf ihrem Sessel saß und die Perlen ihres Rosenkranzes langsam durch ihre zitternden Finger gleiten ließ. Amaley Imhof betete, sie suchte im Gebet Kraft, und Andreas sah, daß sie nicht umsonst betete, denn sichtlich gewann sie die Ruhe, die Haltung wieder, ihre Hand zitterte nicht mehr, als sie ihren Rosenkranz durchgebetet hatte. Sie hub ihr Antlitz auf zu den Andern, eine himmlische Ruhe, eine ernste, aber unbeschreiblich liebliche Freude verklärte die edlen, feinen Züge der Nonne, und so mild sah sie auf den Sohn ihres Bruders, daß der jetzt den Muth fand, sie zu fragen, ob sie den Oheim nicht lieber allein sehen wolle!

„Warum, mein lieber Andreas?" fragte sie freundlich dagegen, obwohl ein leises Roth auf einen Augenblick ihre Züge überflog, welches genugsam verrieth, daß sie die Frage wohl begriffen.

Der Junker hatte nicht nöthig zu antworten, denn in dem Augenblick vernahm man die Stimme des Patriciers unten im Hofe; Herr Laurenz sprach geflissentlich laut, um sein Kommen anzukündigen. Frau Luitgarde strebte hastig der Thür zu, Andreas aber hielt sie an der

Hand fest, und sprach mit der unbewußten Autorität des ältesten Sohnes: „Bleibt hier, meine liebe Mutter, bleibt hier!"

Die Mutter blieb, zitternd vor Bewegung, neben dem Sohn stehen, der ihre Hand erst losließ, als Herr Laurenz mit Roderich eintrat und mit mildem Ernste zu ihr sprach: „Da hast Deinen Bruder wieder!"

Laut weinend hing Luitgarde an dem Halse ihres Bruders und lag in seinen Armen. Die beiden Imhofe aber, Vater und Sohn, achteten dieses Wiedersehens kaum, sie blickten Beide ängstlich gespannt auf Amaley, welche sich erst, als der Bruder die Schwester wieder hatte, langsam von ihrem Sitze erhob und mit leisen unhörbaren Schritten durch das Gemach kam. Die Imhofe athmeten kaum, nur das Weinen Luitgarde's unterbrach die tiefe Stille; dennoch mußte Roderich die leise Annäherung der Nonne geahnt, gefühlt haben, denn mit einer sanften, aber entschiedenen Bewegung machte er sich los von der Schwester und trat einen raschen Schritt der Nahenden entgegen.

Da standen sie sich gegenüber, Beide blickten sich erst forschend und ernst ins Gesicht; es war, als suchten sie gegenseitig die alten bekannten Züge, als versuchten sie das, was sie sahen, in Einklang zu bringen mit ihren Erinnerungen; sie mußten gefunden haben, was sie suchten, denn immer freundlicher, liebevoller und inniger blickten sich Beide an.

Endlich faßte sich Roderich zuerst, er streckte seine Hand der Nonne entgegen und sprach mit dem männlichen Wohllaut seiner Stimme, in der die innigste Liebe aus dem Herzen herauf zitterte: „Amaley!"

„Mein Roderich!" antwortete die Nonne und legte ihre bebende Hand in die des Doctors.

Mit seinen beiden Händen umschloß Roderich die kleine, zarte Hand Amaley's und drückte sie an sein Herz. Amaley ließ ihn gewähren, dann zog sie leise ihre Hand aus der seinen, neigte mit seligem Lächeln ihr Antlitz gegen ihn und wich alsbald von ihm zurück. Sie schritt der Thür zu, auf der Schwelle grüßte sie ihn noch einmal durch ein verklärtes Lächeln und ging hinaus. Mit nassen Augen blickte Roderich ihr nach, noch eine ziemliche Weile, nachdem sie verschwunden.

Die lebhafte Schwester ließ ihn nicht länger so, Frau Luitgarde bemächtigte sich des Bruders, sie holte ihren zweiten Sohn Roderich, den braven, munteren Burschen mit dem lustigen, eulenspiegelhaften Antlitz, der der Liebling der Base war, und die kleine Amaley mit dem ernsthaft-freundlichen Imhofgesicht. Frau Luitgarde war ganz Glückseligkeit; für sie war die Rückkehr des Bruders ein Fest, ein großes Freudenfest, das sie ganz rein, ohne Befürchtungen und Ahnungen, genoß. Sie erfreute sich an Allem, an der stattlichen Haltung und männlichen Schönheit des Bruders zuerst, sie sagte zu ihm auch mit ihrer hinreißenden Offenherzigkeit: „Roderich, mein Bruder, was bist Du für ein trefflicher Mann geworden, Du bist fast eben so stattlich wie

mein lieber Herr; was dünkt Dich aber von meinem Aeltesten? von unserem Endres?" setzte die stolze Mutter alsbald hinzu, und war glücklich wieder, als der Bruder ihren Sohn überaus wohlgebildet und trefflich fand.

Herr Laurenz aber flüsterte seinem Sohne zu: „Sieh ein wenig darauf, Endres, mein Sohn, daß nicht von der Kirchenerneuerung gesprochen wird; der Oheim hat mir zugesagt, nicht solche Gespräche zu suchen, aber er hat mir erklärt, daß er sich nicht verläugnen könne, wenn er gefragt werde. Das ist von einem Manne auch nicht zu verlangen." —

Junker Andreas versprach seinem Vater, was er begehrte, er aber liebte den Oheim Roderich gar nicht; viel lieber hätte er den wilden Vitus im Hause gesehen. —

Zur innern Geschichte des 19. Jahrhunderts.

II.

Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Gerd Eilers, Königl. Preuß. Geh. Regierungsrath a. D. Dritter Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus 1858.

Während die regierenden Kreise sich redlich bemühen, das dunkle Drängen des Volkes „aufzuklären" und in den materiellen Interessen einen verständlichen und verständigen Ausdruck dieses Drängens und ein Feld gefunden zu haben glauben, auf welchem das Suchen der Geister befriedigt und die Bewegung zur Ruhe gebracht werden könnte: wächst der Mißmuth und die Aufregung in den Gemüthern immer weiter. Eine Revolution in den colossalsten Verhältnissen scheint vorbereitet zu werden, Hoch und Niedrig nehmen an diesen Vorbereitungen Theil, manche sehr gegen ihren Willen, die meisten entgegen ihren persönlichen Interessen. Es geschieht Nichts, ohne daß es sein Contingent in die Magazine der Unzufriedenheit liefert, und selbst da, wo die Regierung mit den edelsten Intentionen umgeht und Versuche macht, ausnahmsweise einmal eine der unklaren Forderungen des Zeitgeistes zu befriedigen, muß sie ihre Bestrebungen mißdeutet, in das Gegentheil verkehrt sehen, erklärt man die einzelne Gabe für erzwungene Concession, oft gar für einen Fallstrick.

Ein richtiger Gedanke lag wie oft der Bewegung zu Grunde: überall in Deutschland verlangte man nach einer Neuordnung der socialen und politischen Gemeinde, deren Gestalt in den letzten Jahrhunderten durch französische Nachahmungen und hoffärtigen Despotismus in den kleineren Staaten, durch nothgebrungene Concentrationen des öffentlichen Wesens in den größeren, arg entstellt, meist auch ganz vernichtet war. Aber wo war der Mann, dem noch genugsame Kenntniß

der freieren Vergangenheit, dann der Verhältnisse der Gegenwart und dem zugleich ein klarer Blick in die Mittel gegeben gewesen wäre, durch welche eine Reform der hoffnungslos darniederliegenden öffentlichen Dinge im Geiste deutscher Freiheit allein zu bewirken war?

Freiherr vom Stein wäre dieser Mann gewesen, hätte er jene frischen Kräfte, die er gegen den Corsen opferte, noch in den zwanziger Jahren besessen, wäre außerdem seine Natur eine lindere und versöhnlichere gewesen. Aber ihm ließ sich keiner der lebenden Staatsmänner vergleichen, eben so wenig in Oesterreich und Preußen, wie in den Mittelstaaten, und auch die besten seiner Anhänger, Wilhelm v. Humboldt, Maaßen, v. Vincke, Eichhorn waren Männer vortrefflich im Detail, aber wo es galt, das Ganze zu erfassen, einseitig, idealistisch oder in Rücksichten untergeordneter Art verstrickt, wie theuer sie außerdem auch unserer patriotischen Erinnerung ihrer Treue im Detail wegen, durch die Lauterkeit ihres Willens und ihre Strenge gegen sich selbst bleiben werden.

Am meisten von Einsicht in den wirklichen Charakter der Forderungen des Volkes war noch beim Könige Friedrich Wilhelm III. Schwerer wie Manchem ward es dem hohen Herrn, dem verschlungenen Gewebe zu folgen, aus dem die geistigen Strebungen einer Zeit bestehen, aber die Treue und Kraft seiner Natur, die ohne Aufhören zur Pflicht des Königs mit ernstem Auge emporsahe, besiegte diese Schwierigkeiten, und wie sehr er das ideale Streben der Nation verstanden hat, davon zeugt der Gedanke seiner Kirchen-Union, der freilich ein Anderes war als die Ausführung in ihren wechselnden Epochen. Auf dem politischen Gebiete kam Er dagegen den Bestrebungen, der in der öffentlichen Meinung herrschenden Richtung mit entschiedenstem Mißtrauen entgegen, das um so höher wuchs, je deutlicher wurde, daß die Volksführer eine Freiheit ohne Ordnung träumten. Böse Vorfälle kamen hinzu, den König gegen die Anhänger der neuen Ideen zu warnen. Die Demagogen-Untersuchungen, in der Hand oft stark bornirter Inquisitoren, lieferten Andeutungen von Mord- und Brandplänen, die um so mehr Glauben finden mußten, als in den lebhaftesten Erinnerungen der älteren Zeitgenossen noch das Bild der großen französischen Revolution stand, in welcher ebenfalls Männer von sonst edelm Charakterschnitt, Mittelpunkte der Bildung und gesellschaftlichen Hebung, plötzlich dem Dämon der Zerstörung und des Blutes verfallen und aus den Doctrinen gegen die Todesstrafe plötzlich in die Doctrin der permanenten Guillotine verfallen waren.

An die Demagogien der zwanziger Jahre schlossen sich in den dreißigern ähnliche Zuckungen, die auch heut noch um so bedenklicher erscheinen, je mehr ihnen jeder deutsche Zug gefehlt und je mehr sie als blanke Nachahmungen carbonaristischer Agitation, der Venten und der Clubs erscheinen. Eilers kommt in seinem vorliegenden Buche zur

Erwähnung solch einer „Verschwörung in Köln", nachdem er zuvor noch den herrschenden Liberalismus der Rheinprovinz in folgenden freilich sehr blassen Farben gezeichnet hat:

„Die politischen Gespräche in der preußischen Rheinprovinz bewegten sich in den höhern sowohl als den untern Sphären der Gesellschaft um verschiedene Partei-Ansichten und Wünsche hinsichtlich einer bessern Gestaltung des öffentlichen Wesens. Die Partei des gemeinsamen deutschen Vaterlandes war der Meinung, eine feste politische Ordnung in Europa sei bedingt durch des großen Vaterlandes politische Einheit. Diese schwebten zwischen dem Wollen, welches löblich schien, und dem Nichtkönnen und doch Wollen, worauf der Fluch ruht. Die Confessionellen meinten, das Staatensystem müsse nach dem Grundsatze der confessionellen Unterschiede eingerichtet werden; gemischte Staaten hätten einen nimmer zu stillenden Unfrieden im Herzen. Diese waren die Beschränkten, die mit ihrem Princip gegen mächtige Wirklichkeiten zu Felde zogen. Noch Andere hatten aus ihren jüngern Jahren die Idee festgehalten, das deutsche Kaiserthum müsse hergestellt werden. Das waren die deutschen Enthusiasten, von denen Jemand sagte, man könne sie besser zum Gurken-Auskernen als zum Regieren gebrauchen. Am zahlreichsten war die Partei der nüchternen und besonnenen Politiker, Derjenigen, die sich eines gesicherten mäßigen Nahrungsstandes in der bürgerlichen Gesellschaft zu erfreuen hatten. Man nehme die Dinge, sagten diese, wie sie eben sind. Die Einheit Deutschlands ist Thorheit und Träumerei; Deutschland besteht seit undenklichen Zeiten aus einer Menge einzelner Staaten, die durch innere Entwicklung, durch Religion und Sitte und durch geographische Lage verschiedene Interessen, verschiedene Sympathien und Antipathien haben. Sorge ein jeder Staat für sich selbst. Wir sind nun einmal preußisch und es geht uns leidlich wohl. Was gehen uns die Baiern und die Darmstädter an? Es ist dies das Bürgerthum des ruhigen und zufriedenen Lebens, in welches durch neue Steuerprojecte oder andre Neuerungen zu stören, heutigen Tags die gefährlichste Politik ist. Einzelne Männer höhern politischen Schwungs demonstrirten in Gesellschaften und öffentlichen Blättern: mit Deutschlands Einheit allein sei nichts gethan; zur Ruhe und Sicherheit der europäischen Staaten gehöre die Einheit Italiens, vor Allem aber die Herstellung der Einheit und Unabhängigkeit Polens in seiner ganzen frühern Ausdehnung, denn nichts sei für die Ruhe und die Freiheit der europäischen Völker gefährlicher, als die autokratische Macht des barbarischen Rußland.

„Wie eine Gesellschaft, die sich in der Gemüthlichkeit äußerer Ruhe und Sicherheit heitern Gesprächen überläßt, durch Feuerlärm aufgeschreckt wird, so wurden die eben charakterisirten rheinischen Politiker im Herbst 1832 in ihren Unterhaltungen durch den Schrei unterbrochen: In Köln ist eine große, höchst gefährliche Verschwörung entdeckt! Die Begierde,

das Nähere davon zu erfahren, war unglaublich groß in der ganzen Provinz, aber die Mienen, die das Bürgerthum der materiellen Interessen dazu machte, zeigten zugleich, daß man nicht gemeint sei, einer solchen Verschwörung, von welcher Beschaffenheit sie auch sein möge, beizustimmen. Die Sache war übrigens von keiner großen Bedeutung. Die Franzosen und Polen hatten in Verbindung mit den tollen süddeutschen Demagogen einige junge Leute verführt und allerlei sonstige Aufregungsversuche durch Ausstreuung wild demagogischer Schriften gemacht. Die Polizei war ihnen auf die Spur gekommen und hatte bei ihren weitern Nachforschungen zwei Briefe aus Köln entdeckt, einen von dem Buchhändler Pappers, und den andern von einem Schulamts-Candidaten Schaltenbrandt. Pappers gibt seinem Correspondenten genaue Auskunft über die statistischen Verhältnisse des Regierungsbezirks Köln, über die Zahl der Katholiken, Protestanten und Juden, wie viele darunter dem Mittelstande, dem Stande der Tagelöhner und der Armee angehören u. s. w. Diesen statistischen Angaben läßt er eine Schilderung der politischen Gesinnungen folgen. „Die Reichen", heißt es, „sind zufrieden und suchen den Aristokratismus zu fördern, der Mittelstand klagt über zu hohe Steuern, die Tagelöhner über schlechten Verdienst. Im Allgemeinen herrscht hier mehr Preußenhaß, als wahrer Freiheitssinn; Viele sind von dem falschen Napoleonischen Freiheitsinn begeistert u. s. w." Das eigentlich Verrätherische des Briefes lag in einer Beschreibung der militairischen Streitkräfte. Es wird die Zahl der streitfähigen Männer in der Stadt und in dem Kreise, die Zahl der Gewehre, Säbel und Pistolen im Zeughause, der Vorrath von Pulver und Patronen, die Zahl der Kanonen und Bomben in den Festungswerken u. s. w. angegeben, und endlich der Geist des Militairs geschildert. „Die Linienregimenter", heißt es, „sind dienstergebene Maschinen, die sich nichts daraus machen würden, auf ihre Mitbürger zu schießen; selbst die Rheinländer sind durch den blinden Gehorsam zu was Gutem verdorben. Aber unsere Landwehr wird sich niemals zur Unterdrückung der Volksrechte brauchen lassen, sondern im Gegentheil zum Besten mitwirken u. s. w." — Als eine Merkwürdigkeit führt Pappers noch an, daß alle reichen Protestanten sehr freie Ansichten hegten, dagegen die reichen Katholiken nicht. Die Richtigkeit dieser Bemerkung kann ich im Allgemeinen bezeugen. Der Schulamtscandidat Schaltenbrandt war ein furchtsamer, eitler junger Mensch, der, da er in seinem Lebenskreise zu keiner Bedeutung kommen konnte, diese anderswo gewinnen wollte. Ein einflußreicher vornehmer Pole hatte ihn zu allerlei Mittheilungen verlockt. In seinem Schreiben an denselben spricht er von Einheit und Freiheit, von einem Centralcomité in Köln und von Filialcomités in den bedeutendern Städten der Umgegend, von dem eifrigen Bemühen dieser Vereine, Aufklärung und Aufregung womöglich bis zum gemeinsten Bürger und Bauer zu verbreiten, von Posen in Nordosten und dem Rheinlande in Südwesten

und dergleichen Einbildungen mehr. Eine vielleicht zu scharf geführte Untersuchung erwies alle diese Dinge als demagogische Schwindeleien, denen nichts Erhebliches zu Grunde lag; der Generalprocurator Ruppenthal, ein Rheinländer, benutzte aber diese Gelegenheit, in einer Rede, womit er am 1. Nov. 1832 die Sitzungen des Appellationshofs in Köln eröffnete, die Rheinprovinz wegen ihrer würdigen Haltung zu loben und die Umtriebe in den benachbarten Ländern als Verirrungen zu charakterisiren, die zu bemitleiden und zu verachten seien. Dieser Ruppenthal, den ich persönlich näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, war ein sehr bedeutender Mann und wurde daher auch von den Oberpräsidenten von Pestel und von Bodelschwingh hochgeschätzt. Die Rheinländer thaten sich was zu gute auf ihn und lobten seine Rede mehr, als sie vielleicht gethan haben würden, wenn ein „Altprüße" sie gehalten hätte. Unter den anfangs mit Schaltenbrandt verhafteten, dann aber in Freiheit gesetzten jungen Leuten befand sich auch ein Dr. Traxel, der gleich nach seiner Befreiung mit Monsieur Jacques Coste, Redacteur des „Temps", Verbindungen anknüpfte und diesen mit den schmählichsten Artikeln gegen Preußen versah. Die Originalbriefe des Dr. Traxel kamen durch Verrath in die Hände des preußischen Gesandten und gaben dann Veranlassung zu einer weitern Untersuchung, die aber auch zu nichts Erheblichem führte."

Eilers findet freilich in dieser Darstellung den Schwerpunkt der Bewegung, die Bedeutung der „Kölner Verschwörung", des „Sturmes im Rummelspütz", wie niederrheinischer Humor sie darauf taufte, nicht heraus. Denn ein Candidat und ein Buchbinder haben in der Geschichte der Völker keine Stelle, und ihre That ist ein dummes Nichts, aber was sie wagten, und die Stimmung, von der ihr Wagniß begünstigt wurde, kommt in Betracht. In der arabischen Wüste so wenig als auf den Inseln der Glückseligkeit ist eine Verschwörung möglich, es gehört dazu Gedränge, V e r w i r r u n g und N e i g u n g d e r M a s s e n.

Eine Diversion nach Auswärts, ein Krieg, der die Errungenschaften von 1815 ergänzte, wäre für Preußen unter solchen Verhältnissen, bei der Erschlaffung der Einen und der Verstimmung der Andern, das Beste gewesen, und die Haudegen des Freiheitskrieges wie die Politiker von tieferer Einsicht freuten sich Angesichts des Pariser Juli-Aufstandes und des Brüsseler Septemberkrawalles und ihrer Folgen schon darauf.

Eilers schreibt darüber:

„Das ganze Jahr (1832) hindurch schwebte die holländisch-belgische Frage zwischen der Furcht vor einem allgemeinen Kriege und der Hoffnung auf Erhaltung des Friedens. Englands verwittweter Schwiegersohn wurde König der Belgier und schloß ein Ehebündniß mit der Tochter des Königs der Julirevolution. Lord Brougham erklärte im Englischen Parlament: die Frage einer Allianz oder Nichtallianz mit

Frankreich hänge zu allen Zeiten von den Umständen ab, in denen man sich befinde. Alle fühlten, Viele erkannten die ungeheure Bedeutung der Julirevolution, und Diejenigen, welche den innern Gang der Geschichte, die Kette der Ursachen und Wirkungen, erforscht hatten, weissagten ein Jahrhundert voll großer Umwälzungen. Ihnen verwandelte sich der gesammte Inhalt des socialen Lebens in lauter Fragen, die der Scharfsichtigste unter ihnen (Bernhard Georg Niebuhr, der Geschichtsschreiber Roms) sich selbst nur in so schreckenerregender Weise beantworten konnte, daß er vor Kummer darüber starb. Was in den seit dem Tode des großen Mannes (1831) verflossenen 25 Jahren geschehen ist, widerlegt seine Befürchtungen nicht. Die publicistischen Schriftsteller unterhielten ihr Publicum mit Beurtheilungen der gegenwärtigen gefährlichen Zustände Deutschlands. Man (d. h die Philister und die Diener des Auslandes. Die Red.) schauderte vor den Wechselfällen eines abermaligen großen europäischen Krieges. Da brachte die „Staatszeitung" die königliche Antwort auf die Drohung Englands und Frankreichs, mit militairischen Zwangsmaßregeln gegen den König der Niederlande einschreiten zu wollen, wenn derselbe sich der von ihnen bestimmten Gebiets-Eintheilung zwischen Holland und Belgien nicht bis zum 13. October füge. „Se. Majestät der König haben," so lautet diese Antwort, „Ihren zu allen Zeiten abgegebenen Erklärungen gemäß, im Einverständniß mit Oesterreich und Rußland, den Regierungen von England und Frankreich anzeigen lassen, daß Höchstdieselben diesen Zwangsmaßregeln nicht allein jede Mitwirkung, sondern auch Ihre Zustimmung versagen müßten, und vielmehr entschlossen seien, ein Observationscorps gegen die Maas aufzustellen, um bei dem Einrücken einer französischen Armee in Belgien zur Abwendung der etwaigen Folgen, welche die beabsichtigten militairischen Operationen für die Ruhe von Deutschland und Ihren Staaten, so wie für den allgemeinen Frieden überhaupt haben könnten, bereit zu sein. Demgemäß haben Se. Majestät die erforderlichen Befehle an die in den Rheinprovinzen und Westphalen stehenden Armeecorps erlassen, und es wird unverzüglich die Aufstellung des erwähnten Observationscorps in der angegebenen Weise stattfinden."

Der Eindruck, den diese Königliche Erklärung machte, war sehr groß, weil man schwächliche und furchtsame Nachgiebigkeit gefürchtet und zum Theil wohl auch gehofft hatte. In Koblenz, dem Centralpuncte der militairischen Operationen, war ich selbst Augenzeuge, hörte aber auch von meinen Freunden und sah später auch selbst, daß sie in der ganzen Provinz auf alle Vaterlandsfreunde denselben erhebenden und ermuthigenden Eindruck gemacht habe. Die Offiziere in Koblenz, die schon längst die Fäuste geballt und Losschlagen gefordert hatten, jauchzten auf; die Soldaten liefen noch einmal so munter zu ihren Exercirplätzen; General Aster besah sich seine Festungen und sagte ruhig lächelnd: „Laßt sie nur kommen!" Eine Bekanntmachung des commandirenden

Generals v. Borstell steigerte den kriegerischen Muth bis zu einer Art von Preußenbegeisterung. Alle eilten zu den Waffen, und es zeigte sich, daß der Landesverräther Pappers die rheinische Landwehr sehr falsch beurtheilt hatte. Herr v. Borstell war bekanntlich ein tapferer und verdienstvoller General; aber in der Grammatik war er nicht sehr bewandert. In einer Rede, die er damals an die Soldaten hielt, sagte er: „Ihr müßt nicht allein gute Preußen sein, sondern auch sind." Man lachte, aber man hielt ihn nichtsdestoweniger für einen Führer, dem man sich anvertrauen dürfe. Herr v. Borstell war einer der eigenthümlichsten Charaktere, die mir vorgekommen sind. Steif und pedantisch vornehm in seiner äußern Haltung, hatte er ein menschenfreundliches Herz voller Theilnahme für Arme und Hülfsbedürftige. Aeußerlich ein Aristokrat, innerlich erfüllt von volksthümlichen Gesinnungen, also das gerade Gegentheil jener Leiter der Revolution von 1848, die äußerlich Demokraten, innerlich Aristokraten der schlimmsten Art waren. Selten hat wohl ein hochgestellter Mann im Mitgefühl menschlichen Elends so viel Wohlthaten gespendet als der General v. Borstell, und zwar im Verborgenen, ohne die Bibelstellen zu kennen, welche dieses vorschreiben. Die Rheinländer ließen es sich zwar nicht nehmen, allerlei lächerliche Geschichten im gutmüthigen Sinne von ihm zu erzählen, und selbst in unserm engern Freundeskreise mußten wir lachen, als er einmal die Ordenspredigt des Militair-Oberpredigers als nicht schwunghaft, nicht „preußengeistlich" genug getadelt hatte; aber die Rheinländer liebten und achteten ihn doch, besonders die Hundsrücker, wahrscheinlich weil dahin viele seiner Wohlthaten geflossen waren. Mir hat er, ich muß es dankbar anerkennen, viel Wohlwollen, zuerst in Koblenz und später auch in Berlin, erwiesen, obwohl er ein verwunderliches Gesicht machte, als ich ihm auf seine Frage, bei welchem Regimente ich gedient, antwortete, ich hätte gar nicht gedient."

Indessen siegten in Berlin die Erwägungen des Friedens, die heilige Allianz erhielt ein furchtbar beschämendes Dementi, und die Sophisten, an denen sinkende und abmagernde Nationen stets reich sind, kamen und bewiesen, daß Alles Rechtens und eigentlich zu unserm Besten sei: Belgiens constitutioneller Thron ging aus dem Blute der Martyrs de la liberté hervor; der Revolution waren in Paris und Brüssel feste Burgen errichtet, die Niederlande uns entfremdet, den Revolutionären in der Schweiz und weiter denen in Italien ein Signal gegeben, in England eine wichtige Partei und eine gesammte Rechtsanschauung zu langer Beseitigung verurtheilt, kurz ein Umschwung der europäischen Welt hatte begonnen, dessen Rotationen uns heut noch beängstigen.

Aus der Hauptstadt.

Vorbereitungen zum Einzuge. — Das Befinden des Königs. — Der Prinz von Preußen. — Wirkl. Geh. Rath Bunsen, seine Nobilitirung und seine Werke. — Vom Landtag. Wucher und Wechsel. — „Volkszeitung“ und „Berliner Revue“.

Ueberall werden großartige Vorbereitungen auf den nahe bevorstehenden Tag des feierlichen Einzuges JJ. KK. Hoheiten des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen sichtbar; die Linden zeigen kolossale Tribünen, deren Balkengerippe allerdings Haltbarkeit verspricht; um das Standbild Friedrich des Großen erheben sich Gerüste und leichteres Lattenwerk, das die Illumination des Abends am 8. d. M. zu tragen bestimmt ist. Der öffentlichen Geschäftigkeit nach dieser Richtung entspricht die der Privaten; Fahnen, bunte Lampen, Büsten, Guirlanden, Sterne und Wappenschilder — das sind jetzt die gangbarsten Artikel des Berliner Kleinhandels; Abend für Abend üben die kecken Söhne des Merkur im Schweiß ihrer Rippen die edle Reitkunst, deren Zauber die Grazie ihrer Huldigungen für das hohe Paar verstärken soll, die ehrsamen Meister aus den Gewerken üben sich, auf der Diele ihrer Putzstube auf- und abgehend, im Tragen der Säbel, die sie bei dieser feierlichen Gelegenheit in der Scheide neben sich führen werden und die sie der Gnade Sr. k. Hoh. des Prinzen von Preußen verdanken, der einen ersten abschläglichen Bescheid, den die waffensüchtigen Männer von Berlin erhalten hatten, beseitigte und verfügte: „Sie sollen nicht bloß Säbel haben, auch Kanonen, wenn sie wollen.“ Indessen beabsichtigen Schuster und Schneider für diesmal noch nicht in allen drei Waffengattungen aufzutreten, und sie werden daher bei diesem Feste noch ohne Artillerie, ohne also ihren Gestalten die Folie des Furchtbaren hinzuzufügen, erscheinen.

Mit nicht geringer Besorgniß betrachtet Berlin das unaufhörlich sich ändernde Wetter, dem Frost folgt Thauwetter, dann wieder Schnee, kurz wir haben bis jetzt keine große Aussicht auf einen schönen Wintertag, wie wir ihn im Interesse der Festlichkeit wünschten.

In der Stadt waren in den letzten Tagen viele düstere Gerüchte über das Befinden Sr. Maj. des Königs in Umlauf und es wurde sogar von einem Rückfall gesprochen; aber sowohl der Umstand, daß der König täglich auf längere Zeit das Zimmer verläßt, als auch die weiteren Erkundigungen, die wir seitdem eingezogen haben, bestätigen diese üblen Gerüchte durchaus nicht. Nicht allein, daß Se. Maj. der König des Abends fast regelmäßig an dem Thee-Cirkel des Hofes Theil nehmen und Sich an der Unterhaltung mit entschiedener Selbstständigkeit betheiligen, auch in der übrigen Tageszeit ist der König geistig beschäftigt. Er zeichnet und soll auch schon geschrieben haben. Die Folgen der Krankheit äußern sich bei dem hohen Herrn nur in einer gewissen Schwäche des Gedächtnisses, welche Er Selbst schmerzlich empfindet und über deren Eigenthümlichkeit Er Selbst Sich schon klar ausgesprochen hat. Besonders sollen Ihm die Namen fehlen, während Er vollständig die Kraft und Gewandtheit hat, die betreffende Sache nach allen Seiten auf das Genaueste zu beschreiben. Solch eine Schwäche eines weniger bedeutenden Vermögens findet sich nicht selten vorübergehend als Folge großer geistiger Anstrengungen und Krankheiten.

Se. k. Hoh. der Prinz von Preußen sind wieder in Ihr Palais unter den Linden zurückgekehrt, und allabendlich sieht der Vorübergehende

bis spät auf dem bekannten Platze am Eckfenster die Studierlampe des hohen vielbeschäftigten Herrn leuchten.

In unsren höheren Kreisen hat die Ernennung des Dr. Bunsen zum Freiherrn und zum Mitgliede des Herrenhauses Aufsehen und Theilnahme erregt. Bunsen veröffentlichte gleichzeitig mit dem Bekanntwerden seiner Ernennung einen sehr dunkel gehaltenen Brief an den Buchhändler Brockhaus in Leipzig, den Verleger seiner neueren Werke, in welchem er bemerkt, sein Leben sei von jetzt an ausschließlich den Musen gewidmet, er bleibe dem Bürgerstande treu, aber nehme für seine Familie Auszeichnungen des Königs dankbar an. Er wird — wenn wir seinen Brief recht verstanden haben — daher für seine Person den Adelstitel nicht gebrauchen. Er hat drei Söhne, von denen der eine Geistlicher der anglicanischen Kirche in London, der zweite Legations-Secretair bei der preußischen Gesandtschaft in Turin ist. Das große Vermögen, welches der Wirkliche Geh. Rath Dr. Bunsen in Folge der Heirath einer englischen Dame besitzt, sichert seiner Familie eine mehr als standesmäßige Unterlage ihrer neuen Stellung, und wir hören, daß das Familienhaupt beabsichtigt, in Preußen einen größeren Grundbesitz anzukaufen, der mit seiner Familie enger verknüpft werden soll.

Das Nobilitirungspatent des Wirklichen Geh. Rathes Bunsen, in welchem zugleich seine Ernennung zum Mitgliede des Herrenhauses enthalten sein soll, ist dem Vernehmen nach vom 5. October v. J., also von Sr. Maj. dem Könige noch vor seiner Erkrankung unterzeichnet. Bunsen befindet sich seit seiner Rückkehr aus England in Charlottenberg, einer reizend gelegenen Villa am Neckar bei Heidelberg, wo er die Arbeiten seiner früheren Mußestunden collationirt und aus ihnen Bücher zusammenstellt. Das erste derselben waren die „Zeichen der Zeit", welche wegen ihrer heftigen Polemik gegen Dr. Stahl Aufsehn erregten; das zweite, das wenig gekauft und wenig gelesen ist, erschien Anfangs vorigen Jahres und führt den Titel: „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Erster Theil"; es verspricht, eben so wie die „Zeichen der Zeit" es thaten, Fortsetzungen, und zwar in zwei eben so starken Bänden, wie der erschienene, und es sollte der zweite derselben, der Vorrede gemäß, im Sommer vorigen Jahres erscheinen. Zu diesem Versprechen fügte der schnellarbeitende Verfasser in derselben Vorrede noch das andere, demnächst unter dem Titel: „Beiträge zu einem Organon der Philosophie der Geschichte der Menschheit" die Wissenschaft der Weltgeschichte weiter zu erörtern. Jetzt hören wir schon wieder von einer anderen neuen Unternehmung Bunsens, welche die Gestalt eines Bibel-Commentares haben soll. Eine gewisse Ruhelosigkeit und Unsicherheit des Arbeitsplanes scheint aus dieser Masse der Projecte und Anfänge hervorzugehen. Ueber den Geist der letzteren Schriften Bunsens haben wir uns seiner Zeit in ruhiger und eingehender Weise ausgesprochen.

Aus der Welt der Oeffentlichkeit ist trotz der herangerückten Saison immer noch wenig zu melden. Landtag, Presse, Theater zeigen sich zurückhaltend und still.

Der Landtag ist immer noch in seinen verschiedenen Commissionen mit Vorbereitungen zu den größeren Debatten beschäftigt, doch haben die Commissionen des Herrenhauses wie des Hauses der Abgeordneten ihre Berichte über das Wuchergesetz beendet, und das Herrenhaus beginnt eben jetzt seine Berathung, während die der andern hohen Versammlung auf den

Anfang der nächsten Woche angesetzt ist. Die „Preuß. Correspondenz" bringt in einer ihrer neuesten Nummern interessante Mittheilungen über den Wechselverkehr in Berlin. Es sind wirklich redende Zahlen, die sie mittheilt, wie aus Folgendem hervorgeht.

Seit Einführung der neuen Wechsel-Ordnung, die jeden einigermaßen ausgewachsenen Mann wechselfähig macht, stellten sich die Wechselklagen vor dem hiesigen Stadtgericht in diesen Zahlen dar. Es gingen an solchen Klagen ein für einen Betrag:

	Ueber 50 Thlr.:	50 Thlr. und drunter:
Im Jahre 1850	— 1650,	872;
" " 1851	— 2302,	2069;
" " 1852	— 3104,	4037;
" " 1853	— 4717,	6018;
" " 1854	— 6542,	7303;
" " 1855	— 4338,	7332;
" " 1856	— 4856,	7938;
" " 1857	— 5331,	7543.

Aus diesen Zahlen erhellt zunächst, daß eine ungemein große Anzahl von Wechseln für kleine Summen in Berlin existirt. Diese Wechsel stellen sicherlich zum größeren Theile theils den Verkehr des Handwerkers und kleinen Gewerbtreibenden mit dem Engroshändler und Stoff-Lieferanten, theils die aus diesem Verkehre schnell entstehenden Verlegenheiten desselben dar. Die Zahl letzterer Verlegenheiten ist seit der Einführung der allgemeinen Wechselfähigkeit in beständigem Steigen begriffen geblieben, denn die Abnahme von 1857 zu 1856 ist dem schnellen Anwachsen der Prozesse durch die gesammten Beispielsjahre hindurch gegenüber von keiner Bedeutung. Wir haben in einem früheren Artikel („die Wechsel der Handwerker." Band 12, Heft I.) gezeigt, woher und wie leicht diese Verlegenheiten der Handwerker, welche auf der einen Seite für ihre Rohstoffe Wechsel ausstellen müssen, von ihren Kunden aber nicht mit wechselmäßiger Pünktlichkeit bezahlt werden, entstehen. Es gehört keine Prophetengabe dazu, um zu wissen, daß diese Verlegenheiten und in Folge dessen auch die Zahl der Wechselklagen für Summen unter funfzig Thalern steigen werden. Das Resultat solcher Klage ist aber bekanntlich Execution und Personalhaft des Meisters und damit sein Ruin. Er kann der Gewalt des Capitales nicht mehr widerstehen, nur große Geschäfte können es, die im Ganzen ihre Rohstoffe einkaufen und keine festen Kunden, sondern nur festkaufende Abnehmer haben, und so geht denn das Handwerk, die feste Säule deutschen Städtelebens, mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen. Das ist ein schlechter Begleitbrief zu den Paraden der Gewerke, die sich eben vorbereiten, aber er enthält die Wahrheit! Es heißt, daß das Herrenhaus auf diesen bösen Punkt in der gegenwärtigen Session zurückkommen und in ihm ein Antrag gestellt werden wird, der die allgemeine Wechselfähigkeit auf wirkliche Kaufleute beschränkt. Wir wünschen ihm den besten Erfolg.

Auf dem Gebiete der Presse fiel uns in der jüngsten Woche nur ein Artikel der „Volkszeitung" auf, der unserer, wenn auch nicht freundlich, gedenkt. Der Artikel trägt die Ueberschrift: „Umschlag der Witterung", und will wissen, daß im Lager der „Kreuzzeitungspartei" seit einiger Zeit Unsicherheit herrsche. „Schon jüngst," sagt die „Volkszeitung", „haben wir Spuren dieser Unsicherheit darin gesehen, daß neben

der Kreuzzeitung bei ihrer zeitgemäßen Begeisterung für England, das große Staats-Lexikon von Wagener sich im Programm mit einer Staatsweisheit ankündigt, welche England nicht ein bischen als mustergültig gelten lassen will; mehr noch aber setzt uns die „Berliner Revue" seit einiger Zeit in Erstaunen, denn in dieser „social-politischen Wochenschrift", die wir stets mit Stillschweigen übergingen, giebt sich eine Witterung kund, die gleich der des jetzigen Winters den Schnee in der Schwebe schon in Regen verwandelt. — —

„Das neueste Heft der „Revue" überrascht uns mit einigen sehr orakelhaften Zeilen, ihr Leitartikel über die Vermählung, in welcher auch die „Revue" eine erfreuliche Näherung zwischen Preußen und England erblickt, schließt mit einer Bemerkung, die gar zu deutlich und doch geheimnißreich auf Witterungsumschlag hinweist." —

Die Volkszeitung meint damit unsern Artikel: „Der 25. Januar 1858", in welchem wir mit der nüchternen Maßhaltung, die keiner politischen Betrachtung auch am Tage des größesten und gerechtesten patriotischen Jubels fehlen sollte, uns über das Verhältniß Englands zu Preußen ausließen, indem wir dabei zugleich ein Stück der sehr klaren und gutgeschriebenen Uebersicht über die bisherigen Annäherungen Englands und Preußens, welche die „Preuß. Jahrbücher" bringen, mittheilten. Die Volkszeitung druckt diejenige Stelle dieses unseres Artikels ab in welcher wir die gemeinsame Aufgabe Preußens und Englands als diejenige einer friedlichen Entwicklung im Innern, des Ausbaus der gesellschaftlichen und staatlichen Verfassung bezeichnen und unsere Hoffnung ausdrücken, es werde stets dann, wenn diese Aufgabe, sei es in Preußen, sei es bei irgend einem anderen Volke, durch fremde Herrschsucht gefährdet werden sollte, Preußen und England diesen bedrohten Frieden der Geister und der Entwicklungen zu schützen wissen. Die Volkszeitung bemerkt zu diesen unseren Sätzen:

„Wir verstehen wahrscheinlich diese Worte richtig, wenn wir sie in dem Sinne auslegen, den wir oft ausgesprochen, daß nämlich ein enger Anschluß zwischen England und Preußen uns vor Gefahren von Seiten Rußlands und Frankreichs wahren, und dem Geiste der englischen und preußischen Nation entsprechend sein würde. Aber wir können nebenher die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es wirklich im Lager der Kreuzzeitung etwas unsicher geworden, und ein Umschlag der Witterung wohl dort schon sehr ernstlich gespürt werden muß."

Die „Volkszeitung" thut uns Unrecht, wenn sie in unserer jetzigen Haltung einen Umschlag unserer Meinungen findet. Wir haben seit Langem, seitdem wir über Politik nachdenken, stets eine Annäherung Preußens an England auf das Lebhafteste herbeigewünscht, und gerade darum herbeigewünscht, weil uns nach dem mächtigen Aufschwunge des Napoleonismus in Frankreich eine ernsthafte Gefahr einer eigenartigen Entwickelung emporzusteigen schien. Wir haben ferner niemals daran gezweifelt, daß auch Rußland unserem innern Wachsthum niemals sonderlich secundiren würde, und haben darum einem Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Osten nicht das Wort reden können. Ein Anderes aber war es, als nach dem Beginne des russisch-türkischen Krieges seltsame Plane zur Umgestaltung Europa's auftauchten und die Ideen, die jeder Europäer unwillkürlich mit dem Namen Napoleon's verbindet, Angesichts der siegreichen wiedererstandenen Adler auf den französischen Standarten neu belebt wurden. Dem Fortgange und der Ausbreitung eines solchen Krieges, der, wie es

jetzt notorisch ist, von Frankreich ja keineswegs in der Absicht unternommen ward, Englands Plane gegen Rußland durchführen zu helfen, mußte Jeder, dem der Frieden und das innere Wachsthum des preußischen Vaterlandes am Herzen lag, entgegen sein, und wir haben darum die übereilte Action der Westmächte auf das Tiefste beklagt und es mit Freuden bemerkt, daß die königliche Regierung während des Krieges Alles that, um die Stärke des Dankes, den Rußland später dem französischen Kaiser für seinen Abbruch des Krieges schuldig werden mußte, zu vermindern. Unsere Regierung hat dies in sofern erreicht, als durch ihre guten Dienste gegen Rußland eine gewisse Geneigtheit zur Vermittelung auch während der spannendsten Phasen des Krieges erhalten blieb, und als Rußland dafür, daß seine Flanke von uns verschont blieb, diesen seinen Krieg doch bis zu einem Punkte fortsetzen konnte, auf dem es mit Ehren den Degen einstecken konnte. Die öffentliche Meinung in Preußen hat, wie sich bei dem Friedensschluß zeigte, diese ächtpreußische Politik besser verstanden, als die heißblütigen Verfechter mittelalterlich gearteter Kreuzzüge zu Gunsten sehr allgemeiner und unpraktischer Ideen. Diese nannten uns und auch wohl die Politik der Regierung „russisch gesinnt", und wir halten doch heut noch denselben Gegensatz fest, wie vor vier Jahren, den gegen den Cäsarismus und gegen die Drohungen der Prätorianer.

Johanniter-Orden.

Wir setzen die im vorigen Hefte nach dem Buche des Pastor Disselhoff zu Kaiserswerth begonnene Darstellung der Lage der Blödsinnigen und Cretinen in Preußen, für welche der Verfasser an die Barmherzigkeit des Johanniter-Ordens appellirt, fort:

2) Was die Lage der Blödsinnigen in Pommern anbetrifft, so erzählte Berndt in der Naturforscher-Versammlung zu Greifswald (1851), daß in den drei letzten Jahren allein in den beiden Regierungs-Bezirken Stettin und Köslin 500 Blödsinnige geboren seien. Wie groß muß dann die Zahl aller Blödsinnigen in Pommern sein? Da authentische Angaben fehlen, so muß ich meinen Lesern eine angefähre Vorstellung davon zu geben suchen. Nach der weiter unten anzuführenden Statistik Dr. Ruer's wurden in ganz Westphalen in drei auf einander folgenden Jahren zusammen durchschnittlich nicht einmal 40, höchstens einige 80 Blödsinnige geboren. Wir wollen aber 100 setzen, und doch war die Summe aller Blöden etwa 800, also mindestens acht Mal mehr, als in drei Jahren neu geboren werden. Wenden wir dieses Verhältniß auf die beiden Regierungs-Bezirke an und sehen ganz davon ab, daß sie über 200,000 Einwohner weniger zählen, als Westphalen, so wäre die Gesammtsumme aller Blöden dort 4000! Der Regierungs-Bezirk Stralsund wäre gar nicht mitgerechnet. Oder nehmen wir an, daß jene 3 Jahre das Durchschnitts-Verhältniß der blödsinnig Geboren angeben, so müßten in den beiden Bezirken, wenn keine stürben, 2500 Blöde unter fünfzehn Jahren sein; rechnen wir die in früher Jugend Sterbenden ab, so blieben doch jedenfalls 1000 Blöde im

bildungsfähigen Alter!! Was wollte ich lieber, als daß durch genaue Zählung dieser Armen meine Berechnung zu Schanden gemacht würde!

3) Etwas Sichereres, als aus Pommern, läßt sich aus den östlichen Provinzen nur von Schlesien mittheilen. Nach der vom Geheimrath Dr. Martini, Director der Irren-Anstalt Leubus, bearbeiteten, vom Ober-Präsidenten von Schleinitz veröffentlichten Statistik*) zählte Schlesien 1852 von Geburt oder frühester Kindheit an Blödsinnige 969, davon 532 männlichen, 437 weiblichen Geschlechts. Auf den Regierungs-Bezirk Breslau kommen 281, auf Liegnitz 372, auf Oppeln 316. Doch fügt der Bericht sofort hinzu: „Es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die obige Summe den wirklich vorhandenen Bestand bei Weitem nicht erreicht!"

„Die sorgfältigen Tabellen enthalten die Blödsinnigen aller Kreise nach den verschiedenen Kategorieen geordnet. Die Orte, wo der Blödsinn einen endemischen Charakter annimmt, und mit Cretinismus verbunden ist, sind mit der Anzahl ihrer Unglücklichen und deren näheren Verhältnissen besonders angegeben. Im Reg.-Bezirk Breslau sind die Kreise Waldenburg, Oels, Trebnitz besonders vom Blödsinn inficirt, im Reg.-Bez. Liegnitz die Kreise Bunzlau und Grünberg, im Reg.-Bez. Oppeln die Kreise Neustadt, Cosel, Groß-Strehlitz, Gleiwitz. Eigentliche Cretinen werden angegeben z. B. in Münsterberg 4, in Schmottseifen, Kreises Löwenberg, 9, in Seidorf, Kr. Hirschberg, 6.

Im Hinblick auf dieses Heer Blödsinniger sagt der Oberpräsidial-Bericht: „Von schmerzlichem Mitleid wird man bewegt, daß von den in der Provinz Schlesien vorhandenen 969 von Geburt auf Blödsinnigen überhaupt nur 22 in den Provinzial-Pflege-Anstalten Aufnahme fanden. Dieses Mitleid wird durch den Umstand noch erhöht, daß unter diesen 969 hülflosen Geschöpfen 51 gemeingefährliche, 777 ganz Arme, 130 Epileptische, 82 Gelähmte, 171 Stumme und Taubstumme, 16 Blinde, 87 Geschwister in 42 ganz armen, meist von Almosen lebenden Familien befindlich, nachgewiesen wurden. Man darf überzeugt sein, daß eine namhafte Anzahl dieser Unglücklicheu nur durch Betteln ein kümmerliches Dasein fristen. Auch befinden sich in dieser Beziehung zahlreiche Bemerkungen in den Kreislisten. Nur 39 sind in städtischen Armenhäusern, und 40 in Gemeindehäusern untergebracht."

Das war die Lage der Blödsinnigen und Cretinen in Schlesien im Jahre 1852. Seit der Zeit hat sich die Noth derselben schon wieder vermehrt, oder offenbare herausgestellt. Denn nach der letzten Statistik vom Ende des Jahres 1854, welche mir durch die Freundlichkeit Dr. Martini's abschriftlich mitgetheilt worden ist, befanden sich im Reg.-Bez. Liegnitz 393, im Reg.-Bez. Oppeln 311, zusammen 704 blödsinnig Geborene, also 16 mehr als 2 Jahre früher. Vom Breslauer Reg.-Bez. waren die nöthigen Vorlagen noch nicht eingelaufen; aber aus dem Jahre 1853 wurden daselbst 245 Blöde nachgewiesen, was aber nach Martini nur das Ergebniß einer durchaus mangelhaften und, muß ich hinzusetzen, nicht sehr gewissenhaften Zählung ist. Ob die betreffenden Behörden vom Ober-Präsidium, das mit so erfreulicher Umsicht die Zählung angeordnet hat, darüber zur Verantwortung gezogen sind, weiß ich natür-

*) Zustand des Irrenwesens in der Provinz Schlesien im Jahre 1852; 29. März 1854 der Ober-Präsident v. Schleinitz. Breslau, Druck von Graß, Barth u. Comp.

lich nicht; sie hätten es aber um so mehr verdient, als diese Zählung noch nachlässiger ist, als die von 1852."

„Für alle Blöden geschieht auch jetzt noch nichts anderes, als was im Jahr 1852 geschah; einige alte, gemeingefährliche werden in Irren-Anstalten verwahrt, einige ältere sind in Gemeinde- und Armenhäusern, einige empfangen Armen-Unterstützungen. Den jugendlichen, noch bildungsfähigen Blöden wird nicht die mindeste Aufmerksamkeit bewiesen. „Die Mehrzahl derselben — schreibt Dr. Martini — ist bei den Eltern oder in Gemeindehäusern untergebracht. Ueber fünf und achtzig Procent davon sind ganz arme, leben von Almosen und werden zum Betteln erzogen!! In Oberschlesien hat der Branntwein wesentlichen Antheil an dem häufigern Vorkommen des angebornen Blödsinns, doch sind auch einige Malaria-Distrikte, Hunger, Schmutz und Elend aller Art furchtbare Quellen desselben."

4) Nachdem schon 1818 und 1825 eine Irren-Statistik der Provinz Westphalen veranstaltet war, ertheilte der Ober-Präsident v. Vincke 1829 dem Dr. Ruer, damals Director der Irren-, Heil- und Pflege-Anstalt für Westphalen zu Marsberg, den Auftrag, „successive von Kreis zu Kreis die sämmtlichen Irren in der Provinz seiner persönlichen Ansicht zu unterwerfen." Bis Ende 1834 wurde die Untersuchung vollendet und 1837 veröffentlicht.*) Er fand 728 blödsinnig Geborene (mit Einschluß der 75 zugleich Epileptischen 803), 454 männl., 274 weibl. Geschlechts, und zwar

1) im Reg.-Bez. Arnsberg	männl.	166	+	weibl.	90	= 256
2) „ „ Münster	„	152	+	„	116	= 268
3) „ „ Minden	„	136	+	„	68	= 204
Summa		454	+	„	274	= 728

Da die Einwohnerzahl 1,283,142 betrug, so ist das Verhältniß der blödsinnig Geborenen zu diesen wie 1 : 1762.

So genau auch die Untersuchungen Dr. Ruer's sind, so ist es doch schon von vornherein wahrscheinlich, daß er die blödsinnigen Kinder, besonders da es sich eigentlich nur um Irre handelte, bei weitem nicht alle gesehen haben wird. Es läßt sich das auch aus seinen eigenen Tabellen ganz unwidersprechlich nachweisen. Nach denselben wäre von 1829—34 kein einziges Kind blödsinnig geboren, in den 3 Jahren 1827—29 nur je eins, und von 1825—27 zusammen nur 5. Darnach wären in den zehn Jahren 1825—34 in dem ganzen, sonst, nach Dr. Ruer's Untersuchung vom Blödsinn stark heimgesuchten Westphalen, nur 8 blödsinnige Kinder geboren! Es liegt darnach auf der Hand, daß die bei weitem größere Mehrzahl der jugendlichen Blödsinnigen ihm nicht zu Gesichte gekommen ist.

In mehreren Kreisen fand Ruer einen mehr als sporadisch vorkommenden Blödsinn. Im Kreise Wittgenstein, wo Skropheln und Rachitis unter den Kindern besonders verbreitet sind, wo nach R. die „Volksbelustigung nichts als ein wilder Tanz bei Bier und Branntwein" war, war das Verhältniß der Blöden zu den Bewohnern 1 : 638. Im Kreise Siegen „giebt es vollkommen ausgebildete Cretins," Cretinöse sind mir selbst auch aus dem Arnsberger Walde bekannt. Andere vom Blödsinn besonders heimgesuchte Kreise sind Ahaus, Warendorf,

*) Irrenstatistik der Provinz Westphalen von Dr. W. Ruer, Berlin 1837, Enslin.

Beckum (1 : 878), Steinfurt, Tecklenburg, wo R. sehr viel Branntweingenuß fand, Wiedenbrück (1 : 826), Herford (45 blödsinnig Geborene) u. s. w.

Von den vom Dr. R. angegebenen Ursachen des Blödsinns theile ich Folgendes mit: „Die in Westphalen so allgemein verbreiteten Skropheln bilden ein Hauptmoment zur Entwickelung des Blödsinns," ferner: „zu frühes Heirathen, und oft dazu noch in naher Verwandtschaft, wovon kränkelnde, krüppelhafte Generationen die Früchte sind."

„Seit Dr. R.'s Zählung sind nun 23 Jahre dahingeflossen; Niemand hat sich seitdem um die Lage der Blödsinnigen in Westphalen gekümmert, Niemand ihre Noth den Mitbürgern vor Augen gestellt. Nur Dr. Koster in Marsberg hat 1854 an jene Zahl wieder erinnert und berechnet, daß der noch bildsamen Blödsinnigen unter 16 Jahren mindestens 3—400 sein müßten. Auch hat er wieder auf die Zunahme des angebornen Blödsinns in Westphalen aufmerksam gemacht. Denn während 1818 das Verhältniß der blödsinnig Gebornen zur Einwohnerzahl 1 : 1961 war, war es 1834 hingegen schon 1 : 1762. Wie würde das Verhältniß jetzt sein, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, es genau zu constatiren?

5) Ich komme zur Rheinprovinz. Auf Jacobi's Veranlassung war hier schon 1824 eine Zählung der Irren vorgenommen, bei welcher Gelegenheit auch 842 Blödsinnige gefunden wurden, und zwar 520 männlichen, 322 weiblichen Geschlechts. So sehr auch diese Zahl schon geeignet gewesen wäre, die Aufmerksamkeit auf diese Verlassenen hinzurichten, so wurde sie doch gar nicht beachtet und sehr schnell wieder ganz vergessen. Fast dreißig Jahre schlug seitdem im Rheinlande kein Herz für die Blöden, bis Dr. Erlenmeyer zuerst vereinzelte statistische Untersuchungen über sie anstellte, und endlich 1852 der Provinzial-Ausschuß für innere Mission an den Ober-Präsidenten v. Kleist-Retzow die Bitte richtete, eine statistische Untersuchung über die Anzahl der Blödsinnigen in der Provinz veranstalten zu lassen. Im August 1853 erhielt der Ausschuß das Resultat der vorgenommenen Zählung. 480 Kinder, von 3—16 Jahren, und zwar 279 Knaben und 201 Mädchen, sind mit ihrem Namen und der näheren Schilderung ihrer häuslichen Verhältnisse und ihres Elendes angeführt. Auf den Regierungsbezirk Trier kommen 64, auf Koblenz 70, auf Aachen 62, auf Cöln 112, auf Düsseldorf 184. Die bei weitem meisten gehören den armen und ärmsten Ständen an; 379 sind röm.-kath., die andern evang. Confession."

„Indeß muß diese amtliche Zählung als eine unvollständige betrachtet werden, was ich schon aus meiner eigenen, geringen Personenkenntniß nachzuweisen im Stande bin."

„Nach den Erfahrungen Anderer muß die amtliche Angabe noch viel ungenauer erscheinen. So hat ein Kreisphysikus allein in seinem Kreise hundert jugendliche Blöde gezählt. Dr Erlenmeyer hat unter den 750 Einwohnern der Rheininsel Niederwörth vierzig Blödsinnige im jugendlichen Alter ermittelt, und in Niedermending, einem 300 Einwohner zählenden Orte am Laacher See, zwei und zwanzig, also in zwei kleinen Orten des Regierungsbezirkes Koblenz 62, und für den gesammten Bezirk weist die Statistik nur 70 nach. — Es liegt also zu Tage, daß die jugendlichen Blödsinnigen die Zahl 500 um ein sehr Bedeutendes übersteigen; die Gesammtzahl muß im Verhältniß nach Tausenden zählen.

Noch ist zu bemerken, daß in den hohenzollern'schen Fürstenthümern der Cretinismus endemisch ist, daß aber genauere Zahlenangaben nicht vorhanden sind. —

Rechnet man auf 1400 Einwohner durchschnittlich einen Blöden, — und man kann nach dem Mitgetheilten sich freuen, wenn eine genaue Zählung das Verhältniß nicht noch ungünstiger herausstellt, — so zählt der preußische Staat über zwölftausend Blöde, also mehr als Taubstumme, deren es 1849 nur 11,973, und als Blinde, deren es 9579 gab. Für seine Blinden und Taubstummen hat Preußen angefangen Sorge zu tragen. Aber was hat es für jene, in ihrem Gottes- wie Sebstbewußtsein gebundenen Kinder gethan, deren Anzahl, wie Elend noch größer ist, als jener?

In ganz Preußen bestehen nur zwei kleine Anstalten für dieselben, die beide Privat-Unternehmung sind."

Dies sind: die Heil- und Bildungs-Anstalt für Blödsinnige in Berlin, welche Sägert, Director der königl. Taubstummen-Anstalt in Berlin, gegründet hat und die durch den Minister Eichhorn 1844 die Concession erhielt. Die Anstalt zählte 1853 dreißig Schüler, seit 1856 ist zu den beiden früheren Abtheilungen, den Pensionären, die in der Anstalt auch wohnen, und den Schülern, die nur vom Morgen bis zum Nachmittag in ihr verweilen, eine dritte Abtheilung der königlichen Freischule (gegenwärtig zehn) hinzugetreten, die indeß auch nur zu den Schülern gehören.

„Das Resultat seiner 13jährigen Erfahrungen giebt mir Sägert mit folgenden Worten an: „Die Anstalt hat bisher mit großem Erfolge solche Kinder geheilt und gebildet, bei denen das Zurückbleiben der geistigen Entwicklung entweder beruhte, oder doch in Parallele damit verlief, bei Dentitis und ihren gefährlichen Folgen Scrophulosis und Rachitis. Epilepsie und Mondsucht in Verbindung mit Blödsinn haben bis jetzt nur ungünstige Resultate ergeben."

Die zweite Heil-Anstalt dieser Art in Preußen ist die des Dr. Erlenmeyer zu Bendorf bei Koblenz. Sie hat wenig Zöglinge und scheint eine höhere religiöse Einwirkung auf die Armen nicht zu versuchen.

Sonst ist für die blödsinnigen Kinder in Preußen so gut als nichts geschehen; für Hohenzollern „will die königl. preußische Regierung schwachsinnige Kinder des dortigen Bezirks einer süddeutschen Anstalt anvertrauen", so schreibt ein Jahresbericht der Anstalt, aber die entsprechende That fehlt, trotzdem der Cretinismus in Hohenzollern endemisch ist; der rheinische Provinzial-Ausschuß für innere Mission hat 1853 und 1854 vergeblich Hülfsrufe erlassen; in Westphalen hat Dr. Koster, zweiter Arzt in der Provinzial-Irren-Anstalt zu Marsberg, dem Provinzial-Landtage 1854 ein Promemoria über den Gegenstand überreicht; und man will dort die Sache seitdem in Erwägung ziehen; in Schlesien haben die Provinzialstände — auf Andringen des Geh. Raths Dr. Martini — den Bau einer neuen Irrenpflege-Anstalt für 400 Personen bewilligt, doch die Anlegung besonderer Abtheilungen darin und eben so den Vorschlag, besondere Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten für jüngere Blödsinnige einzurichten, verworfen.

Der Verfasser, dem wir die eben gegebene Uebersicht verdanken, beendet sein trauriges Buch mit den drei Capiteln: „Es muß geholfen werden" — und wir stimmen ihm darin von Herzen bei — „Es kann geholfen werden" — und es bedarf nur eines Blickes auf die vielen

Zeugnisse der ausgezeichnetsten Irren-Aerzte, um davon die Ueberzeugung zu gewinnen, und mit dem Capitel: „Wer soll helfen?" Die Antwort darauf ist ebenfalls zu finden. Einen ersten vorläufigen Mittelpunkt für die Rheinprovinz bietet der Provinzial-Ausschuß für innere Mission; für Westphalen ist ein Anstoß durch Dr. Koster den Ständen gegeben; außerdem fordert der Verfasser die geistlichen Behörden, mit ihnen zugleich die freien Vereine und Orden auf; endlich bemerkt er auch Folgendes:

„In den zwanziger und dreißiger Jahren hat sich die Regierung warm und lebendig der damals auch noch ganz verlassenen Taubstummen angenommen, hat die Landstände der einzelnen Provinzen angegangen, Mittel für Taubstummenlehr-Institute an den Seminarien zu bewilligen, hat in den einzelnen Provinzen Collecten angeordnet und andere weise Maßregeln getroffen. Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. bewilligte aus Allerhöchster Chatoulle 18,000 Thlr. für die Ausbildung von Taubstummenlehrern. Durch solche Rührigkeit wurden Stände und Private aufgeweckt: in kurzer Zeit entstanden vierzehn Taubstummenschulen. Jetzt hat jede Provinz mehrere.

Sind denn der Blöden weniger? oder ist ihr Elend geringer, als das der Taubstummen? Warum kann und will denn der Staat nicht auch für die Blöden rettende Verordnungen treffen? warum nicht den Provinzen diese Vergessenen mit gebieterischem Ernste an's Herz legen?"

Vor Allem aber wird, wie auch der Verfasser darauf durch die Widmung seines Buches hinweist, der hohe ritterliche Orden, dessen Name über diesen Blättern steht, einen fruchtbringenden Anstoß zu einer allgemeineren Betheiligung der Regierung und des Volkes an dem Werke der Barmherzigkeit für die Cretins geben können, und die desfallsige Hoffnung des Pastor Disselhoff hat wohl auf keinen Sand gebaut.

Liste
derjenigen Fürsten, Grafen und Herren, welche in der Zeit von 1786 bis 1800 den Ritterschlag erhalten haben.

(Schluß.)

327. Otto Julius Leopold v. Wedell, Lieutenant im Grenadier-Bataillon v. Ebra.
328. Heinrich Ferdinand Freiherr v. Ende, Herzoglich Sachsen-Gothaischer Kammerherr, später Geheimer Rath und Reichstagsgesandter.
329. Ludolph George Adolph v. Alvensleben, Lieutenant a. D., auf Hundisburg.
330. Heinrich Wilhelm George v. Schlabberndorff, Geh. Finanz-Rath, zu Berlin.
331. Andreas Conrad Peter Graf von Rantzau, Herzoglich Meiningenscher Rath.
332. Werner Friedrich Achatz Graf v. d. Schulenburg-Kehnert, Lieutenant bei v. Goecking-Husaren.
333. Johann Friedrich Carl v. Alvensleben, Lieutenant im Leib-Husaren-Regiment.

1800. 4. Juli.

334. Eberhard Friedrich Christoph Ludwig v. d. Reck, Wirkl. Geheimer Etats- und Justizminister.
335. Heinrich Albrecht v. Arnim, Wirkl. Geh. Etats- und Justizminister, Dombechant zu Brandenburg, auf Klockow rc.
336. Leopold Dietrich v. Behr-Negendanck, auf Cavelsdorf; 1853 Commendator, † zu Cavelsdorf 23. December 1853.
337. Carl Friedrich Heinrich v. Jasmund, Herzogl. Mecklenb.-Strelitzscher Hof- und Jagd-Junker zu Strelitz, später Oberforstmeister.
338. Achatz Wilhelm August v. Waldow, Lieutenant im Kürassier-Regiment, v. Borstell.
339. Joseph Ferdinand Adolph Achatz Graf v. d. Schulenburg, Lieutenant bei der Garde du Corps, stirbt als General-Lieutenant a. D. 5. November 1831.
340. Gottlieb Ernst Heinrich v. Proeck, Major im Regiment v. Euler-Husaren.
341. Friedrich Erdmann Carl v. Saldern, zu Wilsnack.
342. Friedrich Ludwig v. Knobelsdorff, Lieutenant bei v. Katte-Dragonern.
343. Wulff v. Buchwald, auf Neudorf bei Lüttgenburg in Holstein.
344. Friedrich v. Blome, auf Saltzau.
345. August Wilhelm Graf v. Mellin, Kammerherr, auf Damitzow.
346. Hans Caspar Julius Graf v. Bothmer, Herzoglich Sachsen-Meiningenscher Geh. Rath; später Kaiserl. Kammerherr, auf Bothmer.
347. Carl George Moritz v. Reibnitz, Kriegs- und Domainen-Rath, zu Posen, † daselbst 29. April 1808.
348. Wilhelm Carl Ernst Freiherr v. Knigge, Lieutenant im Regiment Sr. Majestät des Königs.
349. Friedrich Wilhelm Ludwig v. Arnim, Lieutenant bei der Garde du Corps, später Rittmeister im Leib-Husaren-Regiment.
350. Heinrich Rudolph Ernst Freiherr v. Grotthuß, Landrath zu Ravicz.
351. Ludwig Franz Philipp Christian v. Kleist, Oberstlieutenant im Regiment v. Borstell.
352. Joachim Caesar Eugen Graf zu Maltzahn, Kammerherr und Legationsrath zu Berlin.
353. Wilhelm Heinrich Ludwig v. Treskow, Rittmeister bei der Garde du Corps, später Oberstlieutenant a. D.
354. Friedrich Adam v. Stammer, Churfürstlich Sächsischer wirkl. Kammerherr, Domherr zu Meißen.
355. Carl August Philipp v Borcke, Landrath, auf Kanckelfitz.
356. August Ernst Friedrich Heinrich Carl Graf v. Voß, auf Giwitz.
357. Philipp Wilhelm Heinrich v. Borcke, Kammerherr, auf Falkenburg.
358. Joachim Erdmann v. Arnim, Kammerherr, Domherr zu Camin, Domcapitular zu Brandenburg, auf Templin.
359. Albrecht Gottlob Gans Edler Herr zu Puttlitz, Erbmarschall der Kurmark Brandenburg, auf Wolfshagen.
360. Friedrich Burchard v. Maltzahn, Lieutenant im Regiment Gensd'armes; später Hofmarschall des Prinzen Wilheim von Preußen.
361. Carl Friedrich August Freih. v. d. Reck, Regierungs-Rath zu Stettin.
362. Friedrich v. Kleist, Churfürstlich Sächsischer Kreisdirector des Fürstenthums Querfurt.
363. Hans Adolph Ernst v. Tettau, auf Talks.
364. Gebhard Gans Edler Herr zu Puttlitz, Ritterschafts-Director, auf Wolfshagen.
365. Eugen Magnus Graf Schack v. Wittenau, Rittmeister bei der Garde du Corps.
366. Ernst Wolfgang Freiherr v. Rothkirch und Trach, Kammerherr, auf Panthenau.
367. Heinrich August Ernst Graf von und zum Egloffstein, Lieutenant im Regiment v. Schenck, später a. D., auf Arcklitten.
368. Ludwig Ferdinand Leopold Graf v. Wartensleben, Lieutenant im Kürassier-Regiment v. Byern.
369. Leopold Wilhelm Eberhard Carl v. Wedell, Lieutenant bei von Stranz-Dragonern.
370. Leopold Wilhelm v. d. Schulenburg, Rittmeister a. D., auf Priemern.

371. Christian Ludwig Wilhelm Aemilius v. Viereck, Lieutenant im Regiment v. Möllendorff, Erbherr auf Tammendorf.
372. Ernst Wilhelm Rudolph v. Troschke, Landrath des Crossenschen Kreises, auf Weissig.
373. Wentzel Friedrich Freiherr v. Stosch, Capitain a. D. und Landesältester des Guhrauer Kreises, auf Ober-Ellguth, † daselbst 6. December 1810.
374. Johann Friedrich Graf v. Beust, Herzoglich Sachsen-Weimarscher Kammerherr nnd Geheimer Rath.
375. Joachim Philipp Albrecht v. Holzendorff, auf Vietmannsdorf.
376. Wolff Moritz v. Prittwitz, Lieutenant bei v. Heising Kürassieren; später Kammerherr.
377. Ludwig Johonn Friedrich Felix August Arnold Heinrich Freih. v. Syberg v. Voerde, Capitain im Regiment v. Unruh.
378. Ludwig Alexander Bernhard Graf und Edler Herr zur Lippe, Königlich Schwedischer Regierungs-Rath, zu Stralsund.
379. Friedrich Ludwig Prinz zu Hessen-Darmstadt.
380. Nicolaus August Wilhelm Graf v. Burghaus, auf Laasen.
381. Carl Lazarus Graf Henckel v. Donnersmarck, Lieuten. bei v. Schulz Husaren. Zur Zeit Oberst a. D., Erb-Ober-Land-Mundschenk im Herzogthum Schlesien, freier Standesherr auf Ober-Beuthen, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Ritter des Schwarzen Adler-Ordens, so wie Senior und Commendator des Johanniter-Ordens rc.
382. Johann Sigismund v. Dallwitz, Major im Regiment Fürst von Anhalt, später Obrister.
383. Otto v. Blome, Königl. Dänischer Kammerherr und Gesandtschafts-Cavalier zu St. Petersburg.
384. Ernst Ludwig Wilhelm v. Bismarck, Lieuten. im 1. Bataillon Garde.
385. Hans Heinrich Graf v. Hochberg, Freih. zu Fürstenstein rc., auf Fürstenstein.
386. Friedrich Julius Ernst v. Wallenrodt, Lieuten. im Regiment v. Heising Kürassiere, später Rittmeister, Majoratsherr auf Popehnen, † 20. Januar 1809.
387. Gustav Wilhelm Prinz zu Mecklenburg-Schwerin, aggregirter Major im v. Dolff'schen Kürassier-Regiment.
388. Hans Ernst Wilhelm v. Reibnitz, Rittmeister bei v. Heising Kürassieren.
389. Wolffgang Gottlob Christoph Freih. v. Egloffstein, Herzoglich Sachsen-Weimarscher Kammerjunker und Regierungs-Rath.
390. Otto Magnus Graf v. Rehbinder, auf Wanomois in Liefland.

La Belle Alliance.

Das war ein Blitz in Völkerkriege,
Der schmetternd traf bei Belle Alliance!
Im Preußen- und im Britensiege
Verzehrt des Kaisers Allgewalt —
Europa segnet Belle Alliance.

Wir heute sah'n im Friedenslichte
Ein Königliches Hochzeitfest
Vor Gott, dem Herrn der Weltgeschichte;
Der Jubel, der Europa weckt,
Erinnert an La Belle Alliance.

O selt'ner Schmuck der Myrtenkrone
Ein Völkerbund in dieser Zeit!
Geboren in der Freude Zone
Ein Doppelbündniß, hoch und rein!
Soll heißen d'rum: „La Belle Alliance",

Doch im Triumph der höchsten Freude
Vergessen wir des Schicksals nicht:
Verschwistert bleibt die Lust dem Leide.
Nun, wie Gott will, stets halten wir
„La Belle Alliance", „La Belle Alliance".

Und kehren wieder Streit und Kriege,
Und kommt des Lebens tiefster Ernst:
Wir Alle an der Zukunft Wiege
Steh'n hoffnungsfroh; denn uns macht fest
Der Geist, mit ihm „La Belle Alliance".

C. v. Salviati.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Unsere Situation.

Ein tiefer Gegensatz zeigt sich demjenigen, der heut Berlin und Paris vergleicht. Dort ein Ministerium des Mißtrauens und die Gesetze der Verdächtigen, eine Soldatenherrschaft und ein Thron, von Verschwörungen umgeben, und ein Herrscher, der eben einem scheußlichen Attentate nur durch ein Wunder Gottes entging; hier bei uns ein junges fürstliches Paar, die Hoffnung und die Thronerben Preußens, mitten im Gewühl eines begeisterten Volkes, das seine Huldigungen in stürmischer und tiefherzlicher Weise darbringt. „Nicht Roß, nicht Reisige schützen die steile Höh'", auf der unsere Fürsten wohnen.

Und während in Paris nur von einer Masse des Volkes geredet werden kann, die Beifall rufend oder Unruhe stiftend den von Bayonnetten umzäunten Weg des Souverains umdrängt, zeigte sich an diesem feierlichen Tage des Einzugs der Prinzessin Friedrich Wilhelm bei uns noch ein wirkliches Volk, eine Ordnung, die auf alten geschichtlichen und tiefen gesellschaftlichen Grundlagen beruht, eine Ordnung der Gewerke und der Gewerbe, eine Ordnung mit verbrieften Rechten, welche durch alle übrigen Unterschiede des Lebens hindurchgreift und selbst den gewaltigsten Unterschied dieser unserer Zeit, den zwischen Reichthum und Armuth, nicht schont; denn Meister ging neben Meister, der Millionär neben dem kleinen Mann, und Gesellen und Burschen schlossen sich an die alten Bürger und Herren an.

Es giebt solch eine Ordnung, welche ihre Grundlagen im Volke selbst hat, dem Volke einen gewaltigen Vorzug und Segen, und keine Staatspolizei der Welt ist im Stande, die erstere zu ersetzen. Denn es widerstreitet dem Gefühle jedes einzelnen Mannes, Dinge, welche ihm sein Verstand und seine Erfahrung als unumgänglich nothwendig darstellen, sich von einem kurzangebundenen, mit der Gewalt drohenden Staatsdiener befehlen zu lassen; wiederum aber sind tausend solcher wohlmeinender und einsichtiger Männer doch ohne Weiteres nicht im Stande, sich als Ganzes in Ordnung, in äußerer wie in innerer, zu halten, und es bedürfte dazu eines vorhergehenden Uebereinkommens und einer Amtsübertragung an einen dieser Männer. Aber wo die Staatsgewalt solch einen friedlichen Vergleich der Bürger hindert oder die Resultate solch eines Vergleiches vernichtet, da bleibt dann nichts als dumpfer Mißmuth, dazu Auflehnung der Bürger erst im Kleinen, dann auch im Großen, und die Folge davon ist das Mißtrauen der Staatsgewalt und die äußerste Gewalt derselben.

So weit sind wir denn bereits in Frankreich gekommen.

Aber auch bei uns, im theuern Vaterlande, herrscht innerhalb des Volkes mehr der Anschein innerer Ordnungen, als diese Ordnung selbst. Die Gewerke, welche am Montage unter den Linden paradirten, sind sie wirklich noch geschlossene Körperschaften mit einheitlichem Willen, innerhalb derer die Ehre und das Recht mit scharfen Augen wachen? Sind sie wirklich noch familienhafte Vereinigungen, in denen der Gesell und der Bursch eine solche Stellung finden, daß sie sich wirklich unter die Meisterschaft wie unter eine väterliche Gewalt beugen können?

Wäre dem so, dann könnte man wirklich in diesen langen Zügen ehrbarer Meister, kräftiger Gesellen, munterer Lehrlinge eine Armee des Friedens erblicken, die besser als irgend eine andere dazu geeignet wäre, die Ruhe und Ordnung im Innern des Staates aufrecht zu erhalten und den ungestörten Fortgang einer reichen Entwicklung unseres socialen Lebens zu verbürgen.

Aber leider schwindet das schöne Bild, das uns der äußere Anblick des stattlichen Festzuges gewährte, sobald wir die einzelnen Farben und Gestalten desselben genauer in's Auge fassen. Zunächst ist die Corporation nach oben hin polizeilich regiert, der Magistrat, der in keinem inneren Verhältnisse zu den Gewerken steht, reglementirt und commandirt an ihrem Thun und Lassen nach Herzenslust herum, fügt sich dann auch ohne Weiteres hier und da einmal, wo ein höherer, freundlicherer Wille eintritt, der den Handwerkern gern etwas mehr Bewegung giebt. Früher hatte diese entscheidende Stellung des Magistrats zu den Gewerken eine andere Bedeutung; damals war der Magistrat, hervorgegangen aus den Geschlechtern und Zünften der Stadt, nur ein Abbild und ein Glied der mächtigen Gewerksverbände und Innungen; heut dagegen besteht er aus studirten Männern, die bis dahin zumeist Assessoren einer Regierung gewesen und von städtischem Leben und Handwerksgenossenschaft keine tiefere Einsicht haben, wo möglich sogar noch die Mißachtung unserer „gebildeten" Stände gegen das „gemeine und schmutzige" Handwerk mit sich bringen. So drängt sich in die Handwerksinnung eine ihr ganz fremdartige Macht, die, indem sie an der obersten Leitung der Körperschaft theilnimmt, das Leben derselben nothwendiger Weise stören muß und an die Stelle des Ordnungssinnes nur zu leicht jenen oben angedeuteten Mißmuth und seine Folgen setzen kann.

Eben so wenig aber als das Handwerk heut noch nach Gesetzen, die aus seinem innern Wesen hervorgehen, regiert wird, eben so wenig ist ihm eine Bewahrung seiner Grenzen und die Freiheit, dieselben nach eigenem Ermessen zu verändern, überlassen.

Es ist eine überaus traurige Mechanik, durch welche das Handwerk fortgepflanzt und die sogenannte „Innung" erhalten wird. Mit dem Lernen des Handwerks sind heut alle Anforderungen an den

künftigen Meister erfüllt, und daß er dadurch zu der Bedeutung einer veredelten Maschine herabsinkt, ist ganz natürlich. Der Mann wird fürder „nicht gewogen", oder doch seine bürgerliche Tüchtigkeit und Selbstständigkeit nicht in dem Maße geprüft, in welchem die vereinigten Meister sie prüfen würden, wenn sie wüßten, daß solche bürgerliche Tüchtigkeit sich heut noch im und am gemeinen Besten in Rath und That geltend machen könnte.

Diese Störung aber, welche das Innere des Gewerkes betroffen und jedem einzelnen Meister die alte bewußte Haltung genommen hat, wirkte darum auch auf das Innere jeder einzelnen Werkstatt zurück. In den Augen des Lehrlings und des Gesellen kann der Meister nicht mehr jenen hohen amtlichen Charakter haben, der ihm früher eignete, und der Meister seinerseits wird auch sehr bald den Gedanken an den alten Charakter seines Standes aufgeben und froh sein, wenn er sich durch die Noth der Zeit und die Concurrenz der Magazine und Capitalisten mühselig hindurchschlagen kann. Und wie er in seinen Mitmeistern vielfach nur Neider und Nebenbuhler sieht, so wieder der Geselle in ihm nur einen begünstigteren Concurrenten, der ihn vermöge seines größeren Capitals ausbeutet.

So trat denn an die Stelle der alten Ordnung ein übles Durcheinander, das allerdings nur noch durch Staatspolizei in Zaum und Schranken gehalten werden kann, und einer der solidesten Pfeiler bürgerlichen Friedens und unbehinderter gesellschaftlicher Entwickelung verwandelte sich in ein Hinderniß dieser Entwickelung.

Und das erfreuliche Bild innerer Ordnung, welches der Festzug der Gewerke am Montag bot, verwandelt sich darum vor unseren Augen, wenn wir genauer zusehen, in eine sehr künstliche und ängstliche Composition, deren Dauerbarkeit fraglich ist und mehr einem günstigen Augenblick als festen und zuverlässigen inneren Gesetzen des Baues verdankt wird.

Wir wollen uns darum mit der Selbstgesetzlichkeit unseres Volkes, von der in den jüngsten Tagen so viel die Rede war, nicht zu sehr rühmen, wenn wir auch mit Freuden anerkennen, daß gerade im preußischen Volke eine große, große Zahl von kerngesunden und äußerst treuen Elementen zu finden sind, die für Neubauten auf dem gesellschaftlichen Gebiete, und wenn die Regierung daran gehen wollte, die Fundirung eines wirklichen Selfgovernments in der städtischen Gemeinde zu begünstigen, vortrefflich verwendet werden könnten.

Bis jetzt ist — und wir klagen deshalb weniger einzelne Personen, als vielmehr die Ungunst der Zeiten und der Verhältnisse an — dafür allerdings wenig, sehr wenig gethan, und die Behauptung Vieler, es sei nach Einführung der verfassungsmäßigen Regierung in Preußen den Resten aller gesellschaftlichen Freiheit noch mehr denn früher zu nahe getreten, bleibt eine wohl zu beachtende. Alles aber drängt darauf hin,

daß endlich Hand an das Werk gelegt und ein Zustand zu Tage gefördert werde, der, indem er die schlummernden und zurückgedrängten Kräfte freiwilliger Ordnung neu belebt und öffentlich benutzt, die Hoffnungen der Demagogen vernichtet.

Daß diese Demagogen vorhanden sind und mit Schadenfreude auf den Stillstand in unserer Entwickelung sehen, wissen wir, und die folgende Stelle, die wir einem Organ der „entschiedenen oder demokratischen Partei" — so bezeichnet es seine Leute selbst — entnehmen, mag davon zeugen. Es heißt da in einem auf das jüngste Pariser Attentat bezüglichen Artikel:

„Warum, noch einmal, zittert Ihr bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines plötzlichen Todes in Paris? Ihr habt jetzt sechs volle Jahre Zeit gehabt, Eure Einrichtungen zu treffen, Eure Staaten und Gesellschaften niet- und nagelfest zu machen, Schutzdächer zu bauen, solide Fundamente zu legen; Ihr werdet doch nicht so thöricht gewesen sein, dem Napoleoniden auch Eure fernere Rettung zu übertragen; den Kopf nicht so sehr verloren haben, daß Ihr Euern Bestand mit dem Bestand Eurer Zustände auf dieses Eine Haupt bautet! Er hatte Euch Raum und Zeit verschafft, vom December 1851 bis December 1857; und im Januar 1858 solltet Ihr Euch überrumpeln lassen? Unglaublich!

„Und doch wahrhaftig, wenn wir Eure Physiognomie studiren, will es uns vorkommen, als hätten Euch die paar Granaten überrascht, als seien sie Euch direct ins Gewissen geschlagen, als hättet Ihr Euch plötzlich in nackter Blöße, ohne jegliche Schutzwehr, entdeckt. Sprecht, wir wollen Euch geduldig anhören, sprecht, was hättet Ihr gethan, wenn der Frevel in der Rue Lepelletier gelungen wäre, wenn in Paris und in Frankreich die Revolution und der Bürgerkrieg ihr Zelt aufgeschlagen hätten? Am Ende würdet Ihr die Gewogenheit gehabt haben, uns „Kleindeutschland" zu octroyiren, uns mit einem „Tage von Erfurt" zu beglücken, die Bundesgesetze über die Presse und das Vereinsrecht zu suspendiren! Wahrhaftig, Ihr wäret dazu capabel gewesen, denn Ihr seid große Herenmeister, tiefe Politiker!

„Doch wir wissen zum Voraus, von Euch bekommen wir keine Antwort, Ihr wollt uns todtschweigen. Wir wollen deshalb um so lebendiger reden, und zwar über Eure Köpfe weg, zur gesammten deutschen Nation!"

Das ist die Sprache derer, welche auf unser Nichtsthun rechnen. Mögen sie sich verrechnen!

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. VII. Ein schwerer Uebergang.

Was sich voraussehen und nicht vermeiden ließ, das war eingetroffen; wenige Tage nur waren verflossen, seit Roderich Muffel das Imhof'sche Haus zum ersten Male wieder besucht, und es war keinem Bewohner desselben mehr ein Geheimniß, daß der Doctor ein eifriger Lehrer und Prediger der Kirchenerneuerung sei. Auch die Befürchtungen, welche der Patricier zum Voraus gehegt, waren Wahrheit geworden, der ihm so theuerwerthe Frieden war gewichen aus seinem Hause, und mehr oder minder litten alle Mitglieder der Familie unter solcher Uneinigkeit.

Es war Roderich Muffel, der den Zwiespalt getragen in die einige Hausgenossenschaft, auffallender Weise aber grollte nur Junker Andreas dem Doctor darob, verbarg seinen Mißmuth wenig über dessen tägliche Besuche, die immer länger wurden, und gab seine Unzufriedenheit endlich dadurch ganz auffallend an den Tag, daß er das väterliche Haus sofort verließ jedes Mal, wenn es der Doctor betrat.

Mit den andern Familienmitgliedern stand die Sache anders; Herr Laurenz und seine Schwester Amaley luden den Gelehrten eifrig zu Besuchen ein und verweilten stundenlang mit ihm in ernsten Gesprächen, bei denen Frau Luitgarde Anfangs eine ziemlich unwillige, dann aber ganz wider Willen eine sehr aufmerksame Zuhörerin war.

Herr Laurenz Imhof neigte sich mehr und mehr den reformatorischen Lehren zu und gelangte unter schweren geistigen Kämpfen und unter dem Einfluß seines Schwähers bald genug nahe an den Punkt, wo eine so entschiedene und so wahrhaftige Natur, wie die seine, ein längeres Zurückhalten kaum mehr dulden konnte. Der Patricier hatte der Sinnesänderung, die mit ihm vorging, die sich so schwer und langsam erst Bahn gebrochen, dann aber doch mächtig schnell vollzogen hatte, übrigens auch jetzt schon so wenig Hehl, daß die Gegner der Kirchenerneuerung ihr bisheriges Haupt bereits als einen Abgefallenen betrachteten und die Freunde der Reformation den mächtigen Edelmann schon mit Stolz als den Ihrigen begrüßten. Mit Laurenz Imhof fiel fast der letzte Damm gegen die Hochfluth der Kirchenerneuerung in Nürnberg.

Anders als Laurenz stand dessen Schwester Amaley zu dem heimgekehrten Roderich; nach den ersten Gesprächen schon hatte sie die große geistige Bedeutung des Mannes, dem ihre Jugendliebe gehörte, erkannt, und solche Erkenntniß hatte sie mit Stolz und Entzücken erfüllt. Wahrscheinlich wußte Amaley selbst nicht recht klar, warum sie so stolz auf Roderich Muffel war; mag sein, daß gar jugendliche Hoffnungen unbewußt noch schlummerten tief in der Seele der Nonne; mag sein, daß der

Stolz der Jungfrau wirklich rein von jedem egoistischen Beisatz war, — kurz, der Eindruck, den Roderich von Neuem auf die Geliebte seiner Jugend gemacht, war so stark, daß sie zwar heftig erschrak, als sie nach einiger Zeit erfuhr, daß Roderich ein Reformatorischer sei, daß sie aber doch dadurch keineswegs sich bewogen fühlte, den Umgang mit ihm aufzuheben. Im Gegentheil, sie suchte den geliebten Mann seit der Zeit nur eifriger, fest entschlossen, ihn in den Schooß der Kirche zurückzuführen durch die siegende Gewalt ihrer Gründe. Das war, anfänglich wenigstens, der ernste Vorsatz Amaley's, aber die ersten Versuche gleich hätten ihr zeigen können, daß sie auf diesem Gebiet einem Manne wie Roderich Muffel in keiner Weise gewachsen. Vielleicht hatte sie eine dunkle Ahnung davon, aber muthig kämpfte sie fort, ja, sie verlor auch dann den Muth nicht, als sie bemerkte, daß ihr Bruder Laurenz, der anfänglich meist auf ihrer Seite gestanden, im Verlauf dieser Unterredungen mit Sack und Pack in das feindliche Lager übergegangen war.

Bange oft war der sonst so freundlichen Frau Luitgarde in diesen Verhältnissen, besonders anfänglich; es bedurfte ganz der milden und ernsten Weise ihres Eheherrn, sie im Zaume zu halten, denn ihr Mutterherz litt gar zu schwer unter der Entfremdung, die scheinbar zwischen Vater und Sohn eingetreten war, von dem Augenblick an, wo Herr Laurenz nicht mehr in die Messe ging. Der Patricier war noch nicht ausgetreten aus der alten, kirchlichen Gemeinschaft, es war aber kein Geheimniß, daß er diesen Schritt nächstens thun werde, und vielleicht wäre derselbe schon gethan worden, hätte der oberste Hauptmann sich nicht vor dem ernsten vorwurfsvollen Blick gescheut, mit dem ihn sein Sohn ansah.

Das war ein ächter Imhofsblick, Herr Laurenz kannte ihn wohl, so pflegten die Imhofe zu blicken, er hatte es an seinem Vater und an seinem Großvater gesehen, wenn Jemand abweichen that vom guten Brauch und der Sitte der Altvordern. Herr Laurenz hatte auch zu Anfang mit Endres geredet und ihm gesagt, daß er in vielen Punkten übereinstimme mit den Predigern der Reformation, daß er aber darum nicht ausscheiden werde aus der Kirche, weil er noch eine Vereinigung der streitenden Parteien hoffe. Herr Laurenz glaubte wirklich an eine Vereinigung, solcher Glaube gestattete ihm den letzten Aufschub vor dem Austritt, aber warum sollte er auch nicht ehrlich gewesen sein? viel später, als die Kluft weit größer geworden, und viel Blut geflossen war, haben edle Menschen, weil sie sich nicht ganz klar werden konnten, an eine Versöhnung und Wiedervereinigung geglaubt, und dahin gearbeitet. Der junge Andreas Imhof war tief erschüttert schon durch diese ersten Mittheilungen seines Vaters; es war ihm als sinke das stolze Bild unerschütterlicher Treue und unwandelbaren Festhaltens an dem Glauben und die Sitte der Väter zusammen, das vor seiner Seele stand als ein hohes Vorbild und die Züge seines Vaters trug — eigentlich hielt es der Junker trotz

der eignen Worte seines Vaters noch nicht für möglich, daß Herr Laurenz sich wirklich trennen könne von der Messe und in die Predigt gehen. Er versuchte nicht, durch Bitten oder Gründe auf seinen Vater zu wirken, aber stumm und bleich ging er durch das Haus, und selbst die Liebkosungen der von ihm so innig geliebten Mutter vermochten nicht, seinen starren Kummer zu erweichen.

Die gute Frau Luitgarde folgte ihrem Eheherrn treulich auch auf dem Wege aus der Messe in die Predigt, Bruder Roderich war wieder ihr Lehrer geworden, wie in den Tagen der Jugend, aber sie sah mit stiller Scheu und großer Bangigkeit auf ihren ältesten Sohn, es war ihr, als könne sie dessen Zustimmung zu ihrem Werke nicht länger entbehren.

Herr Laurenz hätte es gern gesehen, wenn der Junker den Gesprächen beigewohnt hätte, die Doctor Roderich fast täglich mit Amaley führte, an denen auch er mit seiner Gemahlin Antheil nahm; er sprach den Wunsch aus und bemerkte, Andreas könne ja seine Base unterstützen gegen den Oheim.

„Die Base bedarf meiner Unterstützung nicht, lieber Vater," entgegnete der Sohn ausweichend, „denn es ist doch nur ein Scheinkampf, in dem sie wider den Oheim streitet; sie führen miteinander eine Art von Turnier auf, in welchem Worte die Waffen sind. Wie könnte auch meine Base im Ernst streiten? sie liebt den Oheim Roderich und kann nur sein Weib werden, wenn es ihm gelingt, sie zu seiner Religion zu bekehren, sie wird sich bekehren lassen, denn sie liebt ihn."

Scharf sah der Vater seinem Sohne ins Gesicht, diese Bemerkung traf ihn, denn er hatte sie nicht gemacht, obwohl sie nahe genug lag; übrigens verstand Andreas den Blick seines Vaters sofort, und setzte hinzu: „ich will damit weder meine Base noch meinen Oheim der Heuchelei beschuldigen, sie müssen sich auskämpfen, um den Frieden, der ihnen nicht entgehen kann, mit allen Ehren abschließen zu können."

Der Patricier entließ seinen Sohn, ohne ihn dringender zu den Controversgesprächen einzuladen, es wollte ihm doch bedünken, der bliebe besser davon. Zugleich aber wurde ihm klar, daß er sich und seinem Sohne, dem ganzen Hause, einen Dienst leiste, wenn er denselben auf einige Zeit aus Nürnberg entferne. Der oberste Hauptmann hatte seine Ruhe und seine männliche Thatkraft wieder gewonnen, seit ihm, namentlich durch Hülfe Roderich Muffel's, nach langen schweren Kämpfen die Erkenntniß geworden, daß der Kirche nicht allein eine Reformation an Haupt und Gliedern noth thue, wie schon auf den Concilien begründet, sondern daß sich die Kirche überhaupt in wesentlichen Punkten in Zwiespalt mit der Schrift befinde. Demnach mußte Herr Laurenz freilich die von Wittenberg ausgegangene reformatorische Bewegung nicht nur als eine Nothwendigkeit hinnehmen, sondern auch als ein Heil, als eine Rettung freudig begrüßen. Vermochte er dieses Letztere auch noch nicht, weil sich sein ganzes menschliches Wesen und Fühlen gegen

das sträubte, was sein geistiges Theil als ewige Heilswahrheit aufgenommen, so war doch Laurenz Imhof nicht der Mann, der im Stande gewesen wäre, der weiteren Entwickelung ruhig zuzusehen. Seine Art zu denken, wie seine hohe Stellung, zwangen ihn, thätig einzugreifen in die Ereignisse.

Wir wissen, daß er noch nicht öffentlich aus der alten Kirche geschieden war, daß er noch auf eine Versöhnung hoffte; man focht ihm diesen Glauben nicht an, aber man bemerkte ihm sehr richtig, daß er für diese Versöhnung der Parteien noch weit erfolgreicher wirken könne, wenn er auf der Seite stehe, der er seiner Ueberzeugung nach angehöre, auch ließ man ihn hören, daß man ihn vorzüglich darum auch öffentlich auf reformatorischer Seite sehen möchte, damit von den übereifrigen Anhängern dieser Partei nicht mit dem Falschen auch viel Gutes ausgerottet und abgeschafft werde. Das war für den Imhof bestimmend, und gewiß würde er sich bälder noch öffentlich erklärt haben, hätte er nicht den vorwurfsvollen Blick seines Sohnes gescheut. Die religiöse Ueberzeugung, die er nach so schweren Kämpfen errungen, war ihm theuer, er hätte seinen ältesten Sohn gern sich einig im Glauben gewußt, der Zwiespalt schmerzte ihn tief, namentlich um der Mutter willen, die in ihrer kindlichen Frömmigkeit wohl seinen Ueberzeugungen Raum gab, gläubig mit ihm zur Predigt ging, aber doch über den Sohn weinte, der die Messe hörte; trotz alledem freute sich der Patricier der festen Treue, mit der sein Sohn beharrte, er sah mit Recht in diesem Beharren einen ehrenvollen Familienzug und tröstete sich mit der Zukunft, denn es war ihm eine Gewißheit, daß sein Sohn nach ähnlichen schweren Kämpfen, wie er solche selbst bestanden, zu gleichen Ueberzeugungen wie er gelangen müsse.

Herr Laurenz befand sich allein in dem Gemach, das im Imhofschen Hause seit alten Zeiten die Herren-Kammer genannt wurde; es war das eine Stube ziemlich abseiten am Ende eines langen Ganges gelegen, einige Stufen führten aufwärts zu der Schwelle derselben. Hierher pflegte sich Herr Laurenz zurückzuziehen, wenn er allein sein wollte, hier empfing er die Leute, die in's Geheim mit ihm reden wollten, hier verwahrte er die Familienschriften und seine Bücher. Von dem Gange, der zu der Herren-Kammer führte, konnte man auch über eine kleine Treppe und durch eine kleine Nebenpforte das Haus, ohne von den Mitbewohnern bemerkt zu werden, verlassen und betreten. Die kleinen runden, oder eckigen in Blei gefaßten Scheiben der Fenster waren im Sommer durch hohe Baumwipfel anmuthig beschattet und ließen einen freundlichen Blick thun auf grüne Nachbargärten.

Die Ausstattung des Zimmers selbst trug den Charakter einer schon vergangenen Zeit; dieselbe rührte in der That noch von dem Vater des obersten Hauptmanns her, und dieser hatte sie mit kindlicher Pietät behütet. Ringsum an den Wänden hin liefen Bänke von

Eichenholz, die mit eisernen Klammern an der Mauer befestigt waren; hier und da lag ein Polster, kaum weniger hart als das Holz selbst; über den Bänken, in angemessener Höhe, sah man Tragebretter und Borde, auf denen Bücher oder Geräthe standen. Neben der Thür war ein Weihbrunnen mit dem dazu gehörigen Sprengwedel, der dazu diente, den Raum an jedem Morgen zu sprengen, damit er bewahrt bleibe vor bösen Geistern. Neben dem Bücherbord war eine uralte Sanduhr befestigt; darüber aber hatte Herr Imhof schon eine wirkliche Uhr, ein sogenanntes Nürnberger Ei, aufgehängt. Mißtrauisch gegen alles Neue, hatte er anfänglich die neue Erfindung mit der Sanduhr, dem erprobten alten Zeitmesser, förmlich controlirt, und noch immer pflegte er das von Zeit zu Zeit zu thun. An verschiedenen Stellen waren an die Wand Lederriemen geschlagen, hinter die allerlei kleine Geräthschaften gesteckt wurden, die man zur Hand haben wollte: Messer, Scheeren und ähnliche Dinge, oder auch nur einzelne Blätter Papier.

In der Mitte des Raumes stand der Schreibtisch mit einer Schrägplatte, die für unsere Art zu schreiben viel zu steil gewesen wäre, die sich aber wohl zu der Schrift jener Zeit, die in starken, geradestehenden, mit einer sicheren Langsamkeit gezogenen Linien bestand, schicken mochte. Auf dem Schreibtisch war ein Crucifix aufgestellt, an welchem ein Rosenkranz von edelem Metall hing. An der einen Ecke aber sah man ein Dintefaß, das mit einem eisernen Stachel in das Holz des Tisches gestoßen war; die ursprüngliche Form der sogenannten Dintenstecher unserer Studenten.

Hinter diesem Schreibtisch saß Herr Laurenz Imhof in einem hohen Lehnstuhle und schrieb einen Brief an den von Lindenau, einen vornehmen sächsischen von Adel, welcher Kammerjunker bei dem Herzoge Georg zu Sachsen war, den sie den Bärtigen nannten. Mit diesem von Lindenau war unser Herr Laurenz seit vielen Jahren innig befreundet; sie hatten sich oft gesehen auf Reichstagen, und der sächsische Edelmann hatte öfter geherbergt im Imhofschen Hause. Dem von Lindenau gedachte der Imhof seinen Sohn anzuvertrauen, den er nach Leipzig senden wollte, damit er daselbst studire. Junker Andreas Imhof war übrigens durch eben diesen von Lindenau schon in ganz jungen Jahren als akademischer Bürger der Leipziger Universität eingezeichnet worden, was damals bei den Vornehmen nicht ungewöhnlich war. Roderich Muffel hatte seinem Schwäher zwar gerathen, den Sohn nach Wittenberg zu senden, Laurenz aber hatte Leipzig vorgezogen, nicht allein des von Lindenau wegen, sondern auch, um den Anschein zu vermeiden, als sende er seinen Sohn nur auf die Universität, um ihn der neuen Lehre zuzuführen. Diese Rücksicht lag so wenig im Geiste der Zeit, die von der Heiligkeit der Vatergewalt noch ganz anders dachte, wie die unsrige, daß Roderich sie beinahe laut gemißbilligt hätte; gewiß hätte Laurenz sie selbst getadelt, wäre sein Sohn nicht eben ein

Imhof gewesen. Die ächt Imhofische Haltung, die Junker Endres in der ganzen letzten Zeit gezeigt, sie war es, welche den Vater eine solche Rücksicht gegen den Sohn üben ließ.

Herr Imhof hatte seinen Brief noch lange nicht beendet, — ein solches Schriftstück kostete damals weit mehr Zeit, als sich unsere schreibseligen Zeitgenossen denken können, — als er, aufhorchend, die Feder niederlegte.

Schwere Schritte ließen sich auf dem Gange draußen hören; sie kamen näher, die Stufen herauf, und eine harte Hand pochte an die Thür.

„Herein!" rief Herr Laurenz und erhob sich von seinem Sitz mit dem Gefühle eines Mannes, der wohl weiß, daß er einen Besucher in sein Zimmer geladen, den er lieber draußen gelassen.

Es war Herr Tucher, ein vornehmer Nürnbergischer Patricier, der in seinen Pelz gehüllt eintrat. Imhof liebte diesen Mann nicht, obwohl er dessen Klugheit und Mäßigung schätzte.

Nachdem sich die Herren begrüßt und Platz genommen, begann der Tucher sofort ohne Umschweife, ohne Einleitung, wenn auch in sehr vorsichtigen Worten den Imhof zu tadeln, daß derselbe noch nicht seinen Austritt aus der Kirche erklärt und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen.

Herr Sebastian Tucher gehörte nämlich zu den frühesten Anhängern der Reformatorischen in Nürnberg.

Ausweichend meinte der oberste Hauptmann, er habe Gründe, gewichtige Gründe, die ihn annoch zurückhielten.

„Sie mögen ausreichend sein für Euch als Menschen, als Christen, Herr Imhof," beharrte der Tucher, indem er sein bärtiges Gesicht weit vorbeugte, um Herrn Laurenz besser in die Augen sehen zu können, denn er war etwas kurzsichtig, „aber sie reichen nicht aus für Euch als einen der Triumvirn dieser Stadt."

„Wie soll ich das verstehen, Herr Tucher?" fragte der Imhof nicht ohne Schärfe.

„Es will mich Wunder nehmen," meinte der Tucher, „daß ein so kluger Mann, wie Ihr, daran noch nicht gedacht haben sollte! Was meint Ihr, soll all' das geistliche Gut an Grund und Boden, das gegenwärtig bei Auflösung so vieler Convente und Stiftungen der Stadt heimfallen muß, verkommen, versplittert oder gar verschleudert werden?"

Eine eigenthümliche Bewegung gab sich kund in den Zügen des obersten Hauptmanns; der Gedanke an das überreiche Gut der Geistlichkeit spielte eine viel größere Rolle in der Reformation, als gegenwärtig protestantischerseits anerkannt wird, wenn auch die Katholiken ihrerseits zu stark auf diesen Beisatz zu drücken pflegen. Bei hochstehenden Laien war selbst bei sonst lauteren Gesinnungen der Gedanke an das geistliche Gut im Hintergrunde, auch ist ihnen darum

noch kein Vorwurf zu machen, so lange sie des geistlichen Gutes nicht begehrten, um sich selbst zu bereichern, was freilich leider auch oft genug der Fall war, sondern nur, um es im Sinne der Stiftung für die Bedürfnisse der Kirche, der Schule, der Krankheit oder der Armuth zu verwalten.

In diesem bessern Sinne hatte auch Herr Imhof wohl schon des geistlichen Gutes gedacht, dennoch fühlte er sich unangenehm beinahe berührt, daß es gerade Herr Tucher war, der ihn an diesen Punkt erinnerte, denn dem machten seine Gegner allerdings den Vorwurf, daß er seinen weltlichen Vortheil gern Hand in Hand gehen lasse mit seinem Eifer für die Kirchenerneuerung. Auch antwortete er nicht, sondern sah seinen Gast fragend an.

„Ist's Euch wirklich entgangen, Herr Imhof," fuhr dieser fort, „wie blutnothwendig es ist, daß wir dazu thun, der Stadt und uns die Stiftungen zu erhalten? ich fürchte, daß jetzt schon mancherlei an Gülten und Zinsen verloren gegangen ist; auch will ich Euch als dem obersten Hauptmann, denn das gehört vor Euer Forum, hiermit angezeigt haben, daß die Geistlichen ganz in der Stille Kirchenschätze aller Art, nicht nur Geld, sondern auch Leuchter, Kelche, Patenen, Becken, kurz vasa sacra, theure Kunstwerke und Ornamente, aus der Stadt schaffen, was gegen das Gesetz und um so sträfflicher ist, als diese Dinge von unsern Vorfahren in die Kirchen gestiftet worden sind zum christlichen Gedächtniß."

Jetzt hatte der Tucher genau die Stelle getroffen, an der Laurenz Imhof zu fassen war.

„Morgen werde ich darauf antragen," rief derselbe rasch, „daß der Rath die Inventarien der Kirchen und Klöster, der Kapellen und Hospitäler einfordern und sofort eine Untersuchung anordnen läßt."

„Das wäre wohlgethan in alle Wege," nickte der Tucher, „und der Rath wird gewiß auf solchen Vorschlag mit Eifer eingehen, wenn er von Euch kommt, Herr Imhof, denn um Euch allein ist bis jetzt damit gezögert worden."

„Wißt Ihr mir nichts Näheres zu sagen über die Art und Weise der heimlichen Fortbringung geistlicher Schätze aus der Stadt?" fragte der oberste Hauptmann dringend, „denn solchem Treiben muß unverzüglich ein Ende gemacht werden."

„Das Gerücht bezeichnet zwei Meister der Goldschmiedezunft als die, welche das Kirchensilber einschmelzen zu diesem Zweck der heimlichen Fortschaffung!" lautete Tuchers Antwort.

Imhof stutzte und sann eine Weile, dann fragte er: „Ist Meister Anton, der die Zingel'sche Werkstatt auf der Dielingsgasse führt, Einer von diesen?"

Der Tucher bejahete und nannte auch den Andern, worauf der oberste Hauptmann versicherte, daß er solchem schnöden Handel alsbald ein Ende zu machen gedenke.

Die beiden Patricier unterredeten sich nun ausführlich über die Maßregeln, die sie im kleinen Rathe beantragen wollten zur Erhaltung der geistlichen Güter; mochte Herr Tucher noch allerlei Nebengedanken hegen, dem Imhof schien es an sich schon sehr gut und löblich, daß die Güter der Geistlichkeit unter die Verwaltung der weltlichen Obrigkeit kämen. Der oberste Hauptmann war sich dessen zwar nicht bewußt, aber er stand zu der Sache der Reformation wesentlich anders, nachdem ihn Sebastian Tucher verlassen, als bis zu dessen Besuche. Er hatte ein Interesse jetzt an der Kirchenerneuerung, das nicht mehr rein geistig war. Auch an die höchsten Dinge hängt sich auf Erden das Menschliche.

Kurz nachdem Herr Tucher den Imhof verlassen, nahm auch dieser Mantel und Barett und begab sich nach dem unsern Lesern wohlbekannten Hause des wohlseligen Meisters Zingel auf der Dielingsgasse, in dessen Werkstatt nunmehr desselben Schwiegersohn, Meister Anton, handthierte.

Herr Laurenz trat in das ihm altbefreundete Haus, denn seit er einst den Fesselring mit der Perle bei Meister Zingel, dem alten Genannten, für Luitgarde, die damals seine liebe Braut wurde, gekauft, hatte er der Werkstatt seine Kundschaft vorzugsweise zugewandt.

In der kleinen Stube vor der Werkstatt, wo noch Alles war wie ehemals, fand der Imhof Frau Sabinen, des alten Meisters Tochter, die ihn mit redseliger Treuherzigkeit und achtungsvoller Freude empfing, ihn auch sofort in die Werkstatt selbst, zu Meister Anton, geleitete.

Dort war der Empfang allerdings ein ganz anderer.

Der Goldschmied war im höchsten Grade verlegen und bestürzt, als er in dem Eintretenden den obersten Hauptmann erkannte, und er hatte auch Ursache dazu, denn auf dem Werktisch stand ganz offen eine Menge von Silber, das ohne Zweifel Kirchengut war. Anscheinend bemerkte Imhof weder das Silber, noch die Verlegenheit des Meisters, er grüßte kurz und ließ sich auf einen Schemel nieder, der nahe an der Thür stand. Er erinnerte sich des Tages, da er hier mit den beiden Greisen, die nun beide todt waren, mit dem gelehrten Patricier Herrn Volkamer und dem Meister Zingel dem fremden Adepten zugesehen, wie selbiger den zinnernen Deckel eines Bierkruges in Gold verwandelte.

„Womit kann ich Euch dienen, gestrenger Herr?“ fragte Meister Anton, als er seine erste Bestürzung überwunden, und machte zugleich eine Bewegung, durch welche er dem obersten Hauptmann den Anblick des Silbergeschirrs auf dem Tische zu entziehen gedachte.

„Für heute,“ entgegnete Imhof ernst, „bin ich nicht einer Bestellung wegen hier, Meister Anton, sondern um Euch einen Dienst zu leisten, Euch einen Rath zu geben — vielleicht würde ich anders handeln, strenger auf meine Pflicht halten, gedächte ich nicht des Mannes, der in diesen Räumen vor Euch wirkte, des ehrbaren Meisters Zingel, dessen Tochter Euer Weib ist. Ihr habt wohl davon gehört, Meister

Anton, daß von den Kirchenschätzen der Stadt Vieles heimlich entfernt wird. Das Gerücht bezeichnet Euch als einen Theilnehmer an diesem schlimmen Handel, der Euch ins Verderben bringen kann, Meister. Denn die Kirchengefäße sind von Einzelnen, wie von Familien und Corporationen in die Kirchen gestiftet worden, die Geistlichkeit hat kein Recht, solche Geschirre aus der Stadt bringen oder gar einschmelzen zu lassen. Es ist das Veruntreuung, und es sollte mir leid thun um Euch, wenn ich Euch in so bösen Handel verwickelt sähe."

Der Goldschmied stammelte einen ziemlich verworrenen Satz, halb Entschuldigung, halb Abläugnung.

„Meister Anton," entgegnete der oberste Hauptmann noch ernster als zuvor, „entschuldigt Euch nicht, denn Ihr könnt Euch unmöglich besser entschuldigen, als ich es thue; ich weiß, daß Ihr ein gehorsamer Anhänger der Kirche seid, daß Ihr wahrscheinlich dem Wort eines Priesters gefolgt seid bei diesem Handel, ich aber bin der Letzte gewiß, der solches mißbilligt; vielleicht habt Ihr auch nicht genau gewußt, was Ihr thatet, als Ihr Kirchensilber einschmelzen oder heimlich aus der Stadt führen halfet, kurz, Ihr habt nicht genug erwogen, daß der Gehorsam, den Ihr dem Priester schuldig zu sein glaubt, hier gegen den Gehorsam geht, den Ihr den Gesetzen dieser Stadt leisten müsset, die Ihr beschworen habt. Also, entschuldigt Euch nicht, denn milder kann Euch jetzt Niemand richten, als ich. Wenn Ihr aber die Sache abläugnen wollt, dann warne ich Euch ernstlich, Meister — ich will nicht reden von dem, was hier in der Werkstatt selbst wider Euch zeugt; denn ich bin hierhergekommen als ein Freund dieses Hauses; darum will ich auch Nichts sehen, aber ich will Euch darauf aufmerksam machen, daß die Spuren eines Rosses, welches über's Kreuz tritt, bis zu der übel berufenen Klause an der Bayreuther Straße führen, und Ihr wißt, wie viel Rosse in Nürnberg sind, die solchen Tritt haben! Ich könnte Euch fragen, was Ihr zur Nachtzeit mit schwer bepacktem Thier in der Klause zu schaffen hattet; also stellt das Läugnen ein, Meister!"

„Ich läugne nichts, gestrenger Herr!" entgegnete jetzt der Meister, „denn ich sehe, daß Ihr Alles wißt, und wundre mich nur, daß Herr Cosmus, Euer Bruder, der mich besonders warnte, Euch etwas von dem Handel merken zu lassen, Euch jetzt Alles so genau gesagt hat. Eigentlich ist's mir recht lieb, gestrenger Herr, daß Ihr um den Handel wisset, denn mir war er nie recht geheuer; ich habe nicht gern mit dem Reigerfritz zu thun, wenn ich auch nicht gerade glaubte, großes Unrecht damit zu begehen. Ich werde mich fortan weigern und mich auf meinen Bürger-Eid berufen; Euch aber danke ich von Herzen, gestrenger Herr, daß Ihr mir also die Augen geöffnet habt."

Der Patricier drückte die treuherzig dargebotene Hand des Goldschmiedes, der keine Ahnung hatte von der Verwirrung, die er über den obersten Hauptmann gebracht durch die wenigen Worte, die er gesprochen.

Eine ziemliche Weile schwankte Herr Laurenz, ob er weiter fragen sollte, oder nicht. Es lüftete sich hier ein Zipfel von dem Schleier, mit dem Cosmus Imhof einen Theil seiner Geschäfte bisher so undurchdringlich zu decken verstanden, aber den Bruder hielt ein geheimes Grauen ab, weiter zu forschen. Dazu kam der verhängnißvolle Name „Reigerfritz". Imhof erinnerte sich sehr wohl, daß dieser Name bei mehr als einer Gelegenheit genannt worden, immer aber war es bei einer dunkeln Geschichte gewesen, die sich nicht aufhellen ließ, weil man dieser beinahe mythischen Persönlichkeit nicht habhaft werden konnte.

Der oberste Hauptmann fragte nicht weiter und verließ den Goldschmied, sicher, daß dieser vom gefährlichen Handel lassen und auch die andern Helfer warnen werde.

Darin bestand auch mit die Stärke des patricischen Regimentes in Nürnberg, daß die Patricier in dieser beinahe väterlichen Weise die Glieder ihrer Gemeinde, die sie auf Abwegen sahen, warnten und vermahnten; sie sahen ihren Bürgern gern geringere Dinge nach, wenn sie dieselben dadurch von größern und schwerern zurückhalten konnten. Uebrigens waren sie durch solchen regen persönlichen Verkehr über vorkommende Mißstände, so wie über Alles, was sich in der Gemeinde ereignete, weit besser unterrichtet, als sie es durch ein ausgedehntes Spionirsystem hätten sein können. Das ist immer von großer Bedeutung, von höchstem Gewicht war es in einer Zeit zunehmender religiöser Spaltung, in der frühe schon die Lehre von der christlichen Freiheit gemißbraucht und zum Vorwande der Auflehnung gegen die Obrigkeit von Gott genommen wurde. Auch in Nürnberg zeigten sich aufrührerische Symptome; einzelne Sätze der Reformatoren, bald falsch verstanden, bald geflissentlich verdreht, wurden scharf betont, um die geringen Leute aufzuwiegeln gegen das patricische Regiment. Nürnberg blieb von dem krankhaften Fieber, das noch jede große Bewegung der Geister in der Geschichte begleitet hat, mit Nichten verschont, aber die Nürnbergischen Junker regierten mit einer Sicherheit weiter, die der Regierung manches größeren Landes unter ähnlichen Umständen zu wünschen gewesen wäre. Was aber dem Regiment der Nürnbergischen Stadtjunker diese Sicherheit und Zuversicht gab, das war das Bewußtsein, daß ihr Gemeinwesen ein lebendiger, gesunder Körper, aber keine Maschine sei. Die Maschine muß stocken, wenn ein Rädlein steht, oder ein Hebel bricht; an einem gesunden Körper aber heilt auch ein krankes Glied wieder. Die Junker wußten, daß Nürnberg mit durch sie das geworden war, was es war, und es nur bleiben konnte mit ihnen; das aber wußten die Junker nicht allein, sondern mit ihnen wußten es die alten Gewerke, die neuen Gewerke, die Zugezählten und die geringen Leute, die Alle in ihren Corporationen, Gilden, Zünften und Einungen sich als Glied des ganzen Körpers fühlten und sich wohl fühlten, weil sie in der Genossenschaft Antheil hatten an den Ehren und Vorzügen, wie an dem Reichthum und Wohlergehen des Ganzen.

Darum stand das Regiment der Junker von Nürnberg auch so fest in diesen gefährlichen Zeitläuften, obwohl die reformatorische Bewegung wie die Gemeine, so auch den vorwiegend patricischen Rath selbst gespalten.

Es war gewiß eine seltsame Fügung, daß Herr Laurenz, damals von seinen geistigen Kämpfen ganz in Anspruch genommen, seinen Sohn Andreas gar nicht über seinen Aufenthalt in Wenigenhausen befragt; er würde dann mehr von diesem räthselhaften Reigerfritz erfahren haben, der ihn jetzt so lebhaft beschäftigte. In der Klause war der oberste Hauptmann, wie wir wissen, unter einem Dache mit dem Manne gewesen, ohne es zu wissen; doch noch hatte er keine Ahnung von der Bedeutung, die dieser für sein ganzes Leben gehabt.

Laurenz Imhof wollte sich nicht um die Verhältnisse bekümmern, die seinen Bruder mit diesem geheimnißvollen Menschen etwa verknüpfen mochten, er wollte auch keine Untersuchung über das aus der Stadt insgeheim entfernte Kirchengut. Er sagte sich sehr richtig, daß dasselbe doch nicht wieder zu erlangen sein würde, die Nürnberger hielten aber nichts von einer Aufsehen erregenden Untersuchung ohne greifbaren Zweck. Als Patricier hatte Herr Laurenz seine Pflicht gethan, er hatte gewarnt und vermahnt, als oberster Hauptmann that er seine Pflicht, indem er sofort nach seiner Rückkehr ein Schreiben an den von Aufseß, einen fränkischen Edelmann aus einer Seitenlinie dieses berühmten Geschlechtes, der ein Dorf von der Stadt zu Lehn hatte, ausfertigte, in welchem er denselben darauf aufmerksam machte, daß in der Klause, die ihm lehnpflichtig, höchst verdächtiges Gesindel hause zu der Stadt Nachtheil. Er überließ es diesem adligen Lehnsträger Nürnbergs, ob er dem Unwesen in jener Waldschenke selbst ein Ende machen wolle, oder sich dabei der Wappner der Stadt bedienen, deren Beistand ihm zugleich zugesagt wurde. Auf schnelle Erfüllung seines Begehrs konnte Imhof um so mehr rechnen, als er nicht nur mit einem Theile des fränkischen Adels versippt und befreundet war, sondern auch mit dem von Aufseß grade in besonders freundlichem Verkehr seit langen Jahren gestanden. Uebrigens war die Klause ein Schupf-Lehen, der Inhaber konnte sofort geschupft, ausgetrieben werden.

Das Schreiben wurde sofort durch einen reitenden Boten abgesendet. Ein umständlicher Weg gewiß, die Ausnahme einer Gesindelherberge zu erlangen, aber die mächtige Reichsstadt mußte die Rechte des kleinen Edelmannes achten, wenn sie sich in ihren Rechten von den benachbarten Fürsten geachtet sehen wollte.

Somit hatte der Patricier seiner Pflicht genügt, auch als oberster Hauptmann, nunmehr gedachte es des Antrags, den er am andern Tage im Rathe stellen wollte, um die geistlichen Güter und deren Verwaltung der Stadt zu sichern, er wollte mit dem vordern Losunger Herrn Ebner noch vor der Rathssitzung reden, er überlegte, aber es

wollte ihm nimmer gelingen, seine Gedanken klar zu ordnen, denn immer und immer wieder kam ihm in's Gedächtniß, daß sein Bruder, daß ein Imhof bei einem so verdächtigen Handel betheiligt sei, und unwillkürlich fielen ihm, einer nach dem andern, eine Reihe von Umständen ein, die ihn früher schon im Laufe der Jahre mit einem peinlgenden, wenn auch nur vorübergehenden Mißtrauen gegen seinen Bruder erfüllt hatten. Er machte sich jetzt bittere Vorwürfe, daß er nicht früher schon, bei dieser oder jener Veranlassung, daß er nicht von Anfang an mit seinem Bruder geredet. Es wollte ihm jetzt bedünken, als ob er aus leidiger Schwäche, nur um nicht mit seinem Bruder zu hadern, allzusehr auf den Namen Imhof gepocht und um des Namens allein willen den Verdacht von sich gewiesen. Jetzt schien's ihm, als drohe dem von ihm so heilig gehaltenen und rein bewahrten Namen der Imhofe eine ungeheure Schmach durch seinen Bruder und als habe er eine Mitschuld daran, weil er geschwiegen so lange. Er ging sein ganzes Verhältniß zu seinem Bruder durch, bis in die früheste Zeit griff er zurück, aber er konnte sich nicht Rechenschaft geben, wo sein Mißtrauen begonnen, obgleich er sich wohl erinnerte, daß schon seltsame Gerüchte umgingen über Cosmus, als dieser statt seiner das reiche Behaim'sche Erbe erhielt. Damals hatte er das Mißtrauen gegen den Bruder nicht getheilt, jetzt aber theilte er's; er theilte es widerwillig, ihm schauderte bei dem Gedanken. Das Wort, das der Goldschmied gesprochen, war eben der Tropfen gewesen, der die längst gefüllte Schaale zum Ueberfließen gebracht, ohne dieses Wort wäre Imhof vielleicht noch lange, wer weiß ob nicht für immer in der alten Weise neben seinem Bruder hergegangen.

Trotz alledem konnte er sich auch jetzt noch nicht entschließen, mit seinem Bruder zu reden — Cosmus konnte ihm ja antworten, er wolle die Kirchenschätze retten — es war ja eben auch nicht der einzelne Fall, der ihn so sehr beunruhigte, sondern die ganze Reihe, an deren Ende dieser stand, — er beschloß, ein scharfes Auge zu haben auf den Verkehr in Cosmus' Hause und seiner Zeit zu harren, aber das genügte ihm schon nicht mehr, denn es quälte ihn eine finstere Ahnung, von der er sich nicht losmachen konnte, und diese Ahnung war es, die ihn endlich trieb, mit Roderich Muffel zu reden.

Roderich Muffel war als geistlicher Beistand seinem Herzen noch theurer geworden, er war sein naher Verwandter, er hatte den durchdringenden Verstand und die kluge Mäßigung, so wie den frommen und ehrbaren Sinn dieses trefflichen Mannes würdigen gelernt in den letzten schweren Wochen, und so entschloß er sich denn endlich, ihm seine Befürchtungen anzuvertrauen und seinen Rath einzuholen in dieser Angelegenheit.

Zur innern Geschichte des 19. Jahrhunderts.

— Der Kampf des Königthums und des Papstthums am Rhein. — *)

I.

Das Jahr 1830 bezeichnet äußerlich den Wendepunkt in den Anschauungen des deutschen Katholicismus von dem Verhältnisse der Kirche zum Staate. Eine Menge einwirkender Umstände waren allerdings seit dem Anfang des Jahrhunderts allmälig zusammengekommen, um den Umschwung zu bewirken, der sich nach der belgischen Revolution plötzlich als vollzogen herausstellte, einen Umschwung der unerhörtesten und wunderbarsten Art. Eilers, an dessen bedeutendes Buch wir auch diesen (dritten) Artikel zur innern Geschichte unseres merkwürdigen Jahrhunderts lehnen, giebt in einigen groben Zügen das äußere Bild der Epoche des Umschwunges. Er sagt (S. 118 u. folg.) Folgendes:

„Als die drei Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland sich feierlich vor der ganzen Welt verbanden: „gemäß der Heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hülfe zu leisten; ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen; die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten; sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten" — als, sage ich, die Monarchen diesen heiligen Bund am 26. September 1815 schlossen, dachten sie nicht einmal daran, daß sie damit das ganze päpstliche System über den Haufen warfen und den Papst selbst zu einem Bischof in partibus infidelium herabsetzten. Der Papst empfand es wohl, und rief zu seiner Hülfe die Jesuiten aus dem Grabe wieder ins Leben zurück. Die Wurzeln seiner früheren Macht waren in den Gemüthern des katholischen Volks noch nicht vertilgt, im Gegentheil von treugebliebenen Priestern im Stillen gepflegt worden. Diese Wurzeln trieben nun, von der bourbonischen und österreichischen Politik begünstigt, rasch neue Zweige, aus denen dann Oesterreich eine Zuchtruthe für Preußen machte. Schon im Jahre 1830 rief man von Belgien her in die preußische Rheinprovinz hinein: „Wenn ihr zwei Millionen gläubige Katholiken hinter euch habt, dann könnt ihr euerm protestantischen König Trotz bieten." Daß diese Stimme nicht ganz überhört wurde, konnte man an den geistlichen Reden abnehmen, die zur Feier des 3. August vor und nach 1830 gehalten wurden. Im Jahre 1829 hörte ich aus dem Munde eines noch lebenden katholischen Geistlichen von der Kanzel herab folgende Worte: „Obwohl der

*) Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Gerd Eilers, Königl. Preuß. Geh. Regierungsrath a. D. Dritter Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus 1858.

König nicht unserer Religion ist, so ist er doch ein frommer und gerechter Herr, dem wir viel zu verdanken haben, und dem wir auch nach den Vorschriften unserer Religion Ehrfurcht und Dankbarkeit schuldig sind." Ich glaube nicht, daß Reden in diesem Sinne nach 1830 viel gehört worden sind.

„Das Papstthum hatte in Sturmschritten in Deutschland eine Position wieder erobert, welche ihm am Ende des achtzehnten Jahrhunderts für immer unwiederbringlich entrissen zu sein schien. Im Bewußtsein der sogenannten „gebildeten" Katholiken lebten auch 1831 noch diese Zeiten der Aufklärung, und sie brachten dem Kampfe des Ultramontanismus wenig Hülfe. Anders aber das Volk und die jungen und jüngsten unter den Priestern. Die Gebildeten unter den Katholiken am Rhein wußten wohl, wie Eilers (S. 162) anführt, daß nach dem alten römischen System der Papst der einzige und alleinige Bischof der Kirche ist und alle andern Bischöfe nur seine Vicare sind, daß nur ihm allein die volle Gewalt, die Kirche zu regieren, zu binden und zu lösen, von Gott übertragen worden, die übrigen Bischöfe nur Rechte haben, in sofern er ihnen solche überträgt, daß er also auch der einzige und wahre Bischof und Regent aller Nationalkirchen ist, wo sich solche finden mögen, mit Einem Worte, im Besitze des Vollmaßes aller kirchlichen Gewalt sowohl für den Glauben, als für die ganze äußere Gestaltung der Kirche und für alle ihre Verhältnisse ist — das wissen alle gebildeten Katholiken aus dem römischen Katechismus. Sie wissen aber auch, wie dieses absolut monarchische System des Kirchenregiments entstanden ist; sie wissen, daß das sogenannte Episkopalsystem, wonach die einzelnen Bischöfe ihr Amt und ihre Rechte eben so gut von Gott haben, als der Papst selbst, die ursprüngliche Verfassung der Kirche war, und daß die römischen Bischöfe selbst bis zum 7. Jahrhundert nicht an eine Alleinherrschaft dachten, wie sie sich später unter Gunst und Anreizung der politischen Verhältnisse herausbildete; sie wissen endlich, daß der furchtbare Mißbrauch dieser geistlichen Alleinherrschaft die Idee des Episkopalsystems wieder hervorrief, daß man auf den Concilien zu Konstanz und Basel ernstlich darauf ausging, die Kirche nach diesem System zu reformiren, daß die französische Geistlichkeit die Hauptgrundsätze desselben in den vier Sätzen der gallikanischen Kirchenfreiheit förmlich sanctionirte, daß die ganze katholische Kirche Deutschlands Beifall jauchzte, als der Trierer Weihbischof von Hontheim im Jahre 1763 das Episkopalsystem in seiner ganzen Schärfe als das wahre Kirchenregiment aufstellte, und nicht minder jauchzte, als 20 Jahre später die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands dem Papste nicht nur die bis dahin geübte Jurisdiction streitig machten, sondern auch die Eidesformel nicht mehr gelten lassen wollten, wodurch die Bischöfe sich seit 600 Jahren dem Papst zum Gehorsam hatten verpflichten müssen. — Wie sehr die ganze hohe und niedere Geistlichkeit nicht allein in Deutschland, sondern in allen Län-

dern Europa's von diesem Geiste durchdrungen war, das tritt Jedem in lebendigster Anschaulichkeit entgegen, der einen Blick in die Correspondenzen wirft, welche die Erzbischöfe und Bischöfe mit dem Papste und untereinander während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geführt haben, und zugleich Kenntniß nimmt von den kirchenrechtlichen und kirchenpolitischen Gutachten der kurfürstlich-erzbischöflichen Rechtsgelehrten und Minister aus jener Zeit."

„In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte die Theilnahme an der allgemeinen deutschen Bildung schon eine so durchgreifende Veränderung in der Weltanschauung der deutschen katholischen Geistlichkeit hervorgebracht, daß selbst die geistlichen Kurfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe ernstlich darauf ausgingen, sich durch Herstellung des Episkopalsystems von Rom loszuwinden. Warum führten sie es denn nicht aus? Die Antwort auf diese Frage zeigt uns die tiefe Verwickelung ihrer weltlichen Interessen mit dem Papstthume, und zugleich die Befreiung der deutschen Kirche aus diesen kirchenverderblichen Banden. Zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts versammelten die drei geistlichen Kurfürsten ihre Rechtsgelehrten und Staatsmänner, Geistliche, wie sich von selbst versteht, zur gutachtlichen Erörterung zweier Fragen: 1) ob nicht, wenn dem Papste die hergebrachten Befugnisse gewaltsam entrissen würden, die Kaiser und Landesfürsten wieder zu ihren alten Rechten greifen dürften und wirklich greifen würden? 2) ob es den deutschen Erzbischöfen und Bischöfen gerathener sein möchte, das bisherige genauere und engere Band mit dem päpstlichen Hofe aufzuheben oder mit Aufopferung einiger Abgaben ferner bestehen zu lassen? Das Original des Gutachtens fand ich unter den Acten des Geheimen kurfürstlich-trierschen Archivs. Zur Bezeichnung des Standpunkts des Gutachtens möge folgender Satz dienen: „Die Päpste haben bei dem dummgläubigen mittlern Zeitalter ihre Macht übertrieben und zu viel zu erhöhen gewußt. Es ist aus ihrer Domination über die Christenheit eine Sklaverei geworden; Seele, Leib und Vermögen des katholischen Volkshaufens begehrten sie als ein unbeschränktes Eigenthum; gleichwie der Gewissenszwang weit über alle weltliche Macht auf den denkenden Menschen zu wirken pflegt, so wußten sie Alles zu Glaubensartikeln zu machen, was ihre Gewalt, Ansehen und Hoheit erheben, zugleich aber auch ihnen einen großen Theil des zeitlichen Vermögens eigen machen konnte. Die Männer, welche Billigkeit predigten und das Joch zu schütteln sich unterstanden, deren es in allen Jahrhunderten gegeben, wurden verfolgt, einer Ketzerei beschuldigt und für ihre Person vernichtet; aber der Same ihres Hasses blieb doch nicht minder in ihren Anhängern und Nachfolgern. Eigentlich brach das bisher unauslöschliche Feuer der Empörung gegen die päpstlichen Uebertreibungen um die Mitte

des vierzehnten Jahrhunderts aus, als Wiclef in England zu lehren und zu predigen anfing und sein Schüler Huß sich nach ihm gleich in Böhmen zum Feinde des Papstthums erklärte." Es war dies der Standpunkt historischer Erkenntniß, und da sie damit Vaterlandsliebe und wahres Christenthum verbanden, so hätte man glauben sollen, sie würden sich mit überwiegenden Gründen für die Einführung des Episkopalsystems ausgesprochen haben. Das Gutachten fiel aber ganz in entgegengesetztem Sinne aus. Sie hatten nämlich die weltlichen Interessen ihrer Herren zu wahren, und diese schienen ihnen, den weltlichen Fürsten gegenüber, in der hergebrachten Machtvollkommenheit des Papstes mehr Sicherheit zu haben, als in dem Episkopalsystem. — Wenn man, sagen sie in ihrem Gutachten zur ersten Frage, in Betracht zieht, um wie viel die päpstliche Macht seit 200 Jahren schon abgenommen hat, wie sehr sich seitdem die diplomatische Wissenschaft und die Kritik über die unächten Schriften unserer kirchlichen Alterthümer vervollkommnet hat, wie viele Mühe sich die Protestanten gegeben haben, Alles aufzusuchen und zu durchklügeln, was nur immer dem römischen Primat entgegenzustehen scheint; wenn man hinzunimmt, was Papst Gregor der Große, Bernhardus, Marcus Antonius de Dominis, Theodoricus von Niem (der Abt von Verden), Fleury, Febronius und viele andere Katholische nicht im Verborgenen, sondern offenbar zu schreiben gewagt haben, wenn man endlich erwägt, was Portugal, Spanien, Frankreich, Neapel, Oesterreich, Parma, Modena, Baiern schon wirklich gegen den römischen Hof mit starker Hand ausüben: so ergiebt sich, daß die weltlichen Mächte schon jetzt wirklich zu Dem zurückgreifen, was man als eine geistliche Usurpation älterer Zeiten ansehen kann. Die Erzbischöfe und Bischöfe, deren Diöcesangerechtsame sich in weltlicher Reichsstände Länder erstrecken, haben davon selbst täglich die empfindlichsten Proben zu erfahren. „Man glaubt daher nicht zu irren", so schließen sie die Antwort auf die erste Frage, „wenn man vermuthet, daß das heutige System zwar zur Beförderung der dogmatischen Wahrheiten, aber nicht zur Vermehrung der zeitlichen Rechte, oder Besitzungen und Ansehen der Geistlichkeit abziele."

„Die zweite Frage veranlaßte die Minister und Räthe der Kurfürsten, tiefer in die Politik einzugehen. Sie wiesen auf das Wort des Aeneas Sylvius, nachherigen Papstes Pius II, hin: „es liege nicht im Interesse des Kaisers, die Macht des römischen Papstes zu beschränken, um Gunst beim Volk zu erlangen; das Volk sei seiner Natur nach höchst unbeständig (nur der Papst könne es zügeln). Der Papst bedürfe des Kaisers, der Kaiser bedürfe aber auch des Papstes; es sei thöricht, Denjenigen zu schwächen, dessen Hülfe man bedürfe", und knüpften daran die bedeutungsvolle Frage: ob, wenn des Papstes Autorität zu sehr unterdrückt würde, nicht auch die Wohlfahrt der übri-

gen Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands mit in Gefahr kommen werde? Die Minister der Kurfürsten bejahten diese Frage mit folgenden, für Diplomaten noch jetzt sehr lehrreichen Gründen:

1) Das kaiserliche Haus Oesterreich ist jetzt (1772) in einer Verfassung, daß es den Papst nicht zu fürchten hat, wohl aber einen nützlichen Gebrauch von seiner Autorität machen kann. Jetzt muß jeder geistliche Fürst, wenn er eine Beschwerde gegen Rom führt oder von dort eine Gnade sucht, sich um die Mitwirkung des kaiserlichen Hofes bewerben, es liegt also in der Hand des Kaisers, sich die geistlichen Fürsten zu verpflichten, oder auch, sie zu strafen. Würden aber mittels Einführung des Episkopalsystems die geistlichen Reichsstände gewissermaßen unabhängig vom Papste, so verlöre der Kaiser ein ganz nützliches und unanstößiges Zwangsmittel, welchem zu entsagen keine gute Politik wäre. Also auf den Kaiser können sich die geistlichen Reichsstände nicht verlassen.

2) Sobald die weltlichen Fürsten, die ohnehin schon in ihren Staaten sich den protestantischen Principien in Begriff des Verhältnisses des geistlichen Wesens zum weltlichen mit großen Schritten nähern, merken werden, daß man den allgemeinen Kirchenverband zwischen dem Papste und den Bischöfen gelockert: so ist ihnen vollends Thür und Thor geöffnet, nach Willkür das placitum regium auszuüben, Dismembrationen vorzunehmen, Taxen und andere Renten zu untersagen, die Immunitäten der Kirchengüter aufzuheben, sich in Disciplinarsachen zu mischen u. s. w. — Die geistlichen Reichsstände kommen also auch von dieser Seite in die Gefahr, in ihren Territorien blos auf ihre geistliche Macht beschränkt zu werden.

3) Die Mönche aller Gattungen, als die dem Papste immediate verpflichteten Anhänger, haben noch das Ohr vieler Fürsten und des größten Theils des christkatholischen Haufens 2c. Die geistlichen Fürsten würden sich also durch Schmälerung der päpstlichen Machtvollkommenheit der Gefahr aussetzen, in den Augen ihrer Unterthanen als Kezzer zu erscheinen. — Der Einführung des Episkopalsystems müßte daher jedenfalls die Verminderung des Mönchsstandes und Einführung eines gesunden Religionsunterrichts vorhergehen.

4) Wenn auch der ganze Clerus und alle Mönche der drei Kurfürstenthümer und der von ihnen beherrschten Bisthümer sich fügten, würden dann die Suffraganen, Würzburg, Bamberg, Konstanz, Metz, Toul, Verdun u. s. w. nicht die Gelegenheit wahrnehmen, sich frei von ihnen zu machen und den Papst bitten, sie unter seinen unmittelbaren Schutz zu nehmen?

5) Wer kann dafür stehen, daß die Kurfürsten unter sich selbst einig bleiben, oder daß nach dem Tode des einen oder andern nicht ein neuer gewählt wird, der es vortheilhafter findet, das hergebrachte Verhältniß zum Papste beizubehalten? — Dies traf den wundesten Fleck.

Dem einen der drei Verbündeten war schon in dem Momente, wo sie dieses schrieben, nicht mehr zu trauen."

Zum Beweise dessen führt Eilers das Schreiben eines hochgestellten Geistlichen, der mit in diesem Rathe der drei geistlichen Kurfürsten gesessen hatte, an den Herzog von Nassau an. Es datirt vom Jahre **1808** und empfiehlt dem Herzog einen kurtrierschen Generalvicarius und Officialen als geeignetsten Bischofscandidaten für die neue Diöcese (Limburg). Es heißt in diesem merkwürdigen Schreiben, das Eilers wohl zum ersten Male veröffentlicht:

„Daß derselbe in der trierschen Diöcese nicht das Gute bewirkt hat, was man von einem katholischen gelehrten und einsichtsvollen Geistlichen, wie er ist, hätte erwarten können, hierunter lag die Schuld nicht an ihm, sondern an der Unbeständigkeit seines durchlauchtigsten Kurfürst-Erzbischofen, der seit seinem Regierungsantritt des trierschen Erzstifts (1768) in geistlichen Sachen so oft sein System änderte und meistens dabei von einem Extrem auf das andere verfiele."

Rom war nämlich der Wahl dieses Kurfürsten nicht besonders günstig gewesen und hatte auch nicht geduldet, daß er seine bisherigen Bisthümer (Regensburg und Freisingen) behielte. Der bekannte Weihbischof von Hontheim („Febronius") erhielt in den geistlichen Angelegenheiten daher in Trier entscheidenden Einfluß, verlor denselben aber plötzlich ganz, als die geistl. Durchlaucht Appetit auf das Bisthum Augsburg und die gefürstete Propstei Ellwangen erhielt.

„Hierzu bedurfte es eines Breve eligibilitatis und der päpstlichen Dispense. Nun wurde der Weihbischof von Hontheim nicht nur wieder außer Credit bei Hofe gesetzt, sondern auch durch bedrohte Bedrückung seiner Verwandten genöthigt, seine in obgenanntem Buche geäußerten Grundsätze zu widerrufen.

„Bald darauf trat für Se. kurfürstliche Durchlaucht von Trier wieder eine neue Periode ein. Höchstdieselben hatten sich nämlich durch den noch lebenden Herrn Fürst-Erzbischof von Salzburg, welche im Jahre **1786** eine Reise nach Spaa machte, um unterwegs die drei geistlichen Kurfürsten zum Beitritte seiner Widersprüche gegen den päpstlichen Hof und die neue päpstliche Nuntiatur zu München noch fester anzuknüpfen, ganz einnehmen lassen und wollten nunmehro auch allen übrigen in der salzburgischen Diöcese bereits gemachten Vorschriften zur Verbesserung des katholischen Religionswesens mit verdoppelten Schritten nacheilen. Auf einmal aber, als im Jahre **1792** die Franzosen Mainz einnahmen, änderten Se. kurfürstliche Durchlaucht wieder ganz ihre Gesinnungen, und wollten sogar längst abgeschaffte lächerliche Religionsmißbräuche einführen, weil Höchstdieselben glaubten, daß die Französische Revolution und alles das Deutschland überziehende Unglück eine Folge der in dem katholischen Religionswesen gemachten Reformen wäre."

Zu diesem Bilde wird der katholischen Geistlichkeit und der Regie-

rung der katholischen Kirche in Deutschland in der Mitte und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein heller Spiegel vorgehalten. Und doch war dieser so arg erschütterte Körper noch stark genug, eine Reform zu ertragen, welche an die glanzvollsten Tage des Mittelalters erinnern muß.

Hutten und die Stände seiner Zeit.

Die Geistlichkeit — Kaiser und Fürsten — der Adel und die Städte — die römischen Juristen und die Sachsen — die Bauern — die öffentliche Meinung.

Es ist in dieser Zeitschrift in Kurzem nachgewiesen, welche Stellung Hutten zu der Reformation einnahm, daß er dieselbe nämlich in erster Linie darum vertheidigte, weil er in ihrer Durchführung die Freiheit Deutschlands von Rom sah; das religiöse Element kommt ihm weniger in Betracht. Rom ist ihm die „große Scheune des Erdkreises, in welche zusammengeschleppt wird, was in allen Landen geraubt und genommen worden; in deren Mitte jener unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Frucht verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt aber an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen. Werden da die Deutschen nicht zu den Waffen greifen? nicht mit Feuer und Schwert anstürmen? Das sind Plünderer unseres Vaterlandes, die vormals mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wuth, die weltherrschende Nation berauben, vom Blute und Schweiße des deutschen Volkes schwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanst füllen und ihre Wollust nähren. Ihnen geben wir Gold; sie halten auf unsere Kosten Pferde, Hunde, Maulthiere und Lustdirnen und Lustknaben. Mit unserem Gelde pflegen sie ihrer Bosheit, machen sich gute Tage, kleiden sich in Purpur, zäumen ihre Pferde und Maulthiere mit Gold, bauen Paläste von lauter Marmor." Von dieser römischen Kirche soll sich die deutsche Kirche abschließen; alle Bischöfe sollen gleichen Ranges sein und die Gewalt des römischen eben so mit dem Bezirke von Rom, wie die des Mainzischen oder Würzburgischen mit den Gränzen dieser Gebiete, ein Ende haben. Die Wahl der Bischöfe soll dagegen dem Volke zurückgegeben werden. Aehnlich dachte Sickingen, ähnlich sogar der Mainzer Erzbischof und Primas von Deutschland, Kurfürst Albrecht. Darin findet die sonst räthselhafte Thatsache ihre Erklärung, daß Hutten, während er der römischen Curie einen Krieg auf Leben und Tod angekündigt hatte, Aufnahme am Hofe des Mainzer Erzbischofs fand: natürlich, ihm mußte das Meiste, was man Rom entzog, zufallen, er mußte eine Art von deutschem Papste werden.

Wie Hutten von der Geistlichkeit dachte, geht schon sattsam

aus dem Gesagten hervor. Sie tragen nach ihm zum gemeinen Nutzen gar nichts bei, sondern wissen nur in Trägheit und Ueppigkeit ihren Leib zu pflegen. In ihnen ist gar nichts mehr von deutscher Art, und es ist eine Schande für die deutsche Nation, daß sie dieselben aus mißverstandener Frömmigkeit noch duldet. Was kein Räuber anzutasten wagt, das rauben die Pfaffen, und was sie ehemals erbettelten, das nehmen sie jetzt mit Gewalt. Ja, sie sind in ihrer Mehrheit noch nichtswürdiger als die Kaufleute, weil sie Reichthum und Wohlleben, wonach sie doch einzig trachten, eigentlich verachten sollten. Sie leben ganz gegen die ursprüngliche Bestimmung ihres Standes. Fragen wir, wie sich denn der Adel, Huttens eigener Stand, zu der Geistlichkeit verhalte, so erhalten wir kurzweg zur Antwort, daß die Adeligen, die in den Clerus eintreten, dem Adelstande in der Regel untreu werden und Niemand beschwerlicher fallen als ihren Anverwandten. Viel koste es diese schon, bis sie einen der Ihrigen in eine höhere geistliche Stellung brächten, und dann wolle ein solcher erst noch mit seinen Geschwistern erben. Auch habe der Adel von jeher mehr als andere Stände an die Kirche verschwendet, und thue es noch, zum größten Schaden seiner Kinder.

Kaum war Karl V. zum deutschen Kaiser gewählt worden, so war auch Hutten sogleich bei der Hand, den Kaiser gegen den Papst zu gewinnen. Schon an sich selbst habe er, der Kaiser, erfahren, was er vom Papste für Liebes und Gutes, für Treu und Glauben zu erwarten habe; außerdem lehre die Geschichte, daß bis jetzt noch keinem deutschen Kaiser von Päpsten, es wäre denn zu ihrem eigenen Nutzen geschehen, Billiges widerfahren sei, sondern sie von denselben immer nur betrogen, verrathen, mit Undank belohnt oder sonst mißhandelt worden seien. Interesse an den Pfaffen haben nur die Fürsten. Sie schätzen dieselben, weil sie für ihre nachgeborenen Söhne oder Brüder auf Bischofsstühle Jagd machen, von welchen sie den niedern Adel nächstens ganz verdrängt haben werden. Sie seien es, die lieber ihre Eigenmacht vergrößert, als dem Allgemeinen geholfen wissen wollen. Man sieht, Huttens politische Denkweise macht sich in diesem Urtheil geltend. Er will ein starkes, nach außen mächtiges Deutschland, und darum einen mächtigen Kaiser; dem entgegen trat aber die damals sich entwickelnde Territorial-Hoheit. Einst, heißt es, sei die Kaisermacht ein Hort der Schwachen gegen Gewalt gewesen; durch den schnöden Handel, den die Fürsten bei der Kaiserwahl betrieben, sei sie tief heruntergebracht. Nun können sich die Fürsten Alles erlauben. Einen Führer, heißt es, in Bezug auf Maximilian, hat Deutschland, es fehle aber an Fürsten, die seinem Aufrufe entsprächen und ihre Schuldigkeit thäten. „Schon mehr als 30 Jahre bestreitet er von dem Ertrage seiner Erbländer die Kosten des Reichs, hatte keine Ruhe noch Rast bei Tag und bei Nacht; und wir, wenn er einmal seiner Pflicht gemäß Einen straft, schreien über

Druck und klagen über Dienstbarkeit; Freiheit aber kennen wir es, um das Reich uns Nichts zu kümmern, dem Kaiser keine Folge zu leisten und ungestraft Alles uns zu erlauben. Einige, zwar nicht Fürsten, aber fürstliche Räthe, gehen mit dem Plane um, auf den Fall von des jetzigen Kaisers Ableben die Krone einem Fremden zu übertragen. Ein schmählicher, undeutscher und hochverrätherischer Plan: als ob in Deutschland das fürstliche Blut ausgestorben wäre. Aber man meint, unter einem entfernten Herrscher desto freier zu sein, und bedenkt nicht, daß derjenige, in welchem man nur den lästigen Herrn sieht, vielmehr der Erhalter der Freiheit ist."

Ein minder scharfes Auge wie für die Gebrechen des geistlichen und des fürstlichen Standes hat Hutten für seinen eigenen Stand, für den Adel. Hier ist er durch und durch Ritter. Wir müssen indeß zwei Perioden unterscheiden, die Zeit vor und die Zeit nach dem Beginn der Reformation: in jener ist er nur Ritter, schroff und einseitig gestimmt gegen die Städte; in dieser schon milder und nachgiebiger gegen den Bürger, um Ritterschaft und Städte gegen den gemeinsamen Feind des Vaterlandes zu vereinigen. Aus der ersten Periode ist der Dialog „die Anschauenden." Sol rühmt in demselben gegen seinen Sohn Phaethon an dem Ritterstande die kriegerische Tüchtigkeit. Nur er habe noch einen Rest von urväterlicher Sitte, von altdeutscher Biederkeit bewahrt. Zwar sei nicht zu leugnen, daß die Ritter durch ihre Fehden und Räubereien vielen beschwerlich fielen, aber das sei erklärlich. Zum Theil thun sie es, sagt er, im Dienste der Fürsten, die sich der Ritter als Stützen ihrer Gewalt bedienen. Zum Theil geschieht es aber auch aus Haß gegen die Kaufleute und die freien Städte. Der Widerwille der Ritter gegen die Kaufleute rührt aber aus ihrer Anhänglichkeit an die vaterländische Sitte, ihrer Abneigung gegen das Fremde. Sie hassen in den Kaufleuten diejenigen, welche mit ausländischen Stoffen und Gewürzen Luxus und Weichlichkeit in Deutschland einführen. Der junge Hitzkopf Phaethon meint hierauf, es wäre kein Schaden, wenn es den Rittern eines Tages gelänge, alle diese fremden Waaren sammt den Kaufleuten zu vertilgen. Sol giebt dann eine höchst spaßhafte Geschichte von der Entstehung der Städte, in der sie lediglich als Erzeugnisse der Verweichlichung und als Schutzwehren für die Feigen und Trägen erscheinen. Solche Verderbniß zu bekämpfen, sei Pflicht der Ritter. Da sie aber den Entarteten hinter den Wällen und Mauern ihrer Städte nicht beikommen können, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als, wenn Einer ausreist, ihn unterweges niederzuwerfen und auszuplündern. So kommt denn schließlich heraus, daß die Städte für solche Befehdung den Rittern noch danken müssen, welche allein ihr völliges Versinken in träger Ueppigkeit verhindern.

Modificirt wird diese Ansicht, wie gesagt, nach dem Beginn der Reformation. Es galt nun, abzulassen von allen inneren Fehden;

außerdem zeigte sich nächst der Ritterschaft nirgends mehr Empfänglichkeit für die Ideen der Reformation, als in den freien Städten. Hutten suchte deshalb auf eine Verbindung der Ritterschaft mit den Städten hinzuarbeiten und schrieb zu diesem Zweck im Anfange des Jahres 1521 den Dialog „die Räuber". Der Kaiser — dies ist die Fabel, die der Dialog voraussetzt — hatte auf dem Reichstage zu Worms geäußert, daß er dem Raubwesen ein Ende machen, den Landfrieden herstellen und mit einem Schlage alle Freibeuter vernichten wolle. Davon hatte ein Kaufmann, ein Commis der Fugger, der Rothschilde im Zeitalter der Reformation, ebenfalls Conservative im Sinne der Rothschilde, sich höchlich erbaut gezeigt, dabei Ausfälle auf die Ritter als die Räuber Deutschlands sich erlaubt, und geäußert, er hoffe es noch zu erleben, daß der ganze Ritterstand vertilgt sei. Unglücklicher Weise war Hutten zugegen, der alsbald Feuer fing; wie er aber gerade im Begriffe ist, die Meinung des Fuggerschen Commis handgreiflich zu widerlegen, kommt Sickingen hinzu, dem nun Hutten die Veranlassung des Streites mittheilt. Sickingen zeigt nun, daß nicht alle Ritter Räuber, noch alle Räuber Ritter seien, daß vielmehr — und das ist das eigentliche Thema des Gesprächs — in gewissen anderen Ständen weit zahlreichere und verderblichere Räuber sich fänden, als in dem Ritterstande. Er unterscheidet zu diesem Zwecke sofort vier Arten von Räubern, mit den minder schädlichen anhebend und mit den verderblichsten schließend. Als die unbedeutendsten und erträglichsten Räuber stellt Sickingen zu nicht geringem Erstaunen des Kaufmanns die eigentlichen Wegelagerer dar. Es seien arme Teufel, die meistens die Noth treibe, und vor denen man sich leicht hüten könne. Das Schlimmste sei, daß nur auf diese geringste und harmloseste Art der Räuberei in Deutschland Strafe gesetzt sei, während die drei höheren Klassen ganz offen raubten, und dabei unangefochten, ja, in Ehren blieben. Als die erste dieser höheren Räuberklassen, mithin als die zweite von unten hinauf, nennt Sickingen zu noch größerer Ueberraschung des guten Commis die Kaufleute, die alljährlich eine Unmasse Geldes für Luxuswaaren aus Deutschland führten. Am schädlichsten seien die reichsten, die, in Handelsgesellschaften vereinigt, Monopole ausüben, „worunter", sagt er dem Commis in's Gesicht, „deine Herren, die Fugger, die nichtswürdigsten sind." „Wenn," bemerkt Strauß hierzu, „Hutten seinen Franz sich auf das Urtheil aller rechtschaffenen Männer in Deutschland berufen läßt, ob man nicht die Fugger vor Allen aus dem Lande jagen sollte, so ist dies kaum eine Uebertreibung. Luther spricht von denselben nicht anders, als Hutten, und in den Beschwerden auf den Reichstagen jener Jahre kehren die Klagen über ihr Treiben öfters wieder. Hatten die Fugger die Ungunst der Reformfreunde insbesondere auch durch ihre Anschließung an den römischen Hof, bei dessen geistlicher Krämerei sie als Zwischenhändler betheiligt waren, sich zugezogen, so benutzt Hutten diese Gelegenheit zu-

gleich, um auf die Vorfahren Leo's X., als die italienischen Fugger, einen Streich zu führen. Und so sehr anfangs versichert war, daß nur von einem Theile der Kaufleute die Rede sein solle, so zeigt sich doch bald, daß das ganze Princip des Handelsstandes, — das Trachten nach Geldgewinn als Zweck, Klugheit und List als Mittel, verfeinerter Lebensgenuß als Preis — der ritterlich-antiken Denkart Huttens als etwas Unedles und Unsittliches erschien."

Die gefährlichste Klasse der Räuber sind nach Sickingen die Geistlichen; zwischen ihnen und den Kaufleuten, also die dritte Klasse von unten bildend, stehen die Schreiber und Juristen. Daß die Juristen in Fürstenräthen und an Fürstenhöfen mehr und mehr den Adel zurückdrängten; daß sie manches Gut, das der Ritter als eigen zu besitzen glaubte, als fürstliches Lehen in Anspruch nahmen; daß Kaiser Maximilian's bestechliche Schreiber reich geworden waren, während es seinen Heeren regelmäßig an Sold gefehlt hatte, wird unverzeihlich gefunden. Die gute Zeit der Großväter wird zurückgewünscht, als man bei uns von diesen Doctorlein noch nichts gewußt habe, und unverhohlen wird ausgesprochen, Deutschland sei besser daran gewesen, wie noch das Recht in den Waffen lag, als jetzt, da man es in den Büchern suche. Franz hätte nichts dagegen, wenn an einem Tage alle Rechtsbücher verbrannt (natürlich die des römischen Rechts) würden, und Ulrich möchte deren Ausleger in die platonische Republik oder in des Thomas Morus Utopia schicken können. Daran schließt sich das Lob der Niedersachsen, „die," wie es an einer anderen Stelle heißt, „zwar nicht die genannten Gesetzkrämer, aber die althergebrachten heimischen Bräuche befragen, während hier (Süddeutschland) eine Sache 20 Jahre zwischen 36 Doctoren hängen kann." In dem Rundgemälde, das die „Anschauenden" von den Sitten und der Staatsverfassung der Deutschen geben, werden als die hartnäckigsten Trinker die Niedersachsen dargestellt. „Sie sitzen beständig hinter den Bechern und vertilgen unbillige Massen Bier; denn tränken sie Wein, so würde der Ertrag des ganzen Deutschlands für ihr Bedürfniß nicht ausreichen. Ihr Appetit bleibt hinter dem Durste nicht zurück, und dem Ueberflusse machen sie ungescheut auf die unfläthigste Weise Luft." Phaethon, wie er sie schmausen sieht, glaubt einem Gastmahle der Centauren und Lapithen zuzusehen. Er meint, die Leute müssen gar keine Vernunft haben. Aber weit gefehlt: der Vater belehrt ihn, daß diese tollen und vollen Niedersachsen so klug seien wie Andere, ja klüger; denn nirgends sei das Gemeinwesen so gut regiert, nirgends mehr Sicherheit; von Körper seien sie gesünder und stärker, als alle andern Deutschen, und im Kriege tapfer ohne Gleichen. Sie wissen nichts von Aerzten und wollen nichts von den Rechtsgelehrten. Sie sprechen nach dem Herkommen Recht und befinden sich dabei besser als Andere bei geschriebenen Gesetzen. „Mich wundert," scherzt hier Phaethon, „daß Du nicht sagst, sie werden durch ihr

Trinken besser. Das sage ich nicht, entgegnet Sol; das aber zeigt der Thatbestand, daß sie Vieles besser ausrichten und klüger einrichten, als irgend welche Nüchterne. Vielleicht, meint der Sohn, ist ihnen das Trinken schon zur andern Natur geworden, daß man fürchten muß, wenn sie davon ließen, möchten sie auch von ihrer Biederkeit lassen. Wohl möglich, versetzt der Andere.

Kehren wir nach diesem Excurs zu „den Räubern" zurück, so weissagt schließlich Sickingen den Sturz der römischen Fremdherrschaft über Deutschland. „Wann aber diese Zeit kommen wird", beschließt Hutten, „dann, glaube ich, müssen wir uns bemühen, die besten Städte Deutschlands, mit Beiseitesetzung früherer Zerwürfnisse und Feindseligkeiten, in unsern Bund aufzunehmen. Denn gewaltig sehe ich sie zur Freiheit sich aufrichten und der schmählichen Knechtschaft sich schämen, wie kein anderer Stand. Sie haben aber Kräfte und Geld im Ueberfluß, so daß, wenn es zum Kriege kommt, wozu es meines Erachtens kommen muß, sie den Nerv dazu liefern können." Damit erklärt sich Franz einverstanden und versichert, er habe sich längst vorgenommen, mit den Städten sich auszusöhnen; der Kaufmann aber glaubt zu wissen, daß die Städte nichts eifriger wünschen, als eine solche Vereinigung. Gegen einen Pfaffenkrieg, auf den die Sache hinauslaufen werde, hat er nichts einzuwenden, vielmehr bittet er Hutten, im Mahnen nicht müde zu werden. Zum Schlusse reicht Hutten sowohl als Sickingen dem Kaufmann die Hand mit dem Wunsche, daß dieses Beispiel unter den beiden Ständen in den weitesten Kreisen Nachahmung finden möge.

Wenn es gewiß ist, was Strauß für wahrscheinlich zu halten scheint, daß der Dialog „Neu-Karsthans" Hutten zum Verfasser hat, dann ist dieser noch weiter gegangen und hat darauf gedacht, auch die Bauerschaft zur Verbesserung der öffentlichen Zustände aufzubieten. Die Zeit jenes Gesprächs ist der Sommer 1521; geführt wird dasselbe von Franz von Sickingen und einem Bauer, Namens Karsthans. Der Bauer wünscht Sickingen Glück zu dem Befehle und Kriegszuge gegen Frankreich, wogegen Sickingen den Bauern nach der Ursache seines „ernstischen" Aussehens fragt. Als solche giebt dieser die Plackereien von Seiten der Geistlichkeit an und hofft, es werde einmal zur Abrechnung mit den Pfaffen kommen. „Fürwahr fehlet es allein daran," setzt er hinzu, „daß wir der Sachen einen Hauptmann hätten, so würd' es gehen." Wie also in den „Räubern" die Ritter den Städtern die Hand bieten, so wird hier von Seiten der Bauerschaft ein ritterlicher Anführer zum Kampf gegen die Pfaffen gefordert, und zwar ist es, wie sich im Laufe des Gesprächs ergiebt, auf Sickingen selbst abgesehen, von welchem, sagt Karsthans, sein und seines Gleichen feste Zuversicht ist, er werde noch ein Mal „als ein Hauptmann ihre (der Pfaffen) Tück helfen strafen." Beinahe wie es vier Jahre später kam, wo,

nachdem Sickingen dahin war, die empörten Bauern sein Nachbild im Groben, Götz von Berlichingen, zur Hauptmannschaft preßten. — Sickingen verhält sich indeß zu solchem Ansinnen noch ausweichend. Daß es zu einem solchen Aufruhr einst kommen werde, glaubt auch er, aber er fürchtet den Erfolg und sucht ihn abzuwenden, weil der große Haufe mit Unvernunft dreinzuschlagen und gegen den Unschuldigen wie gegen den Schuldigen zu wüthen pflege. Deshalb ermahnt er zum geduldigen Abwarten; ob er, falls der Aufruhr ausbräche, sich an die Spitze stellen werde, wisse er nicht, und habe es bis dahin unserm Herrn Gott befohlen. Eine ausdrückliche Zusage des Ritters an den Bauersmann in Betreff der Hauptmannschaft findet sich also in dem Gespräche nicht — vielleicht, um Gegnern keine Ursachen zu Klagen gegen den Ritter zu geben, — aber in den Reimen auf dem Titelblatt sagt doch Karsthans, er sei mit Edeln Eins geworden, und werde seinerseits mit Händen zugreifen, ein Anderer möge auch sein Bestes thun.

Unwillkürlich werden wir, wenn wir die Hutten'sche Auffassung der Stände näher ansehen, zu Betrachtungen über die ständischen Verhältnisse unserer Zeit veranlaßt: wir denken an das Verhältniß der Grundbesitzer zu den Industriellen, an das Verhältniß der Bauern zum Gutsherrn u. dgl. m., und wir wundern uns schließlich darüber, wie im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein fahrender Ritter und Gelehrter dazu kommen konnte, ein neu Regiment in Staat und Kirche errichten zu wollen. Was, fragen wir, kümmerten damals den Laien die Einrichtungen und die Lehren der Kirche? In unserer Zeit wäre das etwas anders, da herrscht seit länger als einem halben Jahrhundert die „öffentliche Meinung", und diese gestattet es dem Einzelnen, berufen oder unberufen mit drein zu reden bei der Gestaltung öffentlicher Verhältnisse; aber im sechszehnten Jahrhundert, wie war es da schon möglich? Hutten selbst fühlt den Widerspruch heraus, oder vielmehr er fühlt, daß die Zeiten anders geworden sind, und darum wirft er sich mehr als einmal die Frage auf, warum denn gerade er, Hutten, sich dieser Dinge mehr denn andere Leute unterwinde? „Wahr ist," sagt er darauf, „daß ich hierin nicht mehr denn andere, ja auch weniger denn Mancher, zu sorgen hab: allein, daß mich Gott mit dem Gemüth (ich förcht) beschwert hat, daß mir gemeiner Schmerz weher thut und tiefer, denn vielleicht andern zu Herzen geht." Er habe lange Zeit gewartet, ob nicht ein geschickterer sich der Sache annehmen wolle. Weil er aber gesehen, daß Niemand herfür gewollt, dabei der Curtisaner Regiment sich immer mehr ausbreite, Wahrheit aber und Freiheit immer mehr unterdrückt werde, wage er es im Namen Gottes, und hoffe, daß fromme Menschen ihm wenigstens Glück und Heil dazu wünschen werden. Leib und Gut wolle er gern darüber verlieren und sich dabei trösten mit der christlichen Absicht, die er gehabt, und mit der

Zuversicht, daß der gute Samen, den er ausgestreuet, niemals werde ganz zertreten oder ausgewurzelt werden können, so daß derselbe nicht dereinst nach seinem Tode wieder aufgehen sollte.

Hutten genügt indeß diese subjective Berechtigung nicht: er geht der Frage noch näher auf den Leib. Hast du dich, mußte er sich fragen, nicht eines Uebergriffes in das geistliche Amt schuldig gemacht? Er verneint die Frage: er habe nicht als Prediger, sondern als Patriot ermahnt. Wo es von Nöthen gewesen, seinem Schreiben einen Grund zu schöpfen, habe er in die heilige Schrift gegriffen; allein das stehe jedem Christen zu, und er hoffe, es „nicht mit ungewaschenen Händen" gethan zu haben; ob er aber dabei das Rechte getroffen oder nicht, das hätte sich im „Verhör" finden müssen, wozu er sich bisher vergeblich erboten habe, auch gebe er es noch den Gelehrten und Unparteiischen zu beurtheilen anheim. Hutten will also als Patriot gehandelt haben: aber hat er sich da nicht eines Vergehens gegen die Obrigkeit schuldig gemacht? Zu dem, antwortet er, was Jedem befohlen ist, bedarf es keiner besonderen Erlaubniß. Jeder aber ist schuldig, über den christlichen Glauben zu wachen, seinem Nächsten das Beste zu rathen und um seines Vaterlandes willen sich zu bemühen. „Einen getreuen, wackern Hund heißt sein Herr nimmer bellen; sobald er aber einen Dieb ersieht, bewegt ihn natürliche Treue und Wohlmeinung gegen seinen Herrn, ihm zur Warnung denselben anzuzeigen." Uebrigens habe er vor allen den Kaiser angerufen, sich der Sache anzunehmen. Auch die Fürsten habe er ermahnt, ein Einsehen zu haben, und ihnen vorgestellt, „daß zu fürchten sei, wo die Oberkeiten nicht selbst diesen Dingen rathen, daß etwa ein gemeiner Hauf und das unsinnige Volk, nachdem der Courtisanen und der ungeistlichen Geistlichen Ungebühr aufs Höchste gestiegen, sich erhebe und alsdann mit Unvernunft in Haufen schlage." Wer so vor Aufruhr warne, ob der ein Aufruhrstifter sei? Ja, er nimmt sich noch ein Stück Recht mehr. Wenn er oder sonst Jemand, votirt er, bei längerem Zögern des Kaisers und der Fürsten etwas Gewaltsames gegen die Courtisanen und ihren Anhang vornähme, so könnte dies kein Landfriedensbruch heißen, da es nur Nothwehr gegen unleidliche Gewalt, gegen Leute wäre, die selbst als gemeine Friedbrecher und Feinde des Vaterlandes zu betrachten seien. Aehnlich redet Sickingen, der da meint, daß Gott zur Verbesserung der Welt sich der Menschen als Werkzeuge bediene, der Priester aber — abgesehen davon, daß die Theilung in Geistliche und Laien unberechtigt sei — sich nicht bedienen könne, da sie nicht geneigt sein würden, ihre eigenen Fehler zu verbessern. Daher berufe Gott Laien zur Abhilfe, und er insbesondere finde sich vom Geiste getrieben, die Beschirmung Luther's und der christlichen Freiheit auf sich zu nehmen.

Schon anderwärts haben wir gesehen, wie viele Ideen im sechszehnten Jahrhundert auftauchten, dann unbeachtet blieben, bis sie end-

lich in der neueren Zeit allgemeinen Eingang fanden. Das gilt auch von der Idee, daß der Staat in der That eine res publica sei; so unbeholfen auch noch die Form ist, in der sich dieser Gedanke bei Hutten und Sickingen ausdrückt. Deutschland hat den Gedanken gezeugt, nicht erst die französische Revolution.

Brief aus Wien.

Der „Neubau der Monarchie" — das ist die Phrase, welche seit sieben Jahren von den Lobrednern der Minister unaufhörlich gebraucht wird, um damit jede Einrede, auch die loyalste, und jede Erinnerung an bestimmte Rechte, und seien sie die begründetsten, bei Seite zu werfen. Aber worin besteht dieser Neubau der Monarchie? Wir erwarten vergeblich von ihnen eine Antwort auf solche Frage, wie denn eben so wenig die Discussion, zu welcher sich die Presse beider Seiten wohl anderswo versteht, als selbst die leichteste Höflichkeit in Anhörung und Beantwortung von Klagen im geselligen Kreise ihre Sache ist. Im Salon wie in den Zeitungen haben sie stets nur ein Wort der Erwiederung, ein Wort, das berechnet ist, uns stumm zu machen; und dieser Allerhöchste Befehl, der zum Quos Ego! so regelmäßig benutzt wird, ist den Conservativen, den Männern der alten Monarchie, ja allerdings mindestens eben so heilig, als den Herren der Bureaux, welche mit ihren „besten Regierungssystemen" wie mit Handschuhen zu wechseln im Stande sind. Und wie die Dinge hier einmal liegen, ist Schweigen von der Seite der alten Conservativen in den meisten Fällen immer wieder der Rest.

Nur in **Ungarn** zeigt sich noch mehr Beständigkeit im Unglück, mehr gutes Bewußtsein alter ständischer Pflicht gegen den Fürsten und die Grundlage wirklich monarchischer Verfassung, und immer wieder sehen wir die edlen Herren dem Throne mit ihren Bitten und Vorstellungen nahen, und glauben zugleich versichert zu sein, daß sie an höchster Stelle mehr Rücksichten finden, als in den obersten Aemtern der Verwaltung, die ihnen allerdings Sorge genug macht.

Denn jede Lebensäußerung, welche aus nationalem Boden hervorgeht, ist diesen Herren unbequem und mehr, und noch die jüngste Zeit bietet dazu die auffallendsten Belege. Nachdem längst auf dem politischen Felde jede Möglichkeit einer Mitwirkung der ungarischen Notabeln an ihrem und des Vaterlandes Wohlergehen beseitigt ist, richtet sich der Willen von Männern, die gewohnt und verpflichtet sind, die Angelegenheiten ihrer Nation selbst zu betreiben, auch auf die anderen Gebiete vielfach vergeblich. Man hofft von Monat zu Monat auf die Bestätigung der Statuten einer ungarischen Akademie, die ohne jede Beziehung

zur Politik und selbst zu den **ausgesprochenen** Centralisationsgrundsätzen des Ministeriums sind, aber es verlautet nur — und diese Andeutung soll in Folge einer Vorstellung officiell bestätigt sein —, daß hier eine sorgsamste Prüfung dieser Statuten von Neuem stattfindet und daß das Geschick derselben durchaus nicht als gesichert zu betrachten ist.

Mit demselben Mißtrauen werden die Versuche der Ungarn, auf anderen nicht politischen Gebieten thätig zu sein, betrachtet, und die Polizei der Regierung hat eben vier Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins zu Pesth, die in den Ausschuß dieses segensreich wirkenden und gerade bei den agrarischen Verhältnissen Ungarns so nothwendigen Vereins gewählt waren, die Bestätigung versagt. Der Verein mußte darin ein Mißtrauensvotum sehen, das ihm die Regierung gab, und es entsprach darum der Natur der Sache, daß der Präsident Graf Karolyi seine Entlassung gab. Wären damit unliebsame Dinge dieser Art **abgethan**, so würden wir darüber kein Wort zu verlieren haben; Mißverständnisse und Störungen im Einzelnen können und werden überall vorkommen und vergessen und verschmerzen sich leicht. Anders aber ist es, wenn in solchen kleinen Ereignissen eine Gesammtstimmung sichtbar wird, die es bei bewandten Verhältnissen nicht vermag, sich in größeren Zügen sichtbar zu machen, wenn ferner die Störung nicht aus zufälligen Ursachen hervorging, sondern, indem sie einzelne Personen traf, in ihnen zugleich eine ganze Volksrichtung berührte. Denn die Männer, welche die Regierung refusirte, waren keine besonders charakterisirten Parteiführer, keine ausnahmsweis gefärbten Politiker, sie waren wie alle die Andern, von denen sie gewählt wurden. Die Regierung kann also mit ihrer Zurückweisung keine Correctur des Bestehenden, sondern nur eine Strafe ohne besondere Hoffnung auf Aenderung beabsichtigt haben.

Daß aber diese Art der Behandlung gerade für Ungarn gewählt wird, ist uns und allen wahren Freunden Oesterreichs darum betrübend, weil Ungarn vor allen nicht deutschen Kronländern gerade Vorzüge voraus hat, die es ganz besonders befähigen, in einer wirklichen Neu-Organisation des Staatsganzen als Vorbild und starke Säule zu erglänzen. In der Hofburg ist dies auch nach der unglücklichen Revolution mehrfach anerkannt worden und wird es gewiß immer mehr anerkannt werden, je mehr die Sonne der neuesten Bureaukratenschule erbleicht, und wenn einmal erst wieder das Moriamur pro rege nostro erklingen wird, kann diese Anerkennung und ihr offenster und glücklichster Ausdruck gewiß nicht fehlen.

Eine freie Structur der eigenthümlichen Verfassung Ungarns böte den übrigen Kronländern ein Vorbild, sagten wir; sie würde ähnlichen Bildungen die gehörigen Schranken bemerklich machen, welche ritterliche Loyalität den Ungarn gegen den Kaiser stets zog; eine starke Säule Oesterreichs aber wäre solch eine Verfassung, in der das edle Leben

und die gewaltige Kraft Ungarns sich frei auswirken könnten, ohne allen Zweifel, in Zeiten der Gefahr am meisten.

Wie heut die übrigen nicht deutschen Kronländer vor uns liegen, so fehlt ihnen jene Kraft des Widerstandes gegen die Centralisation, den Ungarn immer noch leistet, aber merkwürdiger Weise kann ihnen darum doch kein größeres Vertrauen geschenkt werden. Schon dieser Umstand und die ihm entsprechende Folge, daß der Regierung die Loyalität der Ungarn über allen Zweifel erhaben ist, was von andern Gebietstheilen in diesem Umfange nicht zu sagen ist, sollte zu einer neuen Erwägung über den Werth der Sonderverfassungen innerhalb der allgemeinen Anlaß geben.

In dem eigentlich slavischen Theile des Kaiserstaates geht Vieles vor sich, was eine ernstere Besorgniß, als die Ungarische Opposition sie anregt, hervorrufen dürfte. Mancherlei sonderbare Anzeichen während des russisch-türkischen Krieges verriethen, daß die Ideen des Panslavismus noch immer ein fruchtbares Feld in einzelnen Gebieten der Monarchie finden, und eine in der Kürze schwer zu charakterisirende, durchaus nicht loyal agirende Literatur hilft diesen Ideen vorwärts. Es scheint uns, als widmete die Regierung diesen geistigen Strömungen, die sich allerdings einer polizeilichen Registrirung gänzlich entziehen und die zu erkennen nur der tiefer und allgemeiner gebildete Staatsmann berufen ist, nicht genug Aufmerksamkeit. Wir verweisen auf Volkslieder, auf gewisse Romane, die auf weiten Umwegen zu uns gelangen und in einer scheinbar ganz abstracten Gestalt Dinge behandeln, die äußerst — concret sind. Die deutsche Sprache selbst, seit Alters zu allen möglichen Diensten gebraucht, muß dieser befremdlichen Agitation herhalten.

Gewissermaßen lassen sich auch die sehr farbigen und anziehenden Schilderungen polnischer Vergangenheit und polnischer Großthaten hier erwähnen, an welchen grade jetzt der Büchermarkt überall (in Paris gleicher Weise wie in Berlin!) sehr reich ist. Zwar haben diese Sittenromane, so weit sie mir bekannt geworden sind, keinen revolutionären Anklang, sondern befleißigen sich vielmehr einer reinen und ruhigen Objectivität; aber auch die unschuldigsten Dinge verwandeln sich in mancher Zeit zu gefährlichen Waffen. Sofern aber diese Schilderungen sich mit neueren und neuesten Zuständen beschäftigen, werden sie, so objectiv, ja so loyal sie gehalten sein mögen, gradezu ein Memento für die k. k. Regierung und für den Staat.

So habe ich mit ganz besonderem Interesse eben ein zu Schaffhausen in der Fr. Hurter'schen Buchhandlung (1858) erschienenes Buch, betitelt: „Eine Galizische Geschichte 1846", gelesen, das ohne Zweifel von einem nicht allein talentvollen, sondern auch der Revolution durchaus abgeneigten Mann geschrieben ist, das sich aber trotz seiner Anerkennung der Treue, welche die polnischen Soldaten des Regimentes Nugent in Lemberg während des galizischen Edelmannsaufstandes dem

Kaiser bewahrten, doch unwillkürlich in eine Illustration des Themas: „Jeszcze Polska nie zginela“ verwandelt. Die Schilderungen der polnischen revolutionären Edelleute sind eben so plastisch und richtig wie die der Bauern, die dem Kaiser treu bleiben und ihre Edelleute todtschlagen, als diese sich gegen das k. k. Militair erheben, aber eben durch ihre Treue in Farbe und Ton wird die Erzählung zu einem sehr bedenklichen Commentar unserer Verhältnisse. Muß sich die Regierung in Galizien wirklich auf die thierisch rohen Bauern und Tagelöhner stützen, um dem stolzen und aller Volksentwickelung eben so wie der Oesterreichischen Centralisation abgeneigten Adel die Wagschaale halten zu können, so ist das ein Zustand, der nicht mehr europäischen Charakter trägt. Und doch ist dem so. Eine Regierung, welche Ideen hat, würde es in solchem Falle als ihre heiligste Aufgabe erkennen, die einander entfremdeten Volkstheile neu zusammenzufügen und den Adel menschlich milder und anerkennender und die Bauern gesittigter zu machen. Aber dazu würde ebenfalls ein wenn auch kleines Maß von nationaler Selbstständigkeit innerhalb Galiziens gehören, und nichts fürchten die Kurzsichtigen mehr als dies. Wie nun aber, wenn der Adel in Galizien von dem Vorgange seiner Brüder im preußischen Großherzogthum Posen profitirt und auf eigne Hand eine Annäherung zwischen Bauern und Edelmann bewirkt? Hat dann nicht die Regierung einen wichtigen Vorsprung, den sie hatte, ohne Weiteres aufgegeben?

Ich werde im Verlauf meiner Mittheilungen an Sie ähnliche Bemerkungen in Betreff Böhmens machen müssen; ich beschränke mich heut darauf, Ihnen noch eine Stelle aus dem eben genannten Buche auszusuchen und die betreffenden Buchblätter meinem Briefe beizulegen. —

Die Stelle (der Mitte des merkwürdigen Buches entnommen), schildert den Aufstand und sein jähes Ende so mächtig und anschaulich, daß wir sie schon darum unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen meinen; sie giebt außerdem aber auch ein treues Bild der Volksart, mit der in Galizien die Oesterreichische Regierung zu rechnen hat.

Eine Menge galizischer Edelleute haben sich unter dem Vorgeben, eine Jagd veranstalten zu wollen, in dem Schlosse eines ihrer Standesgenossen vereinigt. Die Bauern sind draußen vor dem Schlosse aufgestellt, scheinbar, um die Jagd zu geleiten und bei ihr zu helfen. Sie tragen ebenfalls Waffen. Die Edelleute ziehen jetzt, eine rothweiße seidene Fahne an ihrer Spitze, heraus, hinter ihnen ihre Förster, Bedienten und übrigen Clienten. (Aus dem Zuge der Edelleute ragt besonders ein schönes fürstliches Weib hervor, deren Gemahl fern ist, der aber ein Graf Donski als Liebhaber in bedenklicher Weise nahetritt.) Die Edelleute sind jetzt bei den Bauern angelangt:

„Auf einmal ward es stille, als der Heiduck mit seinem Stocke vor den Reihen der Bauern erschien, und die Gemeinde mit einem strengen Blick musternd Schritt für Schritt, wie ein besichtigender General

vor ihrer Front vorüberging. Wo er vorbeikam, war es mäuschenstille. Aber wo er den Rücken gekehrt hatte und hinten drückten sich die Nachbarn aneinander, einer stieß den andern mit dem Ellenbogen, und ein leises Flüstern ging von Mund zu Mund, das von den hundert und hundert Lippen wie das Blätterrauschen eines galizischen Urwaldes klang.

Langsam schritt der Franziskaner den Edelleuten voran mit hoch erhobenem Crucifix, den Rosenkranz und ein kleines Brevier im Gürtel.

Ihm folgte Korski. Er hielt mit beiden Händen die polnische Fahne prahlerisch empor, und bei jedem Schritte schlug ihm sein Pallasch klirrend an die Beine.

Einige Schritte hinter ihnen kamen die Reiter. Fürstin Wanda in der Mitte, an ihrer Linken der munter schwatzende Donski, rechts ihr Vater, den finsteren Blick immerfort auf das Crucifix vor sich gerichtet.

Die Fürstin warf ihr stolzes Haupt lustig hin und her, und ließ ihre Blicke munter nach allen Seiten schweifen. Sie schien kaum auf das zu hören, was ihr Cavalier sprach; einmal stützte sie sogar die Hand auf den Knopf zurück und drehte sich schnell im Sattel um, die Nachfolgenden flüchtig zu mustern.

Neben Donski ritt Wyszinski eines der Pferde des Grafen; einen Schritt hinten der Reitknecht.

Jetzt folgten in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von den Hufen der feurigen Pferde: der Mandatar Kaczorowski, mit Säbel und Pistolen und Doppelgewehr bewaffnet, von dem bunten Haufen der Edelleute umringt, welche nur ihre Jagdflinten nachlässig über die Schultern geworfen hatten.

„Für die patriotische Komödie heute," meinte der Brauskopf Szumlecki, „ist das lange genug; wenn es einmal übermorgen oder überübermorgen ernstlich zum Angriff und zum Kampfe kommt, wollen wir uns schon besser vorsehen."

Der kleine Schreiber Adam kam hinterdrein, aus Spaß eine massive Sattelpistole mit Radschloß in der Hand schlendernd. Die Forstleute und die Dienerschaft der Edelleute und des Mandatars, an achtzig Leute mit guten scharfgeladenen Schießgewehren, Pistolen und alten Säbeln bewaffnet, wälzten sich ohne Ordnung in einem wirren Knäuel nach.

Weit hinten kam der einäugige Förster Golomb nach, die sichere alte Entenflinte mit gespannten Hähnen mißtrauisch im Arm, das schwarze Raubvogelauge auf die ansehnliche, Kopf an Kopf gedrängte Schaar der Bauern geheftet. Sein Bube ging, unausgesetzt auf den Vater achtend, an seiner Seite.

Gegenüber dem Kreis der Bauern bildeten jetzt die Forstleute und Diener einen Halbkreis, dessen Ring aber bei weitem dünner war.

Fast in der Mitte blieben die Reiter stehen, die anderen Edelleute traten seitwärts in einen Haufen zusammen, der Mandatar

mit seinem Schreiber ganz vorne hin zu dem Juristen und Franziskaner, wo die Bauern sich vorwärts drängten und die polnische Fahne angafften, nachdem sie alle vor dem Crucifix das Zeichen des Kreuzes auf Stirne und Brust gemacht.

Der Heiduck intervenirte mit seinem Prügel, scheu wichen die Bauern zurück.

Demüthig standen sie, die Mützen in der Hand, die Knie eingebogen, als wollten sie jeden Augenblick den stolzen Herren zu Füßen fallen.

„Was denkt ihr," begann der Mandatar mit lauter vernehmlicher Stimme, „was denkt ihr, warum ich euch versammelt habe?"

Die Bauern sahen ihn verwundert an. Hawrylko nies'te über die Zumuthung des Denkens. Hinten wurde gelacht. Sogleich lief der Heiduck hin und theilte rechts und links Hiebe mit seinem Stocke aus. Dann pflanzte er sich drohend im Rücken der Bauernschaar auf.

„Ihr glaubt gewiß, ich brauche euch zu einer Jagd, meine Kinder! Wenn es eine Jagd sein soll, so gilt sie diesen deutschen Bären und Wölfen, diesen Hundsfotten von Schwaben, welche unser Land verderben!"

Der Urlauber Cyrill Kostka stieß den Invaliden Grzegorz heftig mit dem Ellenbogen. Der Invalide lauschte aber unbeweglich auf die Rede des Mandatars.

„Der Kaiser von Oesterreich ist ein guter Mensch, aber seine Beamten, diese Schwaben und Böhmen, sind wie Blutegel, das wißt ihr, das ist aber Nebensache. Wir sind keine Oesterreicher, wir sind Polen! Ihr seid auch Polen!"

Hinten murrten einige verstockte Ruthenen. Der Heiduck machte wieder von seinem Stocke Gebrauch.

„Wir sind alle Polen, wir wollen ein polnisches Königreich, da wird Alles wieder gut sein, ihr seid hier bewaffnet beisammen, kommt mit uns, zeigt, daß der Bauer kein Vieh ist, das nicht weiß, was das ist: Freiheit. Zieht mit uns, wir retten das Vaterland, und das Vaterland wird uns danken. Glaubt mir, ihr habt keine besseren Freunde, als euere Herren, die Edelleute; die Kaiserlichen sind es, die euch plagen. Auf dem Landtag haben die hohen polnischen Herren und Edelleute beschlossen, die Robot ganz aufzuheben."

Ein lautes Freudengemurmel ging durch die Reihen der Bauern. Hie und da klangen die Sensen muthig zusammen.

Der Mandatar hielt etwas inne, dann fuhr er fort: „Ja, die Robot ganz aufzuheben."

„Ja, ja!" schrie ungestüm Korski drein, und setzte die Fahne zu Boden, „ich weiß es am besten, ich komme eben von Lemberg."

„Ja, die Robot wollen sie aufheben," rief der Mandatar, „aber die Beamten, diese Kaiserlichen, der Kaiser selbst in Wien wollen es

nicht. Wir aber wollen es! Ihr könnt da sehen, wie es uns Ernst ist um euer Wohl, wir fragen gar Niemand, wir schenken sie euch, ich fange hier öffentlich damit an. Meine Herren, Sie sind Zeugen: Im Namen des Grafen Lanski, meines Herrn, schenke ich allen Bauern auf unseren Herrschaften die Robot, befreie sie von allen Steuern, verspreche ihnen freies Salz und Taback. Vorerst euch! meine Kinder! Bringen wir jetzt dem Grafen ein Vivat, nehmt euere Sensen und Dreschflegel auf die Schultern, und zieht mit uns dieser Fahne nach, für das Vaterland gegen die Schwaben, gegen den Kaiser, dann sollt ihr von nun an frei sein, wie wir, freie Grundbesitzer. Vivat dem Grafen Lanski! Vivat das Vaterland!"

Ein donnerndes Vivat schrieen die Edelleute und die Dienerschaft mit — die Bauern standen lautlos.

„Seht, das ist der Dank; nicht einmal das Maul können sie zur rechten Zeit aufmachen!" schrie der Mandatar, daß ihm alle Adern am Halse anschwollen; „so schreit doch, ihr Esel!"

Ein lautes Gemurmel ging durch die Reihen der Bauern. Die Sensen klangen, und unheimlich, wie Charfreitags-Ratschen, klappten die Dreschflegel an einander.

„Ihr undankbaren Hunde!" rief Graf Donski wild und stolz den Bauern zu; „nicht Güte, nicht Nachsicht, den Stock wollt ihr haben! Genug der Worte, peitschen wird man diese Canaillen, wenn sie nicht gutwillig gehen."

„Psia krew!" *) brüllte Korski, „jetzt schrei gleich Vivat, oder —" er schloß seine Anrede damit, daß er dem (Dorf-) Richter eine Ohrfeige gab.

Der alte Ruthene wich gar nicht aus; er duckte sich nur ganz wenig und sprach darauf, indem er sein Ohr rieb: „Der Kaiser ist ein guter Herr, was hat er euch gethan? Wir haben den Kaiser gern!"

„Psia krew!" schrie Korski und gab ihm eine zweite Ohrfeige. Die umstehenden Bauern wichen erschrocken zurück.

Der Mandatar sprach schnell darauf: „Alle Bauern sind mit uns, ihr allein seid hartköpfige Bestien, aber ich werde euch noch mürbe machen!"

„Schlagt ihnen lieber die Köpfe mit den Säbeln weich!" rief, lachend Donski.

„Kommt her!" rief Kaczorowski in den Kreis der Diener zurück „ihr aus dem Sanoker Kreise!"

Fünf von den Hausleuten des Mandatars traten in ruthenischer Bauerntracht, Ton und Haltung der Bauern nachahmend, vor.

„Die Geschichte wird verflucht langweilig", bemerkte gähnend der alte Tobischinski.

*) Hundeblut.

„Eine so gemüthliche, gesellige Conversation mit Bauern", lachte der dicke Wolinski, „ist mir noch gar nicht vorgekommen."

„Zu was die Komödie?" sprach Donski, und schlug ärgerlich mit dem Säbel an den bespornten Stiefel.

Die verkleideten Bauern begannen: „Wir sind Abgesandte von den Bauern des Sanoker Kreises, wir sind Alle mit unsren Herren gegen die Kaiserlichen aufgestanden —"

„So wahr ich Gott liebe!" betheuerte der dumme Hawrylko, „das sind Bauern; wenn die mit ihnen sind, können wir ja auch —"

Ehe er noch aussprechen konnte, schlug ihn der riesige Bauer Onufry hinter das Ohr, daß er sich heulend verbarg.

Der Riese drängte, nach beiden Seiten um sich hauend, nach vorwärts. Bevor er sich noch durch die letzte Reihe durchgearbeitet hatte, rief er schon: „Herr, hören Sie, Herr!" ich bin ein Bauer, aber ich hab' ein Gedächtniß," fuhr er fort, als er vor dem Mandatar stand, „und mein Vater war auch ein Bauer und hatte auch ein Gedächtniß. Ich weiß, wie der gnädige Herr Graf, unser Herr, vor vielen Jahren hier war bei uns. Hier hat uns der Herr Graf zusammenrufen lassen, gerade hier auf dieser Wiese, hat alle Weiber in die Mitte gehen lassen; dann hat er ihnen befohlen — (folgen unabdruckbare Dinge).

„Schweig, Psia krew," brüllte der Mandatar.

Wanda beugte sich verlegen auf den Sattelknopf herab.

„Und mein Vater hat mir erzählt, wie der alte Herr, der Vater von unserem Grafen, die Bauern hat auf die Bäume steigen und Kukuk rufen lassen und dann auf sie geschossen hat, wie auf Waldvögel."

„Hört mich!" rief jetzt eine zitternde Stimme, ein Greis aus der ersten Reihe der Gemeinde, und wandte sich zu dieser: „Geht nicht mit ihnen, sie wollen das alte Polen herstellen, wo der Herr für fünfzehn polnische Gulden jeden, der nicht vom Adel ist, todtschlagen kann. Mein Vater hat mir das oft erzählt und hat mir gesagt, das ist Alles aus, seitdem wir kaiserlich sind."

„Thut, was ihr wollt, Herr!" sprach Onufry, „wir sind keine Lechi, wir sind Kaiserliche!"

„Wahrheit, volle Wahrheit," rief der brave Urlauber Kostka, und trat weit aus den Reihen der Bauern heraus. „Ich bin —"

„Eine Bestie, ein Galgenschwengel!" schrie Korski.

„Nein, Herr, ich bin ein kaiserlicher Soldat vom Regimente Graf Nugent Nr. 30, und hab' dem Kaiser geschworen," sprach er und legte die Hand treuherzig an die Brust. „Da sind noch viele, die auch den weißen Rock getragen haben, die haben auch dem Kaiser geschworen, wir sind Kaiserliche, das Land hier ist kaiserlich, was ist das für eine Fahne, die unsere ist schwarz und gelb, hier hat Niemand Waffen zu tragen als der Kaiser; weg mit der Fahne!"

Der Mandatar stampfte und schimpfte wie rasend. „Schweig,

Bestie!" schrie er jetzt dem Urlauber zu. „Der Heiduck, wo ist der Heiduck! Hundert Stockprügel! Psia krew!"

„Die Fahne weg!" schrie der Urlauber und sprang auf Korski los.

„Schießt ihn zusammen!" brüllte der Jurist und zog seinen Pallasch.

„Vivat Ferdinand! Vivat der Kaiser!" rief der Urlauber; die Bauern fielen lärmend ein.

Der Urlauber warf sich auf die weißrothe Fahne.

Schäumend riß der Mandatar seine Doppelflinte von der Schulter und schoß sie auf ihn ab.

Mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" stürzte der Urlauber tödtlich getroffen zusammen. Einen Augenblick standen die Bauern fast lautlos da.

Auf einmal drängte sich der Riese nach vorne; wie ein braver Schwimmer arbeitete er mit den Händen in den Reihen der Bauern, bis er sich durchgewunden hatte. Er schrie: „Schlagt sie todt, schlagt sie todt!" und schwang seine Sense. Sie sauste nieder; der Mandatar sank, ohne einen Laut von sich zu geben, mit gespaltenem Kopf zu Boden.

Jetzt stürzte mit einem Wuthgeheul die ganze Schaar der Bauern vorwärts, die Sensen und Dreschflegel hoch über den Köpfen gehoben.

Donski riß seinen Säbel heraus und spornte sein Roß mitten unter sie hinein.

„Schießt, schießt!" rief Korski; ehe es ihm aber gelang, seine schwerfälligen Pistolen herauszuziehen, war er von mehreren Sensen und Dreschflegeln niedergeschlagen. Die polnische Fahne sank zu Boden." —

Und jetzt beginnt das furchtbare Gemetzel, dessen blutiger Strom sich 1846 über ganz Galizien ausbreitete und die Aufständischen endlich nöthigte, sich vor ihren Bauern zu ihrem Feinde, in die Städte und unter den Schutz der Regierung, zu flüchten.

Aus der Hauptstadt.

Der Einzug vom achten Februar. — Der Nährstand. — Die Volkspolizei. — Kölner Beschwerden. — Herrenhaus. — Haus der Abgeordneten.

Noch flattern die rothblauweißen und schwarzweißen Fahnen von den Häusern, und die weiße Spur des Sandes, mit welchem die stolze Straße unter den Linden für den feierlichen Zug der hohen Vermählten bestreut war, zeigt sich noch von dem Brandenburger Thore bis zum Schlosse, und an vielen Orten herrscht noch der stille Wunsch, recht bald einmal wieder illuminiren zu können, weil so viele schöne Zurüstungen noch vorhanden, Transparents und Decorationen. Allerdings möchte man meinen, diese kostbaren Dinge alle, welche für den 8. Februar hergerichtet

worden sind, wären eines besseren Looses, als eines Eintagsdaseins werth, aber man vergißt, daß sie in ihrer dienenden Stellung ein Bild darstellen halfen, das seine Bedeutung nicht in dem Wechsel der Farben und in dem Glanze der Lichter hatte, sondern in den Gedanken und Gefühlen, die es anregte und die in jedem Herzen und Kopfe festhaften.

Wir legen dem Empfange vom achten Februar allerdings eine sehr große und bleibende Bedeutung bei. Er hat ein neues schönes Band zwischen dem Prinzen und dem Volke befestigt, er hat überraschend viel Liebe und Vertrauen gezeigt, und aus allen den Zeugnissen herzlicher Anerkennung, welche Prinz Friedrich Wilhelm dem Volke und seinen verschiedenen Vertretern zu Theil werden ließ, trat eine kernige, schlichte und hochedle Mannesart hervor, welche, auf das Lebhafteste an die Weise Friedrich Wilhelm des Dritten erinnernd, allen Theilnehmern des Festes sich als eine lautere Verheißung einer schönen Zukunft einprägte.

Zwei andere wohl zu berücksichtigende Momente traten außerdem bei diesem Empfange hervor. Zuerst dies, daß der Bürgerstand, der Nährstand, Handwerk und Gewerbe, wieder einmal zu einem erhöhten Bewußtsein ihrer Bedeutung kamen und diese ihre Bedeutung auch dem Publicum, den regierenden Kreisen und auch dem Magistrate von Berlin deutlicher machen konnten; dann das Moment der Selbstzucht, welche in den dichtgedrängten Massen, deren Bewältigung sich auch die stärkste Polizeimacht nicht zutrauen durfte, lebte. Die Berliner sind so sehr an die leitende Hand der Polizei gewöhnt, daß sie oft, wo ein einfaches Wort oder ein fester Griff alles ordnen und alle Unordnung beseitigen könnte, hülflos wie die Kinder dastehen. Am 8. Februar war dem anders, und die Polizei, welche hier und da ein humoriger Mann aus dem Volke gegen diejenigen, welche nicht „Rechts" gehen wollten, ausübte, läßt das Beste für eine weitere Entwickelung polizeilosen Volkstreibens erwarten.

Nicht überall soll übrigens in dieser Zeit, in der jede Stadt am Wege des hohen Paares Feierlichkeiten der seltensten Art veranstaltete, solche „Selbstpolizei" des Volkes geherrscht haben, und in der „Kölnischen Zeitung" führen „mehrere Bürger im Namen Vieler" bittere Beschwerden über den Aufwand militairischer Wachen und Spaliere, welche zwischen das prinzliche Paar und das Publicum gestellt wurden und selbst die Communication an einzelnen Stellen der Stadt stark erschwerten. Wir geben zu, daß so etwas den Bürgern sehr unangenehm ist, aber fiel der „Kölnischen Zeitung", als sie dies Eingesandt brachte, nicht ein, daß ihre gesammte sociale Politik auf die Unentbehrlichkeit der Polizei und militairischer Aushülfen hindrängt? Ist sie nicht die größte Feindin der guten alten Ordnungen innerhalb der Bürgerschaft und ihrer Gewerke, jener Ordnungen, die vorzugsweise dazu geschickt wären, bei solchen Gelegenheiten Anstand und Regelmäßigkeit des Verkehrs aufrecht zu erhalten? Die alten „Viertelsmeister", „Zunftherren" und „Rottenmeister" machten die Concurrenz der staatlichen Gewalten zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt entbehrlich; wenn man sie aber für veraltet erklärt und als unbrauchbar kurzweg bei Seite stellt, so muß man es sich gefallen lassen, daß an ihre Stelle, die doch nun einmal besetzt sein muß, eine Macht tritt, die zu der Stadt und den Bürgern keine directen Beziehungen hat und deren Hand darum oft empfindlicher drückt, als die alte gemüthliche bekannte Macht es vermochte. —

Berlin wird in dieser Woche noch eine Stadt der Feste bleiben; das Theater begnügt sich nicht mit festlichen Aufführungen, es eröffnet seine Räume auch für glänzende Bälle, an denen Ihre Königl. Hoh. die

Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm ebenfalls theilnehmen wird, und zu denen alle Billets längst vergriffen sind. Noch niemals waren diese Einlaßkarten so sehr gesucht, als gegenwärtig, und es soll wirklich augenblicklich keine geplagtere amtliche Stellung innerhalb der preußischen Staaten geben, als die, welche Herr von Hülsen, der Theater-Intendant, einnimmt. Die sinnreichsten Bombardements-Methoden sind erfunden und werden von Alt und Jung, von Schön und Häßlich gegen ihn unaufhörlich in Anwendung gebracht. Umsonst versichert er täglich öffentlich, er habe keine Billets mehr; was hilft es ihm? Die Damen glauben ihm nicht, und es wird ihm endlich vielleicht nichts übrig bleiben, als die Hülfe einiger Rechtsanwälte nachzusuchen und gegen Jeden, der ihn noch ferner bedrängt, eine Injurienklage wegen Ehrenkränkung anstellen zu lassen.

Das große Ereigniß des feierlichen Einzugs verdrängte natürlich in der verflossenen Woche jedes andere Interesse, und auch die sehr interessanten Debatten des Herrenhauses über das Wuchergesetz, welche mit einer Desavouirung des Standpunktes der Regierung endigten, fanden nicht diejenige Aufmerksamkeit, die ihnen im Interesse der Sache zu wünschen war.

Das Haus der Abgeordneten konnte weniger Anspruch auf Theilnahme seitens des Publicums machen, und nur eine Debatte desselben, angeregt durch den Abgeordneten Harkort, machte einen Tag hindurch von sich reden. Es handelte sich um die Art und Weise, in welcher das Haus der Abgeordneten sich an dem Festtage des 8. Februars betheiligen sollte. In England würde man ihm eine große, schöne, kostbare Tribüne gebaut haben, Staatsregierung und Stadt hätten zu diesem Zwecke im vorliegenden Falle zusammen gewirkt, und die Herren und Abgeordneten hätten, allerdings nicht als Landtag, sondern als Privatpersonen, wie die übrigen Zuschauer, dem Feste als hervorragende Persönlichkeiten, die eben deshalb eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Auszeichnung verdienten, beigewohnt. In Berlin stellte ihnen erst die Stadt, dann die Polizei Billets zu billigen Preisen zur Disposition, Billets, nicht für alle Mitglieder ausreichend, aber doch für eine gute Zahl derselben. Man unterschied also die Abgeordneten durch Nichts von dem gewöhnlichen Publicum, als durch die Gewährung eines kleinen Geldvortheils. Es ist damit von Neuem bestätigt, daß man im Volke noch keine rechte Achtung vor der eignen Vertretung hat, und es muß dahingestellt bleiben, wen die Schuld davon besonders trifft. Das Haus der Abgeordneten scheint uns übrigens von einem falschen Gefühle geleitet worden zu sein, als es die Angelegenheit zu einem Noli me tangere machte, zuerst in geheimer Sitzung zu berathen beschloß und nachher mit Unmuth fallen ließ. Solche Dinge, wie Ehrenkränkungen, ob wirkliche, ob vermeintliche, verlangen ernsthaft und derb angefaßt und betrachtet zu werden, und wo ein braver Mann endlich deutlich einsieht, daß ihm wirklich nicht nach Verdienst und Würden geschehen sei, da tritt er doch wohl fest auf und rügt das nachdrücklich; wie viel mehr aber sollte eine ganze Corporation demgemäß handeln!

Wenn Herr von Gerlach am Schlusse der unerquicklichen Debatten eine Adresse des Hauses an das hohe Paar wie einen passenden Ausweg und eine Ehrenrettung der Abgeordneten vorschlug, so scheint er uns allerdings die officiellen Beziehungen des Landtags zu dem patriotischen Feste und die Beziehungen der Abgeordneten zu dem Einzuge in einander gemischt zu haben. Daß der Landtag als Ganzes von der Vermählung des künftigen Thronerben Act nahm, ist eine politische Pflicht desselben; daß seine Mitglieder, wenn einmal in der Hauptstadt versammelt, von dem feierlichen Einzuge nicht fern bleiben, ist eine Anforderung, die die

gute Sitte, der Tact, das patriotische Gefühl an sie richten; endlich daß sie dazu besonders eingeladen werden, wurde mit Recht von den Behörden der Hauptstadt und von den obersten Staatsbehörden, die allerdings ebenfalls an dem Einzuge betheiligt waren — denn auch die Armee nahm daran Theil —, verlangt.

Königsberg.

Wir brachten neulich eine Correspondenz aus Königsberg, welche es versuchte, eine sehr unangenehme Privat-Angelegenheit, die nichtsdestoweniger an die Oeffentlichkeit gebracht ist und gegenwärtig mit den öffentlichen Interessen einen gewissen Zusammenhang erhalten hat, aufzuklären. Wir sind es uns schuldig, auch die folgende Entgegnung auf diesen unsern Artikel, die wir in der Berl. „Volkszeitung" (No. 32) finden, unsern Lesern mitzutheilen. Sie lautet:

„Königsberg, 31. Jan. Die „Berliner Revue" bringt in Betreff des Generals v. Plehwe und verschiedener umlaufender Gerüchte die Versicherung, daß die umlaufenden Gerüchte sämmtlich nur auf der Erfindung der „politischen Gegner des Generals" beruhen, welche mit „Bewußtsein und Energie darauf hinarbeiten, einmal denselben für jede Zukunft moralisch unmöglich zu machen, dann aber auch, um die letzten Reste, die noch von einer conservativen Partei und conservativen Bestrebungen hierorts (in Königsberg) vorhanden sein möchten, gründlichst zu discreditiren." Das Thatsächlichste der Berichtigung ist: „dem Sohne des Generals gehört ein Gütercomplex Trutenau, der vor Jahresfrist amtlich und officiell auf mehr als 550,000 Thlr. abgeschätzt war. Der Besitzer hatte auf sein Eigenthum etwa 380,000 Thlr. Hypotheken- und Wechselschulden contrahirt. Die Geldcalamität der jüngsten Vergangenheit brachte ihn in Verlegenheiten. Der General selbst steht der Trutenauer Angelegenheit durchaus fern."

Wir haben dieser Berichtigung einige Thatsachen anzureihen, die jene Angelegenheit in etwas weniger günstigem Lichte erscheinen lassen. Die Taxe der Güter Trutenau, Nesselbeck und Sandlacken, dem Hrn. Jachmann und dessen Schwiegersohn, v. Plehwe jun., gehörend, schließt allerdings mit 569,550 Thlrn. ab, die sämmtlichen Activa der genannten Herren betragen nach dem Status, welcher den Gläubigern übergeben, überhaupt in Summa 613,680 Thlr., während die Passiva sich auf 382,195 Thaler belaufen, wovon 131,053 Thaler Hypotheken- und 248,142 Thaler Wechselschulden sind, so daß also noch ein Plus von 221,485 Thalern verbliebe. Trotzdem — und das ist eben das Eigenthümliche und Auffallende bei dieser Sache — haben die Wechsel-Inhaber eine so ungünstige Meinung von dem Stande der Trutenauer Angelegenheit, daß sie auf ihre Vormänner zurückgegangen und mehrere der Wechsel-Indossenten dadurch in die größte Verlegenheit gerathen sind. So ist über das Vermögen zweier Personen, die notorisch wohlhabende Männer waren, und von denen der eine, der ehemalige Gutsbesitzer Liedtke, 80,000 Thaler, der andere, Malzbrauer Wasserfuhr, 50,000 Thaler besaß, der Concurs verhängt worden. Beide hatten sich über ihre Kräfte hinaus in Wechselverbindlichkeiten zu Gunsten der Herren Jachmann und Plehwe eingelassen, und sind jetzt ruinirte Leute. Die Gläubiger der Letztgenannten und die Capitalisten Königsbergs müssen also doch eine eigenthümliche Ansicht von jener Taxe haben — welche

das Organ der preußischen Hochtories eine „amtliche und officielle" nennt —, wenn sie trotz des Plus von 221,485 Thalern, welches der Status nachweist, zwei Leute, wie die Herren Liedike und Wasserfuhr, in Concurs gerathen lassen. Es ist dies eine sehr auffallende Thatsache, und es scheint eine sehr gewagte Behauptung zu sein, den jetzigen Stand der Trutenauer Angelegenheit auf Rechnung „der Geld-Calamität der jüngsten Vergangenheit" zu schreiben. Wenn die „Berliner Revue" andeutet, diese Angelegenheit werde planmäßig ausgebeutet, um die conservative Partei und deren Bestrebungen zu discreditiren, so müssen wir bekennen, daß wir den Königsberger Correspondenten des genannten Journals nicht verstehen. Seit dem Jahre 1849 existirt hier thatsächlich keine liberale oder oppositionelle Partei. Was Gemeinsinn und öffentliches Leben betrifft, ist die Stadt der reinen Vernunft seit Jahren weit hinter ihren kleineren Nachbarstädten Danzig, Elbing, Marienburg und Marienwerder zurückgeblieben. Die Führer und Koryphäen der freisinnigen Partei ruhen auf den Lorbeeren aus, die sie sich sehr wohlfeilen Kaufs bei den Bürgerversammlungen im altstädtischen Gemeindegarten und Böttchershöfchen vor mehr als einem Decennium erwarben; sie legen die Hände in den Schooß und harren ruhig des Tages, da ihnen die gebratenen Tauben in den Mund fliegen sollen. Sie kümmern sich weder um Landtags-, noch Stadtverordneten-Wahlen, und die „Berliner Revue" thut ihnen sehr Unrecht, oder richtiger gesagt, zu viel Ehre an, wenn sie behauptet, daß hier die Bestrebungen der Conservativen discreditirt und dazu die Trutenauer Angelegenheit benutzt werde. Gewiß aber ist es, daß die Art und Weise, wie Goldarbeiter Woll und andere Personen in dieselbe hineingezogen, hier die allgemeinste Entrüstung hervorgerufen; diese Entrüstung ist jedoch keine künstlich erzeugte, und herrscht nicht bloß bei den „politischen Gegnern des Generals" vor. Der hiesige Correspondent des Berliner Journals würde wohlgethan haben, statt dergleichen Unwahrheiten in die Welt zu schreiben, sich lieber genau zu erkundigen, wer jener vornehme Herr gewesen, der dem Kaufmann M. L. sein Ehrenwort verpfändete, daß er nichts riskire, wenn er für die Trutenauer Herren eine Wechselverbindlichkeit von 10,000 Thalern einginge. — Sackträger Bohwas, einer der Hauptführer des früheren Preußenvereins, ein specieller Bekannter des Generals von Plehwe und Emil Lindenberg's, und wegen seiner Körperkraft berühmt, soll, wie behauptet wird, ebenfalls eine Forderung von 1500 Thalern an die Trutenauer Herren gehabt, von einem Freunde derselben aber Deckung erhalten haben. — Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange über die Trutenauer Angelegenheit unterhalten habe, sie bildet jedoch hier das allgemeine und einzige Tagesgespräch. Der hiesige Correspondent der Marienwerder „Ostbahn" erwähnt derselben ebenfalls und äußert dabei Folgendes:

„Daß, wie erzählt wurde, die Redacteure der hiesigen Blätter auf das Polizeibureau beschieden und ihnen dort in Folge höherer Weisung verboten worden sei, über diese Angelegenheit zu schreiben, ist wohl nur ein Gerücht, da ein solches Verfahren gar nicht glaublich ist."

Wir haben damit den Artikel der Volkszeitung unseren Lesern **unverkürzt** wiedergegeben.

Halsbandorden, Eselsritt und Maileben.

Der „Rheinische Antiquarius“ bringt in seinem neuesten Hefte*) wieder zahlreiche Beispiele von der theils harmlosen, theils so bedeutungsvollen Art und Weise, in welcher unsere Väter das Leben bunt und mannichfaltig zu machen, zu würzen verstanden.

Unsere oft tödtlich nüchterne Zeit ist freilich nicht mehr fähig, den derben Humor des Ordens vom Halsband zu Sanct Goar zu ertragen, aber es giebt, Gott sei Dank, noch genug Leute, die gern davon mögen hören, oder „lesend hören“, wie's in den alten Publicanden heißt; für solche setzen wir die nachfolgende Stelle aus dem Historiographen des Ordens vom Halsband hierher: „Es ist allen Auf- und Abreisenden des Rhein-Strohms eine sehr bekannte Sache, daß ein jeder zum ersten bey der Stadt S. Goar Vorüberreisender von der in dem Schiff mitreisenden Gesellschaft an das nahe bey dem Zollhaus und Hauptwache befindliche messingene Halsband geführet wird; wovon einige Begleitern, welche die besondere Taufhandlung verrichten, Patten und Gothen genannt werden; diese legen demselben das Band um den Hals und fragen: ob er mit Wasser oder mit Wein getauft sein wölle? Nun wird zwar insgemein die Weintaufe erwehlet und mit dem Wasser eingehalten, sodann für die Arme in die dabey hangende Büchse, aber nicht für die Wacht, eine freywillige Beysteuer eingeleget; jedoch diese Taufhandlung erstlich in dem Wirthshause zur Vollständigkeit gebracht. Hier wird sodann dem Gehänseten eine messingene Krone aufgesetzet; von dem Gasthalter der große Henßebecher mit gutem Weine dargereichet, ihme die kurzweilige Gesetze des Henße-Ordens fürgelesen, welche dem Gehänseten die Fischerei in der Loreley und die Jagd in der Waab zueignen, darauf derselbe den Becher zu dreyen Malen, auf den Kaiser, des Herrn Landgrafens zu Hessen, und sämmtlicher Gesellschaft auszutrinken verbunden ist. Welches die Herren Pathen reciprociren und sodann zum Beschluß ihre Namen unter Jahr und Tag, nebst Beydruckung der Petschaffte, in das Matricul- oder Henßebuch einzuschreiben, und für Arme abermahls ein Allmosen mitzutheilen pflegen.“ Also Knoch, der Historiograph des Ordens, der nach seinen ältesten Matrikelbüchern von keinem Geringern, als von Carl dem Großen gestiftet wurde; Carl hatte zwei Söhne, Carl und Pipin, die sich zum höchsten Kummer des Kaisers gegenseitig haßten und nach dem Leben trachteten. Pipin wollte seinen Bruder erschlagen, als er ihn in der Capelle des heil. Goar beten fand, da rührte der heilige Goar die Herzen der feindlichen Brüder, sie kamen versöhnt zum Vater, der dankbar ein Spital stiftete und das erste Halsband anlegte. Jedenfalls ist der Gebrauch uralt, so wird er schon 1480 bezeichnet. In den Matrikelbüchern finden sich Tausende von Namen, die beweisen, daß sich jeder Reisende ohne Unterschied des Standes dem Brauch unterwarf. Kaiser Carl V, Landgraf Philipp der Großmüthige, Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und zahlreiche andere berühmte Namen figuriren in den Ritterlisten des Halsbandordens. Mancher moderne Geheimrath würde aber für sehr unpassend halten, was einst Kaisern, Fürsten und Herren ziemlich und lustig dünkte. Das Halsband ist noch da, der von fürstlicher Huld zum Hänseln gestiftete Becher ist noch da, ja selbst das alte Gasthaus zur Lilie existirt noch, aber die Reisenden haben meist keine Lust mehr, sich dem Brauch

*) Abth. II., Bd. 7, Lief. 2. Bei Hergt in Koblenz.

zu unterwerfen. Der große Revolutionssturm zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat den Leuten den letzten Rest der Harmlosigkeit genommen, sie dünken sich jetzt meist viel zu vornehm für lustiges Treiben der Art.

Eine andere Eigenthümlichkeit St. Goars war der Eselritt böser Frauen. Der hat lange aufgehört; ob aus Sparsamkeit, oder aus Mangel an bösen Frauen, wollen wir dahin gestellt sein lassen; bis zum Jahr 1604 aber bezog der Müller zu Gröndelbach jährlich zwei Klaftern Holz aus dem Stadtwalde, wofür er verpflichtet war, auf Requisition des Stadtraths einen Esel zu stellen, den jede Frau besteigen mußte, die sich an ihrem Herrn mit Schlägen vergangen hatte. Die Eselreiterin wurde durch die Stadt geführt und mußte an verschiedenen Stellen halten und ihr Sündenregister anhören, was der begleitende Stadtbote vortrug. (Ist auch anderwärts ehedem so gehalten worden.)

Anmuthiger dünkt uns das sogenannte „Mailehen“, das auch in der Eifel bestand. Damit hatte es folgende Bewandtniß: Am Ostermontag wurden alle Jungfrauen öffentlich auf dem Rathhause an die jungen Männer versteigert, und floß der Erlös der Versteigerung, zwischen zwanzig und dreißig Thaler jährlich, in die städtische Kasse. Eine also versteigerte Jungfrau durfte das ganze Jahr hindurch nur mit dem tanzen, der das Meiste für sie geboten, „und dies hatte oft die weitere Folge, daß aus der lieblichen Tänzerin eine geliebte Gattin wurde.“

Das war die Art unserer Väter, wir haben nicht mehr den Muth, in demselben frischen Sinne zu leben und zu hausen wie sie, aber allgemach hört man doch auf, die Sitte der Väter zu verspotten, was lange Zeit hindurch für sehr weise galt. Solches Aufhören ist auch ein Fortschritt.

Die alte Reichsburg Schönberg, so viel wir wissen, jetzt ein Besitz Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, giebt dem „Antiquarius“ Veranlassung zu sehr werthvollen genealogischen Zusammenstellungen über die verschiedenen erlauchten und edeln Geschlechter, die mit Recht oder Unrecht ihren Ursprung von dieser Reichsburg herleiten, die Schönburge, Schönberge, Schomberge u. s. w.

Johanniter-Orden.

Nekrolog.

Der Ehrenritter Friedrich Philipp Heinrich v. Bockelberg.

Unerwartet hat der Tod einen Mann von dieser Welt abgerufen, dessen Name auch über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus ein hochgeachteter war; einen treuen Diener unsers Allergnädigsten Königs und Herrn, einen würdigen Vertreter preußischer Interessen, einen echten Edelmann, dem Alle, die ihn im Leben kannten und ihm nahe gestanden haben, stets ein treues und unvergeßliches Andenken erhalten werden, — es ist dies der königl. außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister am königl. bayerischen Hofe, Kammerherr Friedrich Philipp Heinrich v. Bockelberg.

v. Bockelberg ward am 11. März 1802 zu Warschau geboren. Sein Vater, Friedrich Heinrich v. Bockelberg, war damals Major im jetzigen 1. Kürassier-Regiment. Seine Mutter ist eine geborene Kraker v. Schwarzenfels.

Während der Major v. Bockelberg die Winter-Campagne in Preußen im L'Estocq'schen Corps mitmachte, begab sich seine Gattin mit ihren Kindern nach Schlesien. Nach Beendigung derselben wurde der Major v. B. zum Hofmarschall und Kammerherrn bei Sr. Hoheit dem Herzog Eugen von Württemberg ernannt und nahm seinen Aufenthalt zu Carlsruhe in Schlesien. Hier verlebte der Heimgegangene einen Theil seiner Jugendjahre, besuchte dann das Gymnasium in Breslau, wo er die besondere Aufmerksamkeit des bekannten Professors Manso auf sich zog.

Nach rühmlich bestandenem Abiturienten-Examen bezog er 1819 die dortige Universität und beendigte demnächst seine juristischen Studien auf der Universität zu Berlin, worauf er, nach vorhergegangener Prüfung beim Kammergerichte in Berlin, am 4. März 1823 als Auscultator verpflichtet ward.

Im März 1825 bestand v. B. mit großer Auszeichnung das zweite juristische Examen und wurde in Folge dessen zum Kammergerichts-Referendar ernannt. Als solcher arbeitete er bis 1827 bei dem Kammergerichte, trat dann bei der Regierung zu Breslau in den Verwaltungsdienst ein, arbeitete in den verschiedenen Abtheilungen derselben, und wurde mit dem Zeugniß der Reife für die höhere Prüfung im März 1829 entlassen.

Unter dem 23. März 1829 wurde v. B. zum Kammerherrn ernannt und ihm von Sr. Majestät dem Könige die Erlaubniß ertheilt, den Erbprinzen Friedrich von Hohenlohe-Oehringen auf Reisen zu begleiten.

Seine Abwesenheit vom Vaterlande währte 3 Jahre, in denen v. B. in Begleitung des Prinzen Italien, Sicilien, die Schweiz, Frankreich, England und Schottland besuchte.

Nach seiner Rückkehr meldete Heinrich v. Bockelberg sich im Jahre 1832 zum Eintritt in die diplomatische Carrière, wurde zu selbiger zugelassen und zunächst im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt. Noch in demselben Jahre zum Legations-Secretair ernannt, wurde der Verstorbene für die Dauer eines längeren Urlaubs des damaligen Gesandten am Königl. dänischen Hofe als Geschäftsträger nach Kopenhagen entsandt. Hierauf begleitete er im Jahre 1833 den damaligen Gesandten v. Arnim I als Legations-Secretair nach Brüssel, und fungirte auch dort, nachdem der Gesandte in Folge der damaligen politischen Verhältnisse nach 6 Monaten seinen Posten mit unbestimmtem Urlaub verlassen hatte, wiederum eine Zeit lang als Geschäftsträger.

Im Jahre 1835 zur Gesandtschaft in Wien versetzt, erhielt er im Juli desselben durch die Gnade Sr. Majestät des hochseligen Königs den Johanniter-Orden verliehen; wurde 1837 zum Legationsrath ernannt, und 1839, mit Rücksicht auf seine zeitweise selbstständige Wirksamkeit in der holländisch-belgischen Angelegenheit, durch Verleihung des Rothen Adler-Ordens vierter Klasse ausgezeichnet. 1841 mit dem Kaiserl. österreichischen Orden der Eisernen Krone zweiter Klasse decorirt, ward ihm in Folge der definitiven Erledigung der Krakauer Angelegenheit der Kais. russ. St. Annen-Orden zweiter Klasse verliehen.

Demnächst zum Minister-Residenten am Großherzoglich Hessischen und am Herzoglich Nassauischen Hofe ernannt, trat v. B. diesen Posten im April 1842 an.

Im Juni 1845 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an den genannten Höfen.

Am Krönungs- und Ordensfeste des Jahres 1848 erhielt er den Rothen Adler-Orden 3. Klasse mit der Schleife, 1852 die 2. Klasse desselben mit Eichenlaub, 1854 den Stern derselben.

Durch Allerh. Cabinets-Ordre vom 20. April 1848 wurde der Heimgegangene zum Gesandten am Königl. Bairischen Hofe ernannt und ihm im Mai das Großkreuz des Großh. Hessischen Ludwigs-Ordens, 1854 das Großkreuz des Königl. Verdienst-Ordens der Baierischen Krone verliehen. —

Seine Gesundheit, die schon in früheren Jahren sehr angegriffen war, hatte namentlich in den letzten 4 Jahren bedeutend gelitten. Nachdem er noch im vergangenen Sommer einen beinahe fünfmonatlichen Urlaub zum Gebrauche einer Kur in Salzbrunn und Landeck verwendet hatte, kehrte er Anfangs November v. J. sehr leidend nach München zurück.

Ein nie ermüdender Diensteifer ließ ihn sich nicht die nöthige Schonung und Ruhe gönnen. Das Brust- und Lungenleiden machte schnelle und traurige Fortschritte, und am 28. December, Morgens 5½ Uhr, verstarb er in Folge plötzlich hinzugetretenen Blutsturzes. Sein letztes Wort war: „Herr Jesus, meine Zuversicht."

Der Verstorbene hinterließ eine Gattin, geborene v. Werbeck, Stieftochter des Feldmarschalls von dem Knesebeck, früher Hofdame Ihrer Majestät der Königin, mit welcher er seit dem 27. December 1841 vermählt war, und eine einzige Tochter im Alter von 13 Jahren. Von seinen Geschwistern sind noch am Leben ein älterer Bruder, der Königl. Württembergische Kammerherr auf Ober- und Nieder-Strebitzko in Schlesien, Adolph v. Bockelberg, und eine Schwester, die Stiftsdame Louise v. Bockelberg.

Ihm.

Am 8. Februar 1858.

Voll Jubel ist das Land, ringsum erblühen
Ihm tausend Hoffnungen von fern;
Die Menge jauchzt, die Herzen glühen
Der neuen Sonne und dem neuen Stern.
Die Rose, die entsproß auf Albions Auen,
Jedwedes Auge will die Rose schauen.

Auch ich bin froh, ich hoffe mit den Andern,
Der Hoffnung lauscht so gern das Ohr,
Ich lasse willig meine Blicke wandern
Durch ferner Zukunft Blumenthor;
Lernt' Träumen ich auch längst mit Schmerz entsagen,
Doch will ich trau'n der Hoffnung künft'gen Tagen.

Und doch, was soll ich's Euch verhehlen,
— Ich schäme mich der Regung nicht —
Ich muß mich fort aus diesem Taumel stehlen,
Weil eine andre Stimme in mir spricht,
Die meinen Sinn, mein innerstes Gemüth
Zu meinem alten Herrn gewaltsam zieht.

Wo weilst Du jetzt, Du, den ich meine?
Entbehrt das Fest den höchsten Gast?
Es fehlt kein Segen als der Deine,
Womit Du nie gekarget hast;
Strömt auch dem Fest die goldne Fülle zu,
Ihm fehlt das Beste doch, das Höchste, Du!

Ach, Du bist krank und Nebel halten
Der Seele Spiegel Dir umflort;
Daß Dir dies Loos aus des Geschickes Falten
Gerollt, hat tief der Treuen Herz durchbohrt;
Wir legen stumm den Finger auf den Mund,
Gott ist am besten, was uns frommet, kund.

Dort hinten, wo die Trauertannen
Mit düsterm Ernst der Eltern Grab
In weiten Wölbungen umspannen,
Führt Dich Dein ernster Sinn hinab.
Hier weinte oft der Sohn der Liebe Zähren,
Hier wird sich ihm des Geistes Zwielicht klären.

So hoffen wir, so flehen wir von Oben,
O, schwere Prüfung, bittre Noth!
Viel schwerer als der Schlachten Toben,
Viel bittrer, als der bittre Tod!
Der Tod? o, nein, des Glaubens Kinder zagen
Nicht vor Freund Hain in ihren letzten Tagen.

Es lebt ein Gott! Er woll' uns gnädig tragen,
Die junge Welt mit ihrem frischen Kranz,
Uns Alte, in den unwillkommnen Tagen,
Und allesammt einst in des Himmels Glanz. —

Von Weitem schallt der Festgesänge Chor,
Ich aber schau' gedankenvoll empor. —

(Elberfelder Ztg.)

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Wer ist feudal?

— An die „National-Zeitung". —

Die hiesige „National-Zeitung", eine Freundin des ganz freien Verkehrs, bringt in einer ihrer neuesten Nummern einen leitenden Artikel, dessen Ueberschrift: „Die feudale Partei und die Wuchergesetze", vollständig darnach angethan ist, grade unsere Aufmerksamkeit zu erregen.

Feudale Partei — was sollen wir uns bedenken, dem Publicum zu gestehen, daß wir damit gemeint sind? Es kommt ja überall nur darauf an, daß man sich allgemein über ein Wort verständigt, und dann mag man es anwenden, gleichviel was seine eigentliche Bedeutung. Handelt es sich aber um einen Gegner, den man mit ehrlichen Waffen nicht niederstrecken kann, so empfiehlt es sich außerdem auch noch, ein möglichst übel zu deutendes Wort zu wählen, ein Wort, das im Nothfall nachträglich auch in einen Ruf der Verfolgung umgewandelt werden und als ein Stigma benutzt werden kann.

Die Männer der „Nationalzeitung" verstehen sich auf solche Manöver meisterhaft; die alte Garde der „Nationalzeitung", Zabel voran, hat in den Tagen des Frühlings der Liberalen in der „Rheinischen Zeitung" diese hohe Jagd genau studirt, und auch der Umgang seiner früheren Berliner Periode verräth sich an diesen seinen strategischen Neigungen noch deutlich. Nur Eines hat sich inzwischen geändert, und wenn die Herren Zabel und Consorten auch noch heut, wie vor zwanzig Jahren, von der französisch-revolutionären Idee, daß eine innere Theilung des Volkes mit allen Mitteln zu erhalten und für die Interessen der Bewegungspartei auszubeuten sei, ausgehen, so ist doch die Unklarheit, welche damals über Preußen und der öffentlichen Meinung in Preußen ruhte, längst vom Volke gewichen, und wenn damals mit kindlichem Schauer der Rheinländer sich von dem biedern Herrn Redacteur der „Rheinischen Zeitung" erzählen ließ, in Pommern gingen die Ritter mit Beinschienen und Harnisch zu Bett, und nach dem daselbst geltenden Ritter-Recht erhalte vor dem Dorfgericht regelmäßig der

Unschuldige Prügel, auch würde allda der Kohl der Bauern nur für des gnädigen Herrn gnädige Hasen gebaut: so lacht heut selbst der gutherzigste Rheinländer, der seinen Mitmenschen keine „weitere Absicht" zutraut, über solchen Galimathias, und Zabel und seine „idealistischen" Freunde dürfen daher, wollen sie überhaupt mit ihren alten Manövern noch wirken, nur noch die alten Eindrücke, die Erinnerungen des Volkes an das leise Frösteln von weiland für ihre Zwecke aufrufen. Sie thun das, indem sie kurzweg eine „feudalistische Partei" an die Wand malen. Ganz dunkel taucht bei diesem Worte — deß sind sie sicher — bei dem Aussprechen dieses Wortes doch noch einmal das Bild der grimmigen und tückischen Ritter Urach und Bolko wieder im Gedächtniß des Volkes auf, und es wiederholt sich bei ihm, wenn auch in leisen Schwingungen, Schauer und Frösteln, und da man alt geworden ist und nur daran zu denken hat, ob die alten Agitationsmittel wohl noch auf Jahresfrist ausreichen, so bekümmert man sich nicht viel darum, daß ihre Wirkungen immer schwächer und immer schwächer werden.

Wir dürfen aber diesem alternden und in der That von den letzten Resten seines Capitals lebenden Demagogismus auch diese letzten und kraftloseren Bemühungen nicht stillschweigend nachsehen, und eben so wenig, wie wir schweigen werden, wo irgend ein Sonderinteresse in irgend einem Stande des Volkes, stehe er oben oder unten in der Gesellschaft und im Staate, sich über das wirkliche allgemeine erheben will, eben so entschieden wenden wir uns auch gegen alle, sei es leichtsinnige, sei es boshafte — ein Drittes giebt es nicht — gegen alle Versuche, im Volke eine künstliche Zwietracht wach zu erhalten oder von Neuem zu erzeugen.

Die „Nationalzeitung" versucht das, indem sie einen bestimmten, kleinen Theil des Volkes, unter den sie jedenfalls die Rittergutsbesitzer, die grundbesitzenden Edelleute Preußens rechnet, als einen geborenen und geschworenen Feind des Credits, nach dem alle Klassen der Gesellschaft verlangen und dessen alle Klassen der Gesellschaft bedürfen, bezeichnet.

Und sie bezeichnet diese Männer darum als einen solchen Feind, weil sie allerdings, wo sie nur ihre Stimme erheben konnten, ohne irgend eine nennenswerthe Ausnahme sich gegen die definitive Beseitigung der Wuchergesetze und selbst gegen eine zeitweilige Aufhebung derselben erklärt haben.

Liest man den Artikel der National-Zeitung, so sollte man meinen, es sei ein besonderes finanzielles oder politisches Interesse bei den Angeschuldigten vorhanden, daß sie für die Wuchergesetze einnähme, daß sie im Stande wären, ihren Credit während der Creditlosigkeit aller anderen Stände auf eine ganz besondere und ihnen allein zustehende Weise zu befriedigen, daß sie durch die Aufrechterhaltung der Wuchergesetze ein Privilegium für sich und eine Benachtheiligung der anderen Klassen zu

erreichen gedächten; aber die National-Zeitung schweigt über diesen Punkt, auf dessen Erörterung es ihr doch in diesem Falle hauptsächlich ankommen sollte, ja sie geht sogar so weit, daß sie sich zu dem Nachweise versteigt, erst durch die provisorische Aufhebung der Wuchergesetze sei der Credit für den Besitz wieder zurückgekehrt, erst nach der einstweiligen Beseitigung dieser Gesetze sei der Realitätenbesitzer von der traurigen Aussicht befreit worden, sein Gut für einen Spottpreis verkaufen zu müssen, wenn er baares Geld nothwendig brauchte. Also sie vermißt sich, den Beweis zu führen, daß die Aufhebung der Wuchergesetze denselben Edelleuten und Grundbesitzern äußerst förderlich war, welche sie in demselben Athem anschuldigt, sie ständen nicht bloß seitab vom Volke, sondern ihm und seinen dringendsten materiellen Interessen entgegen, eine feudalistische Partei, die auf Unterjochung des widerwilligen, nach der Freiheit verlangenden Volkes ausginge.

Dieser Widerspruch, so offenbar er ist, fand doch lange Zeit hindurch seine Würdigung gerade bei dem Stande nicht, der — wie kein anderer — auf die thätige Unterstützung des freien und selbstständigen großen Grundbesitzes hingewiesen ist, bei dem **Bürgersmann**, der noch Handwerk und Gewerbe in dem mäßigen Umfange seiner Werkstatt treibt und die festeste Stütze der **Stadt** ist oder doch einst war. Aber die künstliche Befangenheit, in welcher sich dieser hochwichtige Stand so lange befand, ist geschwunden, und er sieht täglich deutlicher, daß der große Feind, der ihn bedrängt und dessen Vasall er unwissend schon durch zwanzig Jahre war, jenes bewegliche, von Markt zu Markt eilende Capital ist, dessen Lebensprincip darin besteht, daß es dahin fließt, wo Geld am theuersten ist, und das kein Vaterland und kein Herz hat.

Der Bürgersmann sieht immer deutlicher ein, daß die Blätter und die „Volksmänner", denen er so lange in kindlicher Offenheit vertraute, doch nicht für ihn und sein Interesse wirken, daß sie das flüchtigste Lächeln eines schlauen Börsenmannes dem treuherzigen Händedruck des Handwerkers um Vieles vorziehen, daß sie überhaupt nicht mit Menschen und Menschenglück, sondern nur mit „höheren" Größen, als da ist Nationalwohlstand, billigste Production, Masseuimport und billigster Markt, rechnen, und daß bei diesen gewaltigen und umfassenden Rücksichten für die Rücksicht auf den Segen der einzelnen Meisterwerkstatt kein Raum bleibe.

Der Bürgersmann mißtraut darum grade so wie der Ackerbauer, der große und der kleine, den weisen Theorien, die von der Aufhebung der Wuchergesetze alles Gute erwarten; er hat vor der fremden und herzlosen Macht des Capitals längst zittern gelernt, und er ahnt dunkel, daß in ihr eine Drohung für die alte Ordnung der Dinge auferstanden sei, und was er und mit ihm alle gesunden arbeitenden Stände der Gesellschaft verlangen, ist: **Schutz** des Handwerks, des Gewerbes, der geistigen Producte, des Ackerbaus gegen diese Macht; ist ferner: Con-

trole, strenge, beständige Controle dieser bedenklichen Macht durch den Staat.

Denn überall im Volke wird es deutlicher gefühlt, daß, wenn heut in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von einem Feudalismus die Rede sein kann, wenn irgend wo mitten in dieser aufgeklärten Zeit sich Zwingburgen und zu ihren Füßen Hütten und Sclavendienste von Hintersassen erheben, daß dies da ist, wo ein unbarmherziger Capitalist die Arbeitskräfte der Menschen zu niedrigsten Löhnen ausbeutet, daß dies da ist, wo eine Fabrik oder ein großes Magazin mit hohnlächelndem Antlitz den Handwerksmeistern die Concurrenz macht, um sie nach kurzem Wettlauf wie ein müdes Wild einzufangen und in den eignen Wagen zu spannen.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. VIII. Vom Dürerhaus zum Vaterhaus.

Das ist das stattliche Haus des trefflichen Meisters Albrecht Dürer; noch zwei Stockwerke von hölzernen Fächern sind auf den steinernen Unterstock gesetzt, und sind alle drei auch nicht sehr hoch, so hat das ganze Gebäude mit dem steilen Dache doch eine ansehnliche Höhe, die Nachbarhäuser zum Theil überragend, oder ihnen gleichkommend.

Dem Hause Dürer's gegenüber steht das Pilatushaus, aus dessen Ecke ein geharnischter Kreuzritter mit Speer, Schwert und Schild frei herausschreitet auf einem kunstreich gestalteten Austritt, von oben durch ein zierlich gearbeitetes Thurmdächlein geschützt. Die Statue soll wohl den festen nürnbergischen Ritter Martin Ketzel selbst vorstellen, der, aus dem gelobten Lande heimkehrend, durch den Meister Adam Kraft die herrlichen Stationen ausführen ließ, welche vom Thiergärtner-Thor an bis zum St. Johannis-Kirchhof aufgestellt sind, in Stein gebildet. Die Entfernungen sind, wie die Sage behauptet, genau nach den Maßen eingehalten, die der feste Ritter in Jerusalem selbst genommen. Wie in Jerusalem vom Hause des Pilatus, so rechnete er in Nürnberg von seinem Hause aus, daher dieses Haus sehr bald das Pilatushaus genannt wurde. Uebrigens hatte Martin Ketzel die Wallfahrt nach Jerusalem zum zweiten Male unternommen, nur um die Maße zum zweiten Male zu nehmen, weil er die auf der ersten Reise genommenen verloren.

Meister Albrecht saß vor der Staffelei in dem hellen Chor*) seines Hauses und malte emsig an einem Bilde seines Freundes Laurenz Imhof, das oft zurückgestellt, jetzt endlich beendet werden sollte. Dem trefflichen Meister mußte recht frei und wohl zu Sinne sein bei seiner Arbeit, denn sein Auge leuchtete in dem vollsten Glanze, auch nickte er zuweilen zustimmend zu der Rede des Doctors Roderich Muffel, der unten neben der Staffelei saß.

An einem Tisch, den Männern den Rücken zukehrend, war eine Frau mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, die war schön, wenn sie auch nicht gar jung mehr war; an der mußte, ein Künstlerauge zumal, Alles bewundern, was ihr die Natur gegeben: den schlanken Wuchs, wie das Ebenmaß und die runde Fülle der Glieder, die zarte Färbung, so wie den regelmäßigen Schnitt der Züge, den fein geformten frischen Mund, wie die edle Stirn und die mächtige Fluth goldblonder Locken; auch die tiefblauen Augen waren schön, leider kam der Ausdruck in ihnen weder der Farbe, noch überhaupt der ganzen reizvollen Erscheinung des Weibes gleich. Diese schönen Augen blickten starr und trübe und hatten

*) Das Haus Dürer's steht bis auf diesen Tag. Dieser Chor oder Erker aber mußte vor mehreren Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochen werden.

unverkennbar den harten Ausdruck einer geistigen Beschränktheit. Das war Agnes, Meister Albrecht's Hausfrau, die war gekleidet prächtig, wie es der Frau des Fürsten der deutschen Maler wohl zukam, nicht wie eine Nürnbergische Bürgerfrau, die das Kind des Meisters Frey, des Mechanikers, war. Das war die Frau, die Meister Albrecht so ehrenfest und deutsch herzlich liebte, obwohl sie durch die Härte ihres Wesens, die starre Beschränktheit ihres Geistes, ihren Hochmuth und ihre launenvolle Friedelosigkeit so tiefen Schatten zu seines Künstlerlebens Sonnenglanz gebracht, so viele Tage ihm verbittert, so herrliche Stunden ihm und der Kunst geraubt. Agnes war eine treue und wirthliche Hausfrau, kein Zweifel, daß sie den Meister Albrecht liebte, aber sie war zu beschränkt, um die Bedeutung des Mannes zu fassen, wenn sie auch stolz genug darauf war, daß Kaiser und Fürsten und Städte wetteiferten, den Meister zu ehren; sie war zu starr, sich den Regungen des liebebedürftigen Künstlerherzens anzuschmiegen, zu kleinlich, um zu folgen, nicht selbstständig und kühn, um wirklich zu herrschen und zu leiten, sondern nur eigensinnig, um ungehorsam zu widerstreben.

Seit sich Dürer den Anhängern der Reformation angeschlossen aus ganzem Herzen und mit voller Ueberzeugung, kam neues zu dem alten Hauskreuz, denn nun steifte sich Frau Agnes bei jeder Gelegenheit auf ihre Anhänglichkeit an die Kirche, und ihre ganze Liebe ging auf in ungemessenen und frevelhaften Klagen über die verlorene Seligkeit des Mannes.

Das war indessen in der letzten Zeit, seit Doctor Roderich Muffel das Haus Dürer's besuchte, viel besser geworden; Frau Agnes hörte auf, über die verlorene Seligkeit Albrechts zu klagen, es begann bereits ein freundlicheres und milderes Wesen Platz zu greifen in dem Hause des großen Meisters, denn Frau Agnes fürchtete sich vor den milden Worten und den ernsten Augen des Doctors. Roderich Muffel verstand sich auf die Geister, die im Menschenherzen wohnen, er wußte auch mit denen zu reden, die in Agnes Herzen ihr Spiel trieben, er sprach gar milde mit ihnen, aber er blickte ihr so gewaltig ernst dabei in's Gesicht, daß die Frau erschrak vor seinen Blicken und eine große Scheu trug vor ihm, während sie auf der andern Seite doch auch wieder, langsam zwar aber sicher, ein unbegrenztes Vertrauen faßte zu der eben so ernsten und milden, als festen und sichern Weise des Mannes, den sie kurz zuvor noch als einen ketzerischen Prädicanten verächtlich angesehen.

Mit herzlicher Freude bemerkte Meister Albrecht die Veränderung zum Bessern, die mit seiner geliebten Agnes vorging; jetzt erkannte er, daß er es versäumt, sich sein Weib zu erziehen, da sie so jung in sein Haus kam, daß Festigkeit und Strenge ihm gefehlt bei seiner überwallenden Liebe, bei seiner Weichheit. Je mehr er sein Weib liebte, desto dankbarer war er dem Freunde, der also zu wirken verstand auf dieses

starre Gemüth. Es fehlte viel, daß Frau Agnes nun plötzlich ein mildes, sanftes Weib geworden, sie war noch immer starr, heftig, launisch, aber sie hatte jetzt doch den Willen, auf die Wünsche und die Gedanken Albrechts einzugehen, es war Roderich gelungen, ihr begreiflich zu machen, daß das ihre Pflicht sei, daß sie nur dann hoffen könne, eine friedliche Ehe zu führen, wenn sie sich mühe, diese Pflicht zu erfüllen. Frau Agnes mühte sich, sie rang kräftig, sie fühlte sich dabei schon zufriedener, wenn sie auch noch oft erfahren mußte, wie schwach das Fleisch auch bei dem willigsten Geiste.

Anfänglich hatte Frau Agnes stets das Gemach verlassen, wenn der Doctor eintrat, bald blieb sie und hörte aufmerksam den Gesprächen zu, welche die Männer mit einander führten, wenn sie dessen auch noch Hehl hatte und ihr Bleiben stets durch eine häusliche Beschäftigung, vielleicht mehr vor sich selbst, oder vor den Männern zu beschönigen suchte. Roderich merkte das wohl und gab den Gesprächen stets eine Wendung, die nicht verfehlen konnte, die Aufmerksamkeit der Frau zu erregen, und war immer bemüht, die geistige Bedeutung des Meisters Albrecht ins hellste Licht zu stellen; er wollte der Frau Agnes also lehren, welch ein großer Schatz auch in dem Geiste und dem Gemüthe Dürer's, nicht allein in dessen hoher künstlerischer Begabung, liege.

So erzog Roderich Muffel widerspenstige Geister. —

Heut sprachen die beiden Männer von dem Aergernisse, das mehrere übereifrige Freunde der Kirchen-Erneuerung an den Bildern in den Gotteshäusern, an den Altären namentlich genommen. Dürer klagte, daß bereits manches herrliche Bild durch so zelotischen Eifer zu Grunde gegangen und sprach die Befürchtung aus, daß die Gemälde in den Kirchen überhaupt bedroht wären.

„Ich fürchte das nicht allein als ein Maler, der die Kunst und ihre edlen Schöpfungen liebt,“ rief Dürer, „nein, ich fürchte es auch als Christ, ich wollte, die Kirchen wären ganz und gar mit Geschichten der Schrift in Bildern geziert, ich fühle, daß mir etwas wesentliches fehlt, wenn die Bilder fehlen.“

„Da stimmt Ihr ganz mit unserm Doctor Martino, mit dem Gottesmanne Luther überein, lieber Meister,“ entgegnete Roderich, „Doctor Luther ist kein Maler, aber auch er mag der Bilder in den Kirchen durchaus nicht entrathen; ich habe ihn oft über diesen Punkt sprechen hören zu Wittenberg. Er erklärte stets, es sei nicht verboten, Bilder in den Kirchen zu haben, wenn sie ohne Aberglauben angesehen würden, er könne die Erzählungen des neuen Testaments gar nicht anders auffassen, als indem er sie sich bildlich vorstelle, in sichtlich leibhafter Gestalt.“

„Das ist mir eine gar werthe Kunde,“ rief Meister Albrecht erfreut, „daß Doctor Luther also mir gleich fühlt, da bin ich denn auch

gewiß, daß in der Schrift keine Stelle ist, welche verbietet, Bilder in der Kirche zu haben."

„Nein," antwortete Roderich Muffel bestimmt, „es ist keine Stelle, die das verbietet, nach dem Gesetz Mosis ist nur das Bild Gottes verboten, das man anbetet. Ein Cruzifix aber oder eines heiligen Mannes Bild ist nicht verboten. Gott will, daß wir sein Wort fleißig hören und lesen, sonderlich das Leiden Christi; ich kann das aber gar nicht hören und dabei denken, ohne mir Bilder zu machen davon in meinem Geiste; wenn ich von Christo höre, so entsteht in meinem Herzen das Bild eines Mannes mit göttlichem Angesicht, der lehrend wandelt oder sühnend am Kreuz hanget, das ist eben so natürlich, wie daß mein Antlitz im Wasser erscheinet, wenn ich hineinblicke. Ist's aber nicht Sünde, sondern gut, daß ich ein Bild Christi im Herzen habe, warum soll's Sünde sein, wenn ich's an der Wand vor Augen habe."

Freudig zustimmend nickte Meister Albrecht und malte eifrig weiter, plötzlich legte er den Pinsel nieder und fragte: „Könnt Ihr mir sagen, Doctor, wie es gekommen, daß ich fast der Erste in Nürnberg war, der begeistert der Kirchenerneuerung zufiel, daß überhaupt die Bessern meiner Kunstgenossen, obgleich sie ihre Kunst gefährdet sehen, so eifrig für die Verbreitung der wiedergewonnenen evangelischen Wahrheit sind?"

„Das kann ich Euch wohl sagen, lieber Meister," erwiederte Roderich lächelnd, „denn nicht nur an den Malern und Bildhauern, sondern an vielen andern strebsamen Geistern ist ein Gleiches geschehen; Doctor Luther hat eben ein Wort ausgesprochen, nach dem Viele, Viele schmerzlich suchten, er sprach aus, was eine große Zahl ernster Männer fühlte. Doch mag es bei Euch deutschen Malern und Bildhauern noch etwas Besonderes gewesen sein, was Euch empfänglicher machte für das Wort von Wittenberg —"

Albrecht Dürer sah den Freund fragend an.

„Unser deutsches Wesen", fuhr dieser fort, „das sich von je mit dem Wesen des Christenthums am innigsten verschmolz, das schon christliche Keime in sich trug in vorchristlicher Zeit, es sträubte sich gegen das Stück Heidenthum, das die Wälschen in die Kunst und durch die Kunst in die Kirche gebracht, das nackte Heidenthum in der Kunst wie in der Kirche widerstrebte Euren deutschen Gefühlen, mit denen sich selbst die vollendetsten Formen der Nacktheit eben so wenig vertragen, wie mit den Lehren und dem Wesen christlicher Zucht und Sitte."

Roderich bemerkte wohl, welchen Beifall Frau Agnes seinen Reden gab, denn die lebenden Modelle, nach denen Meister Albrecht zeichnete, die waren es ganz besonders, die ihren Zorn erregt hatten von Anfang an; hatte sie sich doch sogar entschlossen, selbst das Urbild zu der Eva zu sein in Dürer's Paradiese, nicht aus Liebe zu dem Manne, sondern nur aus Zorn gegen die Modelle, ein schöneres Urbild zur Eva konnte Meister Dürer freilich nicht finden, als sein eigenes Weib. Jetzt glaubte

Frau Agnes, das was der Doctor gegen die heidnische Nacktheit in Kunst und Kirche sagte, beziehe sich auch auf das Arbeiten nach dem lebendigen Modell. Durch solchen Irrthum beruhigte die nur zu selbstquälerische Frau ihre ganz grundlose Eifersucht.

„So wären wir Künstler denn schon vor der Kirchenerneuerung deren Anhänger gewesen?" sprach Albrecht Dürer befriedigt, indem er den Gründen des Doctors beistimmte.

„Gewiß, eben so wie das deutsche Wesen schon Christliches vor dem Christenthum hatte, eben so hattet Ihr schon Reformatorisches vor der Reformation," versetzte Roderich lebhaft, „und Ihr selbst Meister Albrecht ganz absonderlich, Eure biblischen Bilder, so einfach und erhaben, sind durch keine Nebenvorstellung getrübt, ganz im Geiste der Kirchenerneuerung, der Ihr mächtig vorgearbeitet habt."

„Solches muß doch nicht in uns deutschen Meistern allein gelegen haben!" bemerkte Dürer bescheiden ablenkend.

„Gewiß nicht," erwiederte Roderich, „aber es fand sich vorzugsweise bei den deutschen Meistern."

„Das ist's," meinte Meister Albrecht, „denn sonst habe ich zu Mailand ein Bild gesehen von einem trefflichen wälschen Meister Namens Lienhardt Vinci, das Abendmahl des Herrn darstellend, das ist ein hohes und herrliches Meisterwerk, in der Auffassung wie in der Ausführung ganz nach der Schrift, es ist das herrlichste Bild, welches ich kenne."

„Und doch kann es nicht Euer jüngstes Werk übertreffen," rief der Doctor begeistert, „Eure vier Apostel, diese Gemälde sind aus den tiefsten Gedanken hervorgegangen, die Euer Herz seit Jahren bewegten, und in der Darstellung ist eine so überzeugende Kraft und Vollendung, daß ich sie die vornehmsten Schöpfungen der deutschen Kunst nenne, sie sind eben so einfältig erhaben, wie die Unterschriften, die Ihr dazu aus den Evangelien und Episteln gewählt."

Mit hochgerötheten Wangen hörte Meister Albrecht das Lob des Freundes an, er bedurfte der Anerkennung wie alle Künstler, aber die große Bescheidenheit des trefflichen Mannes sträubte sich bald, und hastig unterbrechend sagte er: „Wißt Ihr, Doctor, in Siena im Dome ist ein Altarbild von geringem Werth, eine Krönung Maria's, bunte Farben, sonst nichts, auf der Rückseite aber befinden sich einige zwanzig Vorstellungen aus dem Leben Jesu, ganz einfach und edel nach den Worten der Schrift, die solltet Ihr sehen, das würde Euch eine große Freude machen. Der Meister hieß Duccio Buoninsegna und lebte zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts."

„Wenn er also im Sinne der Schrift malte, so war dieser Meister schon vor zwei Jahrhunderten ein Träger des Gedankens, auf dem jetzt die Kirchenerneuerung beruht!" entgegnete der Doctor.

„Es ist wunderbar," sprach Dürer jedoch mehr zu sich selbst, als

zu den Andern, „aber es ist wahr, das Beste, was ich geschaffen, ist das, was ich nach der heiligen Schrift componirte, lange vor dieser Zeit schon, habe manch anmuthige Madonna gemalt, manch schönes Heiligenbild in meinem Leben, aber nichts davon reicht an meine biblischen Stücke!"

Roderich Muffel lächelte leise über den hohen Stolz, über das mächtige Bewußtsein, mit dem der bescheidene Meister die letzten Worte vor sich hin sprach, aber er beugte sich leicht nieder, auf daß der nicht von ungefähr sein Lächeln wahrnehme und sich damit gekränkt fühle.

Die beiden Männer saßen eine ziemliche Weile still mit ihren Gedanken beschäftigt, Frau Agnes hatte sich geräuschlos entfernt, jetzt kehrte sie zurück mit einer gar feinen Silberkanne, in die kunstreiche Schaumünzen eingelegt waren, daraus schenkte sie zwei Becher voll und trat damit zu den Männern; strahlend ruhete des Künstlers Auge auf der schönen Frau in dieser anmuthigen Haltung, sie reichte dem Gast den einen Becher, aus dem andern trank sie ein wenig und bot ihn dann mit niedergeschlagenen Augen ihrem Albrecht. Der stand auf, küßte seines Weibes Wange und trank dann den Wein mit den Zeichen so unverkennbarer Freude, daß Roderich mißbilligend den Kopf dazu schüttelte, obwohl er nichts sagte.

„Das ist des edeln Mannes Schwäche," dachte der Doctor, „daß er seine Freude gar zu sehr merken läßt bei der geringsten Freundlichkeit des Weibes."

Der gelehrte Herr wußte nicht, daß das, was Frau Agnes so eben gethan, mit nichten eine geringe Freundlichkeit, sondern etwas Großes. Frau Agnes war bis zu dem Grade wirthlich, daß sie den Gästen ihres Mannes niemals einen Trunk, oder einen Bissen anbot, so oft ihr auch der große gastfreie Meister seinen Kummer darüber ausgesprochen, so reich auch der Vorrath von kostbarem Wein im Keller sein mochte, mit dem Fürsten und Städte Herrn Albrecht geehrt im Laufe der Jahre. Stets mußte der Meister erst befehlen, dann gehorchte die „Rechenmeisterin" wohl, aber widerwillig, und sendete den Trank, der für den armen Mann dadurch bitter wie Wermuth wurde, durch eine Magd. Heute zum ersten Male kam Frau Agnes freiwillig, brachte ungeheißen Wein und kredenzte ihm den Becher, wie er's liebte.

Als Frau Agnes den Becher zum zweiten Male füllte, sprach der Meister: „Jetzt, mein theurer Freund, laßt uns trinken auf das Wohl des edeln Imhof'schen Hauses, das Ihr für den gereinigten Glauben gewonnen habt!"

„Gott, der meine Bemühungen segnete, hat es gethan, nicht ich," verbesserte der Doctor ernst, „ja, der edle Imhof ist dem hohen Werke der Kirchenerneuerung gewonnen; ich denke, der ist ein mächtig Rüstzeug. Ihr habt Herrn Laurenz gestern gefragt, lieber Meister, wann er gedenke, sich ganz loszusagen von unsern Feinden und Widersachern,

fragt ihn nicht mehr, ich bitte Euch darum. Der edle Imhof ist auf dem rechten Wege, und ein Mann, wie er ist, bleibt nicht stehen, laßt ihn wandeln, er ist achtungswerth auch in seinen Bedenklichkeiten und Zögerungen, Imhof kommt an's Ziel."

„Und sein Haus?" fragte der Meister mit einer Verlegenheit, welche der Kindlichkeit, die in seinen Zügen lag, einen noch stärkern Ausdruck verlieh.

„Ich verstehe, wohin Eure Frage zielt, lieber Meister," erwiederte der Doctor mit freundlichem Ernst, „denn Ihr wisset recht wohl, daß meine herzliebe Frau Schwester das Glück hat, immerdar eines Sinnes und eines Glaubens mit ihrem Herrn zu sein; ja, das ist ein köstlich Ding solche Einigkeit zwischen Ehegatten! Auch habe ich Euch selbst gesagt, daß meines Schwagers Sohn Andreas in wenigen Tagen nach Leipzig abreiset, daselbst zu studiren, auch der wird seine Augen dem Bessern nicht verschließen, er ist ja seines Vaters Sohn; da Ihr aber das Alles wisset, lieber Meister, so kann Eure Frage nur meiner theuren Amaley Imhof gelten, und in Bezug auf diese soll Euch denn auch nicht vorenthalten bleiben, daß ich als ein Lehrer des Wortes in dieser lieben Stadt mich auch berufen fühle, den Mitgliedern meiner Gemeinde das Beispiel eines christlichen Ehestandes zu geben mit schwachen Kräften zwar, aber unter des allmächtigen Gottes Hülfe und Beistand, der die Ehe eingesetzet hat."

Da reichte Dürer dem Doctor mit herzlichen Segenswünschen die Hand.

„Ihr folgt dem Doctor Martin auch in diesem Stück," rief Dürer, „Ihr habt Euch ein Beispiel genommen an seiner Ehe mit Catharinen von Bora, die ja auch einst eine Nonne war."

„Ja," entgegnete Roderich, „ich war Augustinermönch wie dieser herrliche Mann Gottes, auch in seiner Ehe mit einer gewesenen Nonne komme ich ihm gleich, wollte Gott, ich könnte auch in andern Stücken ihm ähnlich sein, doch Gott giebt Jedem zu thun nach seiner Art und Kraft auf Erden, wir haben kein Eigen dabei und keinen Ruhm, als daß wir uns nicht verstocken gegen seinen Ruf."

Unter solchen Gesprächen war der Abend gekommen, Roderich Muffel nahm Abschied und machte sich auf, um heimzukehren in seine Herberge, die er noch immer bei dem ehemaligen Prior der Karthäuser, Herrn Blasius Stöckel, hatte. Langsam wandelte er durch die Straßen und gedachte alter Zeiten dabei mit tiefer Rührung, Gott hatte ihn wunderbar geführt, also daß er selbst in seine liebe Vaterstadt heimkehren konnte, als ein Prediger des Wortes; dem Evangelium dankte er auch diesen Segen. Der Prediger durfte wieder heimisch werden in dem Lande seiner Väter, in dem für den Junker Roderich Muffel keine Stätte mehr war.

Der Doctor wandelte des Weges einsam mit seinen Gedanken,

nur wenige Menschen begegneten ihm, denn es war dunkel und kalt; die Lichter, die hinter den Fenstern der Häuser blinkten, heimelten ihn an, er ging achtlos weiter, und so stand er plötzlich auf dem Aegydien-Platz vor dem Muffel'schen Erbhause, vor seinem Vaterhause. Nachdenklich stand der Gelehrte still, er hatte nicht hierher gehen wollen, und dennoch überraschte es ihn nicht, daß er sich hier fand. Die Außenseite des Hauses war wenig verändert, man hatte ihm den jetzigen Besitzer des Hauses nicht genannt, mit andern Dingen beschäftigt, hatte er nicht daran gedacht, zu fragen. Aber es war in dem ganzen Gebäude nur ein Fenster hell, das reizte ihn, denn es war das Fenster der kleinen Kammer, die er als Knabe und Jüngling bewohnt, die der Schauplatz seiner ersten Studien gewesen.

Da wurde eine Stimme laut in dem Herzen des Doctors, die ihn vermahnte, einzutreten in das Haus seiner Väter, er folgte ihr und trat auf die Thüre zu, die er, wie ehedem, nicht geschlossen fand. Mit seltsam bangen Gefühlen stand er in der dunkeln Flurhalle, er fühlte seine Augen naß werden, selbst der Ton der hinter ihm zufallenden schweren Thüre war ein alter bekannter Ton und weckte eine Fülle von Erinnerungen in seiner Seele. Aber der Ton der zufallenden Thür war auch von andern Ohren gehört, denn es fiel ein matter Lichtschimmer durch das durchbrochene Treppengeländer, und eine helle Stimme rief: „Kommst Du endlich? Der Alte war schon ganz unwirsch, weil er meinte, Du würdest heut wieder nicht kommen, geh' nur hinauf, ich lasse die Laterne hier stehen, nimm sie, damit Du Dir nicht Schaden thust oben an den Fässern, will sie mir schon bei dem Alten wieder abholen!"

Obgleich Roderich Muffel begriff, daß sich die Sprechende, denn es war eine Mädchenstimme, die er vernahm, im Irrthum über seine Person befinden müsse, so folgte er doch, ohne sich zu besinnen, der Mahnung, stieg die Treppe hinauf, fand die Laterne auf dem ersten Absatz und ging dann zuversichtlich weiter, wohlbekannt mit der Oertlichkeit, seine kleine Kammer aufzusuchen im zweiten Stockwerk. Es sah wüst aus auf den Treppen und Gängen, Kisten und Fässer standen überall, die weiten Räume wurden offenbar zu einer Waarenniederlage benutzt.

Entschlossen öffnete Roderich die Thür seiner alten Kammer; daselbst stand eine kleine Lampe auf dem Tisch am Fenster, mit einem Blick sah der Doctor, daß Alles noch darin war, wie einst, Stuhl, Tisch und Bett, ja auf dem Brett an der Wand standen seine Bücher noch, so wie er sie verlassen vor mehr als zwanzig Jahren. Das Alles sah er auf den ersten Blick, auf den zweiten bemerkte er, daß die Kammer nicht ohne Bewohner sei, denn auf dem Stuhl saß eine kleine zusammengekrümmte Menschengestalt, in einen alten Schafpelz gehüllt, der fiel der lange weiße Bart bis tief herab über die Brust; mühsam richtete sich

der Greis etwas empor und sprach mit verdrießlich scheltender Stimme: „Ist das Deine Liebe, Märten, daß Du mich wieder so lange warten lässest? ja, ja, ich lebe Dir zu lange, aber Gott will's mal so, und Du mußt Dich fügen, denke an mich, wenn Du einst Urgroßvater bist und Dein Urenkel Dich warten läßt."

„Ich bin nicht der, den Ihr erwartet, alter Vater," erwiderte der Doctor, näher tretend, „wenn ich Euch aber einen Dienst leisten kann, so sprecht, ich bin bereit!"

Mit fiebrischer Hast riß der Greis den großen Augenschirm ab, den er trug, ein fast mumienhaftes Greisengesicht erhub sich, und mit höchster Anstrengung stierten zwei Augen, deren Sehkraft fast erloschen war, dem Doctor entgegen.

„Wer sprach hier?" sprach der Greis in so mächtiger Aufregung, daß ihm die Stimme beinahe versagte.

„Ich war es, alter Vater," antwortete Roderich theilnehmend, „bedürft Ihr meiner Hülfe?"

„Barmherziger Gott!" schrie jetzt der Greis, „das ist seine Stimme, das ist meines alten Herrn Stimme! wie ist es möglich, daß Ihr hier seid, gestrenger Herr, da Ihr doch gestorben?"

„Ich bin ein Mensch, wie Ihr, alter Vater," sprach Roderich mit großer Bewegung, „ich lobe Gott mit Euch, ich bin kein Geist, aber vielleicht seid Ihr noch Einer von den alten Dienern meines seligen Vaters, des weiland vordern Losungers Niclas Muffel!"

Sprach- und regungslos starrte der Greis den Sprechenden an, der mit Absicht das Licht seiner Laterne auf sein Antlitz fallen ließ.

„Er hat meines Herrn Stimme, er hat meines alten Herrn Gesicht!" murmelte der Alte, der nicht vermochte, seine Gedanken zu ordnen.

„Ihr habt mich erkannt an meiner Stimme, die im Klang der meines seligen Vaters ähnelt," sprach Roderich freundlich, um den Alten zu beruhigen, „auch im Gesicht sehe ich meinem Vater gleich; ich bin Roderich Muffel, der jüngste von den fünf Brüdern, die vor zwanzig Jahren auszogen aus diesem Hause in die Fremde."

„Ruft Roderich und die Andern zur Mahlzeit!" sagte der Greis leise, dem ein oft gehörter Befehl seines unglücklichen Herrn in's Gedächtniß kam, als er den Namen Roderich vernahm.

„Bist Du vielleicht," rief jetzt Roderich, dem nun auch eine Erinnerung durch die Seele fuhr, „bist Du vielleicht der alte Thieme, meines Vaters getreuer Leibknecht?"

„Ja, ja, ich bin der alte Thieme, ich bin der alte Thieme noch!" sprach der Greis.

„Gott hat Dir ein langes Leben gegeben, Du mußt an neunzig Jahre alt sein!" sagte Roderich.

„Ja, ja, ich bin neunzig Jahre alt kommende Lichtmeß!" entgegnete der Alte.

Jetzt hatte er sich etwas gesammelt, er faßte, noch immer mit einer gewissen Scheu, die Hand Roderich's und bat leise: „Setzt Euch zu mir, Junker Roderich, „ja, ja, ich bin der alte Thieme und sitze auf Eurer Kammer, und Ihr kommt, den alten Thieme noch ein Mal zu sehen, ehe er geht von hier! Sie wollten mich aus dem Hause thun, als Euer gestrenger Herr Vater gestorben war und Roderich mit den Andern gegangen, aber Herr Imhof hat's nicht gelitten; sie mußten mich im Hause behalten, sie haben mir Junker Roderich's Kammer eingeräumt. Hier sitze ich seit zwanzig Jahren, denn meine Füße sind gelähmt von der Krankheit, in die ich fiel, als mein lieber Herr starb. Herr Imhof läßt mir meinen Lohn reichen, als ob ich noch Dienste thäte, wie sonst; der selige Herr hätte es so bestimmt, hat er mir sagen lassen, und meines Enkels Sohn, der Märten, der einzige, den ich noch habe von allen meinen Enkeln und Kindern, sieht einen Tag um den andern nach seinem Urgroßvater."

„Sorgen die Leute im Hause ordentlich für Deine Nothdurft, Du getreuer Diener meines Vaters?" fragte Roderich theilnehmend.

„Ja, ja, ein getreuer Knecht bin ich gewesen," bejahte der Greis, nicht ohne eine gewisse Befriedigung, „ich habe nur den Muffeln gedient, denen aber bin ich getreu gewesen, auch als sie nicht mehr da waren; doch ja, Ihr seid ja wieder hier, Junker Roderich, ich kann mich noch gar nicht darein finden, Ihr sollt sehen, daß ich ein getreuer Knecht gewesen, ja, Ihr sollt es sehen!"

Roderich bemerkte jetzt, daß der alte Knecht seines Hauses in der That ihm eine Mittheilung zu machen die Absicht hatte, auf die derselbe ein großes Gewicht legte, denn es kam eine Unruhe über den schwachen Greis, die etwas Peinigendes für den Doctor hatte, der mit ansehen mußte, wie sich die Altersschwäche und die Hülflosigkeit des Gelähmten vergeblich müheten, dem Willen des treuen Dieners Genüge zu leisten.

„Du hast meine Bücher treulich verwahrt, mein lieber alter Thieme!" begann der Doctor wieder, dem das stumme Ringen des Greises umheimlich zu werden begann.

Er hatte ein glückliches Wort gesprochen, dem Alten hatte nur der Anfang zu seinen Mittheilungen gefehlt: „Junker Roderich's Bücher, ja, ja, die habe ich gut genug verwahrt," sagte er, sichtlich erleichtert aufseufzend, „der Märten muß sie mir jede Woche ein Mal abstäuben; hat auch oft genug hineingesehen, der Bursch, jammert aber, daß es Latein sei, nichts als Latein; sonst kann er gar gut lesen, denn er arbeitet schon seit vier Jahren als Gesell bei dem Meister Hans Sachs, dem Schuhmacher in der Fischergasse, der so viele schöne Lieder gemacht hat und unser erster Meistersänger ist, wie der Märten sagt. Ja, der Märten darf nicht hören, was ich Euch zu sagen habe, Junker Roderich, ich bitte Euch, ich kann nicht aufstehen; verzeih' mir's Gott,

daß ich das zu meines Herrn Sohne sagen muß! geht, Junker, und öffnet die Thür, dann kann uns Keiner belauschen, wir hören's, sobald Einer die Treppe heraufkommt."

Der Doctor öffnete die Thür ein wenig, nach des alten Knechtes Geheiß, und setzte sich dann wieder zu ihm.

„Barmherziger Gott, ich danke Dir, daß Du mir meines Herrn Sohn gesendet hast," begann der Alte, „nun werde ich bald den Tod sehen, den ich nicht fürchte; ich wußte, daß ich nicht sterben konnte, bevor ich das nicht mitgetheilt."

Der Alte senkte wieder das Haupt und schwieg lange, bis Roderich, der endlich bemerkte, daß die Gedankenschwäche des armen Alten steter Erinnerung bedürftig war, ihn fragte: „Du hattest wohl vergessen, lieber Thieme, daß unsre Schwester Luitgarde in Nürnberg geblieben und eine Imhofin geworden?"

„Das hatte ich nicht vergessen, Junker," fuhr der Alte lebhafter in die Höhe, „aber die kleine Luitgarde ist keine Muffelin mehr, Ihr sagt ja selbst, daß sie eine Imhofin geworden; wenn Eine heirathet, dann scheidet sie ab von der Verwandtschaft ihres Vaters, sie geht in eine neue ein, und darum legt sie auch ihren alten Namen ab für einen neuen. Was ich aber zu sagen habe, das soll nur ein Muffel hören; am wenigsten Einer, der den Namen Imhof trägt."

Der Doctor verwunderte sich nicht wenig über die Sprechweise des alten Knechtes, die weit über die Bildung ging, die den Leuten seines Standes damals eigen, doch wollte er nicht fragen, aus Furcht, den dünnen Gedankenfaden des Greises zu zerreißen.

„Ihr fragtet da," sprach der Knecht jetzt gesammelter als zuvor, „nach den Leuten im Hause; nun, die sind gut genug mit mir, die Frauenzimmer besonders, denn den Job habe ich seit zehn Jahren nicht gesehen, die Frauenzimmer sagen mir auch Alles, was im Hause vorgeht, aber ich habe noch mehr gehört, als sie selbst. Kennt Ihr das noch, Junker?"

Der Alte wies auf eine kleine Klappe im Fußboden, welche eine Oeffnung verschloß, durch die man in das darunter liegende Gemach des ersten Stockwerks hinab sehen konnte. Wie viele Jugenderinnerungen Roderichs knüpften sich an diese Klappe!

Der Doctor nickte, der Alte aber fuhr fort: „Das Muffelhaus gehört dem Rathe, es hat sich kein Käufer dazu gefunden, so oft sie es auch ausgeboten haben, der reiche Herr Cosmus Imhof hat's gemiethet und hat viele Waaren hier; der hat's auch gemacht, daß jeder Kauf rückgängig wurde. Herr Cosmus hat den schlechten Kerl, den Job, Ihr müßt Euch seiner noch erinnern, Junker, denn er hat auch lange genug das Brod der Muffel gegessen, und wir nannten ihn immer den „Pfauentritt", weil er gar so hochnäsig war; diesen Job hat der reiche Herr Cosmus als Verwalter in's Haus gesetzt, solcher Diener paßt für sol-

chen Herrn! sein Weib aber und seine Töchter sind gut. Hier im Hause hat Herr Cosmus viele Waaren, aber er giebt hier auch allerlei fremden Handelsherren und Kaufgesellen Herberge, die er nicht in seinem Hause sehen lassen will, bleiben meist auch nur eine Nacht, selten mehr als zwei. Treibt der Mann einen merkwürdigen Handel, handelt mit Geld, kauft mit schlechtem Geld, und verkauft für gutes Geld, kauft schlechtes Geld massenweise und billig ein in einem fremden Land, und giebts in einem andern fremden Land wieder aus; habe lange nichts begriffen von dem Handel, wenn man aber so viele Jahre lang über ein Ding nachdenkt und immer wieder davon hört, dann begreift man's zuletzt doch, und ich weiß jetzt, wie er's macht. Habe noch viel andere Dinge erfahren, ich weiß jetzt, daß der reiche Cosmus seinen Bruder Herrn Laurenz um die Erbschaft des Herrn Martin Behaim betrogen. Es ist da noch eine Tochter von dem früh verstorbenen Sohne des alten Herrn Martin dagewesen, die hat Herr Laurenz heirathen sollen und mit ihr das Behaim'sche Erbe bekommen. Herr Martin hat dem Cosmus geheißen, solches in einem Brief an Herrn Laurenz schreiben, der damals auf Reisen gewesen, der liebe Bruder hat aber nicht geschrieben, sondern einen falschen Brief gemacht, in welchem Herr Laurenz auf Heirath und Erbe zu Gunsten seines Bruders Verzicht leistete. Ei! ich habe noch eine Menge Dinge erfahren, gehen aber nur die Imhofe an und den Rath, bin aber still geschwiegen, weil der Herr Laurenz Imhof, so treulich zu den Muffeln gehalten, mochte nicht Schande bringen über die edle Sippe. Aber laßt mich reden, Junker, ich habe auch von den Muffeln gehört, der Cosmus Imhof ist's gewesen, der meinen lieben Herrn tn's Unglück gebracht hat. Mit einem von Auffeß, mit Herrn Friedrich Volkamer hatte mein Herr sich zusammen gethan, sie wollten Gold machen lernen. Da hat ihnen der Cosmus Imhof Einen gesendet, sie wußten nicht, daß der dahinter steckte, einen Goldmacher-Meister aus Niederland, aber der lehrte ihnen die Kunst nicht, sondern betrog sie um große Summen Geldes alle drei. Der Goldmacher-Meister hieß eigentlich der Reigerfritz, und war eines Hufschmieds Sohn von Stadt Eger, der saß an zwei Jahr auf unserm Haus in Hohenheiligen, und betrog meinen alten Herrn und die beiden Andern. Ihr müßt das Haus Hohenheiligen wieder haben, Junker, der Cosmus Imhof ist mit Unrecht der Pfandherr, er wird es Euch auch ohne den Pfandschilling wiedergeben, wenn Ihr ihm scharf zusetzt und ihm das sagt, was ich Euch jetzt mitgetheilt. Ich weiß, daß er nachgiebt, denn er muß seiner Geschäfte wegen jedes Aufsehen scheuen, jeden Handel vor Gericht fürchten. Will sich der Cosmus nicht gleich geben, so sprecht nur zu ihm: Luciferarius! und Ihr sollt sehen, daß er nachgeben thut."

„Luciferarius!" wiederholte der Doctor staunend, alte, längst verlorene Erinnerungen stiegen herauf aus dem Grabe der Vergessenheit,

er gedachte eines Briefwechsels, den seine Lehrer Pfinzing und Schürstab einst mit einander geführt.

„Das mag Euch Wunder nehmen, daß ein Wort so mächtig wirken soll," fuhr der alte Knecht fort, der die Bewegung des Doctors nicht recht verstand, „es ist aber doch so, die Luciferarier sind eine Genossenschaft unter allerlei gottlosem Volk vornehmen und geringen Standes, in alle Lande weit verbreitet, die helfen sich gegenseitig in ihrem Handel durch geschwinde Nachrichten, sie werden alle sehr reich, weil sie sich gegenseitig helfen, die Anderen zu betrügen. Sie beten aber nicht den allmächtigen Gott an und den Sohn, auch nicht die Heiligen, sondern den Teufel selbst, den nennen sie Lucifer, halten ihn als Gott und nennen sich nach ihm. Wenn Ihr also den Cosmus Imhof einen Luciferarius nennt, so wird er nachgeben, eine Anklage auf Zauberei fürchtend. Junker Roderich, Ihr müßt Hohenheiligen wieder haben, ohne Pfandschilling, und dann kauft Ihr dieses alte gute Muffelhaus vom Rathe und die vornehme Sippe der Muffel blüht wieder auf in dieser Stadt."

So sprach der Greis, erschöpft hielt er inne, matt sank sein Haupt auf die Brust, er schien seine Kräfte völlig erschöpft zu haben, der Doctor war in einiger Verlegenheit, denn er wußte nicht, wie er dem alten Knechte seines Vaters zu Hülfe kommen sollte. Da hörte er unten die Hausthür zuschlagen, rasche Schritte kamen über die Treppe herauf, eine kräftige Stimme schalt über die Finsterniß und bedrohte eine sichere Marie, die ihm keine Laterne hingesetzt, mit verschiedenen Strafen. Endlich trat ein straffer Gesell in die Kammer, einen Augenblick stutzte er, da er einen Fremden sah, jedoch die Schwäche des Greises bemerkend, eilte er dem zu Hülfe, indem er aus einem kleinen Korbe, den er unter dem Arm trug, eine grüne Flasche nahm, aus der er dem Alten Wein einflößte.

Dieser erholte sich auch alsbald und sprach: „Ich danke Dir, Märten, doch, wo ist der Junker? er war noch eben hier!"

„Hier bin ich, mein lieber Thieme!" sprach der Doctor, sich zu ihm niederbeugend.

„Grüß' Euch Gott, gelehrter Herr Doctor," sagte jetzt der Schustergesell, sich vor Roderich ehrfurchtsvoll verneigend, „verzeiht, daß ich Euch nicht gleich erkannte und begrüßte, ich dachte nur an meinen alten Vater da!"

„Ja, den gelehrten Junker nannten sie ihn einst!" sagte der Alte leise vor sich hin.

„Du kennst mich, mein Sohn?" fragte der Doctor den frischen, derben jungen Mann.

„Ei! ich war schon zwei Mal in Eurer Predigt, Herr Doctor, und mein Meister Hans Sachs hält Euch hoch!" versetzte der Schustergesell.

„Weißt Du nicht, Märten," sprach jetzt der Greis, „daß dieser unseres alten Herrn, des vorderen Losunger's Sohn ist, der Junker Roderich Muffel."

Staunend blickte der junge Mann, dann rief er: „Darum sagten auch die Leute, daß Ihr ein Nürnbergisch Kind, gelehrter Herr Doctor! wußte aber nicht, daß Ihr zu der Sippe gehörtet."

Die Sippe war in dem Munde alter Diener und ihrer Kinder immer nur die Familie, in der sie gedient.

Als Roderich bemerkte, wie der Greis sich bemühte, das, was sein Enkelsohn sagte, in Einklang mit seinem Wissen zu bringen, sprach er:

„Verstehe wohl, mein alter Thieme, der Junker Roderich Muffel, der vor mehr als zwanzig Jahren von hinnen zog, ist heimgekehrt als ein Prediger und Lehrer des Wortes, als ein Verkünder des lauteren Evangeliums."

„Er nannte Euch Doctor," rief der Alte begeistert, „Ihr sagt, ein Verkünder der reinen Lehre, meines alten Herrn Sohn ist ein Doctor geworden wie Doctor Martin Luther, oh! barmherziger Gott, ich danke Dir! daß Du mich das hast erleben lassen!"

Danach nahm Roderich Muffel Abschied von dem alten Knecht seines Vaters, dem er versprach, ihn am folgenden Tage wieder zu besuchen; ehrfürchtig geleitete ihn der junge Schustergesell mit der Laterne hinunter, auf mannichfache Fragen rasch und sicher Auskunft gebend. Roderich erfuhr, daß der alte Thieme sich viel vorlesen lasse aus der heiligen Schrift und auch aus weltlichen Liedern. Der Gesell selbst gehörte eifrig zur Sängerschule, in der Hans Sachs Meistersänger war.

Als der Doctor am folgenden Tage um Mittag wiederum in das Haus seiner Väter trat, fand er den jungen Gesellen auf seiner ehemaligen Kammer bei der Leiche des alten Thieme. Der getreue Knecht der Muffel schien nur so lange gelebt zu haben, um den letzten Sprossen der Sippe noch einmal zu sehen. —

Zur innern Geschichte des 19. Jahrhunderts.

— Der Kampf des Königthums und des Papstthums am Rhein. — *)

II.

Die Anschauungen der deutschen Katholiken, der Kirchenfürsten und des niedern Clerus, wie der Laien, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind von denen, welche heut in diesen Kreisen leben, wie Tag und Nacht verschieden; wir gaben davon in der letzten Nummer aus unverdächtigen Denkschriften, die sich noch heute in königlichen Archiven

*) Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Gerd Eilers, Königl. Preuß. Geh. Regierungsrath a. D. Dritter Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus 1858.

der Rheinprovinz finden, einen vollgültigen Beweis, der indeß nur als eine nebensächliche Ergänzung der offenkundigen Thatsachen zu betrachten ist, zu denen weltliches, dynastisches oder persönliches Interesse die Kirchenfürsten jener Zeit bewogen. Eine andere, nicht minder dankbare Aufgabe wäre es, ein Bild der Gleichgültigkeit zu zeichnen, mit welcher auch in den Kreisen des katholischen Volkes, des katholischen Clerus und der katholischen Gelehrten in jener Zeit der Unterschied der Bekenntnisse betrachtet ward, ein Bild, das übrigens schon durch die Verhandlungen, in denen hervorragende Männer des vorigen Jahrhunderts die Einheit zwischen Protestanten und Katholiken herzustellen versuchten, mit ziemlich deutlichen Farben hindurchschimmert.

Aber schnell genug änderte sich die Physiognomie der Geister, an der wir schon darum kein aufrichtiges Wohlbehagen finden können, weil hier nicht Tiefe des Glaubens und des Denkens auf eine innere Einheit hinarbeiteten, sondern vielmehr matte und doch rohe Gleichgültigkeit in vielen Fällen sich über das Erbe der Väter hinwegzusetzen versuchte. Nicht immer freilich, wie wir zugeben, denn je weiter wir in unserem Studium dieses merkwürdigen achtzehnten Jahrhunderts kommen, desto mehr der kräftigen und thatenvollen Bestrebungen entdecken wir in diesem Zeitraume, der uns Allen scheinbar so nahe und bekannt ist, und doch für die Meisten bereits zu einem unbekannten Welttheile geworden ist. Allein — und man verzeihe uns freundlichst diese kleine Abschweifung — wie energisch und dem allgemeinen Wohle mit großer Selbst-Entäußerung zugewandt auch die meisten der öffentlichen Charaktere in der Mitte und am Ende des 18. Jahrhunderts auftreten, so geht doch mit ihrer kühnen Schöpfungslust eine überaus große Rücksichtlosigkeit gegen die Mächte der Geschichte, ererbte Anschauungen und Traditionen einher, und sie täuschen sich in ihren Zukunfts- und Wahrscheinlichkeits-Berechnungen regelmäßig, indem sie beim Volke tabula rasa annehmen und nicht an die tief eingesenkten Wurzeln religiöser, socialer und politischer Natur denken, die, wie oft auch angegriffen und abgestochen, doch immer wieder von Neuem ausschlagen und ihre Schößlinge erheben. Diese Helden und Anführer des 18. Jahrhunderts hatten vor Allem keine Ahnung von der innigen Anschmiegung des katholischen Cultus und Kirchenthums an die Bedürfnisse des katholischen Volkes, und darum mußte endlich dasselbe Volk, für das sie in Wirklichkeit so viel Schweiß vergossen haben, sie im Stich lassen und der alten Macht von Neuem zur Seite treten.

Muß man so aus dem dunklen Drange des katholischen Volkes nach seinen alten geschichtlichen Gütern die Auferstehung der römischen Hierarchie erklären, so darf man doch auch den mehr äußerlichen Umstand nicht übersehen, daß die Mächtigen der Erde, erschreckt durch die Folgen der französischen Revolution und durch jesuitische Schulmeister in einem eigenthümlichen Halbdenken befestigt, im römischen Kirchen-

thum auf einmal den festen Wall gegen die Revolution sahen und jenes darum mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützten. Was Preußen insbesondere anbetrifft, so glaubten jene „Mächtigen der Erde“ auch noch einen Keim der Auflösung und des Zerfalls zu begünstigen, indem sie die katholischen Ansprüche innerhalb des protestantischen Großstaats förderten.

Letzteres fühlte man in Preußen selbst sehr tief, und die wärmsten Patrioten kamen in Folge dessen auf den Gedanken einer deutschen Politik, deren Grundzug die Unversöhnlichkeit war. General v. Thielemann übersetzte zu jener Zeit das Suum cuique des preußischen Adlers durch: „Vogel friß oder stirb.“ —

Friedrich Wilhelm der Dritte hatte die Rheinlande mit einer Proclamation (5. April 1815) übernommen, welche alle Gemüther beruhigen und die unter französischer Herrschaft vielfach beschränkten Katholiken ganz besonders erfreuen mußte. Diese Proclamation sagt:

„Ihr werdet gerechten und milden Gesetzen gehorchen. Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schützen. Ihre Diener werde ich auch in ihrer äußern Lage zu verbessern suchen, damit sie die Würde ihres Amts behaupten. Ich werde die Anstalten des öffentlichen Unterricht's für eure Kinder herstellen, die unter den Bedrückungen der vorigen Regierung so sehr vernachlässigt wurden. Ich werde einen bischöflichen Sitz, eine Universität und Bildungs-Anstalten für eure geistlichen Lehrer unter euch errichten.“

Eilers fügt dem hinzu:

„Ich habe, nachdem die Kölner Zerwürfnisse eingetreten waren, wohl sagen hören, daß alle diese Versprechungen keinen besondern Dank verdienten, weil durch dieselben nur gerechten Foderungen der katholischen Rheinländer genügt worden; aber selbst die fanatischen Eiferer in München, welche die eigentlichen Preußen ihres deutschen Charakters beraubten, die preußische Monarchie zu einer „Erfindung“ machten, und Berlin zu einer „Pranger- oder Galgenstadt“ stempelten, wagten doch nicht zu behaupten, daß jene Versprechungen nicht pünktlich und vollständig erfüllt worden. Die Gymnasien sowohl als die Volksschulen wurden rasch aus ihrer Versunkenheit zu einer Blüthe emporgehoben, die man früher nicht gekannt. Die junge katholische Geistlichkeit trat mit einer wissenschaftlichen Bildung in das geistliche Amt, gegen welche die ältere weit zurückstand, und während noch ältere Geistliche in ihren Briefen und Eingaben einen unglaublichen Mangel an gewöhnlicher Schulbildung verriethen, z. B. „confr. Böhmer“ mit confrater Böhmer übersetzten, Psichologie statt Psychologie, und Paster loci statt Pastor loci schrieben, traten jüngere Geistliche mit einer, manche evangelische Geistliche verdunkelnden Erudition hervor. Mußten doch die Studirenden der evan-

gelischen Theologie in Bonn den Schimpf erfahren, daß Studirende der katholischen Theologie die Preisaufgaben der evangelisch-theologischen Facultät lösten, die sie im Stiche gelassen. So statteten die Gymnasien die katholische Kirche mit der wissenschaftlichen Rüstung aus, die sie dann so erfolgreich zu ihrer eigenen Befestigung und zur Bekämpfung der evangelischen Kirche zu benutzen wußte.

Dem Volksschulwesen eben so widmete der König persönlich ernste landesväterliche Aufmerksamkeit."

„So lange der Wirkl. Geheimrath Graf Spiegel zum Desenberg den erzbischöflichen Stuhl zu Köln inne hatte, ging Alles gut. Er war der rechte Mann, den äußeren Frieden zwischen zwei Mächten zu erhalten, die sich innerlich unmöglich befreunden konnten; denn der Papst fing schon an, einen Gehorsam in Anspruch zu nehmen, der dem Könige fast nichts übrig ließ als das Amt eines Friedensrichters in bürgerlichen Streitigkeiten und das Amt eines Polizeidieners zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung; ja, er mußte ihm, als einem Ketzer, consequenterweise das Recht der Existenz streitig machen, und wollte ihn daher auch nur actu, das heißt, weil er nun einmal durch die Gewalt der Umstände König katholischer Unterthanen geworden, anerkennen, und that es um so widerwilliger, als diese Katholiken früher Unterthanen der drei geistlichen Kurfürsten des heiligen römischen Reiches gewesen waren, zu deren Wiederherstellung auf dem Wiener Congresse bekanntlich alle Kräfte in Bewegung gesetzt wurden. Der König dagegen verlangte, daß die Diener des päpstlichen Regiments, die Bischöfe, schwören sollen: „Seiner königlichen Majestät hold, treu, gehorsam und unterthänig zu sein; nach Vermögen Seiner Majestät Bestes zu befördern, Schaden und Nachtheil zu verhüten, besonders aber eifrig danach zu trachten, daß in den Gemüthern der seiner bischöflichen Leitung anvertrauten Geistlichen und Gemeinden die Ehrfurcht vor der königlichen Majestät, die Liebe zum Vaterlande und der Gehorsam gegen die Gesetze tiefe Wurzel fassen möge, und nicht dulden, daß im entgegengesetzten Geiste gelehrt und gehandelt werde." Graf Spiegel schwor den Eid und hielt ihn getreulich, obwohl er auch dem Papste den bekannten, mit jenem Eide unvereinbaren Eid geschworen hatte. Er konnte der Klemme nur durch Anwendung kluger Distinctionen und diplomatischer Künste entgehen. „Nach Rom hin," spottete Görres, „bückte sich der königlich preußische Geheimrath vor dem Erzbischofe, nach Berlin hin bückte sich der Erzbischof vor dem Geheimrathe." Das größte Verdienst, welches sich der Erzbischof Spiegel um die Rheinprovinz und um Preußen erworben, bestand darin, daß er die Rheinlande gegen die ansteckende Krankheit des demokratischen und hierarchischen Treibens in Belgien durch einen guten Cordon sicherte. Zu Hülfe kamen ihm dabei die französischen kirchlichen Rechtsgrundsätze, welche die ehemaligen Unterthanen der drei geistlichen Kurfürstenthümer eben so be-

reitwillig angenommen hatten als die bürgerliche Gesetzgebung der Revolution. Nach diesen französischen (gallicanischen) Grundsätzen erfolgt die Ernennung der Bischöfe und Erzbischöfe durch den König, die kanonische Institution durch den Papst. Die Bischöfe übernahmen die Pflicht: die Staatsgesetze zu befolgen und die Rechte anderer Confessionen nicht zu beeinträchtigen, päpstliche Verordnungen ohne Genehmigung der Staatsregierung nicht in Ausführung zu bringen, ohne Vorwissen und Genehmigung der Regierung über kirchliche Angelegenheiten mit einem auswärtigen Hofe oder einer auswärtigen Macht keinen Verkehr zu unterhalten, in amtlichen Reden niemals einen Tadel oder eine Rüge gegen die Staatsregierung, gegen die Gesetze und Verwaltungsmaßregeln auszusprechen, noch weniger aber gar zum Ungehorsam gegen dieselbe aufzureizen, solche Aeußerungen im Pastoralschreiben bei noch strengerer Strafe zu vermeiden, endlich die Civilstandsgesetze zu beachten. Die Verletzung dieser Pflichten ist mit schweren Strafen, mit Amtsentsetzung, Verbannung und Gefängnißstrafe verpönt."

Nach dem Uebereinkommen, welches unser Königthum mit dem Papstthum getroffen hatte, sollten die Erzbischöfe und Bischöfe von den Capiteln gewählt werden, diese aber die Wahl auf solche Personen richten, welche der Staatsregierung nicht mißfällig seien, und sich darüber vor der feierlichen Wahlhandlung gehörig Ueberzeugung zu verschaffen suchen, was so ziemlich mit den bis dahin gegoltenen Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts übereinstimmte.

Im Jahre 1835 erfolgte der Tod des Grafen Spiegel, der erzbischöfliche Stuhl von Köln war erledigt und es handelte sich um eine Neuwahl, und das Capitel wählte Herrn Clemens Freiherrn Droste zu Vischering, „als eine dem König angenehme Person." Unglaublich, aber wahr, daß der Freiherr Droste-Vischering wirklich in jener Zeit in Berlin für eine Andern gehalten wurde, als er war. Er selbst hatte nichts, aber auch gar nichts gethan, um seine wirklichen Ansichten zu verdecken; er war ein überaus offener und rücksichtsloser Mann.

„Im Jahre 1820 ließ er einigen jungen Leuten, die in Bonn Theologie studiren wollten, durch den Dekan der theologischen Facultät in Münster bei Strafe der Ausschließung von den Weihen verbieten, diese Universität zu beziehen; wahrscheinlich weil der dortige Professor der Theologie, Georg Hermes, schon in Münster 1818 den Grundsatz ausgesprochen hatte, die Vernunft sei die vorzüglichste Norm und für den Menschen das einzige Mittel, zur Erkenntniß übersinnlicher Wahrheiten zu gelangen, ein Lehrsatz, der denn auch später in dem Verdammungsbreve vom 26. September 1835 unter den Gründen der Verdammung und des Verbots der Werke des Hermes ausdrücklich angeführt wird. Der Curator der Münsterschen Lehranstalt, Oberpräsident von Vincke, erklärte dieses ohne sein Vorwissen gegebene Verbot als nichtig und be-

richtete darüber an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Dieses, welches den Generalvicar schon früher hinlänglich kennen gelernt hatte, schritt ernstlich ein. Die Behandlung der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten bei dem Ministerium war damals in den Händen des Ober-Regierungsraths v. Schmedding aus Münster, an dessen katholischer Rechtgläubigkeit Niemand zweifelte, und wahrlich auch keine Ursache dazu hatte. In der Antwort, welche der General-Vicar hierauf dem Minister d. d. Münster am 21. März 1820 zugehen ließ, spricht er seine felsenfesten hierarchischen Grundsätze so herbe, so rücksichtslos aus, daß Herr v. Altenstein und Herr v. Schmedding alle Hoffnung aufgaben, ihn jemals, sei es durch Drohungen, sei es durch Belehrungen, zu einem andern Verfahren, oder zu andern Ansichten bestimmen zu können."

Der Brief v. Droste's findet sich bei Eilers (III. 135 u. folgd.) und ist allerdings eines der merkwürdigsten Aktenstücke zur Geschichte der wieder erwachenden Hierarchie in Deutschland. Mag folgender eine Satz für das Ganze sprechen:

„Was nun Das betrifft, daß hinsichtlich der katholischen Kirche nach protestantischen Grundsätzen verfahren wird: so ist natürlich, daß die Grundsätze eines protestantischen Ministeriums verschieden sind von jenen eines katholischen Kirchenobern. Es ist auch nicht zu verwundern, daß ein protestantisches Ministerium gewisse Grundsätze als Staatsmaxime ansieht, welche die katholische Kirchenobrigkeit als sehr eingreifend in die Rechte und Freiheit der katholischen Kirche erkennt, und sich dagegen, als gegen Eingriffe, nach Pflicht und Gewissen benehmen muß. Die Frage: auf welcher Seite die Wahrheit ist, zu beantworten, dafür kann das protestantische Ministerium nicht competent sein, und die Competenz der katholischen Kirche wird von jenem Ministerium nicht anerkannt. Es giebt daher nur ein Mittel, dem immerwährenden Zwiespalt zuvorzukommen, nämlich dieses, sich fest an den statum quo von 1803 zu halten, und den Reichsdeputations-Hauptschluß von jenem Jahre sofort auch in Dem, was zu Gunsten der Katholiken ist, in Erfüllung zu bringen."

Man konnte sich nicht härter ausdrücken, als es v. Droste-Vischering in diesem Briefe gethan hatte. Offen gestand er also ein, daß von Recht und rechtlicher Anerkennung zwischen protestantischer Regierung und katholischer Kirche eigentlich gar nicht die Rede sein könne, daß beider Verhältniß zu einander nur eine Frage der Macht sei; man dulde sich, weil man müsse, man erkenne aber keinen Frieden, ja nicht einmal Waffenstillstand an.

Zu weit würde man gehen, wenn man diesen Brief nach Inhalt und Ton ohne Weiteres dem römischen System auf die Rechnung schriebe; im Gegentheil muß ein guter Theil desselben aus der Art des westphälischen Edelmannes erklärt werden. Practica est multi-

plex, und während der Italiener in zierlichsten Wendungen und in einem Athem dem protestantischen Staate seine Ergebenheit und der Kirche seine unbedingte Treue betheuert hatte, brach der starre, an keinen Zaum gewöhnte Nordsachse wie ein wilder Eber durch alle Hecken der Convenienz und der Kirchenpolitik, um zu sagen, was ihm nicht behagte. Der Einfluß des nationalen Elementes auf die Darstellung der römischen Kirchenpolitik ist überhaupt von viel größerer Bedeutung, als gewöhnlich zugestanden wird, und gerade die preußische Regierung sollte das bei den eigenthümlichen ihr vorliegenden Schwierigkeiten wohl beachten. Sie könnte und konnte so oft dadurch, daß sie einer nationalen und Stammes-Eigenart auf den rein politischen und socialen Gebieten mehr Freiheit und Anerkennung zu Theil werden ließ, die Heftigkeit dieser nationalen Kräfte auf kirchlichem Gebiete um vieles schwächen, und es ist wohl fraglich, ob die Haltung des Freiherrn v. Droste 1836 und später so schroff geworden wäre, wenn ihm der Hintergrund unzufriedener westphälischer Standesherren und gekränkter westphälischer Edelleute und plötzlich militairpflichtig gewordener Bauern und eines an seinen Rechtsalterthümern und uralten Gewohnheiten vielfach beschädigten Volkes gefehlt hätte.

Eilers deutet übrigens (III. 144) darauf hin, daß man in Berlin sich hauptsächlich darum für v. Droste entschied, weil man die schroffen Edelleute Westphalens und Rheinlandes dadurch zu gewinnen hoffte. Sie hatten nämlich in Folge der Maßregeln, die die Königl. Regierung gegen v. Droste ergriff (das Ober-Präsidium in Münster erhielt den Auftrag, jede Thätigkeit der theologischen Facultät von Münster und den Lehrern das Halten von Vorlesungen zu untersagen, was auch, ohne Lärm zu machen, stricte durchgeführt worden ist), einen „nachhaltigen Groll" gezeigt.

Zunächst, als man in Berlin sich vorläufig für v. Droste entschieden hatte, erhielt der Schulrath und Domcapitular Schmölling zu Münster von der Regierung den Auftrag, die Gesinnungen des Hrn. v. Droste zu erforschen. Der westphälische Freiherr und Generalvicar hatte seit seinem Streite mit der Regierung funfzehn Jahr in Zurückgezogenheit, mit asketischen Uebungen beschäftigt und ein Hospital der barmherzigen Schwestern leitend, gelebt. Sein Charakter war bekannt als der eines zähen, beschränkten, frommen, stolzen Mannes. Der wichtigste Punkt, in dem man sich seiner Gesinnungen versichern mußte, betraf die gemischten Ehen. Es existirte nämlich eine Uebereinkunft, welche in Gemäßheit eines an den Erzbischof von Köln und die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster gerichteten Breve des Papstes vom 25. März 1830, zwischen dem Geheimen Legationsrath und Gesandten am römischen Hofe, Herrn Bunsen, und dem verstorbenen Erzbischofe Grafen Spiegel unter dem 19. Juni 1834 zu Berlin getroffen worden war und der auch die Bischöfe von Trier, Münster und Paderborn ihre

Zustimmung gegeben hatten. An Sicherstellung der katholisch-theologischen Facultät zu Bonn und der wissenschaftlichen Bildung der Geistlichen dachte man nicht, wahrscheinlich weil der Professor Hermes, der Hauptstein des Anstoßes, inmittels gestorben war.

Auf die Anfrage Schmöllings gab Herr v. Droste sogleich die schriftliche Erklärung, „daß er sich wohl hüten werde, jene, gemäß dem Breve des Papstes Pius VIII. über die gemischten Ehen getroffene und in den genannten vier Sprengeln zur Vollziehung gekommene Vereinbarung nicht aufrecht zu halten, oder gar, wenn solches thunlich wäre, anzugreifen oder umzustoßen, und daß er dieselbe nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit anwenden werde." Am Schlusse des Schreibens bittet er Herrn Schmölling: ihn Sr. Excellenz ganz gehorsamst zu empfehlen und seinen aufrichtigen Dank darüber zu erkennen zu geben, daß Höchstderselbe ihm die Gelegenheit verschafft habe, seine Gesinnungen hinsichtlich der vorliegenden Gegenstände mit völliger, ihm so angenehmer Offenheit an den Tag zu legen. Daraufhin wurde er von dem Capitel als eine dem Könige angenehme Person gewählt. Die Bestätigung des Papstes blieb natürlich nicht aus.

Im Publicum brachte man die Ernennung v. Droste's zum Erzbischof von Köln mit der ungefähr gleichzeitig erfolgenden Allerhöchsten Cabinetsordre vom 16. Januar 1836, welche die Familien-Autonomie des rheinischen Adels wieder herstellte, in „gehässiger Weise" in Verbindung.

Schnell war der neue Erzbischof in Streitigkeiten mit der Regierung verwickelt, die erste betraf die Hermesianer, die zweite die gemischten Ehen.

Clemens August (v. Droste) haßte die moderne deutsche Wissenschaft und Literatur überhaupt; als er in seinen erzbischöflichen Palast zu Köln trat und seines Vorgängers reiche Bibliothek bemerkte, in der die deutschen Classiker enthalten waren, befahl er ihre augenblickliche Entfernung und drohte sie andernfalls durch's Fenster in den Hof zu werfen. Die Lehre Hermes' mit ihrer Behauptung von der Vernunft als der höchsten Autorität*) mußte natürlich dem neuen Erzbischof ein Gräuel sein.

*) „Hermes hatte schon als Professor der Theologie in Münster im Jahre 1818 eine „Einleitung in die christ-katholische Theologie" herausgegeben und darin den Satz aufgestellt, „daß in der Wissenschaft keine Autorität, weder alte noch neue, etwas gelte, sondern in ihr nur Das unerschütterlich feststehe, was durch absolute Nöthigung der theoretischen und der praktischen Vernunft gestützt sei." Der theoretischen Vernunft, meinte er, könne nur dadurch genügt werden, daß man Grund und Ursache eines jeglichen Dinges suche und finde, die Befriedigung der praktischen Vernunft dagegen liege in dem Pflichtgebote: „Suche die Menschenwürde in dir und Andern rein darzustellen, d. h. achte und fördere in dir und Andern Intelligenz, Freiheit und Wohlwollen." Den Wunderglauben macht er zu einer Art Ergänzungsstück der praktischen Vernunft, indem er annimmt, es könnten Fälle eintreten, wo es ohne diesen Glauben unmöglich sei, eine unbezweifelte Pflicht zu erfüllen. Hermes stellt diese Sätze nicht auf, um durch ihre Entwickelung die katholische Kirchenlehre zu zerstören, sondern im Gegentheil in der Absicht, ihr mit Hülfe derselben deutschen

„Die erste Maßregel, welche er gegen die Hermesische Schule ergriff, bestand darin, daß er einem Hefte der schon erwähnten „Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie" das Imprimatur verweigerte, also ihre wissenschaftliche Thätigkeit lahmlegte. Die Professoren kamen um Abhülfe bei dem Oberpräsidenten ein, und dieser erließ am 13. Sept. 1836 die Erklärung, „daß nur die Gebetbücher und Katechismen der geistlichen Censur unterworfen seien". Die Professoren ließen nun drucken, der Erzbischof aber erhob Beschwerde, daß ihm damit die Möglichkeit, für Reinerhaltung der Lehre zu sorgen, genommen sei. Später erklärte die Regierung: „es sei ihr nie in den Sinn gekommen, die Hermesische Lehre in Schutz zu nehmen", was sie gleichwohl doch durch jene Verfügung des Oberpräsidenten gethan hatte. Hierdurch gereizt nahm der Erzbischof seine Zuflucht zu einer Maßregel, deren Ausführung ganz in seiner Hand lag. Er beauftragte die geistlichen Obern seiner Diöcese, allen Beichtvätern in seinem Namen bekannt zu machen, „daß Keiner die Schriften des Professors Hermes lesen dürfe, und daß kein Theologe Vorlesungen, deren Inhalt den erwähnten Schriften gemäß sei, beiwohnen dürfe."

Die Appellation der Hermesianer an Rom half ihnen nichts, der General der Jesuiten und Cardinal Lambruschini wiesen sie gleichermaßen zurück; wohl aber wurde in Folge dieser Anrufung die Lehre von der höchsten Autorität des Papstes auf's Neue von Rom aus mit allem Nachdruck vorgetragen und den Appellanten aufgegeben, daheim darauf hinzuarbeiten, „daß alle Katholiken in ihrer Gegend sich dem Stuhle Petri immer enger anschlössen."

Die Hermesianer — vielleicht, gleich den Jansenisten, eine Weissagung künftiger größerer Bewegungen im Katholicismus — blieben an der Grenze ihrer Kirche, aber innerhalb derselben stehen, der Protestantismus reizte sie nicht, konnte sie auch nicht reizen, wie Eilers sagt. Der Staat ging aus dem Streite weder als Sieger, noch als

Wissenschaft, durch welche sie fast zu Grunde gerichtet worden war, unter die Arme zu greifen und vor dem gänzlichen Verfalle zu bewahren. So sehr war die wahre päpstliche Theologie dem damaligen Bewußtsein der katholischen Kirche in Deutschland unter dem Einflusse der wissenschaftlichen Entwickelungen entschwunden, daß selbst die ausgezeichnetsten und berühmtesten Münsterschen Theologen sich nicht veranlaßt fühlten, gegen diese allerdings gefährlichen Lehren des Professors Hermes Widerspruch zu erheben, ja es ist zweifelhaft, ob sie den schroffen Gegensatz des Hermesischen Princips gegen die päpstliche Lehre: du sollst glauben, was die Kirche dir zu glauben befiehlt, auch nur erkannten. Die jungen Theologen jubelten, nunmehr freien Gebrauch von deutscher Philosophie und Wissenschaft machen zu können. Die Wirksamkeit des Meisters war in der That ungeheuer; nie hat Einer, so weit ich die Geschichte der großen theologischen Lehrpotenzen kenne, so rasch eine so große, über ganz Deutschland verbreitete Schule gegründet, als Hermes. Ein sehr bedeutsames Zeichen der Zeit! Denn es bedeutet, daß auch in der katholischen Welt der deutsche Geist sich auf die Dauer nicht mehr so ohne weiteres durch Glaubensgebote von Rom her gefangen nehmen läßt. Die Hermesische Schule dagegen ist noch jetzt eben so weit verbreitet, als sie es früher war, und wenn sie sich auch nicht mehr so hochmüthig und naserümpfend geberden darf, wie sie es in ihrer „Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie" gethan, so fährt sie doch im Stillen noch immer fort, ihren Grundsatz aufrecht zu erhalten." (Eilers III. 151.)

Besiegter hervor; aber was ihm viel nachtheiliger war, der beschränkte Westphale hatte sich als logischer und consequenter erwiesen, denn der feine, protestantisch-dialektisch gebildete Staatsmann; es war in Rom und in Köln erkannt, daß der protestantische Staat nicht genau wisse, was er wolle, daß er zur „Freiheit der Wissenschaft" und den anderen idealen Forderungen keine principielle Stellung einnehme, und diese Unklarheit flößte den Gegnern neuen Muth ein. Görres hatte in diesem Kampfe übrigens für Preußen gegen den Papst gestanden, die öffentliche Meinung in den katholischen Kreisen war für Preußen; man glaubte sich stärker, denn je, den römischen Ansprüchen gegenüber. Und jetzt tauchte die Frage der gemischten Ehen auf.

Ein Fürstendenkmal.

Denkmal eines Württembergers zu Pitschen in Schlesien.

Zu Pitschen in Schlesien befindet sich das Denkmal eines jungen württembergischen Herzogs, eines Busenfreundes von Karl dem Zwölften. Gleich wie das Leben des Schwedenkönigs war auch das seinige ein Heldenroman. Und dieser schließt noch mit einem dunklen Räthsel, auf welche Weise nämlich sein Grabstein hier an die schlesisch-polnische Grenze gekommen ist; denn hier liegt er nicht begraben. Der hiesigen Stadtsage nach ist das Denkmal auf Befehl Peters des Großen angefertigt worden, zu welcher Meinung die Inschrift auf demselben Veranlassung giebt. Es dürfte nicht bloß allen Württembergern und insbesondere dem hohen Hause des Prinzen erfreulich sein, hierüber etwas zu hören, sondern auch den Schlesiern, welche schon lange das Glück genießen, ausgezeichnete Mitglieder dieses Fürstenhauses unter die Ihrigen zu zählen. Aber auch für die Geschichte Karls des Zwölften und Peters des Großen bringt uns die Grabschrift einen werthvollen Beitrag, indem letztere zugleich die interessante Lebensbeschreibung des Prinzen enthält. Deshalb habe ich eine Zeichnung des Monumentes und auch eine Copie seiner Schrift genommen. Diese ist auf zwei großen schwarzen Marmortafeln in einem auserwählt schönen Latein abgefaßt. Die eine der Tafeln liegt nach ihrer Breite und bildet den Untertheil, die andre darüber steht nach der Höhe aufgerichtet und bildet den Obertheil des Grabdenkmals; das Ganze hat die imposante Höhe von 14 Fuß und ist oben gekrönt mit der Herzogskrone und dem württembergischen Wappen, auf den Seiten mit reichen und sehr lebendig gearbeiteten kriegerischen Emblemen in grauem Marmor. Die Inschrift erzählt uns verdeutscht in getreuer Uebersetzung Folgendes:

„Unter diesem Steindenkmal liegt begraben der Staub eines Fürsten, hoch an Geburt, an Tugend und Verdienst, Maximilian Emanuels, Herzogs von Württemberg und Teck, Grafen von Mümpelgard, Herrn zu Heidenheim u. s. w.; im Heere Seiner Königlichen Majestät von Schweden Befehlshaber eines Fuß- und Reiter-Corps, ein Herr, hochherzigen und ruhmreichen Andenkens. Geboren war er zu Stuttgart am 27. Februar 1679, mitten im Getümmel des Krieges, einer Vorbedeutung seines künftigen Lebens, von erlauchten Eltern. Sein Vater war

der Herzog und damalige Administrator von Würtemberg, Friedrich Karl, der längst entschlafen ist. Seine noch lebende Mutter war Eleonora Juliane, von Geburt eine Markgräfin von Brandenburg. — Zu einem Heldenberufe zeigte er von früher Kindheit an treffliche Anlagen, die, mit den Jahren wachsend, sich immer deutlicher entfalteten, aber erst dann recht sichtbar wurden, als er dieselben im Felde selbst ausüben und die Kriegskunst im Lager des berühmten Schwedenköniges Karl des Zwölften erlernen konnte. Hier, wo er zuerst als ein Zögling des Mars auftrat, lenkte er sogleich die Blicke und die Aufmerksamkeit Aller auf sich. Besonders aber ward ihm die Gunst des Königs in einem solchen Maße, daß dieser sich ihn zum Zeltbruder erwählte, und sich Beide mit Leib und Leben so innig einander hingaben, daß es schien, als ob nur ein Herz und eine Seele in zwei verschiedenen Körpern schlüge. Niemand kam dem Prinzen gleich an Liebe zu dem König, an Treue und Beständigkeit; in allen Gefahren und Kriegsunternehmungen war er sein beständiger Begleiter und Gefährte, und er führte auch dieselbe schlichte Lebensweise. Ja, wäre nur das Leben des Königs glücklicher gewesen. Denn zuletzt mußte er auch in jener verhängnißvollen Schlacht bei Pultawa zugegen sein; und obschon er hier sein Amt als Anführer und Krieger, bald mit der Reiterei, bald mit dem Fußvolk aufs Tapferste versah, und die Führung des linken Flügels trefflich geleitet hatte, so ward er dennoch von der Uebermacht der feindlichen Geschosse und Reiter-Angriffe geworfen und gezwungen, sich mit nur wenig übrigen noch Schlagfertigen zu ergeben. Aber welch eine große Niederlage die Feinde auch anrichteten, ihm widerfuhr selbst als Gefangenem nichts Feindseliges. Denn der große moskowitische Czar Peter Alexius, auch an seinem Feinde die Tapferkeit schätzend, schenkte ihm sogleich die Freiheit, als er des Prinzen nur ansichtig wurde. Er ehrte ihn noch in seinem Leben, und da er sein Leben hier beschloß, indem er von einem hitzigen Fieber auf der Heimreise hinweggerafft wurde, betrauerte er das Loos eines so ausgezeichneten Prinzen, und befahl seine feierliche Leichenbestattung zu Dubnow in Wolhynien, woselbst er sanft und selig im Herrn entschlafen war, nachdem er zuvor noch das heilige Abendmal genossen. — Es geschah dies am 25. September des Jahres 1709 in einem Alter von noch nicht mehr als zwanzig Jahren und sieben Monaten. Wenn er in solcher Jugend schon so hoch gestiegen, was hätte er erreicht, wäre er am Leben geblieben? Wer so an Tugenden und Thaten ausgezeichnet, weit über seine Jahre, und sich die Gnade und Liebe der größten Herren der Erde, selbst unter seinen Feinden, erwarb, hätte er das wohl gekonnt, wenn er vor allem nicht auch Gott wohlgefallen hätte? Und darum folgte er auch ohne Klage dem Befehl und Ruf jenes höchsten Herrschers, mit dem treuen und gehorsamen Gemüth, das ihn gegen diesen auch in seinem Kriegeslager niemals verlassen hatte. Von hier, wo Irrthum und Mühsal ihn begleitet, rief ihn dieser zu den ruhigen und sicheren Gefilden, wo alle Kämpfe ausgekämpft und alle Feindseligkeiten abgelegt sind, und wo er unter den Seligen jetzt seine Triumphe feiert. Sein Geist ist schon aufgestiegen, während sein hier begrabener Leib am jüngsten Tage auferstehen soll. — Das ist es, was Du wissen solltest, lieber Leser. Du solltest erfahren, nicht bloß, wer es gewesen ist, der unter diesem Steine ruhet, sondern auch, wie er es gewesen ist."

Daß das Denkmal nach Dubnow in Wolhynien bestimmt war, ist aus der Grabschrift klar zu ersehen. Aber nicht so gewiß geht daraus

hervor, ob es wirklich von Peter dem Großen bestellt worden war, wie die Sage lautet. Es könnte auch sein, daß der württembergische Hof es habe anfertigen lassen, und als er bei dem Czaren um die Erlaubniß angehalten, es nach Dubnow zu senden, daß dieser dann selbst beabsichtigt hätte, ein Denkmal dort zu setzen; und deshalb könnte vielleicht das hier Vorhandene, als es bis an die polnische Grenze gelangt war, in der Grenzstadt Pitschen liegen geblieben sein. So viel ist gewiß, daß es hier eine lange Reihe von Jahren gelegen hat, und als es endlich ganz in Vergessenheit gerathen war, beschloß die Stadt Pitschen, es in ihrer Haupt- und Pfarrkirche zur Seite des Altars aufzustellen und ihm einen eben so ausgezeichneten als passenden Platz anzuweisen; denn eben diese Kirche gehörte mit zu denen, welche im Jahre 1707 durch König Karl den Zwölften und das schwedische Heer den Protestanten in Schlesien zurückgegeben wurden. So ist es zu einem historischen Denkmal an Ort und Stelle geworden und möge als ein solches der Stadt Pitschen verbleiben. Jedenfalls hat sich dieselbe eines schönen Besitzes werth gezeigt durch die Art, wie sie ihn zu ehren gewußt hat. (Celtus.)

Jäger-Brevier.

Jagd-Alterthümer: Waidsprüche und Jägerschreie, Jagd-Kalender, Jägerkünste und Jäger-Aberglauben, Jägersagen. Dresden. Schönfeld's Buchhandlung 1857. IV und 180 S. in 8.

Immer mehr besinnt sich das deutsche Volk auf seine Vergangenheit, immer mehr in die Breite des gesammten geistigen Lebens geht die germanistische Wissenschaft; Masche wird an Masche gefügt, so daß wir hoffen dürfen, bald ein ganzes Gewebe zu erhalten, bei dem alle Willkür verschwinden muß. Gehoben ist schon lange aus geheimnißvoller Tiefe der goldene Hort der Sagen und der Märchen, der nationalen Poesie und des nationalen Rechts: man ist hierbei nicht stehen geblieben, die Sehnsucht, aus der Abstraction in das concrete Leben zu kommen, hat weiter geführt, und man hat nach den Sitten, Sagen und Gebräuchen der einzelnen Stände und Berufsarten geforscht, wie sie dieselben handhabten in der Heimath, wie in der Fremde, bei saurer Arbeit wie bei festlichen Gelegenheiten. Auch das oben bezeichnete Buch legt ein nicht unwichtiges Zeugniß für dieses Streben nach dem Besonderen, nach dem gegliederten, inhaltsvollen Leben ab. Es ist ein willkommener Beitrag zur deutschen Sittengeschichte und zur vergleichenden Sagenkunde; aber neben diesem allgemeinen Interesse muß es noch ein besonderes Interesse rege machen bei allen Freunden der edlen Jagdkunst. Das Leben des Jägers auf Wald und Flur, sein Sinnen und Denken, sein Verhältniß zu Seinesgleichen wie zu der Thierwelt, mit der er es auf der Jagd zu thun hat: alles dies, wie es seit uralten Tagen bei unserm Volke gewesen ist, wird in diesem Buche nach einander dergestalt vorgeführt, daß auch dem Jäger die Gegenwart mit der Vergangenheit verbunden wird. Er hört und vernimmt und sieht seine Vorfahren auf der Jagd und vermag Vergleiche anzustellen zwischen Einst und Jetzt. Vieles, sehr Vieles ist anders geworden, seit nicht mehr in Deutschland der „edle Hirsch" gejagt wird „den

Jägern zur Lust und dem Hirsche zum Leide", oder wenigstens diese Jagd eine seltene geworden ist; aber Manches ist noch, wie es früher war. Noch spricht zum Hasen der Fuchs: „Ich höre den Jäger blasen. Mach' dich auf und lauf' davon!" Noch gilt der Spruch:

„Wenn Reinick fromm ist, gen Rom zeugt,
Alsdann er erst am meisten treugt."

Noch endlich hat das deutsche Volk, so sehr auch der Wald schwindet, Lust und Liebe zum Walde, Lust und Liebe zur Poesie des Waldes, die ihn anblickt mit den Augen des Rehs und ihn labt wie krystallklares Wasser, das geheimnißvoll dem Felsen aus dem dunklen Schooß der Erde entquillt. Wir können deshalb die gebotene Sammlung deutscher Jagd-Alterthümer, die erste ihrer Art in Europa, nur willkommen heißen und ihr recht viele Leser wünschen.

Das Buch zerfällt in vier Abtheilungen. Die erste enthält die erste vollständige Sammlung der alten Waidsprüche, die ein gewehrgerechter Jäger bei unsern Vorfahren inne haben mußte: Fragen und Antworten, Fragen und Gesellenschrei, Fragen und Antworten der Meister, kurz das gesammte complicirte Jäger-Ceremoniell.

„Mein lieber Waidmann, sag mir alsbald an:
Was ist denn der Jäger Lohn?
Das will ich Dir wohl sagen schon,
Was da ist der Jäger Lohn:
Der Tag ist gut,
Darbei haben die Jäger einen frischen, freien Muth,
Der Tag ist klar und fein,
Da trinken die Jäger alle gerne guten Wein,
Darum will ich heut und alle Zeit gerne bei ihnen sein."

Auch die Hunde nehmen Theil an der Freude des Tages. Denn ist der Hirsch gefällt, so werden ihm die Gehörne ausgeschlagen und diese den Leit-Hunden unter Waidsprüchen vorgetragen: „Söllmann, trauter Söllmann, mein trauter Hund, Du bist dran Schuld, daß der edle Hirsch verwundt, Du zeigst ihn an mit Deiner feinen Nasen, da er zoch hin gen Holz und über Straßen, der hat den Herrn und uns erquicket, da wir ihn in seiner Pracht erblicket; so können wir Waidleute fröhlich sein, dabey trincken Rhein- und Neckar-Wein, das habe Dank, mein treuer Söllmann, recht, recht, habe Dank und Recht." Fehler im Ceremoniell wurden, wie wir am Ende der ersten Abtheilung erfahren, streng gerügt. Erst wurde nach beendigter Jagd der beste Hirsch gegen die Herrschaft gelegt, und zwar mit dem Kopfe vorwärts, „worauf derjenige, welcher was verbrochen, nachdeme er angeklaget worden, geleget wird, da dann die darbey in einer Reihe stehende Jägerey anfängt zu blasen. Nach diesem fängt der Premier von der Jägerei, das bloße Waid-Messer in der Hand haltend, an, den Verbrecher drey Schläge zu geben, und bei dem ersten zu schreien und diese Worte zu ruffen vermittelst des Wald-Schreyens:

Das ist vor fürstl. gnädigste Herrschaft.

Bey den andern abermal geschryn und gerufen dieses:

Das ist vor Ritter, Reuter und Knecht.

Bei dem dritten wieder geschryen:

Das ist das edle Jäger-Recht.

Mit einem abermahligen Wald-Schreye gerufen und mit einmahligen Juch-Schreye geendiget, worauf die Jagerei dergestalt, wie sie zu Holtze gezogen, wiederum schreyet, und damit diese Ceremonie endiget."

Die zweite Abtheilung bildet ein Jäger-Kalender, „der aus lustigen

Reimen besteht, die zum größten Theil dem Verfasser (des Boebel) des neuesten Werkes über diesen Gegenstand unbekannt geblieben sind, und ganz abgesehen von ihrem nützlichen Kern, ihrer harmlosen, heitern Fassung wegen wohl Niemand unbefriedigt lassen werden." Wir bemerken zu diesen Worten der Vorrede, daß es eine eigene Bewandtschaft mit dem Volkskalender und folglich auch mit dem Jägerkalender hat. Er giebt Prophezeiungen und Lehren, die ihre Entstehung nicht den Schlüssen des Einzelnen verdanken, sondern der Gesammt-Erfahrung des Volkes. Die Wissenschaft ist hinzugekommen und hat die wissenschaftliche Begründung gesucht, aber in der Regel nicht gefunden. Ist damit der Volkskalender beseitigt? Gewiß nicht: es ist nur ein Zeugniß gegeben, daß erfahrungsgemäß feststehende Thatsachen zur Zeit noch nicht erklärt werden können. Ein kundiger Naturforscher antwortete deshalb dem Schreiber dieses einst auf seine Frage nach der Glaubwürdigkeit des Volkskalenders: Ich werde mich zehn Mal hüten, bei der Aussaat und Ernte, beim Fällen des Holzes und beim Zersägen, überhaupt in allen Dingen der Forst- und Landwirthschaft, ohne Noth gegen allgemein gültige Volkssprüche zu verstoßen, so wenig ich auch deren Richtigkeit theoretisch zu beweisen vermag. Uebrigens haben auch zahlreiche Bauern-Regeln in den letzten Jahren ihre wissenschaftliche Bestätigung gefunden. Wenn der Kalender sagt:

> Wenn sich die Käl' im Winter lindert,
> Alsbald sich Schnee genug einfindet,
> Es kämen denn trübe Wolken herbei,
> Kann's sein, daß es ein Regen sei,

so wissen wir jetzt genau, warum eintretende Wärme sich mit eintretendem Niederschlag, mit Regen oder Schnee paaren muß, eben so genau, als wir die Gründe für die Richtigkeit der Salomonischen Windrose anzugeben wissen, daß sich nämlich der Wind wendet von Morgen gen Mittag, von Mittag gen Niedergang und von da über Mitternacht nach Aufgang. Dove hat den wissenschaftlichen Beweis geführt, die Thatsache stand aber schon seit Jahrtausenden fest.

Die dritte Abtheilung enthält die Jägerkünste und den Jäger-Aberglauben. Sie werden durch ihre drolligen Einfälle und Schlüsse vielleicht Manchen ergötzen; im Uebrigen haben sie nur Werth für die Mythologie und die Geschichte des Aberglaubens. Die Ausbeute wird bald genug gemacht, deshalb übergehen wir diese Partie mit Stillschweigen.

Die vierte Abtheilung ist sehr reich ausgefallen. Sie giebt eine Zusammenstellung der Jägersagen von Schützen, die immer treffen, und solchen, die keine Kugel trifft. Die Einleitung hebt das hohe Alter der Sagen von unfehlbaren Geschossen hervor; die dann folgenden Sagen gewähren einen Ueberblick, wie man zu solchen Geschossen, Pfeilen, Freikugeln u. d. m. nach der Volksmeinung gelangen konnte. Gewöhnlich sind es drei oder vier Schüsse, die der Jäger nach dem Bilde des Gekreuzigten zu thun hat, um in den Besitz des unfehlbaren Geschosses zu gelangen. Nach anderen schießt der Jäger zu diesem Zwecke nach der Sonne: Blut fließt dann herab, und damit werden die Bleikugeln benetzt; andere Jäger schießen das erste Mal nach der Sonne, das andere Mal gerade in die Höhe nach dem lieben Gott, das dritte Mal nach dem steinernen Bildstock am Steiner. Gewöhnlich ist auch der Weg, daß der Jäger zum Abendmahl geht, aber anstatt die Hostie zu genießen, sie heimlich einsteckt und in der Christnacht um 12 Uhr aus seinem Gewehre abschießt. Der Glaube an Freikugeln scheint nach all' den Sagen nicht erst zur Zeit

des dreißigjährigen Krieges entstanden zu sein, und höher hinaufzugehen, als der Glaube an die sogenannte Passauer Kunst, oder die Fähigkeit, sich unverwundbar zu machen. Der Herausgeber erinnert mit Recht an Achilles, an Balder, an Siegfried u. A., um auch das Alter des Glaubens an die Passauer Kunst höher hinaufzustellen, wenn derselbe auch zu keiner Zeit in dem Maße allgemein gewesen sein mag, wie zur Zeit jenes Krieges. Lenz erzählt bezüglich der Passauer Kunst, daß ein Student daselbst, Namens Christian Elsenreiter, kleine Papierstreifen mit seltsamen Charakteren und den Worten beschrieben habe: „Teufel, hilf mir, Leib und Seel' geb ich dir." Wer einen solchen Zettel verschluckte, war stich- und hiebfest. Starb er aber in den ersten 24 Stunden, so war seine Seele des Teufels. Die Soldaten hielten viel darauf, und soll keiner Passau verlassen haben, der nicht das höllische Papier mit sich genommen. Die übrigen Mittel, sich hieb- und kugelfest zu machen, möge der geneigte Leser selbst nachlesen.

Schließlich noch die Bemerkung, daß auch das deutsche Wörterbuch bei dem besprochenen und empfohlenen Buche nicht leer ausgeht. Es finden sich darin eine Menge ungebräuchlicher Wörter, viele Wörter, die in eigenthümlichem Sinne bei der Jagd gebraucht werden, endlich ungewöhnliche Formen und Flexionen.

Aus der Hauptstadt.

Das prinzliche Paar und die Feste. — Alexander von Humboldt. — Die Studenten und ihr Fackelzug. — Corpsstudenten und Allgemeinheit. — Landtag. — Das Herrenhaus und die conservative Presse. — Die herrschende „Gemüthlichkeit" und die „Volkszeitung". — Der Kampf der Landtags-Uniform und des Fracks.

Der Glanz der Feste umgab während der vergangenen Woche die hohen neuvermählten Herrschaften. Zwei Subscriptionsbälle, ein Fackelzug, Deputationen mit fürstlichen Geschenken, Feste in den prinzlichen Schlössern folgten einander, und überall zeigte die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm K. H. eine Frische und Anmuth des Geistes, die alle Geister ihr näherten und ein schönes Wohlbehagen in weitem Kreise um sie verbreiteten. Ihre Königl. Hoheit soll mehr hören, als sprechen, aber es verstehen, sehr verbindlich zu hören, und ihr Auge und Wesen zeigt dabei viel Interesse und Verständniß. Mit besonderer Hervorhebung wird der ersten Begrüßung gedacht, welche der Frau Prinzessin durch Alexander von Humboldt zu Theil wurde. Der greise Denker besitzt die Formen des Umgangs, welche ein ausschließliches Eigenthum jener vornehmen Gesellschaft gewesen zu sein scheinen, die durch die große französische Revolution so furchtbar gestört ward; er hat noch in jener Gesellschaft seine äußerliche Erziehung empfangen und in ihr seine ersten Erfolge als Forscher gefeiert. Die Vielseitigkeit seines Wesens wird durch diesen Zug noch mehr gehoben, und besonders in den französischen Salons unter Louis Philippe sollen diese feinen und edlen Formen des alternden Edelmannes großen Eindruck gemacht haben. In den liberalen Zusammenkünften der Bürgerkönigthums-Epoche präsentirte Alexander von Humboldt vielleicht allein die alte edelmännische Haltung, deren letzte Ueberlieferungen zu derselben Zeit im Faubourg St. Germain in freiwilliger Zurückgezogenheit lebten. Humboldt gewann stets mit Leichtigkeit Jeden für sich, den er überhaupt gewinnen wollte; die ihm übelwollen oder ihn heruntersetzen, zeigen, daß sie

ihm nie nahe gekommen sind, ihn vielleicht niemals gesehen haben, und was sie an ihm, dem Menschen, tadeln und bespötteln, ist vielfach nur diese seine Treue gegen die noblen Gewohnheiten einer entschwundenen Epoche, in der die milde und verbindliche Höflichkeit die Hauptpflicht, ja die Ehre des Vornehmen ausmachte. Seine endlosen Briefempfehlungen kommen aus dieser Quelle. Der jungen Prinzessin mußte solch ein Mann, auf der höchsten Höhe der Wissenschaft und des Greisenthums stehend, klar und frisch wie ein Jüngling, und aus seinen hellen und doch dunkelen Augen wie ein Magus blickend, auf das Höchste imponiren, und ihre Verbeugung und der von tiefer Hochachtung dictirte Blick, den sie auf den Nestor der Wissenschaft richtete, zeigten, welche Worte und Lehren sie im elterlichen Hause über diesen Mann vernommen hatte. Alexander von Humboldt soll auch in jüngster Zeit mehrmals bei Sr. Maj. dem Könige gewesen sein und den hohen Herrn in alter Weise zu lebendigem geistigen Verkehr aufgelegt gefunden haben. Auch hört man neuerdings nichts davon, daß die Gedächtnißschwächung bei Sr. Maj. sich noch weiter in der starken und anhaltenden Weise der verflossenen Monate bemerklich machte.

Unter den Festlichkeiten zu Ehren der hohen Neuvermählten zeichnete sich der Fackelzug von Berliner Studenten vortheilhaft aus. Ein überaus langer Zug, mit breitflammenden Fackeln geschmückt, oft von Reitern im bunten Costüme durchbrochen, auf beiden Seiten von zahlreichen Chargirten in kurzer studentischer Pikesche, Schärpe und den Schläger in der Hand, geleitet, hier und da ein hoch erhobenes Banner, von einem Reiter getragen, dazwischen Musikcorps, endlich offene Wagen, in denen die Mitglieder der Begrüßungs-Deputation saßen. Einen imposanten Eindruck gewährte der Zug besonders bei seiner Rückkehr vom königlichen Schloß, von der Gegend der Universität aus gesehen; da zitterte eine hohe, düsterrothe Lohe über das alte graue Schloß, und grell beleuchtet traten neben einzelnen geschmackvollen, stark ausgeformten Façaden der großen Gebäude der Linden auf Augenblicke die weißen Marmorgruppen der Schloßbrücke hervor. Die Studenten saßen durchweg gut zu Pferde, ritten fest und bedächtig, ohne Zagen und ohne Renommage.

So schön aber das äußere Bild war, das der Zug gewährte, so wenig erbaulich ist die Art und Weise, in der er zu Stande gekommen ist. Ursprünglich hatten die Senioren der hier bestehenden Corps — es giebt deren hier nur wenige, und auch diese sind eben nicht stark an Mitgliedern — diesen Fackelzug in Anregung gebracht und das Arrangement desselben übernommen. Sie betrachteten sich auch diesmal, wie stets, als die eigentlichen Vertreter und als das wirkliche Gerippe der Studentenschaft, und früher, zunächst bis zu den Bewegungen der ersten Burschenschaft, war ihnen dies Recht auch zuerkannt worden und von den alten „Landsmannschaften" in einer oft überaus rohen Weise auch ausgeübt worden. Eine Reaction gegen die künstliche und mechanische Wildheit des alten „Comments" konnte nicht ausbleiben, und sie führte so viele Größen: Poesie, Religion, altdeutsche Sittlichkeit, Romantik, Wissenschaft mit sich in's Treffen, daß ihr wenigstens auf eine Zeit der Sieg nicht fehlen konnte. In den Jahren 1816 bis 1823 waren wohl alle bedeutenderen Menschen unter den Studenten, ob adelig, ob bürgerlich, Mitglieder einer Burschenschaft. Aber die neue Bewegung verlor bald ihre Reinheit, und während sich in den neuen Burschenschaften immer mehr die Vermessenheit einer unreifen Jugend zu albernem Politisiren hinreißen ließ, gewannen die Corps an den ernsteren, vornehmeren und ruhigeren Naturen, in denen

kräftige häusliche Erziehung Liebe zu König und Vaterland, Respect vor der Kirche und allen großen Ordnungen des Lebens eingepflanzt hatte, eine neue und sehr wichtige Verstärkung. Die „Corps", so sehr sie sich gegen alles politische Treiben und Reden abschlossen (und mit vielem Tacte und vieler Consequenz selbst noch 1848 in den allermeisten Fällen abgeschlossen haben), erhielten indeß durch ihren Gegensatz zu den Burschenschaften doch einen Schimmer von politischer Farbe. Die Burschenschaften nannten sie, von ihrem Standpunkte aus ganz richtig, Reactionärs, da schon das corporative Element, das die Corps im Studentenleben vertraten, als Analogie entsprechender Bildungen im staatlichen Leben zu betrachten war, da ferner die einzelnen Corpsstudenten auch vielfach wirklich conservativ waren. (Das Jahr 1848 sahe freilich viele beklagenswerthe Ausnahmen davon, die dem Schreiber dieses, der in diesen Zeiten zu Halle und Berlin studirte, noch wohl im Gedächtniß sind.) Dieser Gegensatz fiel, nachdem die Burschenschaften durch die Staatsregierung aufgehoben waren, äußerlich allerdings weg; allein, nachdem die Burschenschaften in die studentische „Allgemeinheit" zurückgedrängt waren, wußten sie dieser leicht ihren Geist zu imputiren, oder bei passender Gelegenheit doch sich in den Vordergrund dieser „Allgemeinheit" zu drängen. So entstand ein neuer Gegensatz zwischen den Corps und allen nicht corporirten Studenten, den zu mildern, die Corps auch nicht verständig und einsichtig genug waren. Im Jahre 1848 nahm dieser Gegensatz einen oft sehr bitteren Charakter an, und wenn damals die Corps vielfach bedrängt waren, so gestaltete sich merkwürdiger Weise zu derselben Zeit, wo die alten Gewalten sich wieder mehr befestigten, 1850 und 1851, dies Verhältniß umgekehrt, und eine gewisse kleine Tyrannei der Corps gegen die anderen Studenten machte sich bemerklich, die an mehreren Universitäten beklagenswerthe Rohheiten zur Folge hatte. Auch heut existirt diese Spannung, und während der Draußenstehende glauben konnte, daß die nichtcorporirten Studenten es sogar gern sehen mußten, wenn ihre äußerlich wenigstens noch mehr studentischen Commilitonen die Leitung des Fackelzuges übernähmen, erhob sich im Innern der Studentenschaft eine sehr ernsthafte und laute Opposition gegen die „Anmaßung" der Corps. Der Schluß der ganzen unerquicklichen Sache war der, daß die Corps als aut — aut aufstellten, daß man ihnen die Führung des Zuges übertrüge, wenn sie sich von der ganzen Festlichkeit nicht zurückziehen sollten. Man gab ihnen nicht nach, sie nahmen an dem Zuge nicht Theil. Der Gegensatz zwischen Corps und übrigen Studenten ist dadurch um Vieles verschärft, und ein Präcedens für die Behandlung weiterer Differenzen ist gewonnen, welches sehr bedenklich ist.

So wenig wir übrigens zu weit gehende Prätensionen der Corps begünstigen wollen, so müssen wir den Rector und Senat, die so bereitwillig in einer ersten besten Studentenversammlung die Vertretung der Studentenschaft anerkannten, doch an gewisse Vorgänge des Jahres 1848 erinnern, wo ebenfalls solche Versammlungen im Namen der Berliner Studentenschaft auftraten, radicale Erklärungen und Provocationen an das Volk von Berlin erließen und den scharfen Protest einer kleinen, aber entschlossenen Schaar von Studenten hervorriefen. Solch ein Protest war formell und ist auch heut formell durchaus berechtigt, da keine noch so große Studentenversammlung, wenn nicht zur Vertretung der Studentenschaft ausdrücklich von Rector und Senat berufen und in ihren Berathungen dirigirt, eine solche Vertretung in Anspruch nehmen kann.

Vielleicht, daß der Leser meint, wir hätten diesen Dingen, die auf

der Grenze zwischen Schule und Leben liegen, eine zu große Wichtigkeit beigemessen, aber wenn er genauer zusieht, so wird er finden, daß die Angelegenheiten, um die es sich hier handelt, nichts sind als ein Spiegel und eine treue Wiederholung der Unklarheiten und Bedenklichkeiten, von denen die politische Bühne heutzutage so voll ist. —

Ein Blick auf die Thätigkeit des Landtags zeigt uns bei den Abgeordneten noch immer nichts weiter als Vorbereitungen; hier und da kommen Petitionen zur Berathung im Plenum, und die werden alsdann zumeist durch eine harmlose Tagesordnung „abgewandelt", wie ein schöner Polizei-Ausdruck Wiens diese Thätigkeit bezeichnet. Im Herrenhause dagegen zeigt sich ein eben so großer als ersprießlicher Fleiß. Bereits ist die Verordnung, eine provisorische Aufhebung der Wuchergesetze betreffend, geprüft und ihre Bedenklichkeit in wahrhaft staatsmännischen Reden hervorgehoben, und es ist auf das Nachdrücklichste zu bedauern, daß, während natürlich die liberalen Blätter die Angriffe ignorirten, welche die Herren auf die schrankenlose Macht des beweglichen Capitals — nicht in ihrem Interesse, sondern in dem der „kleinen Leute" richteten, die conservative Presse ohne nennenswerthe Ausnahme an diesen stolzen und beredten Zeugnissen vorüberging, ohne mehr zu thun, als sie abzudrucken. Und auch die bloße Wiedergabe erfolgte oft äußerst mangelhaft. Doch wie ist von der conservativen Presse in den Provinzen Preußens heut mehr und anderes zu erwarten? Ein verdorrendes Reis, scheint sie jeden Beruf verloren zu haben, und in der Befürchtung, sie könnte durch Anerkennung einer wirklich conservativen Gesinnung es mit einem Gönner verderben, oder gar in einem Punkte von der Regierung abweichen, zieht sie es vor, zu schweigen.

Es hängt dieser Zustand der Presse mit unsern Gesammtzuständen natürlich innigst zusammen. Ein Abwarten und Anhalten ist an die Tagesordnung gekommen, das die Wahrhaftigkeit der oft so klangvollen Programme, mit denen man nach dem „Bruch mit der Revolution" auftrat, etwas in Zweifel stellt. Eine der neuesten Nummern der „Volks-Zeitung" findet diesen Zustand natürlich „höchst gemüthlich und erbaulich", und wir würden, wären wir ihres Glaubens, ganz dieselben Worte für ihn gebrauchen. Da wir aber nun einmal so beschränkt und steif sind, um auch heute noch dasjenige für nothwendig und heilsam zu halten, was wir mit vielen „Conservativen" am Tage, da die preußische Verfassungs-Urkunde beschworen ward, für nothwendig und heilsam erachtet haben, da wir die tiefen und schweren Worte noch nicht vergessen haben, unter denen ein königlicher Eid auf die Verfassungs-Urkunde gelegt ward, diese Festsetzung sei fernerhin, „den Lebensbedingungen Preußens entsprechender zu machen", so können wir doch nicht umhin, diese gegenwärtige „Gemüthlichkeit" äußerst düster und drohend zu finden und alle diejenigen zu beklagen, welche heut auf einmal ihre Hauptaufgabe darin finden, uns zu überzeugen, daß „Ruhe die erste Bürgerpflicht sei."

Das ist nicht bloß, ja am wenigsten an die Adresse der „Volks-Zeitung" gerichtet; es gilt zumeist der Partei, die mit Bewußtsein, mindestens mit besonderer Betonung den Vorwurf von sich abzuwehren bemüht war, als bedeute ihr „conservativer" Charakter nichts weiter, denn Erhaltung des einmal Bestehenden, habe es so oder so Bestand.

Aeußerlich betrachtet, bietet die Situation allerdings das Bild tiefen Friedens und wachsender Einigkeit. Die Herren der Opposition blicken sanft und freundlich; auf eine fast seltsame Weise nahmen am Mittwoch

im Hause der Abgeordneten sogar mehrere Redner der Linken den Herrn Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten gegen das Drängen der Rechten auf Erledigung der leidigen Jagdfrage in Schutz, und auch im Kleinen zeigen sich Ausgleichungen früherer oppositioneller Bedenklichkeiten. Sogar eine viel besprochene „Frackfrage" soll ihrer Erledigung entgegengehen, und die landständische Uniform, seit der Wiederberufung der Provinzialstände durch den Minister des Innern von mehreren ihrer vollberechtigten Träger beharrlich gemieden, soll bereits dem schwarzen Frack den Fehdehandschuh hingeworfen und zunächst in der Stille des Garderobe-Zimmers bei einem edlen Grafen den Sieg über das unglückseligste Exemplar des Kleides der Civilisation davongetragen haben. Sind wir recht berichtet, so werden wir demnächst bei festlichen Gelegenheiten mehrere ritterbürtige Mitglieder der Linken wieder in den kleidsamen Röcken, welche die Farben ihrer heimischen Provinz tragen, erblicken.

Königsberg, 16. Februar.

— General v. Plehwe. — Sein Sohn. — Commerzienrath M. Jachmann. —

Das erschütternde Ereigniß, das gestern Morgen hier stattfand, beschäftigt alle Kreise. Ein andrer Berichterstatter hat in Ihrem Blatte bereits vor einiger Zeit Mittheilungen über Vorgänge gemacht, welche wenigstens die mittelbare Veranlassung dieser Tragödie waren.

Es ist ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, der nach einem langen treuen Leben, das er im Dienste des Königs und des Vaterlandes wohl geführt hat, von tödtlicher Kugel getroffen, gestern hier fiel. General v. Plehwe war ein Charakter von großer Kraft, und selten hatte er sich selbst genügt, wo er nicht mehr, als irgend welche Pflicht von ihm forderte, gethan hatte. Die bewegte Zeit, die mit dem 18. März 1848 begann, fand in ihm ganz ihren Mann. Je größere Anstrengungen die Feinde des Königs und des Vaterlandes machten, desto erwünschter war ihm der Kampf, und es geschah bald, daß sich um ihn, als um den ersten Führer in der Provinz, die königlich Gesinnten schaarten. Inmitten einer fortschreitenden Revolution gestellt, hätte er leicht zu einem glücklichen Vendeechef heranwachsen können. Die Verhältnisse engten sich bald wieder mehr um ihn ein, und in der Beschränkung der Provinz ohne große Auswahl, mag er hier und da wohl manchen Personen nicht genug gemißtraut haben, die sich ihm als Stützen und Diener der guten Sache empfahlen. Der hier lebende Sohn des Generals soll dem Vater, was Energie und geistige Spannkraft anbetrifft, ähnlich sein. Er hat einen Theil seiner ersten Mannesjahre in Nordamerika zugebracht, vielleicht, weil er glaubte, dort ein weiteres und offeneres Feld seines Thätigkeitstriebes zu finden. Die Kühnheit in Plan-Entwurf und Ausführung, die er dort traf, mußte ihm seiner Natur nach imponiren, und er kehrte nach Europa wohl nicht ohne tiefen Eindruck des dortigen Strebens und Ringens zurück. Er hat eine Tochter des Commerzienrathes M. Jachmann geheirathet. Herr Jachmann, ein reicher Mann, gehört zu den ersten bürgerlichen Familien der Provinz. Sein Vater lebte in den ersten Kreisen Königsbergs und war ein Schüler Kants und ein genauer Freund des Staatsministers von Schön.

Der Geist dieser Kreise fand in der Jachmannschen Familie vollen Wiederhall. Ein reicher Schatz aller Bildung fand sich in derselben und blieb seitdem in dem allgemein hochgeachteten Hause. Der Sohn, der Commerzienrath M. Jachmann, dessen Concurs am 13. Januar dieses Jahres angemeldet wurde, ein Mann, dessen Ehrenhaftigkeit allgemein anerkannt ist, suchte sein großes Vermögen zur Fruchtbarmachung vieler Plane und wissenschaftlichen Ergebnisse zu benutzen, und es war eine eigene Fügung des Schicksals, daß es zwei Männer, wie Herrn Jachmann und den Herrn v. Plehwe Sohn, nahe zusammenführte. Der Eine kühn und ohne Bedenken in der Ausführung, der Andere ein überaus eifriger Freund neuer Erfindungen, aller Fortschritte. Herrn Jachmann war in früherer Zeit, trotzdem er vielleicht einzelne Unternehmungen nicht in erwarteter Weise einschlagen sahe, das Glück günstig; die Bodenpreise stiegen bekanntlich nicht unbedeutend, und seinem Vermögen konnten keine ernstlichen Gefahren drohen. Als nun Herr v. Plehwe Sohn die Verwaltung der von ihm gepachteten Trutenauer Güter seines Schwiegervaters, des Commerzienrathes Jachmann, übernahm, wurden Verbesserungen, auch abgesehen von ihrer augenblicklichen oder demnächstigen Rentabilität, mit Aufwand großer Kosten vorgenommen und überhaupt manche Speculationen, die sich an den fortgeschrittenen Landbau knüpfen, engagirt. Aber es gehörten dazu Summen, die das verfügbare Baarvermögen der Betheiligten überschritten, und der Credit gegen Wechsel u. dgl. mußte in Anspruch genommen werden. Mit bitterstem Schmerze bemerkte der General, daß der Weg dieser meliorirenden und speculirenden Thätigkeit, der seinen Neigungen ferner lag, zu Verlegenheiten führte, und es ging ihm ans Herz und ans Leben, als er den Fall kommen sahe. Sein Ehrgefühl konnte diese Folgen nicht ertragen. Er war ein gebrochener Mann, und es mußte ihm neben dem Allen mehr als unbedeutend erscheinen, daß er auch sein Vermögen bei diesem Unglücke ebenfalls geopfert hatte.

Es wird an vielen Ausdeutungen des traurigen Falles nicht fehlen, mögen diese wohl geprüften und unparteiischen Notizen dazu beitragen, die Wahrheit festzustellen. N.

[Bank für Handwerker.] Zu wiederholten Malen ist schon der Versuch gemacht eine „Bank für Handwerker“ ins Leben zu rufen, bis jetzt jedoch noch nicht zur Verwirklichung gelangt, obgleich das Bedürfniß im Handwerkerstande ein so fühlbares und so lautes immer gewesen ist, und namentlich unter den jetzigen Geldverhältnissen recht merklich hervortritt. Gegenwärtig hat nun der hiesige Gewerberath diese Angelegenheit schon durch eine Reihe von Sitzungen hindurch in seinen Plenar-Versammlungen in Berathung gezogen und ist damit beschäftigt, ein von dem Vorsitzenden desselben, Banquier Ebeling, entworfenes Statut näher zu berathen. Dieser Entwurf enthält 61 Paragraphen und spricht sich ganz bestimmt über die projectirte Bank, ihren Zweck rc. aus. Demnach ist derselbe: Handwerkern, welche in Berlin wohnen und Mitglieder derselben geworden sind, Darlehen gegen Zinsen und Provision zu bewilligen. Sie führt den Namen „Berliner Bank für Handwerker“ und hat ihren Sitz in Berlin; ihre Dauer soll vorläufig auf 5 Jahre festgesetzt werden und

soll sie Darlehen von 20 bis 300 Thlr., in besonderen Fällen bis zu 500 Thlr., auf höchstens 3 Monate gegen Wechsel gewähren. Jedes Mitglied der Gesellschaft muß $^1/_{10}$ des zugestandenen Credits nach der Aufnahme sofort baar einzahlen, welches von der Bank nicht verzinst wird. Den Discontosatz und die Provision bei Creditgewährung stellt die Direction fest; die letztere wird in der Regel pro Monat der Verfallzeit auf $^1/_2$ pCt. festgesetzt. Die Bank-Mitglieder partizipiren an der jährlichen Dividende nach der Höhe der auf dem Credit-Conto stattgefundenen Umsätze, die im Laufe des Jahres Eintretenden erst von dem darauf folgenden 1. Januar an. Am 31. December jeden Jahres wird der Geschäfts-Abschluß von der Direction gemacht und den Mitgliedern in der General-Versammlung mitgetheilt. Die Leitung des Geschäfts befindet sich in den Händen einer aus 3 unbesoldeten Mitgliedern bestehenden Direction und aus einem aus 20 Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrath. Zur Deckung etwa vorkommender Verluste wird ein Reserve-Fond gebildet und hierzu der dritte Theil der in einem Kalender-Jahre eingenommenen Provisionen verwendet. Von dem nach der Jahres-Bilanz sich ergebenden Gewinn, von welchem indeß zuvor der Beitrag für den Reserve-Fond, so wie sämmtliche Geschäftskosten abgerechnet werden, erhält die Direction 5 pCt. und der Verwaltungsrath 10 pCt. als Tantième, und steht der Direction und dem Verwaltungsrath es frei, die Tantième unter sich nach Beschluß zu vertheilen. Die Mitglieder des Verwaltungsraths müssen bei der Bank einen Credit von mindestens 200 Thlr. erwerben, und scheidet alle 2 Jahre $^1/_3$ der Mitglieder aus. Zur Gültigkeit eines Beschlusses ist bei 20 Mitgliedern des Verwaltungsrathes die Anwesenheit von mindestens 11 Mitgliedern, so wie die einfache absolute Stimmenmehrheit erforderlich. Alle Mitglieder der Bank sind stimmfähig und zur Theilnahme an den Generalversammlungen berechtigt; in diesen führt der Vorsitzende des Verwaltungsrathes oder ein von demselben designirtes Mitglied den Vorsitz. Mit der Auflösung der Bank hört sofort die den Mitgliedern derselben zugestandene Credit-Gewährung auf, und die Liquidation der Geschäfte tritt ein. Der Bank wird ein Regierungs-Commissarius zur Aufsicht bestellt. — Das ist im Wesentlichen der Inhalt des zu berathenden Statuten-Entwurfs.

[Höllenmaschinen.] Die in Darmstadt erscheinende Allgemeine Militair-Zeitung, gegenwärtig das einzige deutsche Blatt dieser Art, bringt aus Anlaß des neulichen Attentates auf den Kaiser der Franzosen einen Artikel über die verschiedenen Arten der sog. Höllenmaschinen. Unter Höllenmaschinen versteht der Verf. „alle Vorrichtungen mit explodirenden Substanzen, welche dazu bestimmt sind, in ihre Nähe kommende Personen zu tödten“, und er unterscheidet drei Arten derselben. Die erste ist die der transportablen kleinen Minen, Tonnen oder Kästen mit Pulver gefüllt, die auf einem Wagen dem erwählten Opfer in den Weg gefahren werden. (Angewandt gegen Napoleon I., da er noch Consul war.) Die Anzündung derselben ist schwierig, und ihre Wirksamkeit ist wenig berechenbar. Die zweite Art der Höllenmaschinen ist die Flintenbatterie, eine Menge geladener und verbundener Flintenläufe (an-

gewandt 1835 von Fieschi gegen Louis Philipp). Auch hier ist sicheres Zielen unmöglich, das Treffen äußerst unsicher. Die dritte Art wurde jetzt zum ersten Mal und zwar gegen Napoleon III. in Anwendung gebracht. Sie zeigt ein furchtbares Wachsen der grausen teuflischen Erkenntniß. Der sachkundige Militair in dem Darmstädter Blatte spricht das offen aus. „Diese dritte Art," sagt er, „ist unstreitig die gefährlichste, die am leichtesten zum teuflischen Zweck führende, weil diese Granaten dem Verbrecher nicht die Schwierigkeiten des Transports und der rechtzeitigen Wirkung bereiten, wie die Werkzeuge der beiden ersten Arten, und darum wird es in solchen Ländern, welche dergleichen Mordversuche von Eingeborenen oder von Fremden gewärtigen zu müssen so unglücklich sind, auch eine pflichtmäßige Aufgabe der Gesetzgebung, die Möglichkeit der Fertigung solcher Geschosse im Inlande und ihre Einführung aus dem Auslande nach Kräften zu verhindern; denn befindet sich eine bedeutende Zahl von Bösewichtern (man berichtet von 20 gegen den Kaiser Napoleon III) einmal in ihrem versteckten Besitz, so ist ihr Gebrauch und ihr Erfolg bei weitem mehr zu fürchten und viel schwerer zu verhindern, als die Anwendung der früheren Höllenmaschinen.

Wird das Vorhandensein von Höllenmaschinen irgend einer Art den Nahestehenden plötzlich bekannt, oder bemerken letztere bereits den Beginn ihrer Wirkung, so dürfte es in den meisten Fällen den besten Schutz gewähren, sich mit abgewendetem Kopf von diesen Werkzeugen auf den Boden zu werfen, so daß nur die Füße dem Orte ihrer Wirkung zugekehrt sind. Zu einem weiteren nützenden Entfernen wird es gewöhnlich an Zeit fehlen.

Was die Construction dieser dritten Art von Höllenmaschinen anbetrifft, so wird darüber noch Folgendes bemerkt:

Sie hatten nur einen Durchmesser von etwa 4 Zoll, eine Länge von etwa 6 Zoll, um von einem Einzelnen eingehüllt und versteckt getragen werden zu können, waren aus Stahl gegossen, und müssen, nach der großen Zahl der Sprengstücke zu schließen, eine ziemlich große Metallstärke, vielleicht von ½ Zoll oder darüber gehabt haben. Diese große Zahl der Sprengstücke und die selbst den kleinen Stücken eigen gewesene bedeutende Kraft läßt auch annehmen, daß das graue in ihnen befindlich gewesene Pulver, als dessen Hauptbestandtheil gewöhnliches Schießpulver, chlorinsaures Kali, Knallquecksilber oder Knallsilber vermuthet worden ist, und nur vermuthet werden konnte, in einem Gemenge von chlorinsaurem Kali und gepulvertem gewöhnlichen Schießpulver bestanden habe. Knallquecksilber und Knallsilber erscheinen zu leicht zündlich, als daß die mit ihnen gefüllten Geschosse ohne Selbstentzündung hätten getragen und geworfen werden können. Die Geschosse waren nicht rund, sondern birnenförmig gestaltet, um sich an dem dünnen Ende bequemer anfassen und werfen zu lassen, und damit der dicke Theil, in welchen behufs der Zündung etwa sechs Zündstifte (Pistons) mit darauf zu setzenden Zündhütchen eingeschraubt waren, vermöge seines größeren Gewichts nach unten fallen und die Zündung sichern möchte. Auf diese Weise bilden diese Geschosse eine besondere Gattung von Knall- und Fallgranaten von einer künstlichen Construction, welche sicher erst nach vorangegangenen mannichfachen Versuchen zu ihrem schändlichen Zweck so vollkommen hergestellt werden konnte, wie der durch die Zeitungen berichtete Effect ihn zu erkennen giebt. Es muß übrigens, nach der verhältnißmäßig geringen Zahl der getödteten Menschen und Pferde zu 105 Verwundeten zu schließen (es heißt 13),

und übereinstimmend mit der bekannten Wirkung der Knallpräparate, die bei weitem größere Zahl der Sprengstücke sehr klein und nur zu leichten Verwundungen geeignet gewesen sein. Kugeln haben sich im hohlen Raum der Geschosse nicht befunden; es würde durch sie der Betrag und die Wirkung der Sprengladung nur vermindert worden sein.

(Eingesandt.)

Zum 25. Januar 1858.

Fern in Großbritanniens Auen,
Fluthumkränztem Inselland,
Hört man lauten Jubel schallen,
Ob vereintes Seelenband.

Lächelnd wie der Maienmorgen,
Hold in Anmuth Engeln gleich,
Ist die Fürstin anzuschauen
Von dem schönen Inselreich.

Und das Köstlichste der Schätze
Bringt sie dem Geliebten dar,
Liebend Herz und reine Seele,
Gott vertrauend fest und wahr.

Zu Dir wenden sich die Blicke,
Hoffnungsvoller Zukunftsstern,
Und der Preußen schönste Zierde
Ziehet zu Dir in die Fern'.

Unser Stolz ist Friedrich Wilhelm,
Helden-Vaters hoher Sohn,
Und wer solchen Schatz Dir sendet
Hoffet nicht geringen Lohn.

Dieser Lohn sei Deine Liebe,
Hohe Fürstin, uns zumal,
Die wir liebend zu Dir blicken
Heut aus hellem Festes-Saal.

Bald auch werden wir Dich grüßen
Hier in heimathlichen Au'n,
Und an Friedrich Wilhelms Seite
Dich, Victoria, leuchtend schau'n.

Krön' mit Liebe seine Tage,
Reich mit Segen und mit Glück,
Daß die Zukunft hell ihm strahle
In Victoria's Sieges-Glück.

Baronin de L. M. Fouqué.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Loyale Opposition.

Wir sind es uns bei der Wichtigkeit der Sache schuldig, noch einmal ausführlicher der wichtigen Debatten zu gedenken, in denen am 17. Februar das Herrenhaus von Neuem eine gegnerische Stellung zur Regierung einnahm. Es handelte sich um neue Bestimmungen über das Ansiedelungswesen im preußischen Staate.

Die Vorlage der Regierung war als eine Ergänzung zu drei älteren Gesetzen zu betrachten: dem vom 3. Januar 1845, betreffend die Zertheilung von Grundstücken und die Gründung neuer Ansiedelungen; dem Gesetze vom 24. Mai 1853, welches das erstere, so weit es durch das Gesetz vom 24. Februar 1850 aufgehoben war, wiederherstellte und noch mit Zusätzen versah; und endlich demjenigen vom 26. Mai 1856, welches das den Ortsobrigkeiten und Gemeinden eingeräumte Widerspruchsrecht gegen neue Ansiedelungen auch den Kirchspiels- und Ortsarmenverbänden beilegte. Es richtete sich diese Gesetzgebung seit 1845 gegen die Maßlosigkeiten einer früheren Bodenpolitik, welche in dem Landeskulturedict von 1811 ihren höchsten Ausdruck erhalten hatte, und welche dem einzelnen Individuum alle Rechte über das Gut zuwies, aber durchaus keine Rechte einer Gesammtheit, sei es der Familie, sei es der Gemeinde oder des Staates auf dies Gut anerkannte. Nach dem erwähnten Gesetze von 1845 wurde die Zertheilung von Grundstücken an die Abschließung der betreffenden Verträge vor dem Richter unter näheren Festsetzungen gebunden; was aber die Gründung neuer Ansiedelungen angeht, wurde bestimmt, daß die Erlaubniß dazu beim Landrath nachgesucht werden muß, in dem Falle, daß auf einem bisher unbewohnten Grundstücke, welches nicht zu einem andern bewohnten Grundstücke gehört, Wohngebäude errichtet werden sollen. Diese Erlaubniß kann versagt werden, wenn sie „das Gemeinwesen zu gefährden droht und die polizeiliche Beaufsichtigung ungewöhnlich erschwert; insbesondere wenn die Ansiedelung abgelegen ist, dem Besitzer nicht die Mittel zur selbstständigen Ernährung gewährt, wenn derselbe notorisch unvermögend oder bescholten ist" u. s. w. Die benachbarten Gemeinden, Forst- und Gutsbesitzer sollten gleichfalls, wenn sie durch die neue An-

siedelung beeinträchtigt werden könnten, vor der Gestattung gehört werden; nach dem Gesetz von 1853 ist es ein genügender Grund zum Widerspruch, wenn kein hinlängliches Vermögen zum Bau und zur Wirthschaftseinrichtung nachgewiesen werden kann, und nach dem Gesetz von 1856 ist, wie schon angeführt, noch ein weiteres Einspruchsrecht zugelassen. —

Nach dem von der Staats-Regierung vorgelegten Entwurfe sollte nun die Nachsuchung der polizeilichen Genehmigung künftig auch in dem Falle erforderlich sein, daß ein bereits mit Wohngebäuden versehenes Grundstück vom Gute abgetrennt und nicht einem andern schon bewohnten Grundstücke zugeschlagen wird, sondern einem eignen Besitzer zufällt.

Es wurde zur Begründung der Vorlage von der Regierung besonders geltend gemacht, daß die bisherigen gesetzlichen Bestimmungen über die Erlaubniß, die zur Gründung von Ansiedelungen eingeholt werden muß, häufig umgangen wurden. Der Besitzer, welcher einen Gutstheil verkaufen wolle, versehe denselben schon vor der Uebergabe an den künftigen Ansiedler mit den von diesem gewünschten Gebäuden, und somit bedürfe es dann der Einholung der Genehmigung nicht. Die Regierung behauptete in Folge dessen, daß die neue Vorlage sich innerhalb des Princips der bisherigen Gesetzgebung hielte.

Dem widersprach Graf Arnim-Boytzenburg, „der sich für das Gesetz von 1845" — er war damals Minister des Innern — „mit verantwortlich hält," indem er ausführte, daß die Bestimmung des gegenwärtigen Gesetzes diametral von der des Gesetzes von 1845 verschieden sei. Das alte Gesetz knüpfe die Bau-Erlaubniß an bestimmte Bedingungen, nicht aber die Veräußerung, und habe über die Frage, ob ein Grundstück veräußert werden könne, nie Jemand eine Befugniß der Entscheidung eingeräumt.

Die Commission, welche mit der Vorberathung des Gesetz-Entwurfes beauftragt war, hatte, indem sie sich der Ueberzeugung der Regierung von der Nothwendigkeit solch eines neuen Gesetzes fügte, den ausgesprochenen Intentionen der Minister gemäß den Gesetz-Entwurf geprüft, denselben aber so weit eingeschränkt, daß er eben nur diesen Intentionen entsprach und nicht weiter ging. Zu dem Ende hatte sie die Einschaltung vorgeschlagen, daß es einen Unterschied machen soll, ob die Gebäude auf dem abgetrennten Gutstheile bereits vor mindestens fünf Jahren errichtet sind, oder ob erst in späterer Zeit, und da Niemand die Bedenken übersehen kann, welche es haben würde, wenn ein Vater nicht wüßte, ob er im Testament sein Gut unter seine Kinder austheilen dürfte, oder ob diese dann erst eine Erlaubniß einzuholen hätten, um auf ihrem Erbtheile wohnen zu dürfen, so hat die Commission den Fall der Erbtheilung ausnehmen wollen.

Die Commission hatte damit der vom Ministerium eben nur ge-

tadelten Möglichkeit begegnet, nach welcher auf einem Gute behufs der Gründung neuer Ansiedelungen mehrere neue Häuser errichtet und nach ihrer Aufrichtung sogleich das Gut in mehrere Stücke zertheilt und diese verkauft werden konnten, sie war also mit der Regierung bis an die äußerste Grenze gegangen, und wenn auch der Ansicht des Grafen Arnim, daß das neue Gesetz dem alten diametral entgegenstehe, nicht beizutreten ist, so ist das neue doch als eine bedeutende Erweiterung der Beaufsichtigungsmacht, Landrath und Polizei, aufzufassen, welche früher nur aus bestimmten Gründen den Neubauten entgegentreten, jetzt aber gar die Theilung eines Gutes verbieten können sollte, und es hatte die Commission des Herrenhauses daher durch ihre genaue Bezeichnung und Einschränkung der Fälle, in denen eine solche neue Machtfülle der Polizei geltend gemacht werden durfte, angedeutet, mit wie schwerem Herzen sie der Regierung auf diesem Wege folge.

Die Regierung vermochte indeß die Ergebenheit, von welcher diese „weit entgegengestreckte Hand" der Commission Zeugniß ablegte, nicht zu würdigen, und indem sie auf unverkürzte Annahme ihres Gesetzentwurfes, dessen ausgedehnte Bestimmungen nach den offen ausgesprochenen Intentionen der Regierung nicht genugsam verständlich sind, drang, nöthigte sie die Mitglieder der Commission, auf ihren ursprünglichen und eigentlichen Standpunkt, der dem Gesetzentwurfe abgewandt war, zurückzukehren.

Das Gesetz wurde darauf sofort verworfen.

Fassen wir die Haltung, welche das Herrenhaus in dieser Debatte und Abstimmung vom 17. Februar eingenommen hat, genauer in's Auge, so finden wir, daß die Mehrheit der Herren von den Rothständen, welche sich auf dem flachen Lande finden, tief durchdrungen ist und eine festere Constituirung des Grundeigenthums und festere Beziehungen desselben zur Gemeinde und zur Gesammtheit für unumgänglich nothwendig hält. Aber mit dieser loyalen und conservativen Ueberzeugung geht diese andere Hand in Hand, daß die Polizei, die wenn auch noch so wohlwollende, doch individuelle und darum der Willkür leicht anheimgegebene Macht des Landrathes, des Magistrates, unmöglich in die Lage gebracht werden dürfe, selbstständig über so wichtige Angelegenheiten, wie es die Entwickelung und zunehmende Gliederung einer Gemeinde ist, zu entscheiden. Das ist eine Angelegenheit, die „unter die Linde" gehört, in den Kreis der Berathungen der freien Männer und Hausherren der Gemeinde, und hier kann das Recht, das Richtige nur aus einer genauen und allseitigen Kenntniß aller Einzelnheiten, des Feldes und der Flur, des neuen Ansiedlers, seiner Familie und Verwandtschaft „gefunden", nicht aber aus Motiven „allgemeiner Sicherheit" oder gar polizeilicher Bequemlichkeit angeordnet werden.

So wird die loyale Opposition, in welcher das Herrenhaus in dieser Angelegenheit zur Regierung steht, zu einer glänzenden Unter-

stützung und Rechtfertigung eines Satzes, den die „Berliner Revue“ gegen Ende des vorigen Jahres aussprach, und der ihr in einzelnen sogenannten „conservativen“ Kreisen auf das Aeußerste verdacht worden ist. Dieser Satz, den wir heut mit größerem Bewußtsein wiederholen, lautet:

„Zu oft in früherer Zeit und bis vor kürzester Zeit haben wir Conservative uns verleiten lassen, die mechanischen Maßregeln, wenn sie nur von Oben kamen, zu empfehlen und zu vertheidigen, oft contre coeur, und haben uns dadurch um manche edle Sympathie im Volke gebracht. Wir sind inzwischen in unserer Einsicht gereift, wir werden fortan die Ersten sein, wo es Widerstand gegen die äußerliche und mechanische Gesetzgebung gilt. Was wir wollen, werden wir an der Hand der Freiheit, werden wir nur nach der Neueinrichtung organischer Institutionen in Gemeinde und Stadt und Kreis und Provinz erreichen können.

Niemals aber wird uns die Erlangung eines vereinzelten Gutes, wie es allerdings die Beseitigung der immer weiter geheuden Bodenzersplitterung wäre, etwas nützen, denn alle einzelnen Güter der Art können wir nur kraft der Polizei der Regierung erringen, und dabei muß sich stets Segen in Fluch wandeln.

Das Volk wartet viel mehr auf uns, als Viele der Unsrigen in ihrer glaubenslosen Selbstsüchtigkeit es meinen, und an dem Tage, wo wir seine tiefe Noth an ihrer Wurzel anpacken, ohne nach Oben und Rechts und Links zu sehen, ohne uns mit großen Versprechungen und kleinen Aushülfemitteln und der Schmeichelei, die gewisse Maßregeln immerhin in sich enthalten mögen, hinhalten zu lassen, an diesem Tage beginnt unser Tag, der Tag der neuen Monarchie unter Gottes Gnade.“

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. IX. Ein Schuhmacher und Poet dazu.

Es war spät am Sonntag Nachmittag — das Meistersingen in der Sanct Catharinen-Kirche war zu Ende, denn schon verließen die Zuhörer massenweise das Gotteshaus, jedoch nicht ohne eine kleine Münze auf den Teller zu legen, den ihnen an der Thür ein Meistersänger vorhielt, der mit einem Kränzlein geziert und mit dem Ehrenamt des Einsammelns bekleidet worden, weil er den zweiten Preis sich gewonnen beim letzten Meistersingen. Nach den Zuhörern kamen die Schüler aus der Kirche, meist stattliche Handwerksgesellen, die nur an dem Freisingen Theil nehmen durften, welches jedes Mal vor dem Hauptsingen abgehalten wurde. Zuletzt kamen die Meister, alle schwarz gekleidet, feierlichen Ernst in den Zügen, und endlich die vier Merker, die ihren Namen davon hatten, daß sie bei dem Singen darauf merkten, ob der Sänger auch genau bei der Tabulatur bleibe. Die Tabulatur aber war das eiserne Gesetz, nach welchem genau der Inhalt, die Form und die Vortragsweise der Bar, der Gesänge, geregelt wurde. Jeden Verstoß gegen die Tabulatur zeichneten die Merker auf und rügten ihn; es war nicht leicht, ihrer Kritik zu genügen, ihnen entging kein Verstoß gegen den Inhalt der heiligen Schrift, denn nur Gesänge biblischen Inhalts, zur Ehre Gottes, durften vorgetragen werden, gegen die Zahl der Sylben, gegen das Gesetz des Reims, oder gegen den Ton. Nur nach vielfachen Prüfungen erlangten Schüler und Gesellen die Würde eines Meistersängers, und wer das Abzeichen der Merker, die Kette mit dem Bildniß des königlichen Dichters der Psalmen, tragen wollte, der mußte einen ersten Preis in einem Hauptsingen erstritten haben.

Merkwürdig gewiß, daß diese Männer, diese Handwerker, die, zum Theil wenigstens, ihr Handwerk so künstlerisch betrieben, daß ihre Werke heute noch als Kunstwerke gelten; man braucht sich nur dessen zu erinnern, was Adam Kraft der Steinmetz, Peter Vischer der Rothgießer, und Veit Stoß der Holzschnitzer geschaffen, daß diese gerade die höchste Kunst, die Poesie, so handwerksmäßig tractirten, durch ihre hölzerne Tabulatur jeden Funken Poesie erstickten und ihre Gesänge zu poetisch völlig werthlosen Reimereien machten. Die Begabtesten unter ihnen kannten auch die poetische Werthlosigkeit der Meistersängerei gut genug, hat doch Hans Sachs, dem die Nürnbergische Singeschule ihren höchsten Glanz verdankt, von seinen 4270 Gesängen nach der Tabulatur auch nicht einen für werth gehalten, ihn in seine gesammelten Werke aufzunehmen. Unsere Väter hatten bei den Singeschulen eben einen andern als einen poetischen Zweck vor Augen; sie benutzten den handwerksmäßigen Betrieb der Poesie in ihren Schulen als Gegengewicht gegen mancherlei bedenk-

liche Richtungen; der Meistergesang wurde, wie seine Statuten besagen, eingesetzt zur Furcht und Ehre Gottes, zum Schutz eines ehrbaren christlichen Wandels. Die Schule wachte streng darüber, daß ihre Mitglieder sich des Fluchens und Schwörens enthielten, ehrbar und mäßig lebten und vor allen Dingen ihr Handwerk fleißig trieben. Nach dieser Richtung hin haben die Singeschulen unendlich segensreich gewirkt und für die Reformation die Herzen bereiten helfen. Solchen Ruhm muß man ihnen zugestehen, wenn man auch ihre Bedeutung für die deutsche Dichtkunst durchaus in Abrede stellen und namentlich die auf gänzlicher Unkunde beruhende Behauptung zurückweisen muß, als hätten die Meistersänger den Minnesang fortgesetzt.

Der letzte Merker, welcher die Sanct Catharinenkirche verließ, war ein Mann von untersetztem, festem Körperbau, er mochte einige dreißig Jahre zählen, sein kräftiges Gesicht, aus welchem zwei helle Augen frisch und gut herausblickten, war von einem dichtgelockten Bart, der aber rund verschoren war, umgeben; er trug eine weiche Mütze, deren runder flacher Deckel schief etwas in die Stirn gedrückt war.

Das war Hans Sachs, der nicht nur ein tüchtiger Schuhmacher und Meistersänger war, sondern auch ein guter Dichter in ächt evangelischem Geiste, wie sein Lied: „Warum betrübst du dich, mein Herz ꝛc.“ allein schon beweisen würde. Damals war er besonders hoch gefeiert wegen seines Liedes von der Wittenbergischen Nachtigall, in welchem er Luther feierte als das Licht, durch welches das arme Volk aus der Irre zurückgeführt werde.

Einige Schritte von der Thüre der Kirche stand ein kleiner, weißhaariger Greis, schwarz gekleidet, aber mit einer güldenen Ehrenkette um den Hals, der gehörte nicht zu den Handwerkern, was man seinem Wesen angesehen haben würde, auch wenn seine Schaube nicht mit Sammt besetzt gewesen, was solchen nicht zukam. Es war das Herr Lazarus Spengler, der Rathsschreiber, der schien auf Hans Sachs gewartet zu haben.

Der Meistersänger bemerkte den Greis kaum, als er seine Mütze abzog und eilig auf ihn zu kam, ihm mit einem herzlichen Gruße die Hand reichend.

„Geh' einige Schritte mit mir, mein Hans,“ sprach der Stadtschreiber, „ich habe Dir etwas zu sagen; ich freue mich, daß Du den Verweis, den Dir der Rath ertheilt hat, nicht als ein Zeichen der Unzufriedenheit des Rathes mit Deinem ganzen Treiben genommen!“

„Ei! Herr Spengler, Ihr kennt mich, so lange ich lebe,“ rief Hans Sachs aufrichtig, „Ihr habt das nicht von mir denken können? Ich hab' gegen den Papst geschrieben, wie mir um's Herz war, da glaubte ich, in meinem Recht zu sein; der Rath aber hat auch Recht, denn er hat in der Sorge für das Wohl unserer lieben Stadt so manche Rücksicht zu nehmen, an die unser eins nicht denkt. Was ist's nun

weiter, er hat mir meine Schrift verwiesen und zu mir gesagt: Schuster, bleib bei Deinem Leisten! Gelt, das Sprichwort paßt daher, wie gar kein anderes."

Hell auf lachte der fröhliche Meistersänger, daß die Vorübergehenden ihn ansahen und unwillkürlich mit lächelten.

„Ich freue mich, daß Du's so nimmst, Hans," entgegnete der Rathsschreiber, „dachte mir's wohl, habe Dich ja schon gekannt, als Du noch nicht so groß warst, daß Du auf Deines seligen Vaters, war ein braver Mann, Schneidertisch reichen konntest, und habe immer meine Freude an Dir gehabt —"

„Werde Euch's nie vergessen, Herr Spengler," warf Hans Sachs mit rührender Dankbarkeit ein, „daß Ihr immer für mich gesorgt habt, Ihr habt mich mehr lernen lassen, als mancher Patricier seinen Junker!"

„Hat reiche Früchte getragen, Hans," fuhr der Rathsschreiber fort, „doch laß das jetzt, ich will mit Dir reden im Auftrage des gestrengen Herrn Ebner, unseres vordern Losungers, und des gestrengen Herrn Imhof, unseres obersten Hauptmanns, damit Du weißt, wohin der Rath will, und Du ihm nicht Ungelegenheiten machst mit Deinen Schriften. Siehe, mein Hans, der Rath mag's wohl leiden, wenn Du in Deiner bald heitern, bald ernsten Weise das Volk belehrst und so mit Mäßigung und Einfalt Großes wirkst für die Kirchenerneuerung. Willst Du aber mit so scharfen Waffen streiten, wie in Deinem letzten Büchlein, das ich im Uebrigen nicht tadeln will, so machst Du dem Rathe nicht nur Feinde unter den Reichsständen, was jetzt gerade der Sache der Reformation nicht förderlich, sondern Du triffst auch hart manchen trefflichen Mann in unserer Stadt, der annoch festhält an dem Papstthum, den aber Milde und Mäßigung gewinnen könnten. Wolle Dich doch erinnern, daß der treffliche Herr Imhof erst kürzlich uns gewonnen, und daß Männer, wie unser großer Rechtsgelehrter Dr. Scheurl und wie mein frommer Collega Herr Christoph Fürer, Anderer nicht zu gedenken, noch verharren beim Papstthum. Darum ist es des Rathes Bestreben gewesen, alles eilige Drängen abzuweisen, darum hat er selbst bei Abstellung grober Mißbräuche schonende Hand gebraucht, darum hat er sogar als ein gehorsamer Reichsstand sich endlich bewegen lassen, die Acht gegen Lutherum publiciren zu lassen, und ich wage das nicht zu mißbilligen, obwohl es damals gegen meinen Willen geschah. Auch der Abdruck der Schriften Lutheri durch Nürnbergische Drucker ist mehrfach untersagt worden. Du kannst wissen, Hans, wie absonderlich schmerzlich gerade mir solches Verbot gewesen. Trotz dieser Zögerungen des Rathes aber sind, wie Du weißt, nicht nur die gröbsten Mißstände bereits abgeschafft, sondern auch die Predigt des reinen Evangeliums und die Austheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt in den meisten Kirchen Nürnbergs eingeführt. Siehe, mein Hans, so sind wir langsam und vorsichtig weiter gekommen in diesen schwierigen Zeitläuften,

als andere Reichsstände, die mit Stürmen anfingen und nunmehr längst hinter uns stehen geblieben, oder gar umgekehrt sind. Du bist ein gar wichtiger Mann für uns, Hans, und darum bitten wir, daß Du fortfahrest, das Volk zu bessern und zu belehren durch Deine heitern und ernsten Schriften, wie Deine eigentliche Weise auch ist, und nicht zufahren wollest mit dem Donner. Ich aber kenne Dich, Hans, ich will kein Versprechen von Dir, Du bist ein deutscher Mann und gut Nürnbergisch, da weiß ich schon, woran ich mich zu halten habe!"

„Ich danke Euch für so gute Meinung, Herr Spengler," sprach Hans Sachs einfach, „der Rath soll schon sehen, daß er mir nicht umsonst vertraut."

Die Beiden standen jetzt vor dem Hause des Rathsschreibers.

„Tritt ein wenig ein bei mir, Hans Sachs," sagte Herr Spengler freundlich, indem er voranging; „ist da noch eine Sache von Wichtigkeit, die ich mit Dir bereden möchte; wirst wohl zu Hause erwartet, aber eine Viertelstunde hast Du schon noch für Deines Vaters alten Freund!"

Beide Männer traten in die Wohnstube des gelehrten Rathsschreibers, in der man wenig Prunk, aber eine für jene Zeit sehr große Anzahl von Büchern und Papieren sah.

„Bin lange nicht in der Stube bei Euch gewesen, Herr Spengler," nahm Hans Sachs das Wort, sich umschauend, „ist hier Alles noch so wie vor Zeiten; ist's mir doch, als müßte Frau Greta, Eure liebe selige Hausfrau, da hereintreten und mir einen Lebkuchen reichen, wie sie zu thun pflegte, wenn Ihr mich am Sonntag Vormittag nach der Messe zu Euch beschieden. Ist Euch doch wohl recht einsam in dem großen Hause geworden, seit die selige Frau Greta nicht mehr um Euch?"

„Einsam ist's mir nicht geworden, Hans," entgegnete der Rathsschreiber ernst, „obwohl ich die liebe Selige oft vermißt und ihrer täglich gedenke. Habe da fünf alte Klosterschwestern in's Haus genommen, die ohne Obdach waren, als ihr Convent aufgelöset wurde, die lassen mir weniger Einsamkeit, als mir lieb ist; Du weißt ja auch, wie Weiber sind. Doch laß das jetzt und sage mir, was Du dazu denkst, daß sich von auswärts Handwerker melden, vom Oberrhein und aus Schwaben zumeist, die sich in die Stadt setzen wollen, aber nicht zünftig sein; he! was meinst Du, Hans?"

„Das geht ja nicht, Herr Spengler, ist ja gegen die Zunftbriefe!" sagte Hans Sachs rasch, der Schuhmachermeister trat vor in ihm, der Poet zurück.

„Das weiß ich wohl," versetzte der Rathsschreiber lächelnd, „die Leute aber und ihre Fürsprecher, sie haben mächtige Fürsprache, behaupten, die Zünfte müßten etwa anders eingerichtet oder ganz abgeschafft werden, sie meinen, die Freiheit in geistlichen Dingen müsse auch die Freiheit im Weltlichen nach sich ziehen."

„Die Zünfte abschaffen," wiederholte Hans Sachs erstaunt, „habe wohl solches Zeug gehört, früher schon auf meiner Wanderschaft im Reich und jetzt mehr, aber ich habe nimmer geglaubt, daß davon im Ernst die Rede sein könnte. Wenn keine Zünfte sind, wer soll dafür sorgen und dafür einstehen, daß die Waare preiswürdig geliefert wird? Dann kann ja jeder Pfuscher schlechtes Zeug als Nürnberger Arbeit verkaufen! Das ist ja nicht möglich, Herr Spengler, Nürnberger Hand geht durch's ganze Land! heißt ein Sprüchwort, das noch die Wahrheit sagt, aber es würde gar bald zur Unwahrheit werden und Niemand im Land etwas kaufen von Nürnberger Hand, wenn ihm nicht die Zünfte Gewähr leisteten für die Tüchtigkeit der Arbeit!"

„Das ist wohl wahr, Hans," meinte der Rathsschreiber, „die Leute aber meinen, Jeder, der da kaufe, müsse die Augen selbst aufmachen und zusehen, daß er nicht betrogen werde, die Preise aber müßten niedriger werden, wenn Einer den Andern treiben thäte und die Zünfte nicht mehr den Preis festsetzten."

„Mit Vergunst, Herr Spengler," nahm Hans Sachs lebhaft das Wort, „das hat ein Gelehrter oder vielleicht auch ein Krämer, ein Kaufmann ausgedacht, aber kein Handwerker, denn damit hört ja das Handwerk ganz auf. Handwerk hat goldenen Boden, aber nur so lange, als der Handwerker so arbeiten kann, daß er weiß, bei dem Stücke habe ich so viel, bei jenem so viel für mich verdient, kann er das nicht mehr, dann muß er immer schlechter und leichter arbeiten, um mit den Andern fortzukommen, Einer muß den Andern in's Elend treiben. Um Gottes Willen, Herr Spengler, dann ist's ja auch keine Ehre mehr, die beste Arbeit zu liefern, ein Handwerksmeister zu sein."

„Die Freunde der Neuerungen," erwiederte der Rathsschreiber ernst, „wollen behaupten, es gäbe Gesellen genug, die geschickter wären, als mancher Meister, die aber nicht Meister würden, weil die Zahl der Innung sie hindere."

„Das will ich nicht in Abrede stellen," rief Hans Sachs aufgeregt, „aber der geschickteste Gesell hat oft nicht das Zeug zum Meister; das kann Eure Ansicht nicht sein, Herr Spengler, Ihr wißt es, daß die Geschicklichkeit im Handwerk nur ein Erforderniß ist, das die Zünfte verlangen von Einem, der Meister werden will. Ein Meister muß auch ein Mann sein, auf den sich die Stadt verlassen kann, ein Meister in seinem Hause, ehrenfest und fromm, auf daß er im Stande ist, die Gesellen zu leiten, die Lehrknaben anzuführen und zu erziehen nicht nur zum Handwerk, sondern auch zu einem ehrbaren Lebenswandel. Darum kann der geschickteste Geselle ein schlechter Meister sein; ich bitte Euch, Herr Spengler, laßt den Rath scharf sein gegen solche Sätze, aus denen das größeste Unheil erwachsen muß, gerade jetzt, wo die Meister die Augen offen haben müssen mehr als je, denn es geht eine Widerspänstigkeit und Unfolgsamkeit unter den Gesellen im Schwange, eine Un-

ehrerbietigkeit, davon man noch zu der Zeit, da ich Geselle war, keine Ahnung hatte."

„Mache Dir die Sache nicht zu schwer, Hans," tröstete der Rathsschreiber, „es hat wohl noch gute Wege mit der Abschaffung der Zünfte; wir wissen recht gut, daß die Abschaffung der Zünfte das Handwerk erniedrigen und zerstören würde, daß dadurch die Handwerker auf Täuschung und Uebervortheilung, auf einen unsittlichen Handel hingewiesen würden, wir werden auch nicht vergessen, welche sittliche Stütze des Standes in der Erziehung der Lehrknaben und Gesellen durch die Meister in den Zünften liegt; ich wollte Dir nur ein Beispiel geben, Hans, wie vorsichtig der Rath fahren muß in einer Zeit, wo die Gemüther, von einer großen Bewegung ergriffen, viel leichter als sonst auf Abwege gerathen. Die Zeiten sind schwer, jetzt geh' mit Gott, mein Hans, vergiß nicht, was ich Dir gesagt, und wehre dem Volke, das auf Abwegen wandelt."

Gar nachdenklich nahm Hans Sachs Abschied von dem würdigen Rathsschreiber Lazarus Spengler, der zu den bedeutendsten Männern jener bedeutenden Zeit gehörte, der eine sturmfreie Festigkeit mit den mildesten Formen verband, wie er es denn später auch war, der Nürnberg, als die erste deutsche Stadt, in die Reihe der evangelischen Reichsstände schrieb und zur rechten Zeit machtvoll seine Stimme erhob, um seine Glaubensgenossen vor allzu großer Nachgiebigkeit zu warnen.

Beinahe bestürzt war Meister Hans Sachs über das, was ihm sein ältester Freund und Gönner gesagt, obwohl er von der Sache selbst schon mehrfach gehört; hatte doch der reiche Cosmus Imhof ihm jüngst mit boshaftem Scherz gesagt, er solle sich vorsehen, daß nicht die ganze Schuhmacherzunft zu Grunde gehe, und die andern Zünfte mit bei seinem Angriff auf den Papst, und hatte doch der chursächsische Gesandte, der würdige alte Herr von der Planitz, ihn und andere Meister bei einer Gelegenheit vermahnt, scharf darauf zu achten, daß die schwere Lehre von der evangelischen Freiheit nicht von Unberufenen in die Hand genommen und zu Rotten und Schwärmerei gemißbraucht werde. Von anderen Seiten wußte Hans Sachs, daß der reiche Cosmus Imhof schon mehrmals einer Beschränkung des Zunftwesens das Wort geredet und die Freiheit des Handwerks gepriesen hatte, so klar und geradezu wie heute, in so erschreckender Weise war ihm diese Angelegenheit noch nicht vor die Augen gestellt worden. Am andern Tage, als einem ersten Montage im Monat, war das Schuhmachergewerk bei der offenen Lade versammelt, da wollte er die hochgewichtige Angelegenheit zur Sprache bringen vor seinen Mitmeistern.

So kam der wackere Meister bis an sein Haus, als er aber sich bückte, um die Klinke des großen schönen Schlosses, eines Kunstwerkes von Lindenast, zu öffnen, da war ihm sein Entschluß schon wieder leid; er vermochte es nicht, die Angelegenheit, die sein Herz bedrückte, vier-

undzwanzig Stunden mit sich herum zu tragen; er legte darum in der Vorderstube nur das Abzeichen des Merkers, die Kette mit dem Bildniß des königlichen Psaltersängers David ab und sagte dem Lehrknaben, der mit einer kleinen Laterne gekommen, ihm zu leuchten, als er die Thür knarren hörte, daß er noch einen Gang thun werde vor dem Abendessen. Dann aber nahm er die Laterne, deren Holzgestell und Hornscheiben gleicherweise zeigten, wie kunstreich auch dieses Handwerk in Nürnberg dazumal ausgebildet, und begab sich zu dem Altmeister des Schuhmachergewerks, der dicht hinter der Lorenzerkirche wohnte.

Als Hans Sachs in die Stube des Altmeisters trat, zeigte ihm ein Blick seiner hellen Augen, daß er sich nicht getäuscht in seinen Vermuthungen, denn er wußte, daß die Meister, die am ersten Montage im Monat etwas vorzutragen hatten vor der Lade, daß die gewöhnlich am Sonntage vorher bei dem Altmeister zusammenkamen, um mit dem reiflich zu überlegen, wie sie ihre Sache am besten vorbrächten.

Mit sichtlicher Freude begrüßten die Meister ihren Genossen, denn Hans Sachs war überall gern gesehen, und hatte wenige Feinde, weil er selbst seine Gegner durch seine gutmüthige Schalkhaftigkeit zu versöhnen wußte, und der Ruhm, den er als Dichter gewonnen, eine Ehre für die ganze Zunft war, an der jeder Einzelne Theil nahm. Nachdem die herkömmlichen Händedrücke, mit denen sich die Genossen einer Zunft zu begrüßen pflegten, genau nach der Reihe, mit den Aeltesten zuerst, mit den Jüngsten zuletzt ausgetauscht waren, bat Hans Sachs den Altmeister mit geziemenden Worten um Vergunst, das heißt um die Erlaubniß, reden zu dürfen.

Die Etikette der Höfe, über die sich ein spottwohlfeiler Witz jetzt lustig zu machen pflegt, stand damals nicht allein, sondern stützte sich auf eine ähnliche in allen Kreisen der Gesellschaft; jede Zunft hatte ihren eigenen Brauch, auf den streng gehalten wurde, ja, jede ehrbare Familie hielt auf eine Art von Etikette.

Meister Hans Sachs trug in klaren, schlichten Worten vor, was ihm der Rathsschreiber Herr Lazarus Spengler gesagt, und wies zum Schlusse darauf hin, daß er zwar nicht fürchte, man könne Versuche zu einer Aenderung des Zunftwesens machen, daß ihm aber eine Zeit gar gefährlich dünke, in der solche Sätze aufgestellt und besprochen würden, durch welche die alten Grundpfeiler des Bürgerthums und des Handwerks bedroht würden.

„Das ist eitel Narrethei," nahm der Altmeister das Wort, „klingt nur gefährlich, sie werden nicht daran denken, die Zünfte aufzuheben, die Zünfte sind der bürgerliche Stand, ohne Zünfte giebt es gar keine Bürger; ich bin auf meiner Wanderschaft ein gutes Stück nach Polen hineingekommen, aus jugendlichem Leichtsinn mich da zu versuchen, da hab ich's gesehen, was die Zünfte machen, denn in Polen giebt es gar keinen bürgerlichen Stand, keine Bürger, weil es keine Zünfte da giebt und nie gegeben hat. Spanier, Du hast ja auch Gleiches erfahren!"

„Ja," sagte ein alter Meister, sie nannten ihn den Spanier, weil er auf seiner Wanderschaft — die deutschen Handwerksgesellen wanderten damals zu Fuße und kamen oft doch weiter in der Welt herum, als heut zu Tage, wo sie auf Eisenbahnen reisen — bis nach Spanien gekommen war — „ja," sagte der Spanier, „im Königreich Catalongen da haben die Spanier Zünfte, da haben sie auch Bürger, da ist Handwerk und Wohlstand, in ihren andern Königreichen aber sind keine Zünfte, und ist da auch kein Bürgerstand und keine Wohlhabenheit."

„Auf den Zünften beruht der Bürgerstand, auf dem Bürgerstand der Flor der Städte, und ohne blühende Städte ist eine Nation gar nichts," rief ein anderer Meister; „was wäre das deutsche Reich ohne seine Städte? es könnte gar nicht bestehen; ich bin in Niederland gewandert, da kann man's recht deutlich sehen, wie's die Zünfte sind, die eine Nation groß machen."

„Ich kann auch nicht begreifen," nahm der Altmeister das Wort wieder, „was die Käufer für einen Vortheil von der Aufhebung der Zünfte haben sollen; es sind doch Meister genug in einer Zunft, die Auswahl kann nicht fehlen, jeder Meister muß sich mühen, daß er nicht hinter den Andern zurückbleibt, und mit der steigenden Nachfrage wird ja auch die Zahl der Meister vermehrt; es kann wohl vorkommen, daß auch schlechte Meister in den Zünften sind, alles Menschenwerk ist mangelhaft; aber selten ist's gewiß."

„Die Zunft erhöht den Preis der Arbeit nicht," sagte ein klug blickender kleiner Greis, „der zünftische Meister, der Verlag hat, der mit Gesellen und Lehrknaben arbeitet, unter welche er die Arbeit vertheilt, der muß nothwendig wohlfeiler arbeiten können, als der Einzelne, der auf eigene Hand arbeitet und keinen Verlag und keinen Credit hat."

„Nun die Einzelnen können aber doch auch Verlag und Credit haben!" wurde eingeworfen.

„O ja, möglich ist's schon," entgegnete der kluge Alte, „aber wer steht dafür ein? und auf Möglichkeiten mag kein rechter Mann bauen. Der stäte Zunftmeister leistet mit seinem Vermögen, mit seiner Handwerks- und Bürgerehre Bürgschaft, er arbeitet tüchtig, weil er bei schlechter Arbeit nicht nur seinen Namen, seine Handwerksehre gefährdet, sondern auch den guten Ruf, den er seinen Kindern als ein Erbtheil zu hinterlassen bestrebt ist. Sie werden die Zünfte nicht angreifen, denn das muß ja Jeder einsehen, daß dann sich die Handwerker sofort in schrecklicher Weise vermehren würden. Wo aber jetzt hundert Meister arbeiten, deren rechtlicher Verdienst hundert Familien nährt, da kann der Verdienst von zweihundert Handwerkern nicht ausreichen für zweihundert Familien; die werden sich dann unter einander den Krieg machen, Jeder wird den Andern ausstechen wollen durch die scheinbare Wohlfeilheit seiner Arbeit, er wird aber den wahren Preis der Arbeit erhöhen dadurch, daß er schlechter arbeitet, schlechtere Stoffe nimmt, ge-

ringeres Gewicht. In solchem Handel hat dann der gewonnen, der die Käufer am besten zu betrügen versteht, Jeder treibt es dann so fort bis zum Bettelsack. Glaubt aber nicht, daß diese Aussicht auf den Bettelsack auch nur Einen abschrecken wird, denn Jeder hält sich für den Klügsten!"

„Und das ist doch noch nicht das Schlimmste," fuhr Hans Sachs fort, „der Geist geht verloren, der jetzt in den Zünften lebt, der Geist bürgerlichen Gemeinwesens, der die Städte groß gemacht hat, der Geist, der über den ehrbaren Wandel des Einzelnen wacht, der die Ehre oder die Schmach des Einzelnen für die Ehre und die Schmach Aller nimmt, der aus den Lehrknaben und Gesellen in den Werkstätten tüchtige Menschen erzieht und der Zukunft nicht vergißt über die Gegenwart."

Die Meister waren alle einig, daß nur bewußter böser Wille oder sehr großer Unverstand die Zünfte angreifen könne in ihrem Bestand; sie erklärten einen dergleichen Angriff geradezu für unmöglich, dennoch hielten sie es für gerathen, Vorsichtsmaßregeln gegen das wüste Gerede zu nehmen, denn in der bewegten Zeit, das sagten sie sich selbst, konnte das wenigstens zu großem Unfug Anlaß geben, wie sie sich denn auch nicht verhehlten, daß ein unruhiges, aufsässiges Wesen unter den Gesellen herrsche, das um so verderblicher war, als es versuchte, sich auf die religiöse Bewegung zu stützen. Die Meister beschlossen nun, am andern Tage vor offener Lade nicht nur die Altgesellen ernstlich zu vermahnen, sondern jedem Meister aufzugeben, daß er seine Gesellen und Lehrknaben auf das Rechte hinweise, sie schärfer beaufsichtige und gewissenhaft das böse Gerede bekämpfe. Hans Sachs empfahl noch besonders, von diesem Beschlusse dann auch den anderen Zünften Kunde zu geben, mit der Bitte, in gleicher Weise zu handeln.

Danach kamen noch andere Angelegenheiten zur Sprache, die am folgenden Tage vor der Lade verhandelt werden sollten, als aber Alles in Ordnung war, wendete sich der „Spanier" an Hans Sachs und rief heiter: „Da wir nun aber mit dem Geschäft fertig sind, solltest Du uns auch ein neu Liedlein geben, Hanse, haben so lange nichts von Dir gehört."

„Ja, wie ist's mit der Poeterei, Hanse?" fragte der Altmeister, indem sich schnell sein ganzes Gesicht erheiterte, „hast ja selbst den schönen Reim gedichtet:

Hans Sachs ist ein Schuh
Macher und Poet dazu.

Haben nun heute vom Schuhmacher Hans Sachse genug vernommen, laß uns nun hören, daß Du auch noch der Poet dazu bist."

Hans Sachs hatte jetzt ein ganz anderes Gesicht, als vorher, da er von Zunft-Angelegenheiten gesprochen; die Augen lachten gar vergnüglich und in den Mundwinkeln kam der Schalk zum Vorschein. „Da kein Merker hier unter uns anwesend," begann er, „kann ich's

schon machen, Euch, Ihr lieben Meister und Brüder, zu zeigen, daß auch der Poet Hans Sachs noch lebt, will Euch reimweise eine Legende erzählen."

„Ach ja, von Sanct Peter und der Geis!" riefen Einige.

„Von Sanct Peter und dem Hufeisen!" Andere.

„Das wäre Euch wohl recht," lachte Hans Sachs, „nicht wahr? damit Ihr nachher zu Hause sagen thätet: der Hans Sachs kann gar nichts mehr, hat uns seine alten Geschichten noch einmal erzählt. Ei! meint Ihr, es gäbe weiter keine Legenden? will Euch heute die Geschichte erzählen von Sanct Peter und dem Flötenspieler!"

„Ja, von Sanct Peter und dem Flötenspieler!" riefen die Meister, und es sah gar seltsam aus, wie kindlich neugierig sich die ernsten Männer mit den harten Gesichtern und harten Händen, in ihrer dunklen Sonntagstracht noch ernster anzuschauen, um den begabten Mitmeister drängten.

Der Altmeister gebot jetzt Ruhe, Hans Sachs setzte sich auf einen Schemel in die Mitte und erzählte mit sichtlichem Behagen:

„Als unser HErr noch sehr gering und unbekannt auf Erden ging,
Da kam er an Sanct Peters Hand auch einmal in das fränkische Land;
Der Tag war heiß, die Sonne stach, die brütend auf dem Sande lag
Sanct Peter keucht' und seufzte schwer: Er trüg' das keine Stunde mehr,
Am todten Meer das wüste Land sei baß als Nürenberger Sand!
Und wie er ließ der Junge Lauf, da hub der HErr den Finger auf
Und sprach: „Du bist erlöst alsbald, siehst Du das Haus am Fichtenwald?"
Sanct Peter sah die Hütte auch, doch murrte er, wie's mal sein Brauch:
Er sei ein schwer geplagter Knecht, das ganze Land gefall ihm schlecht!
Der HErr in seiner Langmuth schwieg, Sanct Peter durch das Sandmeer stieg
Mit mind'rer Lust und kleinerm Muth, als einst im See bei Sturm und Fluth.
Dem Jünger ging der Odem aus, gar fern dünkt ihm das kleine Haus,
Da scholl ein lieblich feiner Klang und fördert seinen schweren Gang.
Sanct Peter machte weite Schritt, hielt mit dem HErrn den gleichen Tritt —
Da war das Haus, am Baum davor blies frisch auf seinem Flötenrohr,
Das Auge hell, die Locke weiß, das „Gloria" ein muntrer Greis;
Und wie die Wandrer er ersah, quoll „in excelsis gloria"
So voll, so wundervoll hervor aus seinem schlichten Flötenrohr,
Daß er, beim Himmelsklang ganz Ohr, sich selbst in Staunen schier verlor.
Und wie der HErr vom staub'gen Pfad mit mildem Gruße zu ihm trat,
Da rief er laut: „Gebenedeit Dein Eintritt sei in alle Zeit,
Du wandelst des Gerechten Gang, drum gab mein Rohr so vollen Klang!"
Und in die Hütte schlicht und klein führt' er die müden Wand'rer ein;
Er kühlte ihnen fromm und gut die Füße mit der klaren Fluth.
Er brach mit ihnen froh sein Brot, er brachte Beeren süß und roth,
Er ehrte sie mit seinem Wein, der mochte etwas sauer sein,
Denn Petrus zog ein schlimm Gesicht, begehrend seiner förder nicht;
Derweil der HErr in seiner Gnad' den Becher mählich leeren that.
Das hat den Greisen baß ergötzt, der, als er seinen Gast geletzt,
Auf dem geliebten Flötenrohr die schönsten Weisen spielte vor.
Sanct Peter sagt nicht ja, noch nein, schlief bei den sanften Tönen ein
Und schlummert auf der harten Bank gar wundersüß bei Flötenklang.

Der HErr in unerschöpfter Ruh hört mild dem Spiel des Greisen zu,
Bis draußen sacht die Sonne sinkt und kühl're Luft zum Wandern winkt,
Da stund Er auf, der Gottsohn ganz, vom Antlitz strahlte Himmelsglanz,
Und sprach mit Macht: „Du Menschenkind, Du bist vor Gott nur Schall und Wind,
Der wie vernommen auch vergeht, dem gleich, der durch die Flöte weht;
Wie willst Du Dich dem Richter nah'n? der fragt: „Was hast Du, Wurm, gethan?
Wenn die Posaune des Gerichts im Flammenweh'n des ew'gen Lichts
Zusammenruft die Creatur und bang erzittert die Natur?"
Sanct Peter fuhr vom Schlaf empor und in der Hand sein Flötenrohr,
Der Greis sank zitternd auf sein Knie und lallte: „HErr, ich that nichts, nie,
Ich blies die Flöte, deren Klang mir sanft und süß zum Herzen drang,
Durch Deine Gnade ganz allein will ich im Himmel selig sein!"
Sanct Peter meint, für Flötenspiel die Seligkeit sei was zu viel,
Der HErr doch hebt voll Milde drauf den greisen Flötenspieler auf,
Und spricht: „Dieweil Du, Creatur, getröstet Dich der Gnade nur,
Soll auch die Gnade mit Dir sein, getrost geh' Du zum Himmel ein!"
Und als gesprochen war das Wort, da zog er mit Sanct Peter fort.
Am Abend fanden sie den Greis, die Glieder kalt, die Lippen weiß,
Doch leuchtet über ihm im Tod der ew'gen Gnade Morgenroth!"

Hans Sachs hatte dankbare Zuhörer, sie brauchten ihre Befriedigung mit der Legende gar nicht auszusprechen, der Dichter hatte sie auf ihren Gesichtern lesen können, die sich stets zu heiterem Lächeln verzogen, wenn Sanct Peter erwähnt wurde; war doch der Apostelfürst gerade seit undenklichen Zeiten bei den Deutschen, übrigens unbeschadet seines Ansehens, eine Figur geworden, an die sich der Scherz des Volkes hing, auf die Alles gepackt wurde, was dem HErrn selbst hätte hinderlich bei seinem Erdenwallen sein können. Man hatte unzählige lustige Legenden über Sanct Peter als den Begleiter des HErrn, immer kam der Apostelfürst schlecht weg, oft nicht ohne Schläge. War das eine Art von Rache, die der Volksgeist an ihm nahm wegen der Verläugnung des HErrn? war's der Ur-Protestantismus namentlich des norddeutschen Volkes, der so alt ist, wie das Christenthum in Deutschland selbst, der die römische Kirche in der Person Petri neckte? war's Beides zusammen? kurz, nicht nur deutsche Dichter, sondern auch deutsche Maler und Bildhauer sprachen diesen Zug des deutschen Volkes von den frühesten Zeiten an häufig genug aus in ihren Werken.

Die ganz protestantische Wendung, welche die Legende nahm, eine Vertheidigung der lutherischen Kern-Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben an die Gnade, zeigt, wohin Hans Sachs zielte, und die ernsten Gesichter seiner Hörer bewiesen, daß sie ihn wohl verstanden.

Hans Sachs sagte Valet, nachdem er seine Legende beendet, und viele dankende und freundliche Worte nahm er hin bei dem Händedruck, mit dem er schied.

Zur innern Geschichte des 19. Jahrhunderts.

— Der Kampf des Königthums und des Papstthums am Rhein. —

II. (Schluß.)

Es waren zwei wichtige Dinge, um die sich der Kampf zwischen der preußischen Regierung und der römisch-katholischen Kirche bald nach der Uebernahme des erzbischöflichen Stuhles durch Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering, entspann, die Beaufsichtigung der (katholischen) Universitätslehre, hervorgerufen durch die Hermesianer, und die gemischten Ehen.

Ueber die Lehrstreitigkeiten handelte der in der vorigen Nummer erschienene Anfang dieses Artikels; über die gemischten Ehen suchen wir heut unter Zugrundelegung des oft angeführten wichtigen Buches von Eilers einige neue Aufschlüsse zu geben.

Sehr richtig ist es, wenn Eilers für diesen Conflict nicht allein eine äußere und mechanische Kirchenpolitik des Katholicismus verantlich macht, sondern seine tiefsten Wurzeln in dem wieder erwachten religiösen Leben auf evangelischer wie auf katholischer Seite aufsucht. (III, 170 flg.)

In der preußischen Rheinprovinz gab das Reformationsfest (1817) Veranlassung, das Bewußtsein der confessionellen Trennung zu schärfen; aber während innerhalb der reformirten Kirche dieser Gegend sich noch strengere Zucht und größeres Festhalten am Glauben der Väter zeigte, bemerkte man bei den dort mehr zerstreut lebenden Lutherischen, meist Offizieren und Beamten aus den alten Provinzen, Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge und Schlimmeres (Eilers führt Beispiele dafür an). Die katholischen Priester und Parteiführer benutzten inzwischen alle Waffen der Bildung und Beredtsamkeit, die sie vielfach aus protestantischen literarischen Arsenalen entnommen hatten; die politischen großen Conjuncturen der Zeit kamen ihnen zur Hülfe und stärkten ihren Muth und ihr Wagen; es erhob sich immer sichtbarer in Wien ein Vorort und eine Schutz- und Trutzburg des Papstthums, und Eilers weiß einer Formulirung der dort herrschenden Staatsraison Erwähnung zu thun, die also lautet: „ob nicht, wenn dem Papste die hergebrachten Befugnisse entzogen blieben, auch Preußens Monarchismus zu gefährlichen Kräften für Oesterreich kommen werde.“ (III, 212.)

Aber wie zum Theil das wiedererwachte religiöse Leben, so war auf der anderen eine gewisse revolutionäre Disposition der Gemüther jener Zeit für die Ausbreitung der Kölner Wirren von großer Bedeutung. Von Belgien aus war ein schlimmes Signal für alle Katholiken, die unter einem protestantischen Landesherrn leben, gegeben, und es ist noch heut als ein Wunder Gottes zu betrachten, daß die Vor-

gänge in Brüssel am Rhein nicht noch ganz andere und ernstere Folgen gehabt haben.

Bald nach dem Reformationsfeste (1817) begannen katholische Geistliche wegen der gemischten Ehen Schwierigkeiten zu erheben, die sie früher in Gemäßheit der französischen Gesetze nicht erhoben hatten, und als das Ober-Präsidial-Publicandum vom 1. März 1819 dagegen erschien, wurden sie noch schwieriger, weil sie sich dadurch in ihrer geistlichen Ehre verletzt fühlten. „Des Königs Majestät", heißt es in diesem Publicandum, „haben allergnädigst zu erklären geruht, daß das Verfahren der katholischen Geistlichen, wonach sie verlangen, daß die katholischen Glaubensgenossen, welche sich mit Nichtkatholischen ehelich verbinden wollen, die Erziehung ihrer Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion versprechen und der nichtkatholische Theil diesem Versprechen beistimme; und ferner, wenn dieses Versprechen nicht geleistet wird, die kirchliche Vollziehung einer solchen gemischten Ehe verweigern — Allerhöchstihren Religionsgrundsätzen geradezu entgegen, und daß es daher eine grundlose, ahndungswürdige Angabe sei, wenn in mehreren öffentlichen Blättern angezeigt wird, daß dieses Verfahren der Geistlichkeit und namentlich die desfallsigen Verordnungen des General-Vicars von Aachen mit den Grundsätzen der preußischen Regierung übereinstimme." Es wurden nun auch angesehene altkatholische Familien ins Interesse gezogen. Man berechnete, sagt E., wie lange es etwa noch dauern werde, bis der gebildete Theil der Einwohner protestantisirt sei, wenn alle unverheiratheten Offiziere und Beamten aus den alten Provinzen katholische Mädchen heiratheten und ihre Kinder der protestantischen Kirche zuführten. Die Eltern der katholischen Mädchen verbanden sich mit den Geistlichen zur strengen Festhaltung der aufgestellten Bedingung, und der Erfolg krönte in vielen Fällen diese Festigkeit. Zwei Drittheile der Heirathslustigen gaben das Versprechen und nur etwa ein Drittheil eroberte die Braut, auch ohne das Versprechen zu geben. Rückgängig wurden, sagt Eilers, keine Verlobungen wegen Nichteinigung über die Kindererziehung. Nichts war natürlicher, als daß die evangelischen Geistlichen und Familien jetzt auch wach wurden und ihr Gebiet zu vertheidigen suchten. Es kam zu Controvers-Predigten und andern Kämpfen, wodurch sie sich gegenseitig noch mehr reizten. Von Duldung und christlicher Liebe war nirgends mehr die Rede; der Streit drang bis in die Elementarschulen. So ungefähr lagen die Sachen, als die Königliche Cabinets-Ordre vom 17. August 1825 in der Rheinprovinz publicirt wurde, wodurch das schon 1830 für die östlichen Provinzen gegebene und von der dortigen katholischen Geistlichkeit ohne Widerspruch befolgte Gesetz hinsichtlich der gemischten Ehen auch für die westlichen Provinzen geltend gemacht wurde. Danach sollen die Kinder gemischter Ehen in der Religion des Vaters unterrichtet werden, und kein Ehegatte den andern durch Verträge verpflich-

Sie war ein Eintagswesen, ein feiger Compromiß zwischen unversöhnlichen Standpunkten, und es hätte an ihr auch höhere staatsmännische Einsicht, als die Bunsen's, scheitern müssen. Zuerst kamen die Bischöfe ihren eigenen Pfarrern gegenüber in Verlegenheit. Sollte ihnen das päpstliche Breve von 1830, das doch mit dieser Convention nicht übereinstimmte, mitgetheilt werden? Aber es gab unter ihnen sehr eifrige Anhänger des Papstthums und Gegner des Königthums, und sie würden den Papst den diplomatischen Bischöfen vorgezogen haben! Die Bischöfe entschlossen sich zu einem lateinischen Pastoral-Schreiben an ihre Pfarrer, in dem nach Eilers besonders nach einer Uebereinstimmung mit dem „allgemeinen, auch in der katholischen Welt waltenden historischen und Rechtsbewußtsein" getrachtet, also — das Papstthum als etwas eigentlich Veraltetes und Ueberlebtes betrachtet wurde! Dieser Irrthum sollte sich bitter rächen, und Görres hatte wohl Recht, als er in seinem Athanasius die „Lüge, diese grauenhafteste Macht der Zeit," geißelte.

Der Erzbischof Clemens August zerriß diesen künstlichen Schleier durch die unumwundene Erklärung, „er finde die von der Instruction der Bischöfe angenommene Zulassung katholischer Trauung, ohne ein vorher von den Verlobten gegebenes Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder, mit dem Breve in offenbarem Widerspruch; daher habe er denn auch vorkommenden Falls immer die Pfarrer dahin instruirt, die Trauung nie zu gewähren, wenn ein solches Versprechen nicht abgegeben worden sei." Die Regierung hatte, bemerkt E., bis dahin Alles gethan, um die principielle Erörterung der Frage zu vermeiden; da aber der Erzbischof sich auf keine Weise abhalten ließ, mit dem schroffen, römisch-katholischen Princip mitten in das Herz des preußischen Staats hinzufahren, ohne auch nur die mindeste Rücksicht auf die bestehende Gesetzgebung und auf die geschichtlich gegebenen Lebensverhältnisse eines gemischten Staats zu nehmen: so trat mit unabwendbarer Nothwendigkeit die Alternative ein, entweder die Gesetze und damit die königlichen Majestätsrechte preiszugeben, oder durch Aufrechterhaltung derselben die Leidenschaften noch mehr zu entflammen. Man hatte, wie es scheint, für beide Fälle den weitern Operationsplan durchdacht und vorbereitet, und wenn tieferblickende Politiker recht gesehen haben, so war es geradezu auf einen neuen Religionskrieg und auf Losreißung der Rheinprovinz vom preußischen Staate abgesehen. Daß der König durch eine so ernste und entschiedene Maßregel, wie die gewaltsame Wegführung des Erzbischofs von seinem Sitze auf die Festung Minden, die Gesetze und die Majestätsrechte wahren würde, glaubte man nicht; denn es entstand eine Verwirrung im Lager, und es dauerte längere Zeit, bis man gegen dieses unerwartete Ereigniß Fronte gemacht hatte.

Man war in Berlin über das Verhalten des Erzbischofs Cle-

mens August um so mehr empört, als er vor seiner Wahl erklärt hatte, er werde die Vereinbarung der vier Kirchenfürsten über die gemischten Ehen „niemals angreifen oder umstoßen, sondern aufrecht erhalten und im Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit anwenden." Es ist in der That schwer zu glauben, daß er, als er dieses Versprechen abgab, die Convention nicht gekannt habe, und mit nichts Anderem konnte er sich doch entschuldigen. Selbst der Kronprinz (des jetzt regierenden Königs Majestät) schrieb damals an den katholischen Pfarrer in Eupen: „Bei dem höchst traurigen Ereignisse in Köln handelt es sich ganz besonders nur von Erfüllung eines gegebenen Worts. Was sollte wohl aus der göttlichen Ordnung auf Erden werden, wenn ein solches ohne Ahndung gedeutet und unerfüllt bleiben dürfte?" Eilers setzt hinzu: Faßt man aber den offenen, redlichen Charakter des Mannes, den er stets im Leben bewiesen, die Beschränktheit seines Geistes und die ascetische Zurückgezogenheit, in welcher er die vorhergegangenen funfzehn Jahre gelebt, ins Auge, dann drängen sich doch überwiegende Gründe auf, anzunehmen, daß er jene Convention wirklich nicht gekannt, sondern von dem Gedanken bestimmt worden sei: wenn vier Bischöfe dieselbe dem päpstlichen Breve gemäß gefunden haben, so wird es mit der Gemäßheit auch wohl seine Richtigkeit haben. In diesem Falle bliebe nur noch die Eilfertigkeit, mit welcher er das Versprechen gab, zu tadeln übrig, weil sie nur aus einer gar zu großen Begierde nach dem erzbischöflichen Stuhle zu erklären wäre.

Die Gefangennehmung und Abführung des Erzbischofs Clemens August verbreitete am Rhein und in Westphalen furchtbare Aufregung, und es ist dieselbe um so auffallender, wenn es wahr ist, was Eilers (III., 214) versichert, daß bis 1837 die katholische Bevölkerung von Mannheim bis Wesel der aufgeklärten Ansicht des achtzehnten Jahrhunderts über das Papstthum gehuldigt habe. Auch war es nicht die Person des Erzbischofs, die auf das Volk und seine Aufregung einwirkte, „denn über diesen hatte man bis dahin in allen Gesellschaften wegen seiner seltsamen, allen gebildeten Menschen höchst auffallenden Manieren gelacht und gespottet; sondern der Eingriff in die geheiligten Rechte der bischöflichen Weihe war es, was diesen Eindruck hervorbrachte. Es wurde mir versichert, daß die Gefangennehmung des Papstes zu Napoleon's Zeiten auf die gläubige katholische Bevölkerung am Rhein bei weitem einen so tiefen Eindruck nicht gemacht habe. Besonders waren es die Gemüther der Frauen, die in eine unglaubliche Aufregung geriethen. Sie fühlten sich in ihren heiligsten Empfindungen verletzt. Dies war die beklagenswertheste und zugleich gefährlichste Folge der gefänglichen Wegführung des Erzbischofs: beklagenswerth, weil es die besten und treuesten Familien des Landes waren, die von solchen Empfindungen ergriffen wurden, gefährlich, weil die Gemüther dadurch empfänglich gemacht wurden für die maßlosen Angriffe auf den preußi-

schen Staat und auf die evangelische Kirche, die nun eintraten. Ein römischer Theolog aus der Gesellschaft Jesu gab das Signal, und alsbald stand ein ganzer Haufen fanatischer Schriftsteller auf dem Kampfplatze. So viele Millionen rechtgläubiger Christen, hieß es, unter dem Scepter ketzerischer Fürsten! Der Heilige Vater warnte; aber die Heerde achtete nicht auf die Stimme des treuen Hirten und gab sich muthwillig den Wölfen zum Raube hin. Jetzt endlich ist es Allen wie Schuppen von den Augen gefallen. Jetzt sehen sie, wie der Wolf den Hirten sammt der Heerde verschlingt. Soll dieser Zustand, diese Gefahr dauern? Nein! Gottes heilige Sache fodert eher Krieg, blutigen Krieg, und wer ein gottesfürchtiges, echtkatholisches Herz im Busen trägt, der rüste sich zum Kampfe! Ein zweiter Wiener Congreß wird ein anderes Staatensystem schaffen. — Sollte ein edler katholischer Vorkämpfer der katholischen Sache noch Bedenken tragen, sein Schwert in die Wagschale zu legen? Was hätte er zu fürchten? Etwa Preußens Macht? Eitle Furcht! Zieht man fünf Millionen Katholiken ab, die „actu" seiner Herrschaft unterworfen sind, so bleibt ihm nur eine Colluvies von sieben Millionen Rationalisten, Philosophen und Atheisten übrig. Aber, könnte man sagen oder denken, sie sind doch unsere Stammgenossen. Das ist falsch! die Preußen sind keine Deutsche, sondern von slawischer Race, die mehr etwas Thierisches in ihrem Charakter haben und auch nicht so wahrheitsliebend sind als die Deutschen. Und wären sie auch Deutsche, muß nicht das Nationalgefühl schweigen, wenn die heilige Mutter Kirche zum Ketzerkriege ruft? Aber die Protestanten glauben doch auch an Gott und an Christum und haben sogar die ältesten Glaubensbekenntnisse mit uns gemeinsam! — Das ist eine irrige und gefährliche Auffassung des Protestantismus, die von den Philosophen und den Hermesianern herrührt; der Heilige Vater, der Statthalter Christi, hat den Protestantismus als eine arge Ketzerei verdammt, und es ist nach der wahren katholischen Lehre Ruchlosigkeit und Abgeschmacktheit zugleich, friedfertige Gesinnungen gegen die Protestanten zu hegen."

Dies ist ein getreuer Extract aus den Angriffen, die in jener Zeit zu Tausenden auf das protestantische Preußen gerichtet wurden. Die Pressen von Mainz, Würzburg, Frankfurt waren Tag und Nacht thätig, diese Schmähungen zu vervielfältigen, und es gab am Rhein manche Schullehrer, welche von ihren Schülern vielfache Abschriften solcher auch im Manuscript verbreiteten revolutionären Aufrufe nehmen ließen.

Von Rom aus secundirte man diesen wilden und maßlosen Angriffen auf Preußen treulichst, und es ging von dort eine neue Bearbeitung der Reformations-Geschichte aus, bestimmt, am Rhein verbreitet und gelesen zu werden, die an Lügenhaftigkeit und Niederträchtigkeit ihres Gleichen sucht. Die evangelische Kirche ist darnach ein Werk des Hochverraths und aller sinnlichen Lüste. In Belgien mochten ähnliche Höllenmittel ihre Wirkung ausgeübt haben; am preußischen Rhein, wo

ernste Schulbildung, gerechte und milde Verwaltung zwanzig Jahre thätig gewesen waren, wo die wachsenden Städte, die wieder emporsteigenden Ruinen der Kathedralen, die steigende Bedeutung der rheinischen Handelsstraße ihr lautes Zeugniß redeten, war es den finstern Intriganten unmöglich, Boden zu gewinnen; und als sie es endlich versuchten, den Gegensatz zwischen preußischer Herrschaft und der früheren des Krummstabes zu Gunsten der letzteren zu deuten, da lachte man sie rheinauf rheinab sogar aus, und zu ihrem großen Aerger wurden sie öffentlich auf die Beantwortung einer Preis-Aufgabe hingewiesen, welche ein Unterthan der Erz-Diöcese Trier in den achtziger Jahren gestellt und ein Unterthan der Erz-Diöcese Köln gelöst hatte. Eilers schreibt darüber:

„Die Preisaufgabe lautete so: „Warum haben dürre Hungergestalten mit weinenden Herzen ihren angeerbten Acker, auf welchem ihre Voreltern sich reichlich nährten, verlassen und in die Fremde ziehen müssen, wo gnädigere Fürsten sie aufnahmen und durch glimpfliche Behandlung zuwege brachten, daß sie in der ihnen eingeräumten Wüste des schönern Theils der Welt gern vergaßen?" Die Antwort war, kurz zusammengefaßt, diese: „1) Weil der Adel fast den dritten Theil der in dem Erzstift Trier belegenen Güter besitzt und verzehrt. 2) Weil der Clerus superior, d. i. die Prälaten, nämlich die Aebte zu St. Maximin, zum Laach, zu den heiligen Märtyrern in Trier, zu St. Martin, zu Sayn, zu Himmerodt mit ihren Mönchen, dann die Dechanten zu St. Florin in Koblenz, zu St. Castor in Karden, zu Münster-Maifeld, zu Pfälzel, zu Kylburg ungeheure Summen in unchristlicher Vornehmheit und schändlichem Wohlleben verzehren. 3) Weil die Klerisei der Landdechanten zu Trier, Kylburg, Pisport, Zell, Perl, Merzig, Wadril, Ditkirch, Engers, Ochtendung und Boppard ebenfalls größere Summen zu ihrem Unterhalte wegnehmen, als ein Volk auf die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse verwenden kann und darf. 4) Weil alljährlich große Summen unter verschiedenen Rubriken nach Rom gehen; und 5) weil die Bettelmönche und Privatmeßleser den Aberglauben mit maßloser Unverschämtheit besteuern und die armen Bauern bis auf's Blut aussaugen." Beispiele dazu geben des kurtrierischen Geheimen Conferenzraths Laroche „Briefe über das Mönchswesen". Noch ärger fiel die Beantwortung einer Preisfrage aus, die Domherr von Bibra im Jahre 1785 gestellt hatte."

Aber nicht blos durch richtige Benutzung der vorhandenen literarischen Hülfsmittel, sondern auch durch Herstellung neuer suchten die wohlgesinnten Altpreußen am Rhein der verderblichen Bewegung entgegen zu arbeiten. Eilers stiftete dazu — es sind jetzt zwanzig Jahre her — in Gemeinschaft mit dem General von Aster, dem Oberpräsidenten von Bodelschwingh, dem Präsidenten Bessel und dem Consistorial-Rath Groos die „Deutschen Blätter". General von Aster

wird von Eilers als Hauptstütze des Blattes erwähnt, ihm sendet er auch noch nach Berlin, nachdem H. v. A. dorthin versetzt worden, die bedeutenderen Aufsätze vor dem Abdruck. Die „Deutschen“ Blätter brachten theils Abhandlungen solcher katholischen Staats- und Kirchenmänner über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, die dem Ultramontanismus abgeneigt waren, theils Aufklärungen über die wirklichen Ursachen und Folgen der Reformation, theils endlich Untersuchungen der kirchlichen und bürgerlichen Zustände Rheinlands und Westphalens.

Der vorzüglichste Kämpfer, bemerkt Eilers dabei, auf dem Hauptposten, dem der gemischten Ehen, war indeß Präsident Bessel, der in streng juristischen Formen vor dem großen lesenden Publikum den Beweis führte, daß die Päpste in ihrer Behandlung dieser Frage gewechselt hätten, und daß kein Kirchengesetz die Erziehung der Kinder aus einer gemischten Ehe in der katholischen Religion geböte. Bessel kam am Ende seiner Beweisführungen zu dem allerdings imponirenden Vorschlag, „daß überall, wo der Pfarrer nur passive Assistenz bei der Copulation zu leisten sich verpflichtet erklärt, die Kinder, bis sie sich etwa später selbst anders bestimmen, zur Religion des andern Ehegatten übergehen, welcher Bestimmung die Eltern selbst in einem solchen Falle nicht derogiren dürfen, weil sie aus höchst wichtigen Rücksichten höherer christlicher Staatsordnung hervorgegangen.“

Die Vertheidigung der gewaltsamen Entfernung des Erzbischofs führte vom staatsrechtlichen Standpunkte und nach rheinischen Gesetzen der Regierungspräsident Ruppenthal mit um so größerm Erfolge, als dieser ausgezeichnete Mann sich in seiner frühern Stellung als General-Staatsprocurator großes Ansehen bei allen rheinischen Juristen erworben hatte.

Die Macht des Staates — das ist in Kurzem das Resumé aus allen diesen Einzelnheiten — machte sich mit Erfolg den Prätensionen der Hierarchie gegenüber geltend; und dies wäre noch deutlicher zur Erscheinung gekommen, wenn nicht innerhalb des protestantischen Lagers selbst, in Berlin und den alten Provinzen, sich an beachtungswerthen Orten eine Stimmung immer mehr geltend gemacht hätte, die das naturgemäße Product einer höchst eigenthümlichen Entwickelung war, die zu oberflächlich gewöhnlich mit dem Namen der „romantischen Schule“ bezeichnet wird. Das Hauptansehen des Herrn von Haller, des Verfassers der „Restauration der Staatswissenschaften“, bei den conservativen Protestanten Norddeutschlands fällt in diese Zeit. Er neigte dem Papstthum sich zu und gewann, wie Eilers ganz besonders hervorhebt, „eine sehr bedeutende und einflußreiche Partei innerhalb der protestantischen Kirche für seine Ansichten.“ „Dieser Umstand,“ — fährt Eilers fort, und wir schließen mit diesem Satze, weil er aus der Vergangenheit hinwegführt und die Aussicht auf Dinge und Verhältnisse der lebendigsten Gegenwart eröffnet — „dieser Umstand, welcher eine Verbindung

der protestantischen Reactionspartei mit den Ultramontanen zu beweisen schien, brachte eine unglaubliche Bewegung in den Gemüthern der Protestanten hervor und vermittelte ihrerseits eine Verbindung mit der liberalen Partei, die auf unser Staatsleben höchst nachtheilig einwirkte und Ideen schuf, die sich seitdem zu einer großen Macht entwickelt haben."

Vom Landtage.

— Die Debatten über die Verordnung betreffend die Suspension der Beschränkungen der vertragsmäßigen Zinsen. —

Vom 19. bis zum 22. Februar dauerten im Hause der Abgeordneten die Debatten über die am 27. November vorigen Jahres erlassene provisorische Verordnung der Regierung, welche für die drei nächsten Monate, also bis zum 27. Februar d. J., die bestehenden Vorschriften über das Maaß der Zinsen aufhob und jedem Geldbarleiher es freistellte, so viel Zinsen als ihm beliebte für sein Capital zu fordern.

Was beim ersten Eintritt in die hohe Versammlung während eines jener Tage auffiel, war die starke Besetzung aller Zuhörer-Tribünen, die an sich bekanntlich keinen Comfort bieten, und bei der im Saale herrschenden Hitze und Angesichts des wunderschönen Wetters draußen jeden Rest von äußerer Anziehungskraft verloren hatten. Das Haus selbst war dicht gefüllt von Abgeordneten, und keine der angenehmen Zerstreuungen, welche wohl sonst die nicht zu eifrigen und ehrgeizigen Mitglieder von ihren Plätzen bei weniger wichtigen Berathungen abhalten, hatte vermocht, einen Abgeordneten zu fesseln. Zudem war es leicht, in Haltung und Antlitz bei Allen eine Aufmerksamkeit seltener Art zu erblicken. Der Präsident gab nur für eine kurze Pause die Leitung der Debatten auf, die diesmal mehr als früher verlangten, von einer Hand und einem Geiste beherrscht zu werden. Zu seiner Linken auf der hohen Präsidenten-Estrade sah man zum ersten Male den Abgeordneten Wagener-Neustettin, dem die mit der Vorberathung beauftragte Commission das Referat über die Vorlage überlassen, und der auch der Verfasser des ganz besonders bemerkenswerthen Commissionsberichtes über diese Verordnung ist. Wir stimmen ganz mit der Kreuzzeitung darin überein, daß dieser Bericht es verdient, dem Schicksale der meisten seiner Brüder entzogen und einer größeren Oeffentlichkeit zugewendet zu werden, denn er ist ein Meisterstück dem Inhalte wie der Form nach, und er läßt auf den 46 großen Quartseiten, die er umfaßt, die bekannte dialektische Kraft und die principielle Schärfe seines Verfassers in einem so persönlich gefärbten Lichte durchschimmern, daß er in ganz besonderer Bedeutung ein Buch Wagener's ausmacht.

Fassen wir im Eingange unserer Besprechung den Gesammteindruck der dreitägigen mühevollen und ernsten Debatten zusammen, so tritt uns — und wir entnehmen diese Worte dem Briefe eines im parlamentarischen Leben vielerfahrenen Gönners und Freundes der „Berliner Revue" — „ein ganz außerordentlicher Fortschritt in der politischen Erkenntniß des Volkes daraus entgegen."

„Noch vor einem Jahrzehnt" — sagt der hochverehrte Briefsteller mit Recht — „war fast Jedermann erfüllt von der cultivirenden alleinseligmachenden Gewalt der Principien des Laisser aller in allen Angelegenheiten der Nationalökonomie. Natürlich gab es keinen Zweifel, weil die Doctrin sich niemals irrt. Nichts leichter und schneller damals, als eine Entscheidung in solchen Dingen. Einige ästhetisch-literarische Bildung, einige Schulformeln — und man war reif genug, um die wichtigsten Fragen des gesellschaftlichen Lebens zu beantworten, und man war versichert, des Landes der Intelligenz werth zu sein. Die Erinnerung an den Vereinigten Landtag mit seiner Phrasenherrschaft und Gefühlspolitik und an die Bewunderung, welche dies damals erregte, liefert den Beweis, wie jammervoll es damals eigentlich mit unserer Cultur bestellt war. Damals hätten die ökonomischen und socialen Interessen so gut wie keine Vertretung, und wo in den Parteiversammlungen oder im Plenum dergleichen zur Sprache kamen, da erregten sie ein tödtliches ennui, Niemand hörte zu, die Anwesenden verließen sich alsbald. Nur die sogenannte haute politique, die juristische Verklausulirung des Verhältnisses zwischen Krone und Volksvertretung, und auch später nur höchstens Preßangelegenheiten oder Wahlfragen erregten die Gemüther — oft bis zur fieberhaften Spannung. Die Wuchergesetzverhandlungen liefern den Beweis, daß die Rechte wie die Linke zu dem Bewußtsein gekommen sind, daß alle gesellschaftlichen Interessen in einem Solidaritätsverhältniß zu einander stehen; daß das politische und Culturleben in dem ökonomischen und socialen ihre Wurzel und ihren Boden finden, daß es eine Albernheit ist, Politik ohne Rücksicht auf die ökonomischen und socialen Verhältnisse, vom Standpunkte einiger abstracten Vorschriften aus, treiben zu wollen. Dies Bewußtsein zu fördern und zu verbreiten, ward die „Berliner Revue" begründet, und mit Genugthuung darf sie den neuen Tag, in dem zu wirken sie berechnet ist, begrüßen."

Wir stimmen von ganzem Herzen in diese kräftigen und hoffnungsreichen Worte ein.

Betrachten wir die bedeutsamen Debatten des 19., 20. und 22. Februar nun näher, so sind sie uns nach zwei Seiten hin interessant, einmal, insofern sie Veränderungen der alten Parteistellungen hervorriefen, und dann in Bezug auf den Inhalt und die Bedeutung der in ihnen hervortretenden Gegensätze.

In ersterer Beziehung mußte eine Trennung innerhalb der Linken wie innerhalb der Rechten auffallen, deren erstere die bedeutendere war.

Wir haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß sich in den linken Fractionen des Hauses der Abgeordneten eine Bewegung kundgiebt, welche für uns äußerst erfreulich ist und welche darauf gerichtet ist, die unverbesserlichen Doctrinärs, ein Geschlecht, das in der Wüste sterben wird, von denjenigen Männern zu scheiden, die sich einen Blick ins reale Leben erhalten haben und den Widerspruch zwischen ihrer Lehre und ihren Idealen und zwischen den wirklichen Bedürfnissen des Volkes und der Zeit darum immer deutlicher fühlen. Auch auf dem nicht politischen Gebiete, auf dem der reinen Speculation, die so verderbenbringend in Deutschland auf die politischen Anschauungen zurückgewirkt hat, läßt sich bereits dieser Zwiespalt erkennen, und das gewichtige Buch, das R. Haym, einer der ersten Wortführer der sogenannten „Eigentlich-Constitutionellen“, vor Kurzem gegen die quietistische und markausdörrende Lehre der Hegel'schen Philosophie schleuderte, ist uns ein sehr starker Beweis, daß die entschiedenen Charaktere unter den Liberalen von dem Heerde der Träume und Systeme bereits aufgebrochen sind und eine Wanderung angetreten haben, auf der wir mit ihnen, wenn wir anders ebenfalls unsere Füße und Köpfe nicht schonen, zusammentreffen und ein gutes Bündniß schließen werden. Was das politische Gebiet anbetrifft, so zeigten die vorliegenden Debatten, daß besonders die rheinischen Abgeordneten auf dem Wege, der zum Leben und seiner unsystematischen Wirklichkeit zurückführt, weit vorgeschritten sind. Dasselbe läßt sich von einigen westphälischen Männern sagen, die von vornherein mehr im Leben standen, und die sich in ihrer schlichten Art wohl mehr aus einzelnen Gründen (aus Haß gegen die Zuvielregiererei ꝛc.), als aus Liebe zu dem Systeme in den Kreis der Doctrinärs hatten führen lassen. Am Rhein und in Westphalen leben auch die gebildeteren Stände, die „Studirten“, mehr in und mit dem Volke, als in unsrer Gegend; sie erfahren leichter, wo es den kleinen Mann drückt, und die Ansichten desselben über den Grund seines Leidens gehen schneller auch in ihre Anschauungen über. Dieser Verkehr zwischen dem Volke und den „Gebildeten“ wog in dem gegebenen Falle die Einflüsse einer Wissenschaft auf, die, so jung sie auch noch ist, doch mit einer Anmaßlichkeit, die in der bisherigen Entwicklung des Menschengeschlechtes wirklich unerhört ist, sich zum höchsten Schiedsrichter aller Lebensverhältnisse aufwirft. Wir meinen die Nationalökonomie in der Einseitigkeit, in welcher sie auf den meisten Lehrstühlen und in den meisten Büchern gelehrt wird, jene Nationalökonomie, welche meint, daß aller Verkehr blos von Angebot und Nachfrage regulirt wird, und der es ferner gar nicht einfällt zu fragen, ob denn das Angebot blos von der Nachfrage und das ganze Volksleben blos von wirthschaftlichen Potenzen und nicht

auch von anderen höheren, sittlichen Mächten bestimmt werde. Am Rhein hat der Wucher und die Uebervortheilung des kleineren Mannes allerdings in vielen Fällen eine furchtbare Höhe erlangt, und es giebt dort in mancher Gegend Blutsauger-Compagnieen, von denen in der That „Räubergeschichten" zu erzählen sind. (Riehl giebt uns — und wir machten darauf schon vor Monaten aufmerksam — in seinem Buche „die Pfälzer" Schilderungen über solche jüdische Beutezüge, die erschrecklich sind, und vor baierischen Gerichten genau constatirt wurden.) Es tritt neben solch einem Gebahren das strenge Verbot, das die römische Kirche gegen den Wucher erläßt, mit ganz besonderm Nachdruck hervor. Die rheinischen Abgeordneten gehören meist dem römisch-katholischen Bekenntniß an, und so mußte das zusammenfallende Zeugniß der Kirche und des Volkes sie leicht bestimmen, der Doctrin zunächst in der vorliegenden Frage Valet zu sagen. Daß sie zugleich auch bestimmte Parteizwecke verfolgt haben, indem sie sich diesmal der Rechten anschlossen, soll nicht geläugnet werden, und wir verstehen wohl zu würdigen, was eine Correspondenz in einem politischen Blatte darüber sagt. Wir lesen dort:

„Es wurde das Amendement des Abg. Reichensperger (für Mayen) angenommen, das also lautet: „Das Haus der Abgeordneten erklärt, daß aus der Genehmigung der Verordnung nicht abzuleiten sei, als werde dadurch der Beurtheilung der erheblichen Bedenken präjudicirt, welche einer definitiven Aufhebung der Zinsbeschränkungen entgegenstehen." Der Unterschied dieses Amendements von dem kurz vorher mit 165 gegen 125 Stimmen verworfenen des Abgeordneten Nathusius besteht nur in dem Worte „erklärt" statt „verwahrt sich", zeigt also nur mehr formelle Rücksicht für die Regierung, ist indeß wohl nur darum gestellt worden, um recht deutlich hervortreten zu lassen, daß die Entscheidung der Frage, ob eine Majorität für die Bedenken gegen die Aufhebung der Zinsbeschränkungen im Hause der Abgeordneten möglich, allein von der Entscheidung der katholischen Fraction abhängig sei. Das Amendement Nathusius, im Grunde ganz dasselbe wie das Reichensperger's, wurde verworfen, weil die katholische Fraction dagegen stimmte, dasselbe Amendement unter dem Namen eines Reichensperger'schen angenommen, als die Katholiken dafür stimmten." Die katholische Fraction treibt solche Demonstrationen niemals ohne Grund, auch jetzt nicht. Es geht aus vielen Anzeichen hervor, daß sie ihre jetzige Stellung an der Seite der Linken und in der Linken für unhaltbar hält aus Gründen der großen Politik und aus Rücksichten, die sie auf das katholische Volk zu nehmen hat. Letzteres zeigt sich ihr nur in so weit zuverlässig, als es conservativ ist; die hohe Politik aber verlangt von dieser Fraction ganz besondere Wachsamkeit und Umsicht einer Zukunft gegenüber, deren Chancen gerade für die Katholiken sehr bedenklich sind. Wie freundlich gesinnt der Prinz von Preußen auch

den Rheinländern ist, so dürfen die Katholiken für den Fall, daß er selbstständig die Regierung übernimmt, von ihm nur die strenge Regelmäßigkeit einer Königs-Regierung erwarten, die selbst vor Conflicten in dem Falle, wo die staatliche Autorität durch eine geistliche bedroht erscheint, nicht zurückweicht. Die Zeit solcher Conflicte ist noch nicht vorüber, und der hohe Flug, den die Ideale der römischen Hierarchie im Laufe dieses Jahrhunderts wieder genommen haben, wird noch manchen Zusammenstoß zwischen Staat und Kirche zur Folge haben."

Welche Motive aber bei den rheinischen Abgeordneten mit untergelaufen sein mögen, so bleibt es doch unzweifelhaft — und die schwungreiche Rede des Abg. Peter Reichensperger, Appellationsgerichtsrath zu Köln und Abgeordneter für Mayen, zeigt es auf's Deutlichste —, daß sie in vollem Bewußtsein von der Größe der Sache mit den Lehren der absoluten National-Oekonomie gebrochen haben und für die Entscheidung der socialen und politischen Fragen im Leben der Nation nach andern Maßstäben als nach denen verlangen, welche die „trockengelegten Juristen" und diejenigen Politiker führen, nach denen der Mensch nur der Production und Consumtion wegen da ist und die den Nationalwohlstand nur nach der Masse des gewonnenen Getreides und Thierfettes, nicht aber nach der Zahl kräftiger und unabhängiger Familien berechnen.

Neben dieser Trennung innerhalb der Linken ging eine gewisse, wenn auch mehr nur scheinbare Scheidung in der Rechten vor sich. Es war diese Scheidung eine zwiefache; ein kleiner Theil der Rechten, Wagener und einige andere seiner Freunde, verweigerten auch der dreimonatlichen Aufhebung der Wuchergesetze ihre Zustimmung, und wir können ihnen im Principe nur Recht geben. Allerdings würde eine nachträgliche Versagung der Genehmigung zu der Verordnung vom 27. November zahlreiche Mißstände erzeugen, und es mußte dann wenigstens sogleich ein neues Gesetz erlassen werden, das die Behandlung der in Folge der provisorischen Verordnung eingegangenen Verbindlichkeiten regelte; andererseits kann man nicht verkennen, daß solch eine Versagung der nachträglichen Genehmigung, falls sie die Mehrheit des Hauses erhalten hätte, dem Artikel 63 der Verfassung einen sehr bestimmten Commentar gegeben und namentlich das Ministerium bewogen haben würde, in Zukunft den letzten Absatz des Art. 63, der die nachträgliche Genehmigung verlangt, näher ins Auge zu fassen und also künftighin die Erfüllung zweier Bedingungen als zum Erlaß einer einseitigen Verordnung nothwendig anzuerkennen, nämlich neben derjenigen, daß die „Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit" oder „die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes", die Octroyirung dringend erforderte, noch die andere, daß das Ministerium auch der zustimmenden Gesinnungen des Landtags von vorn herein vollkommen sicher sei. Die Ansichten beider Häuser des Landtags in ihrer Majorität waren aber auch im

November v. J. wohl in so weit bekannt, daß man wußte, sie seien einer Aufhebung der Wuchergesetze nicht geneigt.

Die Mehrheit der Rechten wollte indessen diese einseitige Thätigkeit der Regierung um so weniger tadeln, als die Regierung selbst die Frage über den Werth der Wuchergesetze für eine „offene“ erklärte, ja als dadurch, daß die Minister mit Ausnahme des Hrn. v. d. Heydt bei der Abstimmung abwesend waren, sie fast anzudeuten schienen, sie wollten nicht gegen ihren Herrn Collegen stimmen, könnten aber auch nicht für ihn stimmen.

Aber auch abgesehen von dieser Verschiedenheit in den Auffassungen der Rechten trennte sich diese Seite des Hauses in Bezug auf die Sache selbst, und namentlich zeigten die Reden des Hrn. v. Gerlach und des Abg. Wagener einen nicht ganz unbedeutenden Gegensatz gegen einander.

Die Rede des Herrn von Gerlach nahm auf nicht wenigen ihrer Punkte den Standpunkt derjenigen in Schutz, welche die Aufhebung aller Zinsbeschränkungsgesetze verlangen, ohne daß Herr von Gerlach einen der Hintergedanken theilt, welche die Männer dieser Richtung hegen. Er galt ihnen darum auch, wie wir aus ihren Reden abnahmen, durchaus nicht als ein vollgültiger Anwalt ihrer Sache, sondern nur als ein Theoretiker, den nicht Interessen realer Natur, sondern eine Consequenz des Gedankens zu jener bestimmten Anschauung führte. Herr von Gerlach erkennt die Richtigkeit des Volksinstinctes, der den Wucher in vielen Fällen für etwas schlimmeres als den Diebstahl erachtet, nicht an, und merkwürdiger Weise beruft er sich, um gegen diese Aeußerung des Volksgewissens den Beweis führen zu können, darauf, daß die Gesetzgebung erst 1851 einigermaßen die Meinung des Volkes zum Ausdruck gebracht habe, daß aber das Landrecht keine Ehrenstrafe gegen den Wucher enthalte. Niemand im hohen Hause hat seine Verwunderung über solch einen Hinweis auf das Allgemeine Landrecht aus solch einem Munde ausgesprochen; thun wir, denen die ernsten und beredten Verurtheilungen dieses Allgemeinen Landrechtes durch Herrn von Gerlach noch frisch im Gedächtniß stehen, es wenigstens nachträglich! Aber fand Herr von Gerlach nicht neben und vor, lange vor dem Landrechte Bestätigungen dafür, daß dieses Volksgewissen, das den Wucher verdammt, oft furchtbar und als einen Seelenmord verdammt, durch die höchsten Stimmen und Urtheile gestärkt und gestützt ward, durch uralte Rechtsgewohnheiten und durch die Kirche? Und warum verschmähte er es, an diesen letzteren Orten, an denen er sonst mehr als im preußischen Landrecht nach Erkenntniß und Wahrheit zu suchen pflegt, nach der Bedeutung der Volksüberzeugung zu forschen? Wir könnten in Verfolgung der Rede des Herrn von Gerlach noch viele ähnliche Fragen aufwerfen, aber wir begnügen uns, statt dessen nur auf einen flüchtig ausgesprochenen Satz derselben hinzudeuten, der auf die ganze Stellung des Herrn

von Gerlach zu dieser eminent practischen Frage etwas Licht wirft. Er sagte, daß wenigstens die Aufrechterhaltung der Wuchergesetze zu Gunsten der Bauern und kleinen Grundbesitzer sich empfehlen dürfte. Dann fuhr er fort: „Bauern und Juden passen überhaupt nicht recht zusammen; wo diese Existenzen in Berührung kommen, entwickeln sich Uebelstände und Mißverhältnisse, besonders da, wo die Parcellirungen üblich geworden sind und der alte Bauerngeist geschwunden ist.“ Diese Stelle der Rede des Herrn von Gerlach beruht auf einer Erfahrung, auf einem selbstständigen Blick, der in's Volksleben gethan ward. Aber Herr von Gerlach begnügt sich mit den nächsten Wirkungen, die dieser Blick auf seine Nerven macht, und es ist ein fast ausschließlich ästhetischer Eindruck von der Disharmonie in einer jüdisch-bäuerlichen Gruppe, den er mit sich fortnimmt und den er dann für eine politische und sittliche Reflexion nicht auszubeuten versucht. Der wirkliche „Volksmann“ — wir bedienen uns dieses Wortes im Gegensatz zu dem Worte „Staatsmann“, das immer noch einen öffentlichen Charakter bedeutet, der nur das Ganze, aber niemals seine Einzelnheiten und Wurzeln zu würdigen gewohnt ist — der wirkliche Volksmann würde, von einem solchen ersten mehr ästhetischen Eindruck betroffen, sogleich specielle und geduldige Untersuchungen angestellt haben, Untersuchungen in der Art, die Riehl in seinen „Pfälzern“ angeschlagen hat, und es hätte ihm dann nicht fehlen können, sehr bald einen tiefen socialen und ökonomischen Gegensatz zwischen dem Bauer und dem Juden zu entdecken. Hier die treue Arbeit des Bauern, der im Vertrauen auf Gott unter den Drohungen der Elemente jährlich den Acker bestellt und trotz seines kleinen stillen Lebenskreises zum ersten Regulator und Standard aller Werthe und Preise wird — und daneben die sichere Speculation des Juden, der nicht arbeitet und Werthe, die von der Persönlichkeit, die sie erzeugte und ersparte, bereits losgerissen sind (das ist das Wuchergeld ganz besonders) „für sich arbeiten läßt“. Bei dem Bauern Arbeit im Schweiß seines Angesichts und dazu jenes tiefe Vertrauen auf die unerschütterliche Ordnung der Welt, auf den Geber alles Guten und aller Ernten, bei dem Juden das „Arbeitenlassen“ und schlaue Berechnung aller Chancen und Versicherung gegen alle Verlustfälle, also Eliminirung der höheren Macht aus seinem Gesichtskreise — — ist das nicht ein Unterschied, der zu den fruchtbarsten Gedanken Anlaß giebt und auf einmal den Begriff des Wuchers in seiner ganzen Ausdehnung durch sehr verschiedene Sphären vor uns erzeugt?

So abgewandt vom wirklichen Volksleben Herr von Gerlach sich in diesen Debatten zeigte, so kundig desselben zeigten sich die Abgeordneten v. Wedell und Wagener. Wenn sie allerdings ebenfalls auch eine ganz besondere Vorsorge des Gesetzes für den kleinen Mann bevorworteten, so öffneten sie daneben der Versammlung doch noch Perspectiven auf andere höhere Gebiete des gesellschaftlichen Lebens, wo der

Wucher eben so ungestraft seine scharfe und unerbittliche Sense schwingt, und besonders Wagener war es, der die Frage, um die es sich handelte, in ihrer ganzen Bedeutung als eine Lebensfrage des ganzen Volkes und in ihren Beziehungen zu allen Institutionen charakterisirte. Der Wucher rüstet sich, — das war die Aussicht, die er uns eröffnete — eine öffentliche Macht zu werden, es steht uns ein neues Faustrecht bevor, und wenn die Predigt des Laissez aller! weiter gepredigt wird, so werden wir einmal plötzlich über Nacht von diesen neuen Gewalten überwunden werden! Unser gesammtes gesellschaftliches Güterleben, Gut und Arbeit, sind von mächtigen Feinden bedroht; in den Brennpunkten der Civilisation, in den großen Städten organisiren sich diese Feinde der Familie und des alten Erbes, und immer weiter unter das Fundament unserer gesellschaftlichen Einrichtungen erstrecken sich ihre gefährlichen und starken metallenen Hebel.

Diese Ausführungen Wagener's zusammen mit einer Reihe treffender Bemerkungen der Herren von Wedell und Peter Reichensperger werden uns, die wir diese Debatten so lange als möglich in der Erinnerung des Publicums lebendig zu erhalten verpflichtet sind, in der Folge eines Weiteren beschäftigen.

Aus der Hauptstadt.

— Nachhall der Festlichkeiten. — Englische Studien. — Pferde in Berlin. — Die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm. — Der Berliner Geschmack und H. Reichensperger. — Theater und deutsche Sprache. — Die Turniere der Herren und Landboten. — Wagener und die Verfassungstreuen. — Das v. Plehwe-Jachmann'sche Duell.

Wir sind wieder in das gewöhnliche Leben der Arbeitswochen zurückgekehrt, die zahlreichen Fremden, welche seit dem Tage des Einzugs hier verweilten, haben uns wieder verlassen, nachdem sie eine wirklich ganz anständige Summe Geldes hier verzehrt und manchen alten Berliner Stammgast von seinem gewohnten Platze an der table d'hôte oder am Schoppentisch vertrieben hatten; die Kaufleute haben die prachtvollen Uniformen des Trompeter-Corps, das ihnen bei der Einholung voranschritt, — es war die Uniform der Horse Guards — an den Kunstreiter Wollschläger geschenkt, und dieser führt das glänzende und glitzernde Costüm jetzt in seiner Arena den Zuschauern vor; die Gewerke tragen ihre kostbaren Fahnen, Embleme und Insignien im Akademiegebäude zusammen und veranstalten damit nachträglich eine recht hübsche Ausstellung auf Wunsch Ihrer Königl. Hoheiten des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Wilhelm; in der Presse machen sich Stimmen geltend, welche daran erinnern, daß nun wohl auch „einige Centner Silber" in die andere Wagschaale für die Armen geworfen werden möchten, nachdem das edle Metall in so reichen Strömen für Freude und Schmuck herbeigeflossen wäre. So ist der Charakter der Situation überall nur ein Nachhall des Festes.

Es wird bemerkt, daß das feierliche Ereigniß in mehrfacher Beziehung auf unsere Gesellschaft eingewirkt habe. In der jungen Kaufmanns-

welt macht sich eine vergrößerte Neigung für englisches Wesen und englische Art kund, und es ist die Rede von einem English Club, den eine größere Zahl reicherer junger Männer dieses Standes zu bilden beabsichtigen. Neulich soll schon ein „Meeting“ derselben stattgefunden haben, dessen „Chairman“ der Sohn einer hiesigen bedeutenden Bankierfirma, deren Chef kürzlich geadelt wurde, gewesen sei. Wir finden dergleichen Versuche, sofern sie nicht zu mechanischen Nachahmungen fremder Nationalität herabsinken, ganz unverfänglich, und wenn sie eine Zeit in Anspruch nehmen, die sonst nur zu leicht gewissen französischen Modethorheiten oder gar Modevergehen gewidmet wird, sogar ganz lobenswerth. Die Reiterstudien, welche die jungen Kaufleute für ihren chevaleresken Empfang der Prinzessin betrieben haben, sollen ebenfalls nicht ohne Weiteres für verloren gegeben werden, sondern die Grundlage einer höheren Reiterkunst werden, der jetzt gerade in Berlin viele Inhaber sonst stiller und friedliebender Geschäfte obliegen. Je weiter die Cultur und die Benutzung des edelsten Thieres in einer Nation geht, sagt ein tapferer General, desto wehrhafter und zuverlässiger ist diese Nation.

Der Brennpunkt aller Aufmerksamkeit ist und bleibt natürlich die Frau Prinzeß Friedrich Wilhelm Königl. Hoheit. Das Publicum zeigt der hohen Dame eine so freundliche und fröhliche Ehrerbietung, daß die Prinzessin darin eine ununterbrochene Fortsetzung ihres glänzenden Empfanges in Berlin sehen darf. Bei einem neulichen Spaziergang, den die Frau Prinzessin im Thiergarten machte, war sie von Huldigungen umdrängt. Bemerkt wurde es von mehreren Berlinern, daß die Frau Prinzessin bei Veröffentlichung Ihrer und Ihres Gemahls Danksagung „Victoria, Prinzessin von Preußen“, unterschrieb. Allerdings wird die Frau Prinzessin officiell „Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen“ beim Anschreiben und bei der namentlichen Anführung titulirt, aber wo Sie Selbst Sich nennt und schreibt, wird Sie Ihren Namen natürlich führen, wie dies auch alle anderen Frauen Prinzessinnen thun. Die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm hat schon mehrere unsrer hervorragenden Kunst- und Mode-Magazine besucht, und Sie wird dabei gefunden haben, daß Berlin auch im Reichthum der Auswahl hinter London nicht zurücksteht; was den Geschmack der Arbeiten anbetrifft, so kann unsre Hauptstadt von keiner andern übertroffen werden, was auch Herr Reichensperger, der eine starke Abneigung gegen die „protestantische Schönheit“ hat, dazu sagen mag. Herr Reichensperger tadelte nämlich neulich im Hause der Abgeordneten den Geschmack, der sich an den Berliner Schaufenstern zeigte. Wir geben zu, daß man an einzelnen derselben viel Pariser Modelle findet, aber wer z. B. bei Schwedt u. Markstein, Ecke der Friedrichs- und Taubenstraße, bei Bellair, Ecke der Friedrichs- und Französischen Straße, bei den großen Marmor-Arbeitern und anderen Magazinen einen Augenblick stehen bleibt, wird doch eine Masse von Originalen entdecken, die aus der Hand unsrer heimischen Bildhauer hervorgegangen sind. Wie viel herrliche Thiergruppen z. B. lieferte nicht unser Wolff? Und welche Naivetät, welche entzückende Frische und Kraft spricht nicht aus den meisten derselben? Ganz denselben Beifall verdienen diejenigen Stücke der heimischen Arbeit, die das Nützliche und Schöne vereinigen, Vasen, Schüsseln, Kannen, Becher, Lampen, Platten, Consolen. Hier leistet Berlin, in Porzellan und Metall wie Holz, das Erstaunlichste, und wer bedenkt, wie wenig zur Unterstützung der Fabricanten geschieht, wie sehr ihnen Muster und Modelle fehlen, der kann ihnen die höchste Anerkennung nicht versagen.

Das Theater giebt uns wenig Stoff zu Bemerkungen; die Viardot-Garcia, eine der Künstlerinnen einer großen Theaterepoche, sang darin, und mehrere mittelmäßige Stücke wurden neu aufgetischt, bei denen sich von Neuem zeigte, daß unsre ganze darstellende Kunst immer mehr und mehr verfällt. Trotzdem sind die Häuser voller denn je, selbst bei unbedeutenden und oft gespielten Stücken sind alle Plätze vergriffen, und das Publicum ist auch mit seinem Beifall durchaus nicht sparsam. Von unsern Schauspielern kann eigentlich kein einziger mehr wie ein Mann sprechen, der eine keucht, der zweite grunzt, der dritte schnarrt, der vierte kehllautet, wie ein in Schweizer Dialect machender Jude, es ist ein Jammer, die schöne deutsche Sprache so behandeln zu hören.

„Muttersprache, Mutterlaut,
O wie wonnesam, wie traut,
Von den Mimen arg zerkaut,
Und von keinem doch verdaut." —

Der Landtag hat jetzt seine eigentliche Saison eröffnet, und in beiden Häusern erheben sich die Turnierschranken und donnern die Schläge auf leichte und schwere Rüstungen. Manch edler Kämpe ist schon in den Sand geworfen, manch wackrer Herr und Landbote hat schon einen bunten Strauß oder eine Schleife der Auszeichnung erkämpft, aber selbst auf den Schilden der Herren Minister bemerken wir einige nicht ganz leichte Beulen, und die Debatten über das Ansiedelungsgesetz im Herrenhause und über das Wuchergesetz im Hause der Abgeordneten haben jene nur vermehren können.

Unter den ritterlichen Gängen, die bisher abgehalten sind, verdient einer darum eine nähere Erwähnung, weil er das merkwürdige Beispiel eines Herausforderers und Fechtenden zeigte, und doch kaum oder gar nicht den Geforderten entdecken ließ. Das kam aber daher, daß der Tummelplatz bereits von dickem Staube in Folge stundenlangen Kampfes erfüllt war. Auf einmal, es war schon die Stunde des Mahles nahe herangerückt und Schweiß und Langeweile bedeckten schon der wackeren Kämpen Stirnen, erhob sich die stattliche Gestalt des „Rufers im Streit", des jüngeren Abgeordneten für Neustettin, und in kühner Fechter-Auslage, mit dem scharfen, schmalen Schwerte seiner Rede hin und her fahrend und bald diese, bald jene Stelle bedrohend, fuhr er auf einmal auf eine dunkle Masse los, „Verfassungstreue" genannt. Wir meinten, er habe sie gar nicht getroffen, so weit von ihnen hielt sich der Stoß des Angreifers, aber doch sahen wir deutlich einige Herren, einen edlen Grafen und einen edlen Freiherrn, zusammenzucken, vom empfindlichen Streich getroffen; ehe sie jedoch noch Anstalten treffen konnten, sich zur Abwehr zu rüsten, verließ sie Wagener schon wieder und tummelte sein Streitroß auf anderem Kampfplan.

Und sie sollen auch guten Gerüchten zufolge so wenig Neigung zum Kampf jetzt haben, diese Herren von der Verfassungstreue, die jetzt mit besonders nachdrücklicher Declamation das Recht der Regierung, hier und da Einiges zu octroyiren, vertreten, sie sollen Frieden und Eintracht mit der ganzen Welt herbeiwünschen, und zu ihrem Motto das Wort erwählt haben: „Seid umschlungen, Millionen" . . . Sie sollen sogar nicht abgeneigt sein, Vaterstelle bei der ganzen etwas dissoluten Familie der Landtagsabgeordneten zu vertreten und sich an den erhöheten Tisch zu setzen, der vor den Häusern aufgerichtet ist, nicht, um andere Gerichte, als die bisherigen, und andere Vorlagen den Versammlungen aufzutischen, — darüber haben sie noch keine klare Anschauung gewonnen, auch fehlen ihnen

die Mittel dazu —, sondern nur, weil die Plätze an jenem Tische genau das Maß der Bescheidenheit befriedigen und erfüllen, das jenen Herren eigenthümlich ist.

Es geht nichts über eine allgemeine Herzlichkeit und über die Ausgleichung aller Differenzen, und vielleicht ist Graf Schwerin sogar geneigt, falls er wieder Minister der geistlichen Angelegenheiten werden sollte, den Justizrath Abg. Wagener wieder als Assessor beim Consistorium zu Magdeburg anzustellen. —

Noch immer beschäftigt die unglückselige v. Plehwe-Jachmann'sche Angelegenheit die Aufmerksamkeit des Publicums. Großes Aufsehen machte ein Correspondenz-Artikel der „Zeit", des Blattes der officiellen Central-Preßstelle, der die Unversöhnlichkeit des dahingeschiedenen Generals v. Plehwe in ziemlich grellen Farben zeichnet. Es stimmten damit sehr wenig die tief herzlichen und ergreifenden Erklärungen überein, mit welcher die ersten Männer Königsberg, der Ober-Präsident an der Spitze, das Andenken des Gefallenen ehrten. Außerdem aber erschien auch gleich darauf ein Artikel des Secundanten und des Zeugen des Generals in den Zeitungen, der die „Zeit" offen unrichtiger Angaben zieh. Er lautet:

„Die in mehreren Zeitungen, insbesondere in der „Zeit", enthaltenen, angeblich aus authentischen Quellen gebrachten Nachrichten über das zwischen dem General-Lieutenant v. Plehwe und dem Lieutenant Jachmann ausgebrochene Zerwürfniß, welches ein Pistolen-Duell zur Folge gehabt hat, erklären die Unterzeichneten, welchen die moralische Verpflichtung obliegt, die in dieser beklagenswerthen Sache stets unbefleckt gebliebene Ehre des erschossenen Generals zu wahren, theils für unvollständig, theils für falsch. Wir werden öffentlich sprechen, sobald es an der Zeit sein wird.
Königsberg, den 20. Februar 1858.

v. Schlichting, Hauptmann im 1. Infanterie-Regiment.
H. Cramer, Justizrath und Auditeur."

Die „Zeit" erklärte darauf: „Wir halten die Richtigkeit unserer Mittheilungen vollkommen aufrecht und erwarten den Gegenbeweis."

Dazu schreibt uns unser Herr Correspondent aus Königsberg, daß der Artikel der „Zeit" in Königsberg allgemeine Indignation hervorgerufen habe, und daß sich durch das Gefolge, das alle Stände der Bevölkerung der Leiche gaben, gezeigt habe, welche andere Ansicht vom Charakter des Generals man innerhalb und außerhalb seiner politischen Partei habe.

Allerdings ist auch uns die Rücksichtslosigkeit der „Zeit" in einer so delicaten Angelegenheit unbegreiflich, und ernsten Tadel verdient es, wenn dies Blatt in einer sophistischen Wendung den Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit verrückt und ihn auf den Endpunkt des Drama's, auf die zufälligen Einzelnheiten des Duells hinschiebt, statt ihn auf die Veranlassungen desselben und den ganzen Sachzusammenhang zu legen.

Die Königsberger Presse beobachtet übrigens über den traurigen Vorfall eine überaus große Zurückhaltung; die „Ostpreußische Zeitung" unterbrach das Schweigen nur durch einen sehr herzlichen und tiefgefühlten Nachruf an den Gefallenen, und die „Hartung'sche Zeitung" begnügt sich, nachdem sie den Vorfall kurz mitgetheilt, damit, einige Notizen zur Biographie des Generals aus der „Spener'schen Zeitung" abzudrucken. In einem ihrer „Eingesandts" wird außerdem eine Broschüre, betitelt „das „Pistolen-Duell zwischen dem General von Plehwe und dem Lieutenant Jachmann", empfohlen, doch bringt die folgende Nummer desselben Blattes ein anderes „Eingesandt", in welchem diese Broschüre dahin

charakterisirt wird, daß sie das unglückselige Ereigniß mit der Königsberger Carneval-Saison in Zusammenhang brächte! Das ist in der That mehr als stark! Die Stellung des Sohnes des verstorbenen Generals von Plehwe in Königsberg wird, auch abgesehen von seinem ökonomischen Verfall, als unhaltbar bezeichnet.

[Die Uniform der preußischen Landräthe.] Von hervorragender conservativer Seite wird — und wie wir meinen mit Recht — darauf aufmerksam gemacht, daß es einen eigenthümlichen und auffallenden Eindruck mache, bei feierlichen Gelegenheiten, wie es z. B. bei den jüngsten Hoffestlichkeiten der Fall war, die Landräthe, obgleich sie doch überall den Ständen ihres Kreises vorangehen, dieselben im betreffenden Falle vorstellen, vertreten ꝛc. in der Regierungsraths-Uniform, und nicht in der ständischen Uniform zu erblicken. Der innere, politische und sociale Zusammenhang der Landräthe mit den Ständen, der doch zumeist existirt, wird dadurch wenigstens äußerlich in Frage gestellt, und es wäre in dieser wenn auch nur in die Augen fallenden Sache eine entsprechende Aenderung wohl an der Zeit.

[Hohenzollernsche Stammtafeln.] Wiederum beschenkt uns die rührige und tactvolle R. Decker'sche Hofbuchhandlung mit einer fleißigen und interessanten genealogischen Arbeit des Königl. Hausarchivars Dr. Märcker. Sie führt den Titel: „Eitelfriedrich II., Graf zu Hohenzollern, d. H. R. Reichs Erbkämmerer, und Markgräfin Magdalena von Brandenburg.“ Daran schließt sich eine Uebersicht der Allianzen des Hauses Coburg-Gotha in der Descendenz der heiligen Elisabeth.

Das Ganze ist durch die Vermählung der Prinzeß Stephanie von Hohenzollern mit dem Könige Dom Pedro von Portugal veranlaßt. Im ersten Theil der Arbeit sehen wir die einstigen Beziehungen beider Linien des hohen Hohenzollernschen Hauses und ihre noch einmal erfolgende Verknüpfung durch Eitelfriedrich II. († 1512) und Magdalena († 1496); im zweiten Theile wird in Pracht und Uebersichtlichkeit uns ein Stammbaum gegeben, auf dessen Höhe und Quellpunkte St. Elisabeth, des Ungarnkönigs Andreas II. Tochter, Gemahlin Ludwigs des Heiligen, Landgrafen von Thüringen, steht, und dessen heutige Ausläufer die glorreichen Namen Stephanie, Prinzessin von Hohenzollern, Prinz-Regent Albert von England, Leopold, Herzog von Brabant, Victoria, Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, Pedro V., König von Portugal, enthalten.

[Die Männer der Reformation.] Portraits nach Original-Zeichnungen von Hans Holbein u. A., in Stahl gestochen von C. Barth. Biographieen von Ludwig Bechstein und A. Autographen facsimilirt nach Original-Briefen. Stich, Druck und Verlag vom bibliographischen Institut in Hildburghausen, 1857.

Von diesem herrlichen Werke sind bis jetzt zwei Lieferungen, klein Folio (zu dem sehr billigen Preise von 25 Sgr.) erschienen. Die erste derselben enthält das Portrait, die Biographie und ein die ganze Bogenseite bedeckendes Facsimile der Handschrift Kurfürst Friedrich's, des Weisen, Calvin's, Dr. Eck's und die getreu nachgeahmte Handschrift Amsdorf's, ebenfalls einen ganzen über zwei große Seiten gebenden Brief. Die zweite Lieferung enthält Portrait, Handschrift und Biographie des Erasmus und Spalatinus, das Portrait Wielef's und die Handschrift Cruciger's.

Diese literarische Unternehmung hat ihre große culturhistorische Bedeutung darin, daß sie uns das Reformationszeitalter in eine Nähe rückt, die auch die Feder des beredtesten Geschichtsschreibers nicht herbeizuzaubern vermag. Antlitz, Styl und Handschrift — schon eines dieser drei Stücke soll nach bekanntem Wort genügen, den ganzen Menschen zu zeichnen, wie viel mehr wird diese Zeichnung gelingen, wo alle drei zusammenkommen, wo neben ein abgerundetes Stück aus dem handschriftlichen Nachlaß des einzelnen großen Mannes sein Antlitz in großer und sauberer Ausführung tritt und wo endlich eine Lebensbeschreibung desselben von kundiger Hand den ganzen Hintergrund der Persönlichkeit von Neuem herstellt!

Das Werk verspricht ein Kleinod aller Haus- und Schulbibliotheken zu werden, und wir werden auf dasselbe, sobald es zum Abschluß gekommen ist, in einer ausführlicheren Besprechung, welche seinen künstlerischen Charakter eingehender würdigt, aufmerksam machen.

Johanniter-Orden.

Ernennungen.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Kammerherrn v. Barbeleben, auf Rienau bei Schaacksvitt,
„ Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses v. Below, auf Hohendorf, Kreis Preußisch-Holland,
„ Kaiserl. Russ. Garde-Rittmeister a. D. Freih. v. Heyking, auf Abellischken, Kreis Nordenburg,
„ Sec.-Lieut. im 1. Landw.-Dragoner-Regim. und Legations-Secretair Carl Grafen v. Lehndorff, auf Steinort, Kreis Angerburg,
„ Major, Flügel-Adjutanten und Commandeur der Garde-Unteroffizier-Compagnie v. Treskow,
„ Major und Command. des 8. Jäger-Bataillons v. Witzleben,
„ Hauptm. und Compagnie-Chef im 2. Garde-Regt. zu Fuß v. Brederlow,
„ Prem.-Lieut. im Regimente der Garde du Corps, Theodor Grafen zu Stolberg-Wernigerode,
„ Premier-Lieutenant a. D., Maximilian Grafen zu Lynar, zu Lübbenau, Kreis Kalau,
„ Ritterschafts-Director v. Winterfeld, auf Damerow, Kreis Prenzlau,
„ Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer v. Winterfeld, auf Felchow bei Angermünde,
„ Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer v. Quast, auf Beetz bei Cremmen,
„ General-Lieutenant zur Disposition v. Trotha, zu Berlin,
„ Major und zweiten Command. des 3. Bataill. 2. Garde-Landwehr-Regiments, v. Esebeck,
„ Major und Command. des Garde-Schützen-Bataillons, v. Kalkstein,
„ Major à la suite des Stabes des Ingenieur-Corps und Adjutanten bei der Gener.-Inspection des Ingenieur-Corps u. d. Festungen, v. Schweinitz,

den Hauptmann im 1. Garde-Regiment zu Fuß und Adjutanten beim Gouvernement der Bundesfestung Mainz, v. Schmeling,
„ Grafen Edmund v. Pourtalès, zu Berlin,
„ Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer v. Pachelbl-Gehag, auf Carnin bei Stralsund,
„ Geh. Regierungs-Rath und vortragenden Rath im Ministerium des Innern, v. Moß,
„ Landrath des Kreises Templin, v. Mettingh,
„ Lieutenant a. D. v. Winterfeld, zu Berlin,
„ Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer v. Bassewitz, auf Liebenow bei Landsberg a. d. Warthe,
„ Hauptmann a. D. und Kammerherrn Grafen v. Brühl, zu Potsdam,
„ Rittergutsbesitzer v. Wedell, auf Gerzlow bei Bernstein,
„ Major a. D. v. Chappuis, zu Potsdam,
„ „ „ „ Grafen v. d. Schulenburg, zu Berlin,
„ Rittergutsbesitzer Hellmuth Grafen v. Schwerin, auf Stevelin, Kreis Greifswald,
„ Landschafts-Deputirten und Rittergutsbesitzer Moritz v. Blankenburg, auf Cardemin, Kreis Regenwalde,
„ General-Major und Commandeur der 29. Infanterie-Brigade Grafen v. Monts,
„ Ober-Förster Günther Grafen zu Stolberg-Wernigerode, zu Reinerz,
„ Landesältesten und Rittergutsbesitzer Wilhelm Grafen v. Pfeil, auf Tomnitz, Kreis Frankenstein,
„ Rittmeister im 4. Landwehr-Dragoner-Regiment, Siegfried Grafen v. Kospoth, auf Burau, Kreis Sagan,
„ Majorats-Besitzer Friedrich Grafen v. Geßler, auf Sowczice bei Rosenberg in Ober-Schlesien,
„ Landrath a. D. und Majorats-Besitzer Herrmann Grafen v. Seherr-Thoß, auf Dobrau, Kreis Neustadt in Ober-Schlesien.
„ Oberst-Lieutenant a. D. v. Portatius, auf Schwarzwaldau, Kreis Landeshut,
„ Kammerherrn und Landesältesten v. Seydlitz, auf Pilgramshain bei Strigau,
„ Rittergutsbesitzer v. Spiegel, auf Dammer, Kreis Namslau,
„ Rittergutsbesitzer Carl v. Salviati, auf Gossendorf, Kreis Neumarkt,
„ Kammerherrn Freiherrn v. Buddenbrock-Hettersdorf, auf Kaltwasser, Kreis Lüben,
„ General-Major und Commandeur der 19. Infanterie-Brigade v. Kotzfleisch,
„ Landrath des Kreises Obornick, v. Reichmeister,
„ Rittmeister und Escadrons-Chef im 12. Husaren-Regiment v. Krosigk,
„ Landrath des Mansfelder Gebirgskreises, v. Krosigk, zu Mansfeld,
„ Landrath des Mansfelder Seekreises, v. Kerssenbrock, auf Helmsdorf,
„ Rittergutsbesitzer, v. Minningerode, auf Silkerode, Kreis Mühlhausen,
„ Oberst-Lieutenant u. Commandeur des 13. Inf.-Regiments v. Ingersleben,
„ Seconde-Lieutenant im 12. Husaren-Regiment Freiherrn v. Maltzahn,
„ Hauptmann a. D. v. Böhn, zu Magdeburg,
„ Ober-Regierungs-Rath und Abtheilungs-Dirigenten bei der Regierung zu Münster, v. Mauderode,
„ Oberst und Commandeur des 3. Artillerie-Regiments v. Podewils,
„ Oberst u. Commandeur des 29. Inf.-Regiments Herwarth v. Bittenfeld,
„ Rittmeister a. D. und Gutsbesitzer v. Lorch, auf Burg Argendorf bei Linz am Rhein,
„ Königl. Hannoverschen Legations-Rath, Freiherrn v. Uslar-Gleichen zu Braunschweig,
„ Königl. Sächsischen Rittmeister a. D. und Herzogl. Sachsen-Koburg-Gothaischen Vice-Ober-Stallmeister Freiherrn v. Uckermann, zu Dresden,
„ Großh. Mecklenb. Strelitzschen Kammerherrn v. d. Lancken, auf Galenbeck bei Kleth in Mecklenburg-Schwerin,
„ Kaiserl. Oesterr. Hofrath Anton v. Radvánszky, Herrn auf Radván und Sajó-Kaza, zu Neusohl in Ungarn,
„ Großherzogl. Mecklenb. Schwerinschen Kammerherrn v. Laffert, auf Schwechow bei Pritzier in Mecklenburg-Schwerin,
„ Oberlieutenant und Ordonnanz-Offizier Sr. K. H. des Großherzogs von Baden, Frhrn. v. Gemmingen,
„ Kurfürstl. Hessischen Rittmeister und Escadrons-Chef im 2. Husaren-Regiment v. Heathcote,

den Herzogl. Sachsen-Koburg-Gothaischen Oberhofmarschall Freiherrn v. Gruben, zu Gotha,
„ Großherzogl. Mecklenb. Schwerinschen Kammerherrn Frhrn. v. Ketelhodt, auf Herrmannsgrün bei Greiz im Fürstenthum Reuß,
„ diesseitigen Vice-Consul, Gutsbesitzer Friedrich Freiherrn v. Lichtenberg, zu Ragusa,
„ Premier-Lieutenant a. D. Frhrn. v. Sinner v. Wattenwyl-Landshut, auf Schloß Landshut im Canton Bern in der Schweiz,
„ Königl. Baierischen Kammerjunker und stellvertretenden Legations-Secretair v. Niethammer, zu Paris,
„ Königl. Baierischen Kammerherrn Frhrn. Truchseß von und zu Wetzhausen, zu München,
„ Kaiserl. Oesterreichischen Oberlieutenant im 2. Kürassier-Regt. v. Miltitz,
„ Kaiserl. Russischen Obersten Grafen v. Igelström, zu Warschau,
„ Kaiserl. Russischen Major a. D. Wangenheim v. Qualen, zur Zeit in Koblenz,
„ Herzogl. Sachsen-Meiningenschen Major und Kammerherrn Edlen v. Fischern auf Eyba bei Saalfeld,
„ Freiherrn Richard v. König-Warthausen, zu Stuttgart,
„ Kurfürstl. Hessischen Premier-Lieutenant in der Garde du Corps Frhrn. von und zu Gilsa,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Nekrolog.

Der Rechtsritter Graf v. Hülsen.

Am 19. Januar 1858 starb auf seinem Gute Groß-Arnsdorf bei Saalfeld in Ostpreußen August Friedrich Ernst Bernhard Graf v. Hülsen, K. Preußischer General-Major a. D. und Mitglied des Herrenhauses, Rechtsritter des Johanniter-Ordens, Ritter des Rothen Adlerordens 2. Klasse mit Eichenlaub, des Eisernen Kreuzes 2. Klasse und des Kais. Russischen St. Annen-Ordens 2. Klasse, das vierte von den fünf Kindern des 1820 verstorbenen K. Preußischen Majors a. D. und Landschafts-Raths George Friedrich Grafen v. Hülsen und dessen Gattin Caroline Catharina, geb. Gräfin v. Kanitz aus dem Hause Podangen.

Geboren am 24. August 1779 zu Arnsdorf, dem Wohnsitze seiner Eltern und Ahnen, ward ihm im Vaterhause eine sorgfältige Erziehung zu Theil. In seinem 13. Lebensjahre kam er auf das Collegium Fridericianum zu Königsberg in Preußen und trat, nach erfolgter Confirmation, die militairische Laufbahn erwählend, im September 1794 als Fahnenjunker in das Dragoner-Regiment Graf Herzberg (Nr. 9) ein.

1795, den 3. September, zum Fähnrich ernannt, besuchte derselbe von 1796 ab die in Königsberg gegründete École militaire und verlebte daselbst in dem eifrigen Streben, sein Wissen zu erweitern, 4 Jahre unter den glücklichsten Verhältnissen.

1798, den 19. September, erfolgte seine Beförderung zum Seconde-Lieutenant.

Den Winter von 1804—1805 nahm er zur Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung an den Vorlesungen der Offizier-Akademie in Berlin Theil.

Im Herbst 1805 befand er sich als Regiments-Adjutant bei dem Corps, welches unter General v. Rüchel an der Russischen Grenze zusammen-

gezogen wurde, und marschirte von da mit demselben in die Gegend von Berlin, wo er bis zum Abschlusse des Preßburger Friedens verweilte.

Den unglücklichen Feldzug von 1806 machte er — dem Corps des Herzogs Eugen von Württemberg angehörend — mit und theilte bei Lübeck das Schicksal des Restes der Preußischen Armee. Er ranzionirte sich selbst und ging nach Sachsen zu seiner dort lebenden Schwester. Allein der Drang, für sein Vaterland nach Kräften zu wirken, ließ ihn in seinem stillen Asyle nicht lange weilen. Er brach auf und gelangte in seine Preußische Heimath, nachdem er unter Mühe und Gefahr zu Fuß große Tagemärsche gemacht, bei Wrietzen die Oder passirt und so der Wachsamkeit des Feindes sich glücklich entzogen hatte.

Da aber wegen der bedeutenden Reduction der Armee alle heimgekehrten Offiziere nicht wieder angestellt werden konnten, sah er sich genöthigt, den Abschied zu nehmen, der ihm am 15. December 1807 mit dem Charakter als Prem.-Lieutenant zu Theil ward, und in das Privatleben zurückzutreten.

Doch schon nach dem Tilsiter Frieden wurde er zum Mitgliede des Regiments-Tribunals ernannt und war dadurch, wie er dies so sehnlich gewünscht hatte, wieder in Wirksamkeit. 1810, 29. October, erfolgte seine Beförderung zum Stabs-Rittmeister, am 27. October 1812 ward er bei der Gensd'armerie angestellt.

Im Frühjahr 1813 in die Adjutantur versetzt, wurde er Brigade-Adjutant bei der ostpreußischen Landwehr und wohnte in diesem Verhältnisse der Belagerung von Danzig bei. In Folge der hier bei mehreren glücklichen Affairen bewiesenen Bravour ward er später, am 13. April 1814, mit dem eisernen Kreuze 2. Klasse decorirt.

Der Wortlaut des Vorschlages des Grafen von Hülsen zum eisernen Kreuze 2. Klasse ist uns erhalten geblieben. Er lautet:

„Rittmeister Graf von Hülsen (Adjutant des Obersten Grafen Dohna) hat sich sowohl in den Gefechten am 28. Mai und 9. Juni (1813 vor Danzig) als in allen nachfolgenden Gefechten, sowohl durch eigene Bravour, als vortheilhafte Anordnungen, rühmlichst ausgezeichnet, und kann Graf Dohna seine unermüdete Thätigkeit bei Tag und Nacht nicht genug loben.

Wird zum eisernen Kreuze 2. Klasse vorgeschlagen.

Hauptquartier zu Palonken, den 31. Oct. (12. Nov.) 1813.

gez. Alexander Herzog zu Württemberg,
General der Cavallerie."

Während des Waffenstillstandes fungirte Graf v. Hülsen als Adjutant des Gouvernements zwischen der Weichsel. Ungern schied er von seinen bisherigen Waffengefährten. Erst im December erfüllte sich sein Wunsch, wieder gegen den Feind zu ziehen, indem er als Adjutant zum Generalmajor v. Hinrichs kam, unter dem er der Belagerung von Küstrin beiwohnte, und der ihm unter anderen Auszeichnungen auch die zu Theil werden ließ, daß er ihn zum ersten Commissarius bei dem Abschlusse der Capitulation der gedachten Festung ernannte. Die Unterhandlung mit dem Commissarius des französischen Generals Furnier d'Albe fand zu Gorgast — einer ehemaligen Johanniter-Commende — und zwar in demselben Zimmer statt, in welchem 1806 die Uebergabe des Platzes Küstrin an den Feind verabredet wurde. Mit der Capitulations-Urkunde und den Schlüsseln der Festung ward er als Courier zu dem commandirenden General v. Tauentzien entsendet.

Der weitere Verlauf des glorreichen Krieges führte den Grafen v. H. nach Paris. Am 20. August 1814 ward er zum wirklichen Rittmeister ernannt und kam den 22. April 1815 als Adjutant zu dem damaligen Oberst v. Hiller.

1816 26. März ward er zur 2. Division versetzt, avancirte am 20. September desselben Jahres zum Major, ward den 13. März 1824 Adjutant des Kriegsminister General-Lieutenants v. Hake und in diesem Verhältnisse am 30. März 1832 Obrist-Lieutenant, 1824 vermählte er sich in Berlin mit Fräulein Charlotte v. Brandenstein, mit der er bis zu deren am 24. März 1854 erfolgten Tode in einer überaus glücklichen Ehe lebte, die mit einer Tochter, Elisabeth, jetzigen Gattin des Freiherrn Friedrich Printz von Buchau, gesegnet ward.

Mittelst Allerh. Cab.-Ordre vom 3. April 1834 zum Oberst und Commandanten von Weichselmünde ernannt, ward ihm am 18. October 1836 der Kais. Russ. St. Annen-Orden 2. Klasse verliehen.

1837 den 30. März erfolgte seine Versetzung als 2. Commandant nach Danzig.

In dieser Stellung ward dem Verstorbenen am 18. Januar 1839 der Rothe Adler-Orden 3. Kl. mit der Schleife allergnädigst verliehen und er am 7. April 1842 zum Generalmajor befördert.

Unter dem 11. März 1843 ward ihm bei Verleihung des Rothen Adler-Ordens 2. Klasse mit Eichenlaub, nach fast 50jähriger Dienstzeit der Abschied in Gnaden bewilligt.

Von da ab domicilirte er in Danzig, bis er nach dem 1852 erfolgten Tode seines älteren Bruders in den Besitz des väterlichen Gutes Groß-Arnsdorf kam.

Demnächst zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt, war Graf Hülsen ungeachtet seines schon weit vorgerückten Alters, mit dem regsten Eifer thätig und beabsichtigte noch in diesem Jahre dort seinen Sitz einzunehmen, — doch Gott hatte es anders beschlossen.

Der Johanniter-Orden wurde dem Heimgegangenen schon im Jahre 1812 verliehen, und mit welcher Freudigkeit er die Zurückführung desselben auf seine ursprünglichen, dem Wohle der leidenden Menschheit gewidmeten Stiftungszwecke begrüßte, beweist wohl am besten der Umstand, daß er zum Empfange des Ritterschlages am 25. Juni 1854 eingeladen, trotz eines körperlich leidenden Zustandes in Folge einer erhaltenen Verletzung, aus weiter Ferne an Krücken erschien, um der ihm zugedachten Ehre theilhaft zu werden.

Ein wahrhaft edler Mann ist mit ihm, dem letzten der Grafen v. Hülsen aus dem Hause Arnsdorf, zu Grabe getragen worden, ein Mann, der im Verlaufe seines langen, inhaltreichen, nie rastenden Lebens stets für Recht und Wahrheit gestritten, uneigennützig nur das Gute gewollt, im Wohlthun sich geübt und überhaupt in seinen Kreisen so segensreich und mit Erfolg gewirkt hat, wie es unter den gegebenen Verhältnissen nur möglich war.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Und noch einmal die Grundsteuer!

Mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Sache werth wäre, bringen rheinische und westphälische Abgeordneten die Klage wegen Ueberlastung der westlichen Provinzen mit Steuern immer wieder vor den Landtag, und mit Beginn jeder Budgetberathung ist unabänderlich eine Declamation verknüpft, welche je nach dem verschiedenen Stande des politischen Thermometers gemäßigter oder stürmischer ist, und aus der auch diesmal trotz der versöhnlichen Dispositionen auf beiden Seiten des Hauses eine düstre Drohung hervortritt, die des Abgeordneten P. Reichensperger (Mayen), welcher von den Abgeordneten der östlichen Provinzen verlangt, daß sie wirken möchten, so lange es noch Tag sei, und der dabei nicht undeutlich auf eine neue Nacht der Revolution hindeutet.

Es verdient zugleich hervorgehoben zu werden, daß das Haus der Abgeordneten in diesem, wie in den vergangenen Jahren, die Klage der westlichen Provinzen wegen Ueberbürdung mit Steuern als begründet anerkannte und dies durch eine Abstimmung kundgab, in welcher es die Regierung zum baldigen Erlaß eines Gesetzes aufforderte, durch das die Grundsteuer auch denjenigen Theilen der östlichen Provinzen, die bis jetzt davon verschont geblieben sind, auferlegt wird.

Die Mehrheit der Stimmen, durch welche diese Abstimmung entschieden wurde, scheint im Wachsen begriffen zu sein; sie betrug am 27. Februar d. J. 147 gegen 123 Stimmen, während sie am 22. Januar 1856 156 gegen 146 Stimmen betrug.

Es geht aus ihr — sie war eine namentliche — hervor, daß die Vertreter Rheinlands und Westphalens von einem großen Bruchtheil der Abgeordneten für die östlichen Provinzen unterstützt werden, und es wird diese Unterstützung um so erklärlicher, wenn man erfährt, daß ein gut Theil der östlichen Provinzen eben so viel und noch mehr Steuern aufzubringen haben, als die westlichen, indem sie zum Theil ebenfalls (unter der Herrschaft König Jeromes von Westphalen) Grundsteuer tragen, zum Theil auf ihre Verhältnisse andere nicht weniger wohlberechnete Steuersysteme zur Anwendung gekommen sind, wie dies z. B. in Schlesien der Fall ist. Es bleibt so eigentlich nur ein kleiner Theil

preußischer Erde, der von Steuern nicht so stark betroffen wird, als alle übrigen, es sind dies die Provinzen Brandenburg und Pommern.

Aber auch die Abgeordneten dieser Provinzen halten in der vorliegenden Frage nicht zusammen, und zu unserem Staunen sehen wir auch diesmal wieder, daß die sämmtlichen Vertreter der Stadt Berlin, welche überhaupt im Hause anwesend waren, nämlich die Herren Bock, Fleck, Lehnert, Mathis, Reimer, Wentzel für die Ausgleichung der Grundsteuer und für die Belastung Berlins mit dieser Steuer stimmten. Da Berlin in diesem Falle mindestens zweimalhunderttausend Thaler neuer Steuern aufzubringen haben würde, was eine sehr drückende Aufgabe in Verhältnissen, wie die hauptstädtischen, mit ihrer theuren Miethe und der jährlich steigenden Verschuldung der Häuser und liegenden Gründe, sein müßte, so ergiebt sich daraus, daß die Vertreter der Hauptstadt nur durch das Gewicht höherer Interessen dazu gekommen sein können, ein „Ja“ auszusprechen, das für das Schicksal ihrer Wähler verhängnißvoll werden könnte.

Es ist nicht schwer, die Natur dieser höheren Interessen kennen zu lernen; sie sind von der merkwürdigen Art, daß sie nur am Ganzen, aber an keinem seiner Theile existiren, und das bedeutet, auf den vorliegenden Fall angewandt, es sind Interessen, welche weder das Rheinland, Westphalen oder Sachsen, jede einzelne Provinz für sich, betreffen, sondern welche nur dann existiren, wenn alle diese Provinzen sich mit den übrigen zusammen als ein Ganzes betrachten.

Rheinland und Westphalen klagen nicht darüber, daß ihre Steuerlast erdrückend groß sei, und die Bewohner einzelner Theile der Provinz Sachsen, welche noch bedeutend mehr zu bezahlen haben, als die Rheinländer, klagen eben so wenig. Steuerverfassung und Provinz haben sich im Laufe der Jahre dermaßen in einander gefügt, daß die Steuer für den Steuerzahlenden die Natur einer festen Rente angenommen hat. Bei Kauf und Verkauf ist diese Rente berücksichtigt und mit in Ansatz gebracht worden, und so ist selbst da, wo sehr hohe Steuern zu zahlen sind, ihr Druck kein fühlbarer.

Herr von Wedell gestand dies in seiner sehr gründlichen und gehaltvollen Rede, in der er unter Anderem bemerkte: „Die beiden westlichen Provinzen geben pro Quadratmeile **3900** Thlr. Grundsteuer, wir in der Provinz Sachsen im Allgemeinen **4400**, und wir im Mannsfelder Seekreise und im Saalkreise gar über **7000** Thlr. Und doch ziehen wir daraus nicht den Schluß, daß wir überbürdet sind.“

Eben so wenig vermag man in den sogenannten begünstigten Provinzen eine besondere Leichtigkeit im Zusammenbringen der Steuern schon deswegen vorauszusetzen, weil sie weniger zu zahlen haben, als die westlichen. Im Gegentheil bedeutet hier in nicht wenigen Fällen die niedrigere Summe Geldes, welche der Staatskasse zu zahlen ist, mehr als die höhere am Rhein, und andererseits ist ebenfalls bei Kauf und Verkauf

der Steuerbetrag gleichsam als der Zins einer Hypothek in Berechnung gebracht worden.

Einer Veränderung der bestehenden Grundsteuer ist daher Alles entgegen, und kein greifbares, specielles Interesse verlangt diese Aufhebung.

Dagegen wird im Namen des allgemeinen Landes-Interesses, das diesmal allen speciellen Interessen, wenn auch nicht diametral entgegen, doch ziemlich weit gegenüber steht, eine Ausgleichung der bestehenden Verschiedenheiten verlangt. Diese Forderung beruht auf einem politischen System, das, wenn es auch schon einmal seinen Marsch durch Europa gemacht hat, doch noch neu genug ist. Das Mittelalter und die germanische Freiheit auch in ihren Gestaltungen in der neueren Zeit kannte dies System nicht, und stets war bei ihr das Interesse der Allgemeinheit nichts Anderes, als die Summe der bestehenden Einzel-Interessen. Man sah damals sehr oft in der That den Wald vor Bäumen, den Begriff der Freiheit vor lauter Freiheiten nicht, aber — was die Hauptsache ist — man war wirklich frei und lebte frei. An jede einzelne Persönlichkeit, an jede durch natürliche Bedingungen ausgesonderte Localität knüpfte sich ein Rechtsgewebe, und friedlich reiheten sich diese verschiedenen Kreise, ein jeder vom andern geschieden, im Nothfalle doch zu gemeinsamem Rath, zu gemeinsamer That zusammen.

Noch niemals sahen wir, daß Freiheit der Person und der Familie und des Hauses und Hofes von einer anderen bürgerlichen Gesellschaft, als von einer so gestalteten, festgehalten werden konnte; noch immer war der Versuch, die Verschiedenartigkeiten, aus denen der Staat bestand, gleichartig zu ordnen, unter dasselbe Gesetz zu bringen, der Vorbote des Todes der socialen und politischen Freiheit der Bürger, und alle wirklich großen Staatsmänner, die wir hatten, die Stein und die Vincke, suchten vor Allem jede lebensfähige Besonderheit innerhalb des Staates zu erhalten.

Die Aufhebung der bestehenden Ungleichartigkeiten in unserer Steuerverfassung würde aber in zwei Stücken für Preußen verderblich und zerstörend wirken, einmal, indem sie eine wirkliche Ueberbürdung der Grundbesitzer Pommerns und Brandenburgs herbeiführte und eine Reihe von annoch kräftigen und widerstandsfähigen, darum aber für die Landesfreiheit sehr wichtigen Existenzen bedrohen, wo nicht zerstören würde, andererseits, indem sie die Macht der Staatsgewalt nach einer Seite hin ausdehnen und verstärken würde, auf welcher weise Gesetzgeber stets im eigenen Interesse des Staates demselben Hindernisse und Klauseln aller Art in den Weg stellten. Ist einmal eine ganz gleichartige Steuerverfassung über das Land verbreitet, so ist damit der Regierung die leichte Möglichkeit gegeben, in jedem vorkommenden Nothfalle durch einen ganz kleinen Zuschlag (sei es ein Pfennig, sei es ein Centime) zu den bekannten Steuerquoten eine recht artige Vermehrung ihres Ein-

kommens bewirken zu können. Da aber nach alter Erfahrung Bedürfnisse sich niemals vermindern, sondern regelmäßig steigern, so wird bald ein zweiter Nothfall die Regierung zu einem zweiten Zuschlag bewegen, und — ein Gott weiß das Ende!

Ganz anders, wo die Menge verschiedener Steuerverfassungen eine schnell durchgreifende Erhöhung der Steuern verhindern, wo daher die Regierung, wenn sie neue Einkünfte braucht, genöthigt ist, erst die Gesammtsteuerkraft der Nation genau zu prüfen, um dabei den Punkt zu finden, an dem für die Bohrversuche noch am sichersten eine volle Quelle zu vermuthen ist.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

X. Cap. Der Junker auf Reisen.

Der Märzmorgen war rauh, die Sonne kämpfte noch mit dem Nebel, der wallend auf und nieder wogte und den Blick hinderte, weiter zu schweifen in das Frankenland hinein; die vier Reiter aber, so auf der festen Straße ritten, die von Nürnberg aus durch Franken über Stadt Hof ins Voigtland und nach Leipzig führte, trieben ihre Rosse gemachsam, wie's Reisenden ziemt, die zwar eine starke Tagefahrt vor sich haben, aber doch die Kräfte der Gäule schonen für die kommenden Tage.

Zwei und zwei ritten die Reiter; voran ein junger Gesell mit einem noch handfesten alten Burschen, danach zwei stattliche Knechte. Der junge Gesell ist Junker Andreas Imhof, des obersten Hauptmanns von Nürnberg lieber Sohn, der war über die Maßen prächtig ausgerüstet zur Reise nach Leipzig, wo er humaniora studiren sollte einige Jahre. Junker Andreas trug einen schönen Brustpanzer mit dem sogenannten Gänsebauch, der die charakteristische Form jener Schutzwaffe im Zeitalter der Reformation ist; auch über die Hälfte der Lenden legen sich noch Stahlschienen zum Schutz, doch lassen sie die faltige Kurzhose von rothem Tuch sehen, die handbreit über dem Knie endet und der Langhose Platz macht, die von weichem weißen Leder sich prall an die Form des Beines anschließt. Auch der rostfarbene Stiefel, mit mächtigen Stahlsporen beschnallt, liegt glatt an der Wade und ist mit einer breiten Spitze ausgelegt; eine schmale Krause umgiebt den Hals des vornehmen Jünglings, der über dem Panzer in eine Schaube von violettem Damast, mit Sammet besetzt, gehüllt ist, die so weit, daß sie fast ein Mantel zu nennen. Der Junker trägt eine Mütze, deren großer, dickgepolsterter Deckel, tief in die Stirn hinein fallend, zur Noth wohl

einem tüchtigen Schwerthieb Trotz bietet; das Schwert ist lang und zeigt über der Parirstange einen geschlossenen und einen weit vorspringenden offenen Bügel zum Schutz der Faust. Das starke Roß war stattlich geschirrt; die Zäume waren sehr breit am Kopf und liefen nach der Hand des Reiters schmäler zu, sonst war nur die rothe Satteldecke bemerkenswerth, die auf beiden Seiten bis unter die Steigbügel herabfiel, eine damals beliebte Auszeichnung der Herrenpferde.

Der alte handfeste Bursche neben dem Junker war der getreue Rembart, welcher mit großem Stolz den Auftrag übernommen, seines Herrn Sohn nach Leipzig zu geleiten; auch er war ganz anders gekleidet, als vor etlichen zwanzig Jahren, da er mit Herrn Laurenz heimkehrte aus Hispania und Frankreich. Sein grauer, langer Mantel war mit Schaffell gefüttert, sein Wamms hatte schon eine Art von kurzen Schößen, welche den Leib warm hielten, die Kurzhosen waren nicht in bauschige Falten gelegt, wie die seines jungen Herrn, sondern hingen schlicht über die engen Langhosen, dafür waren seine Stiefel schlapp und oben weit offen. Bewaffnet war er nicht mehr mit einem schweren Schießgewehr wie einst, sondern nur mit einem langen Raufdegen und einem Dolch.

Die beiden nachfolgenden Knechte waren ähnlich gekleidet wie Rembart, ritten starke knochige Rosse und hatten hinter dem Sattel Mantelsäcke aufgeschnallt; Beide waren schon Männer über die erste Jugend hinaus, sorgfältig ausgesucht unter dem Gesinde des Imhofschen Hauses, denn sie sollten bei dem Junker auf der Universität bleiben und ihn bewachen und bedienen. Beide waren Rembarts Schwestersöhne, und der Aeltere eben jener junge Bursche, den der Leibknecht einst im Augenblick seiner Heimkehr aus Wälschland mit so kräftigem Faustſtoß begrüßte.

Des Junkers Antlitz war noch nicht das heitere Gesicht eines jungen Menschen, der seine erste Reise angetreten, der Schmerz des Abschiedes lag noch wie ein dünner Flor darüber, aber dieser Schmerz war bereits im Weichen, denn die Augen suchten ungeduldig den Nebelschleier zu durchdringen, der die Landschaft verbarg. Der alte Knecht bemerkte das wohl, ihm gefielen solche Zeichen der Ungeduld, sie verriethen doch Theilnahme, und gestern war der Junker den ganzen Tag lang seines Weges fürbaß gezogen, trübe vor sich niederblickend, und hatte den Mund kaum geöffnet, durch sein hartnäckiges Stillschweigen seinen Gefährten schwer kränkend, der das gar nicht liebte, zumal jetzt, wo er in der Erinnerung an die frühere Reise mit Herrn Laurenz sich ganz verjüngt fühlte.

Kein Volk hat so schöne Scheide- und Wanderlieder wie das deutsche, es ist die uralte deutsche Lust am Schweifen und Wandern, aus der sie hervorgegangen; kein Volk hat sich so schwer an feste Wohnsitze gewöhnt, wie wir, und als die Deutschen endlich seßhaft geworden,

da zogen noch immer hin und her die Kaiser und die Fürsten von einer Pfalz und einer Stadt zur andern; die Ritter suchten Abenteuer, die Kaufleute Gewinn, die Handwerker Bildung, Alles wanderte und in großer Zahl gab's fahrende Leute, die noch immer den festen Wohnsitz wie brennendes Feuer fürchteten.

Die urgermanische Lust am Wandern und Reisen war mächtig in dem alten Knecht, und wahrhaft grimmig vergnügt blickte er drein, als er an diesem Morgen bemerkte, daß sich gleiche Lust auch in seinem jungen Herrn zu regen beginne.

„Wetter und Wind aus neun Ecken zugleich!" stieß er endlich seinen Lieblingsfluch aus, „da geht die Nebelkappe hin und die liebe Sonne ist allein da!"

Leuchtend ruhte das Auge des Junkers auf den fränkischen Berggipfeln, die bewaldet oder mit Burgen und Thürmen gekrönt jetzt im hellen Morgensonnenschein vor ihm lagen, während die Nebel rasch niedersanken und sich wie in ohnmächtigem Widerstande in den Tiefen zusammenballten und krümmten.

„Das wird eine glückliche Reise, Junker," wendete sich Rembart jetzt zuversichtlich an seinen jungen Herrn, „seht Ihr die Krähen fliegen über unsere Straße, von der Linken zur Rechten, das ist ein glückverheißend Zeichen."

„Möge es zutreffen!" antwortete der Junker, Gehör gebend.

„Das muß zutreffen," sagte Rembart, „das Zeichen hat noch nie getrogen, auch ist's nicht das einzige, denn als wir gestern aus unserem lieben Nürnberg fortzogen, da begegnete uns zuerst ein Kind und gleich danach ein Schaf, bessere Zeichen könnt Ihr gar nicht verlangen."

Die Nebel waren jetzt ganz verschwunden vor der siegenden Gewalt der Sonne.

„Wißt Ihr, Junker, wie mir das vorkommt die Sonne mit dem Nebel?" fragte der unermüdliche Rembart, der durchaus ein Gespräch wollte. Da ihn Andreas ansah, so nahm er das für eine Aufforderung, fortzufahren, und rief heiter: „Die Sonne ist gerade wie mein Herr, wie Euer Vater, Junker, wenn der unter andere Männer tritt, merkt man's gleich, daß er da ist, und wenn er zu reden anfängt, dann sieht man ihn allein noch und die Andern sind neben ihm verschwunden, wie die Nebel vor der Sonne!"

„Das ist gut gesagt, Rembart!" bemerkte Andreas.

Höchst zufrieden über den Lobspruch des jungen Herrn, den zu seiner besondern Genugthuung die beiden nachreitenden Knechte gehört hatten, schwatzte der alte Bursche sehr selbstgefällig weiter, fand aber durchaus nicht für nöthig, mitzutheilen, daß er mit fremdem Kalbe gepflügt, denn er hatte das Bild aus einem Liede von Hans Sachs genommen, der es von dem Kaiser gesagt, sein war nur die allerdings schmeichelhafte Anwendung auf Herrn Laurenz Imhof.

Der Junker hörte schon lange nicht mehr auf den redseligen Knecht, die Erinnerung an den Vater hatte seine Gedanken wieder nach der Heimath zurückgeführt, aber freilich nicht zu dem Vater.

Gewiß war dem Junker Andreas der Abschied vom Vater, von der Mutter, der Base und auch den Geschwistern, von dem älterlichen Hause schwer geworden, er war ein treuer Sohn, aber die Freude über die Reise, die Aussicht auf ein neues Leben, die jugendliche Lust an der Veränderung würden diesen Trennungsschmerz bälder abgedämpft haben, hätte er nicht zugleich Abschied genommen von dem räthselhaften schönen Kinde in seines Oheims Hause. Herr Cosmus hatte ihn reich beschenkt beim Abschied, hatte ihm auch den Namen eines Kaufherrn aufgeschrieben in Leipzig, von dem er sich Geld zahlen lassen könne, wenn es ihm daran fehlen thäte, und so sich gütig und großmüthig gezeigt in seiner Weise; Frau Magdalene hatte ihm ein Ringlein verehrt zum Angedenken, Mariannen aber perlten helle Thränen aus den sanften süß traurigen Blauaugen, als sie ihm Lebewohl sagte, und eine von diesen Thränen hatte er weggeküßt von ihrer zarten Wange mit einer Kühnheit, über die er sich hoch freute, eine Kühnheit, die er sich selbst kaum zugetraut hatte. So kam's, daß die Gedanken des Junkers mehr noch in seines Oheims, als in seines Vaters Hause weilten. Er war jung und er liebte, darum schien ihm in seines Oheims Hause Alles klar und sonnenhell, während er nicht ohne Bitterkeit an das Vaterhaus dachte, wo der verhaßte Oheim die neue Lehre predigte, mit der er Vater und Mutter, Base und Geschwister gefangen nahm. Er haßte den Oheim, gegen den Vater regte sich in seiner Seele ein unkindlicher Groll, der ihm selbst tiefen Kummer machte, weil er ihn vor sich nicht rechtfertigen konnte, selbst wenn er sich sagte, sein Vater sei schwach gewesen in Sachen des Glaubens und habe sich von Roderich Muffel fortreißen lassen. Andreas hatte seinen Vater so hoch gehalten, daß er ihm nicht einmal eine Schwäche, dafür hielt er dessen offene Hinneigung zur neuen Lehre, verzeihen konnte. Der Jüngling grollte, daß sein Vater Schwächen zeigte wie andere Menschen, er grollte, daß Herr Laurenz nicht mehr ganz dem Ideal von Mannhaftigkeit gleiche, das er sich gemacht. Für die tiefern, die schwerern Kämpfe, in denen sein Vater gerungen, in denen er sich eine andere religiöse Ueberzeugung gewonnen, fehlte dem Jüngling der Maßstab, er hatte kaum eine Ahnung davon. Ihm, der streng häuslich und kirchlich erzogen war, war der Zweifel noch nicht in den Weg getreten; die mächtige Dröhnung, die durch das ganze geistige Leben der deutschen Nation zitterte, hatte ihn noch nicht ergriffen, darum mußte er das, was ihm sonst unerklärbar gewesen, die Glaubensänderung seines Vaters, durch einen äußern Umstand, durch die Ueberredungsgabe seines Oheims Roderich, erklären und so zu irrigen Meinungen kommen. Mit der lieben, freundlichen Mutter stand es anders, der rechnete er als eine Tugend an, daß sie ihrem Gemahle getreu auch in die Predigt gefolgt,

das war frauenhaft im Sinne der Zeit, und Andreas liebte und schätzte seine Mutter darum um so höher. Bis auf die kleinsten Umstände aber vergegenwärtigte er sich immer wieder Alles, was bei seinem Abschiede in des Oheims Hause vorgekommen, und stieß dabei auf ein Wort des Oheims, das ihm zu denken gab. Herr Cosmus Imhof hatte mit seines Bruders Sohne nie von Religion gesprochen; Andreas erinnerte sich wohl, daß man den reichen Mann für einen schlechten Christen hielt, der sich wenig um die Kirche kümmere und ganz für die Welt lebe, er entsann sich auch, daß manche gute christliche Sitte, die damals noch in allen Häusern herrschte, in seines Oheims Hause unbeachtet gelassen wurde, und doch hatte Herr Cosmus beim Abschied zu ihm gesagt: „Bleib' dem Glauben Deiner Väter treu, Andreas, laß Dich nicht verlocken, der Kirche abtrünnig zu werden!" Als Herr Cosmus das gesagt, war's ihm eben nicht aufgefallen, auch wurde es mit halber Stimme und scheinbar flüchtig gesagt, aber ein Zweck mußte dabei gewesen sein, das wurde dem Jüngling immer klarer, je mehr er's überlegte. Bald danach nämlich hatte der Oheim weiter gesagt: „Vergiß nicht, Andreas, daß ich sehr reich bin, und daß Du mein nächster Verwandter bist!" Es schien dem Junker, als ob die beiden Sätze in einem geistigen Zusammenhange stünden, als ob ihm Herr Cosmus habe sagen wollen, er solle sein Erbe sein, wenn er dem Glauben der Väter treu bleibe und sich nicht zur neuen Lehre wende.

Die Gedanken an diese Dinge begannen den Junker zu quälen, Laurenz Imhof's Sohn hielt den Reichthum nicht für das höchste Gut, aber er kannte zum Theil wenigstens die Macht, die im Besitz liegt, deshalb fesselte ihn die Aussicht; dennoch war er noch zu jugendmuthig, zu unverdorben und frisch, um sich ganz von derselben beherrschen zu lassen, er war froh, daß der Eintritt in ein Dorf ihn herausriß aus seinem Sinnen.

Das Dorf schien in großer Bewegung, die Bewohner hatten sich in der Dorfstraße gesammelt, die Männer meist ländlich bewaffnet und sichtlich erhitzt und zornig, die Weiber und Kinder schreiend und scheltend.

Der neugierige Rembart brauchte nicht lange zu fragen nach der Ursache dieser Aufregung, sämmtliche Weiber und auch einige Männer machten sich sofort daran, ihn genau von dem zu unterrichten, was so große Folgen gehabt. Aus dieser Fluth von Mittheilungen aber, mit der sie jetzt überschüttet wurden, entnahmen unsre Reisenden, daß früh am Morgen schon eine starke Schaar fahrender Schüler, fünf Bacchanten mit ihren Schützen das Dorf passirt und eine Anzahl Hühner, Gänse und Enten gestohlen hätten. Man sei des Diebstahls nicht gleich gewahr geworden, und als die Männer den Dieben nachgesetzt, ihnen ihre Beute wieder abzujagen, da sei es zu spät gewesen, man habe die Flüchtigen nicht mehr ereilen können und sei, nachdem man eine Stunde

Weges vergeblich nachgejagt, nunmehr ermüdet heimgekehrt. Natürlich fehlte es an Verwünschungen der fahrenden Schüler nicht, obwohl Junker Andreas auch ältere Männer bemerkte, die zwar nichts sagten, aber doch Gesichter machten, als wenn sie eigentlich eben so viel Vergnügen an dem listigen Diebesstreich der Schüler, als Verdruß über den erlittenen Verlust empfänden.

Der alte Rembart schwur ein paar hübschen Weibern, die überlaut um ihre Hühner jammerten, mit so gräßlichen Flüchen zu, daß er die Diebe, wenn er sie erelle, in Stücke hauen werde, daß die mitleidigen Seelen ihn wirklich baten, er möge sie nicht am Leben strafen. Sie hielten den alten Knecht wenigstens für einen Landrichter, ein solches Ansehen wußte sich der zu geben. Die kleine Scene aber ergötzte den Junker so, daß er sein Roß antrieb und laut lachend davonsprengte; er wußte seine Heiterkeit nicht länger im Zügel zu halten.

Als Rembart seinen jungen Herrn wieder eingeholt hatte, suchte er denselben bei guter Laune zu erhalten, indem er ihm allerlei lustige Stücke von den fahrenden Schülern erzählte, die fast alle auf mehr oder minder ergötzliche Betrügereien des Landvolkes hinausliefen. Die fahrenden Schüler konnten Alles und thaten Alles, um Speise und Trank zu erlangen, um sich gute Tage auf Kosten Anderer zu machen. Sie gaben vor, aus dem Venusberg, dem Hörselberg in Hessen, zu kommen, dort wollten sie alle ihre Künste gelernt haben. Sie konnten aber eigentlich weiter nichts, als den dummen Bauern, wie sich der gebildete Reichsstädter Rembart ausdrückte, Sand in die Augen streuen. Sie legten heimlich Wolfsmist in die Krippen der Schafe, daß diese vor Abscheu tobten, dann sagten sie, die Thiere seien behext, schlugen Kreuze, sagten unverständliche Worte, räumten geschickt den Mist wieder weg und erhielten dann Geld, daß sie die Thiere entzaubert. Sie zeigten den Bauern, wie sie verlorene Dinge wiederfinden könnten, Schätze graben und dergleichen mehr, ließen sich aber wohl weislich stets voraus bezahlen, und waren dann unversehens verschwunden.

So sehr sich aber Rembart auch lustig machte über die dummen Bauern, und so laut er sein Gespött trieb über die groben Possen der fahrenden Schüler, eben so ernst setzte er hinzu, daß unter der Menge der Possentreiber doch auch Etliche wären, die sich wirklich auf Zauberei verstünden; die hätten die sieben freien Künste studirt auf einer Teufelsschule, da säße der Teufel auf dem Katheder und lehre nicht nur Mathematik, Astrologie und Magie, sondern auch Theologie, kein Zuhörer aber dürfe ein Wort aufschreiben, noch den schwarzen Magister etwas fragen, sonst sei er sofort der Hölle verfallen.

„Und woher weißt Du das Alles, Alter?“ fragte der Junker etwas verwundert.

„Nun,“ entgegnete Rembart gewichtig, „bin ich denn nicht mit meinem gestrengen Herrn zu Salamanken in Hispanien gewesen? Dort

aber ist eine hohe Teufelsschule, wo der Teufel lehrt, er hat immer siebenzig Schüler. Der letzte aber, der herausgeht, der ist ihm verfallen. Das hat mir unser Wirth im Gasthause zum Calatrava-Kreuz, ein wackerer Mann, mit dem ich manchen Schlauch Wein getrunken, mitgetheilt; der hat mich auch nach der Sanct-Pollo-Straße geführt und mir ein großes Eckhaus gezeigt, darin befindet sich die weite Gruft, in der der Teufel selber Schule hält."

Junker Andreas stellte die Wahrheit der Mittheilungen des Knechtes nicht in Abrede, die ganze Zeit glaubte an die Persönlichkeit des Bösen, den man Teufel nannte, und eine viel spätere bezweifelte einen directen Verkehr des Menschen mit dem Teufel noch nicht; der Junker stand nicht über seiner Zeit und erinnerte sich wohl, daß ein gelehrter Patricier einst in seiner Gegenwart bewiesen, daß die fahrenden Doctoren, Priester und Schüler gar leicht in Verkehr mit dem Teufel treten könnten, da sie von den alten Heidenpriestern, den Druiden, abstammen thäten. Auch von der hohen Teufelsschule zu Salamanca in Spanien hatte er schon gehört, und seiner gläubigen Unerfahrenheit galt das Eckhaus in der Straße Sanct-Pollo, und das Zeugniß des Wirthes im Calatrava-Kreuz als gewichtige Bestätigung.

Ein paar Stunden mochten unsere Reisenden unter solchen und ähnlichen Gesprächen zurückgelegt haben, die Märzsonne brannte heiß und es war nahe am Mittag. Rosse und Reiter begannen das Bedürfniß der Erholung und Erquickung zu fühlen, und Rembart, dessen Flasche völlig leer war, wie er sich mit einem gewissen Mißmuth überzeugt hatte, schaute um nach einem lustigen Ort, an dem man die Thiere verschnaufen lassen, sie füttern und sich selbst erquicken könne.

Die Herbergen am Wege waren damals noch nicht so zahlreich, die Reisenden machten wenig Ansprüche und verlangten noch nicht häusliche Bequemlichkeit auf der Landstraße; die Reisen waren noch mit Mühseligkeiten in jedem Falle, mit Gefahren sehr oft, mit Abenteuern meist verknüpft. Das aber gab ihnen die eigentliche Würze.

Das kundige Auge Rembarts hatte bald einen von der Sonne hell beschienenen, mit großen Steintrümmern überstreuten Abhang, etwas vorwärts noch, dicht am Wege zur linken Hand erspäht; das war ein warmer und trockener Platz, darauf hielt er zu, und sein junger Herr ließ ihn gewähren. Da sie aber näher kamen, bemerkten sie, daß andere Reisende ebenfalls und schon vor ihnen die Trefflichkeit dieses Ortes erkannt und sich zu Nutze gemacht hatten, denn sie sahen weiße Rauchwölkchen emporwirbeln hinter einem großen Stein, und der Falkenblick des jungen Imhof bemerkte auch menschliche Gestalten, die sich hin und her bewegten zwischen den Steintrümmern. Auch Rembart sah sie, er hielt die hohle Hand über die Augen und lugte scharf aus, plötzlich rief er: „Immer vorwärts, Junker, wir können sicher keinen besseren Platz zur Rast weit und breit in der Runde finden, als den da, denn

dort lagern die fahrenden Schüler, deren Lob wir in dem Dorfe hinter uns singen hörten; die fahrenden Schüler aber wissen stets die besten Plätze, und verstehe ich mich auf das Völklein, so wird ein Stück Federvieh an dem Feuer, dessen Rauch wir sehen, auch für uns gebraten."

„Du wirst die fahrenden Schüler in Stücke hauen, Rembart," spottete der Junker.

„Das werde ich nicht thun," lachte der Knecht, „die Weiber baten mich ja, ihnen das Leben zu schenken, Ihr müßt es selbst gehört haben."

Helles Pfeifen erklang, das mehrmals wiederholt wurde.

„Sie haben ordentlich Signale und ausgestellte Wachen!" bemerkte der Junker.

„So ist's," bestätigte Rembart, „das Volk hält auf Ordnung, seht da!"

Ein paar nicht sehr Vertrauen erweckende Gestalten erschienen auf einem Stein und betrachteten die näher kommenden Reiter, sie waren bewaffnet, wenn auch sehr schlecht. Rembart gab seinem jungen Herrn einen Wink und ritt in kurzem Galopp gegen den Stein vor.

„Haltet, Ihr da! was wollt Ihr?" rief Einer der fahrenden Schüler von dem Felsblock herab.

Rembart ritt kecklich näher.

„Halt," schrie der Schüler wieder, „oder ein Hagel von Steinen soll Eure Knochen zu Brei quetschen."

Zehn bis zwölf halbwüchsige Burschen wurden plötzlich sichtbar auf den Felsblöcken, Steine in den Händen, die sie bereit schienen, auf den ersten Wink gegen den Nürnbergischen Knecht zu schleudern, der aber zog jetzt seine Kappe und rief:

„Mein Haus das ist der grüne Wald,
Im Sommer warm, im Winter kalt."

„Seid willkommen!" entgegneten jetzt die drei Kerle, sprangen von dem Steine und traten zu dem Knecht, ihn nach seinem Begehr fragend.

„Dort hinter mir kommt der vornehme Nürnbergische Junker Andreas Imhof mit zwei Knechten, wir sind hungrig und durstig und sprechen Eure Gastfreundschaft an."

„Ihr und Euer Junker und die Knechte sind willkommen zu Rast und Mahl, so gut der Ort und die Hand armer fahrender Schüler das zu bieten vermag!" lautete die Antwort.

Junker Andreas kam jetzt mit seinen Knechten heran, die Bacchanten halfen ihm gastfreundlich vom Roß, die Schützen sprangen dienstfertig herbei und nahmen den Reitern die Pferde ab, sie vorsichtig herumführend auf Geheiß der Bacchanten.

Die Bacchanten waren die eigentlichen fahrenden Schüler, meist schon Männer, oft dreißig ja vierzig Jahr alt; sie zogen durchs deutsche

Reich, ihrer Wanderlust folgend, von einer Schule zur andern, von einer Stadt zur andern, sie kamen wie's ihnen beliebte, sie gingen wenn's ihnen gefiel. Jeder dieser fahrenden Schüler, die man Bacchanten nannte, hatte einige kleinere Schüler bei sich, die insgemein „Schützen" hießen. Die Schützen mußten ihrem Bacchanten präsentiren, das heißt ihn ernähren, für ihn betteln und stehlen, was er an Leibesnahrung und Nothdurft bedurfte, ihn bedienen und für ihn sorgen, dafür lehrte ihnen dann der Bacchant so viel er Lust hatte von dem, was er selbst gelernt, und das war oft blutwenig. Ein guter Schütze, d. h. ein junger Schüler, der gut betteln und stehlen konnte, war eine Art von Rente für seinen Bacchanten, und wurde oft, wie ein Sclave, an einen andern Bacchanten vertauscht oder verkauft. Flüchtete ein Schütze vor der tyrannischen Behandlung seines Bacchanten, so wurde er von keinem andern angenommen, und meist zurückgeliefert, denn es bestand unter diesen von einer Stadt zur andern fortwährend hin und herziehenden Schülern eine Art von Cartell. Bis zum achtzehnten, zwanzigsten Jahre dienten die Schüler als Schützen, erst dann hatten sie soviel Vorkenntnisse und meistens auch ein paar Bücher erworben, daß sie, für Bacchanten erklärt, wirklich die Schulen besuchen konnten. In jeder größern Stadt befanden sich mit der Kirche verbunden mehrere Schulen, eine gewiß, diese standen unter einem Scholasticus, der indeß meist nur die Einkünfte der Pfründe zog, und sich zum Schulehalten einen Vicarius, den eigentlichen Schulmeister, hielt. War derselbige ein gelehrter und tüchtiger Mann, so kam seine Schule bald in Ruf, und von allen Seiten zogen die Bacchanten ihm zu und lernten bei ihm, bis sie der Mangel oder die unwiderstehliche Wanderlust weiter trieb. Fast nur geringer Leute Kinder wählten diesen weiten Weg zu den Ehren der Kirche, denn auch die Bacchanten litten oft Noth und wurden meist über dreißig Jahre alt, bevor sie die Universität beziehen konnten. Die Schulmeister unterrichteten nur die Bacchanten, die Bacchanten aber in ihren Mußestunden die Schützen. Vier Jahre brauchten die Schützen gewöhnlich, um Lesen und Schreiben zu lernen, dann lernten sie das Gesetz der Zehngebote, versteht sich lateinisch, dann das Paternoster, endlich das Credo. Der Bacchant sagte dem Schützen die Worte so lange vor, bis er sie auswendig wußte. Dann wurde der Donat gelernt und die Messe, vor Allem aber der Cisio-Janus, d. h. die Verse, nach denen die Reihe der christlichen Festtage im Jahre dem Gedächtniß eingeprägt wurde. So wurden die in den Januar fallenden Feste nach folgenden Versen behalten:

Cisio Janus Epi sibi vendicat os feli mar an
Prisca Fab. Agn. Vincenti Pau Po nobile lumen.

Die Verse haben einunddreißig Sylben, jede Sylbe ist ein Januartag. Nun heißt die sechste und folgende Sylbe Epi, also fällt auf den sechsten Janur Epiphanias, die vierzehnte und folgende heißt Feli, der vierzehnte Januar ist der Tag des heiligen Felix, die sechszehnte

Mar, der sechszehnte Januar ist der Tag des heiligen Marcellus, die siebzehnte An, der siebzehnte Januar, ist der Tag des heiligen Antonius. So hatte der Cisio Janus Gedenkverse für das ganze Jahr. Einen weiteren Sinn hatten diese Verse nicht; sie waren unübersetzbar und darum noch schwerer zu behalten.

Schulgeld bekam der Schulhalter nicht von den Bacchanten, das erhielt er aus der Pfründe, oder wenn er Vicarius war, von dem Inhaber der Pfründe; im Schulhause schliefen die Bacchanten in den obern Räumen, wenn sie nicht bei den Bürgern im Quartier lagen; die Schützen lagen im Hausflur, im Sommer meist auf den Kirchhöfen unter freiem Himmel. Die Bacchanten hatten oft Freitische bei den Bürgern, bekamen hin und wieder auch etwas Geld aus milden Stiftungen, verdienten sich durch Singen und durch Aufwartung bei Hochzeiten und Festen zuweilen eine Kleinigkeit; was ihnen noch fehlte, mußten die Schützen schaffen. Wenn ein Bacchant aus irgend einem Grunde eine Schule verließ und in eine andere Stadt zog, dann mußten ihm seine Schützen ohne Weigern folgen. So kam es, daß, namentlich im Beginn des Frühlings, wenn die Städte den Winter hindurch tüchtig abgeweidet waren und die Wanderlust am mächtigsten war in den Herzen, ganze Schaaren von fahrenden Schülern nach allen Richtungen das deutsche Reich durchzogen, zu großer Unbequemlichkeit des Landvolkes oft, aber doch auch durch ihre Possen und ihr ganzes Wesen ihm einen sich stets erneuernden Stoff zur Unterhaltung gewährend.

Die drei Bacchanten führten ihre Nürnbergischen Gäste jetzt hinter den Steinblock, wo ein paar Feuer brannten, an denen die Schützen eine Mahlzeit bereiteten, indem sie Federvieh an Holzstäben brieten, Eier in der heißen Asche rösteten und Rüben abputzten, welche roh zu dem Fleisch verzehrt werden sollten. Die beiden andern Bacchanten hatten die Muße benutzt, einigen Schützen Unterricht zu ertheilen und sie in die grammatischen Geheimnisse des Donatus einzuweihen. Alle aber kamen jetzt dem Junker entgegen, führten ihn und seinen Knecht an die trockenste Stelle, legten ihm die besten Bissen vor und boten ihm zu trinken, Wasser, Bier und Wein, obwohl sie selbst nicht reichen Vorrath hatten.

Junker Andreas belustigte sich sehr an diesem Treiben, das einen ganz eigenen fremden Reiz für ihn hatte, der nicht wenig dadurch gesteigert wurde, daß die Bacchanten fast nur lateinisch mit ihren Schützen sprachen und die gröblichsten deutschen Schimpfworte mit unnachahmlicher Gewandtheit in ein allerdings mehr fließendes als elegantes Latein zu übertragen verstanden. Der alte Rembart war ganz glückselig, mit großem Glück gab er sich das Ansehen, als verstünde er all das Latein, und warf selbst ein paar lateinische Redensarten ins Gespräch, die er, Gott weiß wo, aufgefischt hatte; er spielte seine lateinische Rolle so trefflich, daß er nicht nur die beiden Knechte, auf die es ihm hauptsäch-

lich ankam, sondern sogar ein paar kleine Schützen, die das Pater noster noch nicht konnten, durch seine grausame Gelehrsamkeit völlig verblüffte.

Einer der Bacchanten, ein stattlicher Kerl von etlichen dreißig Jahren, der ein ziemlich gutes Schwert besaß und in seinem Ranzen sieben Bücher hatte, darunter einen gedruckten Horaz, auf den er sehr stolz war, empfahl sich in gutem Lateinisch dem fernern Wohlwollen des Junkers, da er vernahm, daß derselbe gen Leipzig ziehe, denn daselbst gedachte auch er endlich seine Universitäts-Studien zu beginnen.

Nach der Mahlzeit beschenkte der Junker die Bacchanten nicht nur, sondern auch die Schützen, die ihn bedient hatten, mit einigen kleinen Geldstücken und erregte dadurch allgemeinen Jubel in diesem lateinischen Zigeunerlager, dann saß er auf und ritt mit seinen Knechten von dannen.

Die Rosse hatten sich tüchtig geruhet und gestärkt, sie trabten scharf aus auf dem glatten kiesigen Bergwege, der seiner Natur nach von der Unbill des Winterwetters nur wenig gelitten hatte und keine der Hindernisse bot, mit denen die Landstraßen im deutschen Reich dazumal vielseitig gesegnet waren zum Vortheil der Hufschmiede, der Geschirrmacher und der Krugväter. Die Reisenden legten ein stattlich Stück Weges zurück an dem Nachmittage und trafen noch bei guter Zeit ein in dem Dorfe, wo sie herbergen wollten für die Nacht. Herr Laurenz hatte ihnen empfohlen bei dem Manne Einkehr zu halten, der da Herberge hielt in einem feinen Gasthause an der Straße, vier Stunden etwa von Stadt Hof entfernt. Das Gasthaus aber hieß das Nürnbergische Wappen, der Krüger war ein Nürnberger Kind, hatte in dem Dorf vor etlichen Jahren einen hübschen Backfisch gefreit und die Wirthschaft angelegt, wobei er sich von Seiten der Imhofe besonderer Vergünstigung zu erfreuen gehabt hatte. Dafür hatte sich der Mann dankbar gezeigt und manche kleine Gabe durch Reisende, so auf Nürnberg zogen und bei ihm gerastet, in das Imhofische Haus gesendet. Dem Mann sollte der Junker seines Vaters Gruß bringen und als Gegengabe einen schönen goldenen Thaler, den die Stadt Nürnberg auf die letzte römische Königswahl hatte schlagen lassen. Mit den Namen der beiden Losunger, des friedliebenden, milden, ruhigen Herrn Hieronymus Ebner und des staatsklugen und beharrlichen Herrn Caspar Nützel war auf der Rückseite auch der Name des obersten Hauptmanns, des Herrn Laurenz Imhof selbst zu lesen. Solche Gabe mußte dem Krüger, als einem Nürnbergischen Kinde, ganz absonderlich lieb und angenehm sein.

Die Reiter hielten vor dem Gasthause, das fast zu stattlich aussahe für eine Dorfherberge; an der Stange über der Thür schwankte der alte Nürnbergische Schild mit dem Jungfernadler über der Einfahrt im Abendwinde; die große Anzahl von abgespannten, hochgepackten Wagen, noch mehr die Menge von tragbaren Krippen, verriethen den großen Verkehr, der in dem Hause herrschte. Müßige Fuhrknechte genug lungerten vor dem Hause, aber alle waren gleich bereit, dem Haus-

knecht behülflich zu sein und die Pferde der Reisenden in den Stall zu führen. Man war dazumal noch freundlich und gefällig unter einander auf der Heerstraße, die unfreundliche, ungesellige Art hat im deutschen Lande erst nach dem dreißigjährigen Kriege Platz gegriffen. Indessen nahm Rembart die Dienste der guten Leute nicht an: „Ich danke Euch, Landsleute," rief er; „Ihr wißt schon, ein ordentlicher Reiter sieht selbst nach seinem Roß, geht nur hinein, Junker, will schon alles ins rechte Gleis bringen, da ist auch der Wirth!"

Rembart und die Knechte zogen die Rosse in den Stall, Junker Andreas aber schritt auf einen munter aussehenden kleinen Mann zu, der ihn auf der Schwelle der Herberge mit biederm Handschlag willkommen hieß.

„Segne Gott Euren Eingang, junger Herr!" rief er, „und seid willkommen unter meinem Dache, nehmt fürlieb mit dem, was ich Euch zu bieten vermag!"

„Soll mir ein Krug Bier lieb sein, Meister Wirth," entgegnete der Junker, indem er in die große aber niedrige Wirthsstube trat, deren Thür ihm der Wirth öffnete, „ich bin durstig worden auf dem Wege."

„Ja, ja," rief der Wirth, „Märzenstaub und Märzenschnee, machen durst'gen Kehlen Weh!" Zugleich aber holte er einen stattlichen Zinnkrug mit schäumendem Bier aus dem Fäßlein, das auf einem Bock neben der Thür lag und sprach: „Wohl bekomm's!"

Als der Junker einen tiefen Zug gethan und das Bier zur Freude des Wirthes gelobt, sprach er: „Nun, Meister Wirth, ich will mit meinen Knechten und meinen Rossen die Nacht in diesem Hause bleiben und morgen weiter ziehen, sorgt mir für ein gutes Abendessen, denn meine Mittagsmahlzeit war etwas mager, zuvor aber nehmt den Goldthaler hier, den sendet Euch Herr Laurenz Imhof, der oberste Hauptmann von Nürnberg, mit seinem besten Gruß als ein Angedenken und läßt Euch sagen, wie er verhoffe, daß Ihr seinen ältesten Sohn nicht Noth leiden lassen würdet auf der Landstraße!"

Da war die Freude des Wirthes zum Nürnberger Wappen über die Maaßen groß, daß er den Sohn seines gestrengen Herrn, wie er den obersten Hauptmann respectvoll nannte, in seinem Hause hatte; er umarmte den Junker mit ungeschminkter Zärtlichkeit, und Andreas litt das, ohne Anstoß zu nehmen. Die Leute hatten damals die rechte Achtung vor dem Adel, und dennoch verkehrten sie gegenseitig viel freier und zutraulicher mit einander; das machte, weil auch die geringern Leute einem Stande angehörten und sich als Genossen eines Standes fühlten; es war im Allgemeinen noch kein Mißtrauen zwischen den Ständen, die Geringeren hatten noch keine hochmüthige Zurückweisung, die Höhern noch keine freche Zudringlichkeit zu fürchten, jeder Stand achtete den andern, weil er sich selbst achtete; Mißtrauen, Eifersucht und Feindschaft,

Neid und Groll waren wohl zwischen Personen, aber noch nicht zwischen den Ständen.

Der Wirth führte seinen jungen geehrten Gast jetzt in das Hinterzimmer, in dem er mit seiner Familie hauste, doch so, daß er durch die offene Thüre die Wirthsstube ganz übersehen konnte und die Bedienung der Gäste besorgen, während seine Hausfrau durch eine andere, ebenfalls stets offene Thür die Küche und den Eingang zum Keller im Auge behielt.

Der Junker begrüßte hier die ganze Familie des Wirthes, die ihn wie einen hochgeachteten aber lieben Verwandten empfing, sobald nur der Name Imhof genannt worden war; die Wirthin, eine große, stattliche Frau mit dicken Backen und noch dickern Armen, aber guten, freundlichen Augen, reichte ihm ihre Wange mit natürlichem Anstande zum Kuß, die kleinen Mädchen, die sich erst scheu in eine Ecke verkrochen, kamen hervor und reichten ihm ihre Händchen, und als der Wirth an's Fenster getreten, durch das er den Hof übersah, und einen scharfen Pfiff gethan, da stürmten alsbald zwei Buben herein, die von der Mutter auf der Schwelle aufgefangen und mit der Schürze etwas abgewischt wurden, was sie ziemlich ungeduldig litten, vermuthlich, weil sie schon wußten, daß es nicht viel helfen würde; die hießen denn auch ihrerseits den fremden Junker willkommen in knabenhafter Weise, halb keck und halb verlegen. Sie schauten sich die Kleider und die Waffen des Junkers einen Augenblick aufmerksam an, dann stürmten sie wieder hinaus mit einem Getöse, was der Vater belächelte, obgleich es die Hausfrau gegen den geehrten Gast zu entschuldigen sich bestrebte.

Auf einem Stuhl in der warmen Ecke am Ofen, der auch die Gaststube mit erwärmte, saß ein Greis, der verwundert auf den Junker gesehen, dem schrie der Wirth in die Ohren, daß der Junker Andreas Imhof von Nürnberg gekommen, und dem Junker sagte er, daß der Alte seines Weibes Vater sei, der sei taub, aber ein guter Mann. Auch dem schüttelte Andreas die Hand und hörte ihm gutmüthig zu, als er ihm erzählte, es werde bald ein großer Krieg im Reich ausbrechen, er wisse das ganz gewiß, denn letzten Sonntag hätten sich die Raben vor dem Dorfe in zwei große Haufen getheilt und wären dann mit merklichem Geschrei gegen einander geflogen, hätten sich mit den Schnäbeln angefallen und mit einander lange gekämpft, das aber bedeute einen großen Krieg im Reiche.

Der Alte sagte das mit großer Ernsthaftigkeit und schien erfreut, daß der Junker seiner Ansicht zu sein schien. Andreas war geduldiger, als die Wirthin, die zupfte ihm am Aermel und sprach bittend: „Seid so gut, edler Junker, und geht auch zu meiner armen Schwester, sagt ihr ein Wort, das arme Kind ist krank!"

In einer andern Ecke neben einer Bettlade saß ein Mädchen, das war freundlich und hübsch anzusehen, lächelte auch dem Junker zu, als

der zu ihr trat und gute Worte mit ihr sprach, antwortete aber kein Wort und nahm auch die Hand nicht, die ihr Andreas bot.

„Ihr müßt ihre Hand selber nehmen," sprach die Wirthin, „meine arme Schwester kann seit drei Wochen schon keine Hand mehr rühren von selbst und auch kein Wort sprechen."

„Mein Gott, was ist denn dem hübschen Kinde begegnet?" fragte der Junker erschreckt, indem er die Hand des Mädchens nahm, die kalt und schwer in der seinen lag.

„Wir wissen's nicht, edler Junker," antwortete die Wirthin traurig, „Leute aus dem Ort haben sie, drei Wochen sind's vorigen Sonntag gewesen, also am Rain gefunden und in's Haus gebracht; wir haben den gelehrten Feldscheerer, der in Stadt Hof wohnt, holen lassen, der aber hat den Kopf geschüttelt und ist davon gegangen, er hat nichts gewußt. Die Liese ist ganz freundlich, aber sie kann nicht reden und nichts sagen; sie giebt Zeichen, aber wir verstehen sie nicht. Mein Mann meint, sie sei über eine Unstätte gegangen, oder einen ungewissen Ort; er sagt, Kräfte und Sprache thäten von selbst wieder kommen!"

Ungewisse Orte oder Unstätten nannte das Volk Plätze, auf denen die alten Heidengötter einst verehrt worden, das Betreten solcher Plätze brachte Unglück; von Jedem, den eine plötzliche Krankheit, deren Grund man nicht kannte, überfiel, sagte man: er ist über eine Unstätte gegangen. Plätze, die man als ungewisse Orte zu kennen glaubte, bezeichnete man, indem man Dornen, Gestrüpp und Steine darauf warf; freilich war's unmöglich, diese Orte alle zu kennen, und daher immer wieder Ereignisse, die den Glauben an die schädliche Macht der Unstätten wach hielten im Volke.

Die Wirthin wischte die Augen aus mit dem Zipfel der Schürze, als sie dem Junker leise sagte, es wäre ihr zu Muthe, als müsse ihr das Herz brechen vor Jammer, wenn sie die Liese ansähe, die habe einen Bräutigam, der komme bald heim aus Sachsen und finde die Braut nun also elend, die vor wenig Wochen noch das gesundeste und lustigste Mädchen gewesen im Dorfe. Andreas Imhof sprach der Frau tapfer Trost zu aus gutem Gemüthe, dann ließ er sie in die Küche gehen und folgte dem Wirth in die Gaststube, wo Rembart und die beiden Knechte schon mit etlichen Fuhrleuten am Tisch saßen und sich in Erwartung des Abendessens an Bier und Brot gütlich thaten. Der Junker wie der Wirth setzten sich mit an den Tisch, tranken und sprachen von den Zeitläuften und den Vorkommnissen auf der Landstraße.

Der Junker war wenig mit solchen Leuten zusammengetroffen, ihre Rede- und Anschauungsweise hatte den Reiz der Neuheit für ihn, und er wußte recht wohl mit ihnen zu reden, weil er sich ganz in seiner guten natürlichen Weise gab und nicht den Vornehmern oder Klügern spielen wollte, obwohl er Manches besser wußte und verstand als sie.

Das Vornehm- und Apartethun kam in Deutschland auch erst sei dem dreißigjährigen Kriege auf, deutsch war das nie, die fremden Kriegsvölker haben's in's Land gebracht und die Deutschen haben's ihnen leider Gottes nachgeäfft. Das Volk ist erst unverschämt und zudringlich und andererseits neidisch und kriecherisch geworden, seit die Vornehmen aparte gethan und sich selbst oder doch Andern einbilden wollten, daß sie aus besserm Thon geknetet, wie wir Menschenkinder allzumal.

Es war fast dunkel, da sagte der alte Rembart, der seine Augen überall hatte: „Möchte doch wissen, was das Federzeug so stete auf den Thorpfeilern da ist!“ Er wies durch das Fenster auf die Pfeiler des Hofthors, auf denen Dohlen und Raben in beträchtlicher Anzahl sich hielten.

„Das kann ich Dir sagen,“ antwortete der Wirth, „das Federzeug findet da sein Futter; Du weißt, daß ein alter Glaube ist, man dürfe nicht aufheben von der Erde, was beim Essen von dem Tische fällt; was vom Tische fällt, gehört den Todten! sagen die Leute; in einem Gasthause aber fällt mancher Bissen und mancher Brocken vom Tische, aufgehoben wird's nicht, wenn's aber die Mägde ausfegen, dann legen sie's in einen Hafen beiseit, sonst trugen sie den Hafen auf den Kirchhof und schütteten ihn, ohne sich dabei einmal umzusehen, aus; das aber will unser Priester nimmermehr leiden, darum stellen wir jetzt den Hafen auf den Thorpfeiler, leer wird er immer, das thun sie im ganzen Voigtlande, da habe ich's gesehen, die Leute sagen, die Vögel brächten's den Todten.“

Solche Mittheilung des Wirthes gab Anlaß zur Erzählung von vielen seltsamen, oder wunderbaren Geschichten. Jeder wußte etwas zu erzählen; unseren Vätern dünkten viele Dinge wundersam, die uns die Wissenschaft klar gemacht hat, aber sie wußten und sahen auch viele Dinge, die wir gar nicht mehr sehen und beachten, weil sich unser Leben ganz abgewendet hat von jener Vertraulichkeit mit der Natur, die unseren Vorfahren lieb und theuer war. Unsere Augen und Sinne sind für viele Dinge, die zwischen Himmel und Erde vorgehen, zu, die einst die Aufmerksamkeit des Volkes um so mächtiger in Anspruch nahmen, als sie sich dieselben nicht zu erklären vermochten. Es ist nicht Alles grundlos, was unsere Weisheit jetzt als dummen Aberglauben vornehm ignorirt oder belächelt!

So verging den Leuten die Zeit im Wirthshause bis zum Abendessen. Da sprach der Wirth das Tischgebet und legte dann seinen Gästen vor von dem Wassermehlbrei, der mit Zwiebeln und Speck gewürzt und fett gemacht war. Nach dem Mehlbrei kam ein gefüllter Saumagen, der mit dem Kraut zugleich gekocht war und den hungrigen Reisenden kräftig in die Nasen duftete, davon aßen sie mächtige Theile und tranken tüchtig von dem starken Hansbier dazu. Krautwurst nannten sie dieses in ganz Franken sehr beliebte Gericht. Nach der

Krautwurst kam ein riesiger Schweineschinken, der war zart und saftig über die Maßen, fingerbreit lag das blühende Fett unter der scharf gebräunten Schwarte, die gar zierlich in Vierecken gekerbt war, die Hausfrau aber hatte dem Junker besonders ein Weinmuß, das sie mit Zucker und Zimmt für ihn gewürzt, bereitet; das lobte Andreas so laut, daß das Gesicht der Wirthin vor Freude strahlte. Zum Schluß gab's Kümmelkäse und frischen Brodkuchen mit Eiern, Zwiebeln und Speck, der eben aus dem Ofen gekommen war. Ja, man aß gut und tüchtig in jener Zeit, auch das hungerleiderige Essen, das jetzt unserer Altvordern saftige und kraftgebende Fleischkost ganz verdrängt hat, hat erst seinen Anfang in dem Elende des dreißigjährigen Krieges genommen.

Nach dem Essen zeigte der Wirth mit großem Stolze den goldenen Thaler, den ihm der Junker überbracht, und sagte Vieles zum Lobe des gestrengen Herrn Imhof, des obersten Hauptmanns; Andreas aber erklärte den Leuten die allegorischen Emblemata des Gepräges und Alle hörten ihm mit Vergnügen zu.

Als es neun Uhr war, bekam jeder Gast seinen Krug zum Schlaftrunk, dann wurde einem Jeden sein Lager zur Nachtruhe angewiesen. Der Junker bekam die beste Kammer des Hauses und in seiner Bettstatt war eine solche Fülle von Kissen und Pfühlen aufgehäuft, daß er kaum hinaufkommen konnte. An der Zahl der Kissen und Pfühle konnte man damals absehen, wie hoch eine Hausfrau einen Gast schätzte.

Urtheile über Palmerston.

Es ist wohl bemerkenswerth, daß die Zeitungen der Rechten wie der Linken in der Verurtheilung des eben gefallenen englischen Ministers Palmerston übereinkommen. Schon seit zehn Jahren findet eine gewisse Annäherung der beiden Richtungen in dieser Hinsicht statt, und ein vor uns liegendes englisches Pamphlet aus dem Jahre 1852 macht sich schon darüber lustig, daß Robert Blum und Fürst Schwarzenberg gleicher Weise den alten Lord Firebrand verabscheuten.

Eine solche Gemeinschaft des Urtheils ist auffallend und schon auf den ersten Blick bedenklich und fordert uns ganz besonders auf, mit vollster Ruhe und Unparteilichkeit noch einmal den Mann zu betrachten und zu prüfen, den der Continent so sehr zu hassen scheint.

Was uns noch mehr zur Vorsicht in der Abgabe eines Urtheils über diesen Staatsmann veranlaßt, ist dies, daß er mehr oder weniger, jedenfalls aber bis auf einen gewissen Grad der Vertreter Englands, englischen Geistes und englischer Staatsart ist, und daß ihn verurtheilen, nichts Anderes heißt, als eine ungezählte Reihe englischer Unter-

hausmehrheiten und dreißig und mehr Jahre der englischen Geschichte verurtheilen. Bei unserer großen Hochachtung vor England und bei unserer Anerkennung seiner uns vielfach vorbildlichen Einrichtungen werden wir uns dazu nur schwer entschließen.

Nun wohlan! warum tadelt man Palmerston? Weil er so vielfältig die Ruhe Europa's gestört, um die zerschlagenen Töpfe eines Juden Blokaden veranstaltet und den Schutz des britischen Namens im Auslande mit wahrhaft lächerlicher Sorgfalt betrieben hat, weil er ohne Weiteres Louis Napoleon anerkannte und den Krieg gegen Rußland eifrigst betrieb. Und dem Aehnliches mehr.

Aber dieser Dinge wegen ward Palmerston auch in seiner Heimath, im Parlamente zu Westminster getadelt, und — wie man uns wird zugeben müssen, von viel kundigerer Seite getadelt. Peel hielt gegen ihn die letzte seiner meisterhaften Reden, die englischen Radicalen und Friedensmänner haben ihn in tausend Pamphlets und tausend Meetings angegriffen, zwei tapfere und erprobte Parteien, eine alte und eine neue, haben im englischen Unterhause ihn durch Jahre auf Schritt und Tritt verfolgt.

Und doch behielt er den Beifall der Mehrheiten, die Stütze der Volksmeinung, das Ohr der Königin.

Freilich wohl, erwiedern darauf einige der heftigsten Gegner Palmerstons; aber was bedeutet in England noch der „Beifall der Mehrheiten"! Diese Mehrheiten sind Cliquen und Familien-Convente, ergänzt durch ein Rudel erkaufter Stimmen. Und die „Volksmeinung"? Sie ist auf das Künstlichste und Feinste verfälscht, und „Times", die allmächtig über den englischen Verstand herrscht, liegt in der Hand einiger Wenigen, hinter denen wieder Palmerston steht. Und das „Ohr der Königin"! Muß sie es nicht dem Mächtigen, der ihr mit Verlegenheiten und Emeuten, ja sogar mit Pasquillen und Enthüllungen gegen den Prinzen Albert (auch diese Fabel berichtete L. Bucher einst in der Nationalztg.) droht, zuneigen?

Es geht nichts über die Schwarzseherei und die Leichtgläubigkeit dieser Gegner Palmerston's. Sie sind ohne Ausnahme deutsche Demokraten, die nach Zerstörung ihrer Kartenhäuser 1849 nach England flohen, dort sehr ungemüthliche Stuben, sehr theure Betten, sehr kalte und klare Geschäftsmänner und sehr knappe Kost fanden. Verstimmt durch die Zurückhaltung der Engländer gegen das Martyrthum der Freiheit, wurden sie geradezu irre, als sie bemerkten, daß die Freiheit in England durchaus kein idealisches, mit Phrasen und Declamationen gefüttertes Wesen, sondern eine derbe, practische Hausfrau ist, daß ferner die Freiheit nicht einem Jeden ein Recht gäbe, in das Rad der Staatsmaschine hineinzugreifen, um es in schnellere Bewegung zu bringen. Palmerston war ihnen früher auf dem Continent als erster Freund der Bewegungspartei erschienen, er hatte auch für die Kossuth und Genossen

noch jetzt freundliche Worte, er mußte also der große Heuchler sein, in den alle Heuchelei Englands zusammenfließt, und wo möglich auch noch außerdem der große agent provocateur und Polizeispion Rußlands und der anderen Despoten.

Der Haß dieser deutschen Demokraten war uns erklärlich. Bald schlossen sich die Begabteren unter ihnen (Lothar Bucher voran) an eine Schicht der englischen Geistesrepublik, die ebenfalls Palmerston, aber mit ihm die gesammten governing classes, haßte, und aus viel tieferen Gründen haßte, als die guten schlichten deutschen Flüchtlinge es bis dahin gethan hatten.

Die englische Gesellschaft hat langsamer, wie die Deutschlands, aber doch in derselben Folge einen Entwickelungsgang vollendet, in welchem neben den alten besitzenden und früher am Staate allein betheiligten Ständen neue Gesellschaftsfactoren herangebildet wurden, die sich statt auf Besitz und Gewerbe hauptsächlich auf die sogenannte freie Intelligenz begründen. Diese neuen „nicht regierenden Klassen" sahen in den „regierenden Klassen" eine reine Familienwirthschaft, die des Landes Mark und Gold nach Belieben unter sich theilte und der gegenüber sie ihr Recht, ebenfalls an der Staatsregierung theilzunehmen, geltend machten. Dies aber nach englischen Analogien, nicht nach continentaler Art. Nicht auf unveräußerliche Menschenrechte stützten sich die über Nacht entstandenen Radicalen, sondern vielmehr auf die uralten Verfassungsgesetze des Reichs, auf das sächsische Recht und auf die alte Hoheit und das alte Selfgovernment der Gemeinde. Das Parlament habe allgemach die wichtigsten Rechte der Nation, die sonst in den kleinen Kreisen der Gemeinden vertheilt und beschlossen gewesen wären, an sich gerissen und sei dadurch mehr und mehr zu einer allgemeinen Polizeianstalt für das ganze Land geworden; es müsse den Gemeinden, in denen nach uralten Rechtssatzungen jeder freie Mann stimm- und actionsfähig sei, diese usurpirten Rechte wieder zurückgeben, und im Nothfalle müsse die Krone, der König dem Volke gegen die begünstigte Minderheit helfen.

Man sieht, wie wenig dies System zu den Lehrsätzen der deutschen Demokratie paßt, aber nichtsdestoweniger ward es von den deutschen Flüchtlingen acceptirt, weil es so gut gegen Palmerston zu wenden war. Die „National-Zeitung" in Berlin, die die ersten Jahre hindurch gegen diese englische Doctrin noch sehr eingenommen war und sogar einige Mal Verwahrung gegen die Ansichten ihres Quadrat-Correspondenten einlegte, hat in neuerer Zeit nachgegeben, und ihr Leitartikel gegen Palmerston zeugt davon, daß sie ganz gewonnen ist.

Ein gewisser Instinct mag das demokratische Blatt der preußischen Hauptstadt indeß in diesem Falle sicherer leiten, als die Doctrin der englischen „Neusachsen". Die „National-Zeitung" fühlt doch wohl heraus, daß die englischen Radicalen sich darum so heftig gerade gegen

Lord Palmerston, der ja doch nur ein Mann aus den governing classes, wie alle übrigen ist, wenden, weil er gerade am festesten und bewußtesten den Plänen, welche die gesammte Bewegungs-Partei in England hegt, bald unter diesem, bald unter jenem Motto und Schilde, entgegentrat.

Wie die „Neusachsen", so wissen auch die Manchestermänner, die Chartisten und die anderen Theile der nicht regierenden Klassen recht gut, daß gerade Palmerston durch ein langes Leben hindurch es war, der rücksichtslos alle ihre Versuche, das Wahlrecht auszudehnen, vereitelte, und den aristokratischen Charakter der englischen Verfassung am nachdrücklichsten wahrte.

Man betrachte sein Leben aus diesem Gesichtspuncte, und man wird über die Consequenz desselben erstaunen! Als Anhänger Pitt's, dann Cannings, als scheinbarer Whig, als Mann der Coalitionen — was that er jemals anders, als die Machinationen und Manöver derjenigen zu vereiteln, die mit Verfassungs-Reformen vorrückten!

Freilich, er ist ein homme d'état aus der alten Schule, und auf einige diplomatische Winkelzüge, auf einige Scheinfechtereien und unwahre Versprechungen kam es ihm niemals an, hatte er doch jetzt endlich sich dazu bequemt, die Einbringung einer neuen Reform-Bill selbst zu versprechen; aber gleich darauf wurde die Aufmerksamkeit Englands von Wahlfragen und ähnlichen Dingen weit abgelenkt und auf neue große Kriegstheater gewandt, und von Neuem gewann das Wort, das Pitt am Ende des vorigen Jahrhunderts aussprach, eine große Bedeutung, das Wort, daß Zeiten großer Ereignisse um uns nicht zu Reformen im Innern passen.

Dies Wort sowohl als die ganze Staatsweisheit, aus der es entstanden ist und bei der der junge Palmerston in die Schule gegangen ist — er ward 1784 geboren und war in den Kriegen gegen Napoleon schon Kriegsminister, hat auch das Decret, das diesen nach Helena führte, contrasignirt — verlangt von denen, die die heutige Politik Englands und den Charakter Palmerston's beurtheilen wollen, noch ganz besonders ins Auge gefaßt zu werden.

Wer freilich, statt selbst zuzusehen und die Bücher der Geschichte aufmerksam zu studiren, sich einfach mit der Annahme hilft, England sei bis 1815 eigentlich ganz in denselben Gesinnungen gewesen, wie etwa Preußen und Oesterreich, aber dann sei eine Periode des Abfalls von der Legitimitätspolitik eingetreten, mit dessen Urtheil über das heutige England ist nicht zu rechten. Aber dies sein Urtheil gehört dann auch nicht in eine große Zeitung, sondern auf die Schulbank.

Die Politik Englands war von den Systemen, welche die continentale bestimmten, stets wesentlich verschieden, und ihre Principien erhielten in den bewegten Zeiten der französischen Revolution, in denen die Geschicke der Fürsten von denen der Völker sich nicht selten ganz bestimmt trennten, eine nachdrückliche Bestätigung. Der Grundsatz der

Nichtintervention, der für England daraus hervorging, wurde streng beobachtet, und wenn England in der Vertreibung Napoleon's doch eine kurze Zeit lang mit den Verbündeten zusammenging, so geschahe das nur, weil Napoleon den englischen Grundsatz der Nichtintervention gröblich verletzt hatte, nicht aber, weil England ein Interesse an der Herstellung der legitimen Regierung in Frankreich zu haben glaubte.

Englands weitplanende Politik glaubte im Laufe der Zeit dies ihr sehr theure Princip der Nichtintervention noch öfters verletzt, wenn auch nicht in solchem Maße, wie durch Napoleon, und zwar durch die früheren Gegner Napoleons, die auch außerhalb ihrer Staaten ein Interesse der Legitimität verfolgten, und wenn es in einzelnen Fällen gegen solche „Verletzungen seines Principes“ protestirte, so ist daraus irgend einem seiner verantwortlichen Staatsmänner doch wahrlich kein zu großer Vorwurf, dann aber wohl am wenigsten zu machen, wenn sich vermuthen oder gar beweisen läßt, daß dieser Staatsmann mit dieser Bewegung nach Außen einen innern Uebelstand mindern wollte.

Wir sind weit entfernt davon, die Schwächen und Fehler Lord Palmerston's zu verkennen; er ist auch uns zu sehr „Mann des gesunden Menschenverstandes“ und hat mehr Manier als Stil, aber man soll den Grund und Boden seiner staatsmännischen Existenz nicht aus bloßer Unkenntniß der realen Zustände Englands falsch beurtheilen.

Wahr ist es, daß bei ihm nicht die normale Entwickelung gefunden wird, die Cicero vorschreibt, indem er Anfang, Mitte und Ende der Laufbahn darstellt, bei ihm ist Alles Anfang, „beginning, middle and end — it is all beginning“, aber gerade aus seiner hoffnungslosen Stellung gegenüber dem immer heftiger werdenden Andrängen der Reformer erklärt sich dies sehr wohl. Er kann nur abwehren und sein ganzes Leben war Abwehr. Mit ihm stirbt, wie gesagt wird, the only Peer of pure Saxon descent, der einzige Herr aus reinem Sachsenstamm.

Westfälische Studien.*)

Zur Social-Geschichte Westfalens.

Wie fast in ganz Deutschland, zeichnete sich auch in den Gegenden, die uns zunächst noch beschäftigen, — und zwar zunächst die Fürstenthümer Paderborn und Corvey — das 15. Jahrhundert durch unaufhörliche Kriege, Fehden und Verwüstungen aus; und diese Verhältnisse haben sehr bedeutend auf die Agrarverhältnisse eingewirkt. Sie haben zur Folge gehabt: das Eingehen sehr vieler, wohl weit über die Hälfte

*) Die ersten Artikel der „Westfälischen Studien“ findet der Leser in den Heften 9, 10 u. 11 des X. Bandes.

aller hiesigen Dörfer und die Vereinigung und Vertheilung ihrer Feldmarken mit den und unter die übrigen; die Entstehung des Zinsgüter-Verhältnisses an vielen Orten durch Auflösung der Huben; die Entstehung der Landesschatzungen nach einer Landesmatrikul.

Waren die Dörfer in einer ganzen Gegend zerstört, wurde jeder neue Anbau gleich wieder zu Grunde gerichtet, so sahen sich die Leute gezwungen, sich in möglichst großen Haufen zusammenzuhalten, die Dörfer größer zu bauen oder sich nach den nächsten Städten zu ziehen. So finden wir denn auch hier am Ende dieses Jahrhunderts, die sämmtlichen kleinen Dörfer, besonders in der Nähe der Städte eingegangen, wo denn natürlich deren Feldmarken mit denen der Städte zusammengelegt worden *).

Die Wirkungen hiervon waren, insbesondere in den westlichen Gegenden des Landes, keine günstigen. Die zu großen Ortschaften mit den zu großen Feldmarken hinderten den Ackerbau; die Kultur ging zurück; früher fruchtbare Strecken verödeten, und drückende Armuth stellte sich ein. Besser gestalteten sich die Verhältnisse in den östlichen Gegenden. Die Feldmarken der ausgegangenen Dörfer sind hier ebenfalls mit den übrig gebliebenen vereinigt oder unter sie vertheilt worden, allein die Gutsherren haben in der nunmehr um so viel größeren Feldmark eine ganz neue Vertheilung vorgenommen. Die alte Hubeneintheilung ist auf solche Art aufgehoben, allein ganz nach denselben Principien die neue Vertheilung eingeführt, und ganz nach der benachbarten ostfälischen Meierguts-Verfassung jedem Hause eine gewisse Anzahl Morgen zugetheilt, und so die Feldmark in Meiergüter, Halbmeiergüter und Köttergüter eingetheilt worden. Hierdurch ist eine noch viel größere Gleichmäßigkeit und richtigere Vertheilung zu Stande gekommen, als bei der alten Hubeneintheilung. Trotz der Auflösung der alten Huben, scheint doch die alte Eintheilung der Feldmarken in die bekannten länglichen Vierecke im Ganzen durchaus bestehen geblieben zu sein. Diese Auflösung der alten Huben unterscheidet übrigens die Paderbornischen Dörfer, wo die Feldmark in Meiergüter getheilt ist, von den ostfälischen, denn hier besteht sie noch neben den Meiergütern; es heißt da z. B., das und das Meiergut besteht aus 2—3—4 Huben.

In dieser Periode litten zwar auch die Städte, aber bei weitem nicht in dem Maße wie die Landbewohner. Vielmehr zog sich vom Ende des 15. Jahrhunderts an aller Wohlstand in die Städte, wo er sich auch das ganze 16. Jahrhundert hindurch erhielt, weshalb sie daher

*) In einzelnen Fällen blieb doch eine Sonderung, gleichsam eine Commune in der Commune bestehen. Dies ist z. B. in Brakel mit den Holster- (Holzhauser) Meiern der Fall; diese haben noch jetzt eine eigene Gemeindelade, und die Gemeinde als solche übt gutsherrliche Rechte aus; ein jeder, der ein Grundstück dort erwirbt, muß förmlich unter die Holster-Meier aufgenommen werden und in die Gemeindelade einen bestimmten Weinkauf zahlen. Andererseits sind diese Holster-Meier auch wirkliche Brakeler Bürger, und Theilen alle deren Gerechtsame.

auch weit höher in der Landesmatrikul veranschlagt waren, als dies in Hinsicht ihrer Feldmark im Vergleich mit den Dörfern hätte geschehen können.

In diesem letztern Umstande finden wir einen Fingerzeig zur Beurtheilung der Grundsätze, nach denen die Matrikul angelegt war, obgleich diese Grundsätze sich nicht mehr vollständig ermitteln lassen. Wenigstens aber ist die Belastung, die stets in runden Summen ausgeworfen, und bei den Dörfern ziemlich gleichmäßig vertheilt war, als Grundsteuer nicht aufzufassen. In den Städten war sie ganz zuverlässig eine Vermögenssteuer, haftend an dem Gemeinde- wie an dem Privatbesitz des ganzen Ortes. Die Repartition des Anschlages scheint von Anfang an den Gemeinden überlassen geblieben zu sein, wenn sie auch wiederholt geändert wurde. Kommt übrigens der Ausdruck Landschatzung schon in vielen Urkunden aus der Mitte des 15. Jahrhunderts vor, so ist doch die neuere Matrikul nicht vor Ende des 15. Jahrhunderts entstanden. Höchst wahrscheinlich datirt dieselbe vom Türkenkriege, Anfangs des 16. Jahrhunderts, her.

Vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1803 ist keine wesentliche Veränderung in den organischen Theilen der Verfassung, die uns bisher beschäftigte, vor sich gegangen, nur daß die darin liegenden Principien mehr und mehr zur Ausbildung gelangten.

Am wenigsten änderte sich die Macht und Gewalt des Fürsten und sein Verhältniß zu den Ständen, nur daß das Domcapitel, als natürlicher Rath des Fürsten, auf die Regierung einen wachsenden unmittelbaren Einfluß ausübte. Es kommen selten ältere landesherrliche Urkunden von Wichtigkeit vor, die nicht die Formel enthielten: cum consensu, cum approbatione capituli nostri. *) Hatte sich die Territo-

*) Das Capitel war der eigentliche Mittelpunkt, die Quelle der Verfassung. Es begann als klösterliche Institution, allein gleich in seiner ersten Gestalt und Richtung lag das Wesen seines Charakters und der Keim seiner späteren Entwickelung. Die ganze erste Dotation nämlich, so wie alle späteren Geschenke und Erwerbungen von Grundvermögen und Rechten, waren nicht dem Bischofe als Singular-Person gegeben und übertragen, sondern einer Corporation, einem organischen Ganzen, bestehend aus dem Capitel und dem aus dessen Mitte hervorgegangenen und dessen Haupt und Repräsentanten bildenden Bischofe. Als immer mehr weltliche Rechte an das Stift fielen und sich nach und nach die Landeshoheit ausbildete, kam die Ausübung derselben natürlich an die Bischöfe, allein es ward nie vergessen, daß ihr Recht im Schooße des Stifts, des Capitels ruhte, und in dieser Hinsicht ward das Verhältniß wie das eines Kloster-Convents zu seinem Abte angesehen. Als rein geistliches Institut waren die Capitel seit der Güter-Theilung mit dem Bischofe und dem Aufgeben des gemeinsamen Lebens abgestorben und in dieser Hinsicht zu einer leblosen Form erstarrt, allein als hierarchische Körperschaft behaupteten sie eine würdige Stellung, und ihre politische Wirksamkeit ist bis in die letzte Zeit herab durchaus nicht gering anzuschlagen, auch im Ganzen eine wohlthätige gewesen. Aus dem Adel Deutschlands, nur zum geringsten Theil aus dem des kleinen Landes, welchem sie vorstehen sollten, hervorgegangen, bewahrten sie in ihrer Mitte, wenn auch nicht eine bedeutende intellectuelle Bildung, doch jene Gesinnung und Tüchtigkeit des Charakters, die den Adel nie ganz verlassen hat. Eben weil sie und ihre Familien zum größern Theile nicht einmal die persönlichen Unterthanen der Fürsten waren, und weil ihnen die engern Familienbande bei ihrer gebotenen Ehelosigkeit fremd blieben,

rialmacht schärfer ausgebildet nach Außen, so war nach Innen das Capitel eine Mittelmacht zwischen Regenten und Regierten geworden, unterstützend nach der einen, schützend nach der andern Seite. Der Antheil der übrigen Stände an der Regierung war nicht so groß als der des Capitels, aber die Curie der Städte wurde von den Fürst-Bischöfen selber sehr gehoben, wie auch deren Anzahl vermehrt, um damit dem Einfluß des freien Adels und der Ministerialen die Waage zu halten. *) Jener war ursprünglich den Bischöfen nur in so fern unterworfen, als diese die kaiserlichen Rechte der höheren Gerichte über ihn erworben hätten. Allmahlich verloren aber, weil nicht mächtig genug, viele Geschlechter die Selbstständigkeit, während dagegen andere — Lippe, Pyrmont, Waldeck — selbst die Landeshoheit erlangten. Die Ministerialen bildeten als Ritterschaft die zweite Curie in den Landständen. Der Rechtsgrund für den Antheil an der Standschaft beruhte bei Allen gleichmäßig auf dem echten Eigenthume, dem Besitze der alten Curien und ihrer Gerechtsame und Gerichtsbarkeiten, welch letztere wir bereits als den Keim aller germanischen Verfassung überhaupt bezeichneten.

Nach oben nahm die Macht der Herren durch die Mißbildung der Verfassung zu, nach unten hin, in ihrem Verhältniß zu den Gemeinden und Hörigen, ward sie dagegen beschränkt. Der Gang der allgemeinen Cultur-Entwickelung wirkte der Willkür in der Behandlung der Abhängigen entgegen: an die Stelle der Willkür traten bestimmte Rechtsformen und diese führten zur Emancipation des Bauernstandes. Es ist dies überhaupt eine der großen geschichtlichen Thatsachen, die uns gleichsam als Merkzeichen des Ganges erscheinen, den die Entwickelung der europäischen Menschheit seit etwa drei Jahrhunderten eingeschlagen. Eine der Thatsachen, die unabwendbar sind, wenn sie auch eben so wenig künstlich gefördert wie zurückgehalten werden können. — Die Emancipation des Grundes und Bodens und der denselben unmittelbar bauenden Leute — bemerkt Harthausen gewiß sehr richtig **)

---

konnte sich jener Freimuth, jene Unparteilichkeit, jene Festigkeit der Meinung bei ihnen ungehindert entwickeln, die sich als Corporationsgeist stets bei ihnen fand.

*) Man hat den deutschen landständischen Verfassungen oft den Vorwurf gemacht, daß darin nicht alle Interessen vertreten worden, daß namentlich der Bauernstand keine Vertretung gehabt. Dieser Vorwurf trifft wenigstens Paderborn nicht. Von den 23 zum Landtage berechtigten Orten waren kaum sechs, welche den Namen der Städte verdienten, die übrigen waren weiter nichts als große Dörfer, und ihre Einwohner wirkliche, im gutsherrlichen Verhältnisse stehende Bauern. Der Bauernstand war demnach hier durch die Städte vollständig in allen seinen Interessen vertreten. — Was den Adel anbelangt, so hatte derselbe als Stand und Grundbesitzer nirgends in Deutschland eine vorzüglichere Stellung als in den geistlichen Staaten. Hier hatte nicht etwa ein einzelnes Geschlecht, durch Verdienst und Glück unterstützt, über die andern sich erhoben, sondern der jedesmalige Regent ging unmittelbar durch Wahl aus allen Geschlechtern hervor. Gehen wir nun die Namen der Fürsten von Paderborn und Corvey durch, so finden wir, daß fast alle brave tüchtige Männer waren, manche aber ausgezeichnete Regenten, wie Dietrich und Ferdinand von Fürstenberg, Wilhelm Anton v. d. Asseburg.

**) Ueber die Agrar-Verfassung in den Fürstenthümern Paderborn und Corvey rc.

— wird immer dadurch bewirkt, daß man jenen zu einer Waare macht und diese ohne nähere Vorbereitung aus jedem bindenden Verhältnisse entläßt, das wird immer Juden und reich gewordene Speculanten zu Grundeigenthümern erheben, und die Bauern im Ganzen zu elenden Taglöhnern herabwürdigen, wie dies bereits in Frankreich seinen Anfang genommen. Die Natur des Grundes und Bodens ist Stetigkeit und Festigkeit, er steht in ewiger Polarität dem Wechsel und Rollen des Geldes entgegen, und eben im Festhalten dieser Pole und ihrem gegenseitigen Bedingen, und der Gleichheit ihrer Kraft liegt die Ruhe der Welt. Wenn aber der Bauernstand eine mit den übrigen Ständen sich ausgleichende (keineswegs gleiche) Bildung erlangt hat, so wird jedes Abhängigkeits-Verhältniß von selbst wie eine reife Frucht zur rechten Zeit zur Erde fallen. Das Abhängigkeits-Verhältniß wird und muß mit der Zeit aufhören, aber nimmermehr das feste und naturnothwendige Band zwischen dem Boden und seinen unmittelbaren Bebauern, wollte man dieses je völlig lösen, er würde unter ihnen beben, und sie würden ihn nur zu bald gänzlich verlieren.

Es würde uns hier zu weit führen, nach den einzelnen Stadien die Emancipation des Bauernstandes in Westfalen zu verfolgen, obgleich wir diese interessante und wichtige Untersuchung uns vorbehalten. Für den gegenwärtigen Zweck genügt, zu bemerken, daß, wie überhaupt in Europa und insbesondere in Deutschland, das recht eigentlich providentielle Mittel hierzu das römische Recht gewesen. Es kam — bemerkt Herr v. Harthausen — mit der ganzen modernen Verstandes-Kultur, deren Hauptbestandtheil es eigentlich ausmacht, langsam wie der Morgen über Deutschland, zuerst nur die Höhen überstrahlend, endlich aber auch die tiefsten Gründe durchdringend. Zuerst war es Kaiser-Recht, dann ward es der Hauptbesitz der Landeshoheit; die neueren Gerichte, welche seit dem 16. Jahrhunderte von dieser ausgingen und die alten höheren Volksgerichte verdrängten, wurden in seinem Sinne und seinen Formen errichtet. Endlich aber begann die Landesgesetzgebung, und das ist recht eigentlich die Zeit, wo es sich selbst wieder lebendig fortzubilden begann, und statt selbst noch als recipirt angesehen werden zu können, vielmehr nun die alten Volks- und Gewohnheitsrechte in sich aufnahm, und sie zum Theil in seinem Sinne ummodelte. Eine solche ummodelnde Wirkung übte nun das römische Recht ganz besonders auf die Agrar-Verfassung und noch specieller auf die deutschen Hörigkeits-Verhältnisse aus.

Es verlieren sich die wirklichen Eigenbehörigen fast gänzlich, nachdem bereits das alte Huben-Verhältniß vielfach aufgelöst worden, theils Censiten-Güter, theils Meiergüter an deren Stelle traten; oder es wurden auch die Huben getheilt, namentlich in der Nähe der Städte. Je mehr aber die Huben und Curien zerfielen, desto fester und geschlossener ward das Meierguts-Verhältniß, desto mehr ward es förmliche Dorfs-

Verfassung. Fand bei den Meiergütern Anfangs keine Erbfolge statt, wurden sie dann auf Lebenszeit zweien Gatten verliehen, wozu auch wohl die Klausel kam, daß deren Kinder bei künftiger Verleihung den Vorzug haben sollten; so werden dieselben von Anfang des 16. Jahrhunderts an völlig erblich. Das alte Hubenverhältniß hatte sein Recht ganz analog mit dem Lehnsverhältnisse ausgebildet, und die Hubenbesitzer hatten daher das nutzbare Eigenthum selbst erworben. Da dies Verhältniß zur Zeit, als sich die Meiergüter ausbildeten, noch immer vorherrschend war, so lag es im Gange der Entwickelung, daß auch diese ganz dasselbe Recht erhielten und annahmen, während dort, wo das Meierverhältniß sich ursprünglich als Agrar-Verfassung ausgebildet hatte, nämlich in Ostfalen, ein besonderes Recht, und in diesem Falle nur ein erbliches Nutzungsrecht sich festgestellt hatte. (Harthausen, a. a. O.)

Die Gemeinde-Verfassung, wie wir sie schon in ihren Grundzügen schilderten, konnte sich auf Grund dieser veränderten Agrar-Verhältnisse jetzt erst ausbilden. Die alte freie Gemeinde unter Leitung einer Erbobrigkeit, das Fundament altgermanischer Freiheit, war durch eine in den verschiedenen Arten der Hörigkeit lebende Gemeinde ersetzt, die alten Obrigkeiten waren zu Ober-Eigenthümern oder vielmehr zu den einzigen wirklichen Besitzern des Gemeinde-Eigenthums geworden; jedoch, und das haben wir bereits angedeutet, wenn auch die neue Gemeinde nun aus wirklichen Hintersassen bestand, so hatten diese darum ihre persönliche Freiheit großentheils nicht eingebüßt und blieb ihr Recht an dem Grund und Boden nach Analogie des Lehnsverhältnisses — bestimmte Abgaben und Erblichkeit der Huben — erhalten. Die Selbstständigkeit der Gemeinden war daher wohl nie gänzlich verloren gegangen *), allein von Ende des 15. Jahrhunderts an war das Gefühl ihrer Kraft, entspringend aus dem festen Zusammenhalt der Einzelnen, dazu gekommen und lebendig geworden, wozu die Ueberzeugung nicht wenig beitragen mochte, daß sie auf Schutz bei den Gerichten rechnen konnten.

Der dreißigjährige Krieg übte keinen wesentlichen Einfluß auf die Gemeinde-Verfassung. Dagegen findet sich von Gemeindeschulden die erste Spur im Anfange des 17. Jahrhunderts. Damals und den ganzen Krieg hindurch bis gegen das Ende des Jahrhunderts handelt es sich dabei meist um von den Guts- oder Gerichtsherren erhaltene

*) Wir sehen dies vorzüglich aus den lebhaften Streitigkeiten, welche zwischen den Gemeinden und ihren Herren vom Ende des 15. bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts währten. Muß man auch hierbei die allgemeine Aufregung der Zeit in Anschlag bringen, und haben auch die römischen Rechtsideen und die höheren Gerichte hauptsächlich den für die Gemeinden günstigen Ausgang dieser Streitigkeiten herbeigeführt, so sind doch die Gegenstände dieser Streitigkeiten, Servituten, Holz- und Hut-Gerechtsame, Dienstbelastung rc., schon lange zuvor als Gemeinderechte und Gemeindelasten vorhanden gewesen, und nur über Ausdehnung und Maß war Streit entstanden, der fast überall zum Vergleiche führte.

Capitalien. Statt der Zinsen sind stets eine Anzahl Spann- und Handdienste stipulirt. Im 18. Jahrhundert sind jedoch diese Capitalien meist wieder abgelegt oder Geldzinsen festgesetzt worden. — Mit der zunehmenden Ausbildung und Ordnung der Gemeinde-Verfassung nahm auch der Credit der Gemeinden zu. Allein eben die Leichtigkeit, Geld zu finden, verführte zu Schulden; fast alle Gemeinden verfuhren mit Leichtsinn in der Verwaltung des Gemeinde-Vermögens und brachten eine große Schuldenlast in das 19. Jahrhundert hinüber.

Was die Municipal-Verfassung anbelangt, so unterscheidet sich die übrigens ganz freie und selbstständige Verfassung der bedeutenden Städte des Fürstenthums Paderborn nicht wesentlich von der der andern norddeutschen, in geistlichen Staaten gelegenen, und wir haben schon einige darauf bezügliche allgemeine Andeutungen gegeben. Warburg und Brakel gehörten früher zur Hanse, und noch zeugen die öffentlichen und viele Privat-Gebäude aus dem 17. Jahrhundert vom Wohlstande und der Kraft früherer Zeit. Sie waren in dem Maße politisch mächtig und unabhängig gewesen, daß sie von Kaiser und Reich häufig als reichsfreie Städte angesehen und behandelt wurden, wie dies noch Ausschreiben aus dem 16. Jahrhundert beweisen. Ein selbstgewählter Magistrat, dessen Seele der Stadtsecretair war, leitete und richtete die Bürgerschaft, und der Regent hatte nicht das Recht, sich in das Innere des Stadt-Regiments zu mischen. Die Gerichtsbarkeit der Städte war ganz derselben Art und desselben Ursprungs, wie die der übrigen Patrimonialgerichte, und es gilt daher auch von ihnen alles Gute und Böse, was von jenen zu sagen ist. In Hinsicht des Ackerbaues standen die Städte in demselben Verhältnisse wie die Landbewohner; auch hier stand der größte Theil der Feldmark in einem gutsherrlichen Abhängigkeits- und Abgaben-Verhältnisse, welches nur in Rücksicht der Natural-Dienste, die hier selten waren, von dem der übrigen Orte abwich.

So geartet, trat dieser Verfassungs-Organismus in das 18. Jahrhundert hinüber, und das Zeitalter der Revolution bewährte auch an ihm seine auflösende Macht. Wie die Agrar-Verhältnisse dieser Verfassung eigentliche Grundlage bilden, so wurden auch diese zunächst von dem Sturme ergriffen; und wie fast aller Orten, waren es auch hier zuerst und vor Allem die Verhältnisse zwischen Gutsherren und Bauern, welche erst geistig, dann auch materiell untergraben wurden. Wiewohl es bei dem Institut der Patrimonialgerichte noch nicht zu einer wirklichen und dauerden Weigerung der Abgaben kommen konnte, so erhoben sich doch eine Menge von Prozessen über Art und Normirung der Dienstleistungen, der Gerechtsame u. s. w., und jeder Prozeß trug seinen Theil dazu bei, das gegenseitige Vertrauen zu erschüttern, in Erbitterung zu verwandeln, die Kluft zu erweitern. Sogar schon einzelne Aufstände kommen vor, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten.

Um gerecht zu sein, darf man übrigens nicht verkennen, daß dieser allgemeinen Unruhe, die sich der Geister in so hohem Maße bemächtigte, diesem Verachten des Bestehenden, des Traditionellen doch etwas mehr zu Grunde lag, als frivole Neuerungssucht. Was hierüber, so wie über die Hauptmomente, welche den Uebergang in die Neuzeit ebensowohl vermittelten als herbeiführten, Freiherr von Harthausen in der mehrerwähnten Schrift ausführt, ist so treffend, daß wir wenig hinzuzufügen wüßten. Wir hoffen den Dank unserer Leser durch eine wörtliche Mittheilung zu erwerben:

„Unser gesellschaftlicher Zustand, wie die Staatsverfassungen und die kirchlichen Institutionen waren in ein offenbares Mißverhältniß zu der Richtung, die die menschliche Bildung genommen, gerathen. Das geschichtlich Entstandene und Bestehende, statt sich ferner lebendig zu entwickeln und die in der Zeit schwebenden Ideen und Ansichten in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, hatte eigensinnig sie entweder zu ignoren gesucht, oder sich in offene Opposition gegen sie gestellt, und blieb in träger Ruhe auf dem Gegebenen stehen. Daß ein solches dumpfes Beharren nicht geeignet war, Sieg und Platz gegen thätige geistige Bewegung zu erhalten, war einzusehen. Dies fühlten die hervorragenden Herrscher des vorigen Jahrhunderts, besonders Friedrich der Große, das Vorbild aller damaligen thatkräftigen Regenten, von denen Joseph II. und Karl III. von Spanien ihm am meisten nacheiferten. Friedrich fühlte, daß man die Richtungen der Zeit nicht aufheben, aber wohl lenken könne. Er erkannte, daß das einzige Mittel gegen die Revolution und einbrechende Anarchie sei, die Staats- und Regentengewalt möglichst zu kräftigen, und sie nicht, wie ehemals, auf die alten Formen und Zeiten, sondern auf die Idee ihrer Souverainetät und auf die neuern Richtungen selbst zu basiren. Da die alten unbeugsamen und steifen Formen die äußere politische Kraft der Staaten schwächten und es in die Augen fiel, daß Preußen nie zu großer Kraft und Wichtigkeit gelangen könnte, so lange der König nicht wirklicher Alleinherrscher geworden und jene beengenden Fesseln abgeworfen hatte, so vollendete Friedrich das, was in diesem thatvollen Herrscherhause schon seit dem großen Kurfürsten Familiengeist und Tendenz gewesen war: er ward vollkommen Herr in seinem Hause. Um aber den alten Interessen, welche er nicht vernichten wollte, sondern nur zur Seite schob, ein Gegengewicht zu geben, schuf er die vollkommenste Armee Europa's, welche ihm und seinem Hause unbedingt anhing, und eine Beamten-Aristokratie, die für die Idee eines preußischen Staats sich hoch begeisterte. Diese letzteren wollten nun nicht mehr die einzelnen Provinzial-Interessen, sondern nur das Ganze, den Staat, anerkennen, dem jene, in Collisionsfällen, unbedingt geopfert werden müßten. Selbst das Königthum war in diesem Staate, ihrer Ansicht nach, fast nur ideal, der König gleichsam nur der erste Staatsbeamte, wie dies das

preußische Landrecht zur Genüge nachweiset. — Als nun der König die politisch richtige Idee eines allgemeinen Gesetzbuches, dessen Ausführung er aber nicht erlebte, faßte, lag es schon ganz in der Organisation des Staates, daß unter seinem Nachfolger nur dieser Beamtenwelt, nicht den früher an der Gesetzgebung theilnehmenden Ständen, die Berathung und Edition desselben anvertraut ward. Das preußische Landrecht ist durchaus aus modernen Principien hervorgegangen. Die Verfasser waren ganz durchdrungen von den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ansichten, welche die gebildeten Mittelstände jener Zeit durch ganz Europa beseelten; man sieht ihnen den Zwiespalt an, worin ihr redlicher Eifer sie verwickelt, wenn sie gezwungen sind, die Ueberzeugung ihrer Ansichten dem positiv vorhandenen Rechte zu opfern. Allein in diesem Werke lag unbewußt, und von ihnen fast unerkannt — weil es, wie das Lebenselement, die Luft, einmal in der ganzen Tendenz ihrer Erziehung und Bildung sich verbarg — die volle herbe Consequenz, welche zur modernen Demokratie führen kann. Revolutionär gesinnt waren diese Männer durchaus nicht; sie hingen vielmehr persönlich auf das Treueste, Wärmste an dem königlichen Geschlechte, und schienen nicht einmal eine Ahnung davon gehabt zu haben, welche politische Wirkung ein solches Gesetzbuch auf die Monarchie haben könne. Im Ganzen athmet vorzüglich nur der staatsrechtliche Theil diese demokratische Tendenz, im privatrechtlichen Theile ist alles gesetzlich Bestehende, sind alle Gewohnheitsrechte und das Herkommen geschützt und anerkannt; daher war die Wirkung bei dessen Einführung in den alten Provinzen nicht im mindesten verderblich, vielmehr durchgängig wohlthätig. Das Alte blieb und ward nur durch die neuen Ideen hin und wieder modificirt. Ueberhaupt war die Wirkung der Einführung beim Volke durchaus nicht sichtbar, sein Geist wirkte nur auf die Bildung der Juristen und die Ansichten der Collegien. Außerdem vermittelte das Landrecht das römische und deutsche Recht, hob durch Verschmelzung beider die Scheidewand zwischen ihnen auf, entschied Controversen des erstern und erklärte Dunkelheiten der letztern. . . Bedeutender, und politisch wie moralisch tiefer eingreifend war die Wirkung der Einführung des Landrechts auf die durch den Lüneviller Frieden und den Reichsdeputationsschluß erworbenen neuen Provinzen."

Aufgeregt, wie die mittleren und unteren Klassen in diesen geistlichen Fürstenthümern des nordwestlichen Deutschland durch die von Frankreich aus sich verbreitenden neuen Ideen waren, sahen sie sehnsüchtig einer Veränderung ihrer Lage entgegen; und als der Gang, den die französische Revolution nahm, ihre Erwartungen und Hoffnungen nicht erfüllte, war ihnen jeder Regierungswechsel willkommen. So sahen Bürger und Bauern hier zu Lande gleichgültig die angestammte milde Herrschaft der Bischöfe untergehen. Aber selbst Adel und Geist-

lichkeit blickten mit Hoffnung auf die neue Regierung, welche ihrer schwankenden Lage ein Ende machen und ihren Besitzstand sichern sollte.

Es wurde auch sofort viel „organisirt," wie damals der Lieblingsausdruck lautete, viel umgewandelt, aufgehoben, säcularisirt. Eine ganz neue Justiz- und Regierungs-Verwaltung ward eingerichtet, eine Menge fremder Beamten kam hiedurch in's Land. Es begreift sich daher, und bedarf dies keiner weiteren Ausführung, daß unter solchen Umständen das neueingeführte Landrecht und die Gerichtsordnung fast den Charakter einer fremden Gesetzgebung hatte. Zwar sollten daneben die Provinzialrechte und Gewohnheiten ausdrücklich sanctionirt sein, aber die fremden Beamten kannten dieselben anfangs gar nicht und lernten sie auch später nur sehr oberflächlich kennen; dazu kam die einseitige Vorliebe jener Zeit für geschriebene Gesetze und die Verachtung vor den Sitten und Gewohnheiten in den „unaufgeklärten" geistlichen Ländern. Der Gegensatz zwischen dem Landrecht und der bisher hier bestandenen Gesetzgebung und Verfassung machte sich daher scharf, ja schroff geltend, aber doch in mehr geistiger, auf die bisher geltenden Anschauungen einwirkenden Weise. Denn die Veränderungen betrafen mehr die oberen Regierungs- und Justizverhältnisse; die unteren Aemter, die Patrimonial-, Gau- und Stadtgerichte blieben im Ganzen bestehen. So würde die weitere Entwickelung Manches ausgeglichen, die Gemüther an die neuen Verhältnisse, an das Nothwendige, Zeit- und Zweckgemäße in denselben gewöhnt haben; aber das Volk hatte keine Zeit, sich in die preußische Verwaltung einzuleben.

Im Tilsiter Frieden wurde das Fürstenthum Paderborn an das neu zu errichtende Königreich Westphalen abgetreten, und Corvey, seit **1803** im Besitz von Nassau-Oranien, ohne dessen Einwilligung factisch dazu geschlagen. Nirgendwo mehr als gerade in diesem bunt zusammengewürfelten Königreich Westfalen zeigte sich die totale Rücksichtslosigkeit des Napoleonismus für die Sitten, Gewohnheiten, Eigenthümlichkeiten und Verfassungsverschiedenheiten der Nationen; sie alle, so weit sie unter das Joch der Napoleonischen Dynastie geriethen, mußten sich eine gleichmäßige, allerdings consequente und scharfsinnig ausgedachte, aber theoretisch-einseitige Verfassungs- und Regierungsform gefallen lassen, die, bei äußerlich sogenannten liberalen Einrichtungen und Formen, alle wahre Gewalt und Macht in der Hand eines völlig unumschränkten Herrschers concentrirte. Aber während theoretisch in dem neuen Staate auf Vernichtung aller bestehenden Verfassungsverhältnisse hingezielt wurde, um aus dem Zerfallenen ein völlig neues Ganze aufzubauen, blieb die Ausführung ziemlich weit hinter diesem Plane zurück. Dank dem Einflusse einiger deutscher Gelehrten und eines Theiles des dem Hofe nahestehenden Adels, so wie der Einsicht des vortrefflichen Justizministers Simeon; wesentlich trug auch dazu bei, daß der größte Theil der Domänen als Dotationen an hohe französische Beamte und

Militairs vergeben war, die dadurch ein persönliches Interesse für den Grund und Boden und dessen Rechte erhielten. Wurde daher auch die alte Justiz und Administration vollständig aufgehoben mit der Tendenz, alle Erinnerung an die alten Landeseintheilungen möglichst zu verwischen, so entwickelte doch die eigentliche Gesetzgebung, namentlich die Agrargesetzgebung, einen andern Charakter, als man dem Napoleonischen System nach hätte vermuthen sollen. Neben dem Code Napoleon bestand eine in Paris ausgearbeitete Constitution, die ein Gemisch von widerstreitenden Principien enthielt und absichtlich dem Könige Gelegenheit zu lassen schien, Verordnungen und Gesetze zur Anbahnung einer Vermittelung mit den älteren Verfassungs-Organismen zu geben.

Hinsichtlich der Agrar-Verfassung kam der Grundsatz der völligen Ungebundenheit und Beweglichkeit des Grundeigenthums jetzt allerdings an die Spitze, allein wie verschiedene darüber erlassene Gesetze zeigen, ließen die factischen Schwierigkeiten keineswegs eine volle Ausführung dieses Grundsatzes zu. Vorzüglich waren es die Verhältnisse zwischen Gutsherren und Bauern, welche im Wege standen. In Paris hatte man natürlich von diesem Verhältniß die verworrensten Begriffe und mochte sich unter den deutschen Hörigen eine Art von Negersclaven denken, denen man ihre „Menschenrechte" wiedergeben müsse. Darum sprachen die Pariser Verfasser der Kasseler Constitution in derselben ohne Weiteres die Aufhebung der Leibeigenschaft aus. In Kassel jedoch ergab sich alsbald die Nothwendigkeit, zuvörderst zu untersuchen, was denn eigentlich unter der Leibeigenschaft der deutschen Bauern zu verstehen sei, und da gelangte man denn mit Hülfe der deutschen Gelehrten dazu, das persönliche Abhängigkeitsverhältniß von dem realen des Grundes und Bodens zu unterscheiden, und letzteres als aus einem zweiseitigen Contract entstanden anzusehen. Das Erstere wurde nun zwar der Verfassung gemäß ohne Entschädigung aufgehoben, das Letztere jedoch nur unter der Bedingung einer Entschädigung, so daß es bis zu deren Leistung fortzubestehen hätte. Im Uebrigen blieb man aber bei diesen an sich verständigen allgemeinen Principien stehen, und um die großen Verschiedenheiten der maßgebenden Verhältnisse in den einzelnen Landestheilen bekümmerte man sich nicht, eben so wenig suchte man in den Geist der Agrar-Verfassung als Ganzes einzudringen, von dem das Verhältniß zwischen Gutsherren und Hintersassen nur ein Ausfluß ist. So erklärt sich auch die Aufhebung der Patrimonial-Gerichte unter der ganz schiefen Auffassung derselben als Usurpation der Souverainetäts-Rechte,*) gleichwie überhaupt die Gesetze über Aufhebung der Leibeigenschaft und

*) Die Franzosen hatten keine Ahnung davon, daß mit der Aufhebung des Patrimonial-Gerichts das Verhältniß des adeligen Hofes, der alten Curie, fallen müsse, weil das Patrimonial-Gericht dessen geistige Spitze; daß die Servitut-Gerechtsamen neben jenem geistigen das reale Band zwischen Gutsherren und Bauern bildeten, und nach deren Aufhebung nicht mehr der Hof die Gemeinde beherrsche, sondern sich dieser unterwerfen, ja einen Theil derselben bilden müsse.

Ablösung der gutsherrlichen Gefälle, worunter, wieder ganz unhistorisch, auch die Zehnten gezählt wurden, so sehr voller Dunkelheiten, Zweideutigkeiten und Lücken sind, daß unzählige Prozesse und Verwickelungen, so wie der Ruin vieler Personen die Folge davon waren. Weil der Code Napoleon über alle diese Dinge, da bei dessen Erscheinen das Analoge in Frankreich längst nicht mehr bestand, gar keine Anhaltspunkte bot, war man zwar gezwungen, vielfach auf das deutsche Recht zu recurriren, aber man verstand dasselbe nicht, weil nicht seine Grundlage, deutsche Sitte und Verfassung, und so wußte man es nur auf unglaublich rohe und materielle Weise anzuwenden.

Später allerdings — als eine Folge des Bestrebens der Napoleonischen Politik, zu den legitimen alten Staaten intimere Beziehungen anzuknüpfen, worin der westfälische Hof am weitesten ging — kam in diesen Verhältnissen das Privatrecht mehr zur Geltung, doch konnte nur im Einzelnen wieder gut gemacht werden, was im Großen und Ganzen verdorben worden. Anderseits ist nicht zu übersehen, daß die westfälische Gesetzgebung zuerst in Deutschland politische Ansichten im Sinne der neueren Ideen über die Agrar-Gesetzgebung ausgesprochen hat, und daß derselben hierin mehrere Rheinbundstaaten nachfolgten. Von diesen Gesetzgebungen sind die bergische und darmstädtische auch für den preußischen Staat einflußreich geworden. Wie so gänzlich verkehrt aber die westfälische Gesetzgebung gewesen, zeigten ihre Wirkungen in den sieben Jahren ihres Bestandes. Die Gutsherren verloren, ohne daß die Bauern gewannen, obgleich namentlich Letztere hartnäckig am Herkommen festhielten, Niemand von dem Rechte, abzulösen, Gebrauch machte, nirgendwo ihr Fideicommiß in Allod verwandelten rc.

Beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1813 erließ König Friedrich Wilhelm III. einen Aufruf, worin er seine alten Unterthanen diesseits der Elbe aufforderte, sich wieder unter seine Fahnen zu stellen, da der Feind selbst den Frieden gebrochen habe, durch welchen sie von Preußen abgerissen worden seien. Hierdurch that der König seinen Willen kund, daß diese Provinzen nicht als neue Eroberungen, sondern, die älteren nach Erbrecht und alten Verträgen, die neuen nach den Regensburger Verhandlungen und dem Reichsschlusse von 1803, wieder in Besitz genommen werden sollten. Seine Herrschaft sollte also nicht auf dem Grunde der westfälischen fortbauen, sondern auf dem eigenen geschichtlichen dieser Länder. Auch das Publications-Patent vom 9. September 1814 sprach diese königliche Gesinnung aus.

Vom Landtage.

Die Debatten über die Verordnung, betreffend die Suspension der Beschränkungen der vertragsmäßigen Zinsen.

Die Reden Wagener's (-Neustettin), v. Webell's und Reichensperger's (-Mayen) waren die hervorragendsten der Debatte über das Wuchergesetz, und in ihnen finden wir auch alle die Gründe, welche für Erhaltung des alten Gesetzes sprechen.

Nur einen Hauptpunkt hätten wir gern noch stärker betont gesehen, weil wir ihn in einem Kampfe, wie der zwischen Freunden und Gegnern der Wuchergesetze im preußischen Landtage, für den Ausgangspunkt aller bestehenden Differenzen halten. Der Abgeordnete Wagener war sich dessen wohl bewußt, aber die Kürze der Zeit hinderte ihn, wie der Kundige leicht bemerken konnte, die Sache mehr bei der Wurzel anzugreifen.

Es giebt Dinge — und die Wuchergesetzfrage gehört zu ihnen —, welche die klügsten und glänzendsten Auseinandersetzungen Für und Wider zulassen; Keiner macht es sich in solchem Fall auch zum Vorsatz, den Gegner überzeugen zu wollen, und es wurde während der Debatten, die vom 19. bis 22. Februar dauerten, auch geradezu ausgesprochen, es sei nicht anzunehmen, daß hier Einer bekehrt werden und mit veränderten Ansichten hinweggehen würde.

Solche Situationen verlangen genau untersucht zu werden. Stets wird sich finden, daß die vorliegende strittige Frage nicht aus der Sache selbst heraus, sondern stillschweigend von beiden Seiten aus Gesammt-Anschauungen und aus Ueberzeugungen heraus beurtheilt und beantwortet wird, die auf ganz anderen Lebensgebieten, als dem augenblicklich in's Auge gefaßten, gewonnen sind.

So war es auch hier. Das Haus schied sich ganz deutlich in zwei große Lager, die im eminenten Sinne des Wortes Landesparteien bildeten, und eine Frage, welche zunächst eine „von allen Tendenzen und Parteiungen ferne" war, wurde im Laufe dieser Debatten und durch die Bezugnahme auf tiefer liegende Dinge eine hochpolitische.

Wer die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft in Preußen auch nur flüchtig verfolgt hat, weiß, daß im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte der alte einfache Organismus derselben an vielen Orten eingeschränkt, an vielen anderen von neuen Gestaltungen überwuchert ist. Früher war eine für den Staat in Betracht kommende Persönlichkeit nur in ihrem Verbande mit Grund und Boden denkbar, und selbst die idealen Factoren im Lande, Kunst, Wissenschaft ꝛc., knüpften sich an das städtische Leben und an das städtische Gebiet in sehr concreter Art. Der neue Staatsdienst erzeugte darauf aber eben so einen nicht angesessenen Adel, wie die neue Theilung der Arbeit einen Bürgerstand,

dem die alte feste Beziehung zu Haus und Hof abging, und je mehr das Wissen bei uns eine Macht wurde, desto mehr wuchs auch mit der zunehmenden Zahl gelehrter Beschäftigungen und Stellen die Zahl von Männern, die kaum noch den Begriff einer besonderen Heimath gerettet hatten, in den seltensten Fällen aber zu einer festen Ansiedlung kamen.

In Folge dessen wurde der alte Volks-Organismus mehr und mehr in eine Ecke des neuen Staatsganzen geschoben, die Städte verloren ihren alten festen Charakter oft ganz und wurden Heerd und Heimath einer neuen Klasse von Persönlichkeiten, die, wenn auch ohne eigentlichen festen Heerd und ohne alle Heimath, doch nichtsdestoweniger für den Staat selbst von großer Bedeutung waren und auf ihn mindestens eben so viel Einfluß hatten, als die alten grundgesessenen Bürger, Bauern und Edelleute, die einst ausschließlich für den Staat etwas bedeuteten.

Eine, wenn auch nur kurze Periode bitteren Kampfes zwischen den alten und den neuen Mächten, zwischen den alten Kreis- und Provinzial-Ständen einerseits und zwischen den „Kammern", den „Geheimen Ober-Accise- und Zoll-Gerichtsräthen" ꝛc. andererseits, zwischen den alten Bürgerschaften, Zünften und Genossenschaften einerseits und den königlichen Stadt-Regenten, Capitains a. D. und lahmgeschossenen Majors andererseits, kam über das Land; die Entscheidung wurde sehr bald, in einer Zeit gewaltigster Unruhe und ohne lange Erwägungen, zu Gunsten der neuen Mächte dahin getroffen, daß man die alten Stände fortbestehen ließ, wie sie eben fortbestehen mochten, ihre Ansprüche auf eine ausschließliche Vertretung des Volkes aber strich. Spätere Versuche, den alten Mächten wieder eine größere Bedeutung zu sichern, mußten vergeblich bleiben, denn nachdem einmal die neuen Mächte, wenn auch nur als ein gleichberechtigter Theil des Staats-Organismus anerkannt waren, drangen sie auch in das Gebiet des anderen Theiles mehr und mehr ein und brachten eine Umwälzung der Gesammtverhältnisse zu Stande, deren End-Resultat vor der Hand gar nicht abzusehen war.

Während früher Veränderungen der Gesetzgebung nur auf Grund von ganz bestimmten, genau erkennbaren Mißständen bei diesem oder jenem Gliede des Staatsorganismus vorgenommen wurden, galten jetzt nur universale Rücksichten. Man faßte nicht mehr das Einzelne ins Auge, und suchte seine Fehler durch einzelne Maßregeln, durch Specialgesetze zu curiren; man ging im Gegentheil von der ungeprüften Voraussetzung aus, daß eine Gesammtheit mit einem und demselben Interesse vorhanden sei, und wo man sich dann in vielen einzelnen Fällen thatsächlich davon überzeugen mußte, daß die für das Ganze vorgenommenen Veränderungen vielen Einzelnen Schaden gebracht hätten, da half man sich schnell darüber durch den Beweis hinweg, daß einer weit größeren Menge anderer Einzelner dadurch Nutzen und Zuwachs ihrer Wohlfahrt gebracht worden sei.

Die unbeschränkte Theilung des Grund und Bodens vernichtete manche alte Familie, die für ihre näheren Umgebungen das Ansehen und die segensreiche Wirksamkeit eines Fürsten besessen hatte, aber dafür vermehrte sich jetzt die Bevölkerung viel schneller und eine Menge neuer Familien kamen auf, die von der Zukunft die Befestigung ihres Fundamentes freilich noch erwarten mußten; die Aufhebung der Zunftverfassung ruinirte die alte Meisterschaft der Städte und lieferte das Handwerk zuerst an eine Menge kleiner und bedürftiger Leute, und endlich an immer wenigere Centralisatoren aus, die in Monsterwerkstätten und Magazinen billige und sehr geschmackvolle Waaren herstellten.

Der große Grundbesitzer erhielt von jetzt an, nachdem er viele Parcellen verkauft, viel baares Geld in die Hand, und die zahlreich in allen größeren Städten auftauchenden Banquiers boten ihm ihre Vermittelung zur möglichst gewinnbringenden Anlegung seines Geldes; andererseits lockte der neue centralisirte Betrieb des Handwerks und die in Folge dessen aufblühenden Fabriken eine Menge kleiner Capitalien zusammen, und während der eine Theil der Begüterten ganz im Capitalbesitz wurzelte, theilte sich das Gut des andern doch wenigstens in Grundbesitz und Capital.

Ein Aufschwung des Staates in Betreff der Einwohnerzahl und des Nationalwohlstandes war nicht zu verkennen, allein die alten geschichtlichen und sittlichen Grenzen der Güter waren geschwunden, und während noch der Gesammtreichthum des Volkes wuchs, verringerte sich der Besitz und die ökonomische Macht derjenigen Theile des Volkes immer mehr, auf welche in allen Nothfällen die Regierung mit ihren Steuerauflagen und ihren Soldatenaushebungen recurriren mußte. Diese Theile sind die ländlichen Grundbesitzer und der frühere erste Stand der Städte, welcher jetzt unter dem bescheidenen Titel der „kleinen Handwerker" daherschleicht.

Nicht wenige Mitglieder der Partei der neuen Macht waren im Laufe der Zeit übrigens den alten Gewalten dadurch näher getreten, daß sie ebenfalls Grund und Boden, Familiensitze in Stadt und Land u. dgl. erwarben, und indem sie den „alten Gewalten" ihre Intelligenz und ihre Bekanntschaft mit den Vorzügen und Schwächen der herrschenden Partei mitbrachten, prüften sie von einem neuen Standpunkte aus die herrschenden Ideen der allgemeinen Glückseligkeitsverfassung, und die bedenklichen Resultate ihrer Prüfung wurden immer zahlreicher.

Der herrschenden Wissenschaft vom systematischen Staate traten immer mehr Einzelbedenken gegenüber, und wir sind jetzt bereits soweit, eine Summe dieser Einzelbedenken zu ziehen und mit Bewußtsein hervorzuheben, daß und warum wir der herrschenden Wissenschaft, National-Oeconomie, keine neue entgegensetzen. Wir halten eben nichts von den allgemeinen Systemen, die alle Noth und Beschädigung der Einzelnen mit dem Steigen der Gesammtwohlfahrt entschuldigen und beseitigen

wollen; wir wollen eben, daß der Staat wieder zu der Berücksichtigung der Einzelnheiten, der einzelnen Existenzen zurückkehrt und sich nicht länger zum Regulator und zur Vorsehung einer Gesammtheit macht, deren Gesetze ihm doch niemals ganz zugänglich werden.

Die Differenzen, welche sich bei der öffentlichen Debattirung des Wuchergesetzes im Hause der Abgeordneten herausstellten, hatten diese Gesammtlage unserer Gesellschaft zur stillschweigenden Voraussetzung, und während die Einen noch in der Begeisterung für die herrschende Wissenschaft befangen sind und jede Rücksicht für die einzelnen Existenzen verschmähen, sind die andern diesem alten Standpunkte bereits entwachsen und verlangen, nach Ablauf einer Periode der Auflösung und hastiger Beförderung des Gesammtwohlstandes, nun nach einer Wiederbefestigung der innerlich zerfallenen Gesellschaft.

Was sie damit verlangen, ist außerdem nur das Nachgeben in Bezug auf ein unwandelbares Gesetz der Geschichte, nach welchem die Bestrebungen der Menschheit in gegensätzlichen Wandlungen, Periode für Periode, sich entwickeln.

Die Gegner der Wuchergesetze haben von dem oben angedeuteten Standpunkte aus allerdings ganz Recht, wenn sie dem Capital volle Freiheit des Zinssatzes gewährt wissen wollen, sie können ja beweisen, daß das einheimische Capital, selbst wenn es die höchsten Zinssätze in Anspruch nehmen sollte, doch eben dadurch sich und dann also das Nationalvermögen, von dem es einen Theil bildet, bedeutend vermehrt, daß also selbst im übelsten Falle die Aufhebung der Wuchergesetze nationalökonomisch nur segensreich wirken könne. Also, „wozu der Lärm?“ Aber eben mit dieser ihrer Folgerung treiben sie ihr System auf die Spitze, und indem sie dabei zugeben, daß der Nationalwohlstand selbst auf dem Ruin der meisten Einzelnen etablirt werden könne, werden sie zugleich vor eine ganz neue Perspective gestellt, in welcher ihr System ad absurdum geführt wird, und sie müssen, wenn sie sehen w o l l e n, zugeben, daß ein so zu Stande gekommener Nationalwohlstand nicht mehr Nationalwohlstand, sondern ein ganz heimathloser Theil des großen Weltcapitales ist, der nach freiem Willen diese oder jene Küste des Weltmeeres aufsuchen und für seine weiteren Speculationen benutzen kann.

Wir hätten wohl gewünscht, daß die Schüler und Lehrer der abstracten National-Oekonomie auf diese Perspective nachdrücklicher aufmerksam gemacht worden wären; der Abgeordnete P e t e r R e i c h e n s p e r g e r, von dem wir dies am wenigsten vermuthet hätten, wies zu unserer großen Freude darauf allerdings mit einigen Worten hin, indem er sagte:

„Der Grund der Verirrung der National-Oekonomie ist auch nicht schwer aufzufinden. Er liegt eben, wie einer der besten Deutschen National-Oekonomen gesagt hat, darin, daß diese Wissenschaft bis heran nur erst eine Seite ihrer Aufgabe in's Auge gefaßt hat, nämlich die

materiell-ökonomische; daß sie dagegen die andere, mindestens eben so berechtigte Seite der Aufgabe, nämlich die ethisch-politische, schlechthin vernachlässigt hat. (Lebhaftes Bravo rechts.) Erst wenn jene Wissenschaft diese beiden gleich berechtigten Richtungen gleichmäßig und harmonisch durchdrungen haben wird, mag sie ihr letztes und entscheidendes Wort in der Frage aussprechen, die uns beschäftigt."

Allein wir dürfen wohl annehmen, daß Herrn P. Reichensperger selbst diese seine beherzigungswerthen Worte noch nicht zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind; er sprach sie wohl mehr aus einem gewissen Instinct heraus, als in voller Erkenntniß ihres Inhaltes und ihres Zieles. Denn wir wissen, daß er auf anderen Gebieten, deren inniger Zusammenhang mit der vorliegenden Frage nach unserer obigen allgemeinen Darlegung klar sein wird, z. B. in der Agrarpolitik, noch ganz zu der Schule der modernen National-Oekonomie gehört und daß ihm in dieser Beziehung „sittliche" und „national-ökonomische" Rücksichten gänzlich zusammenfallen. Seine Agrarpolitik kennt auch nur die Rücksicht auf die Gesammtheit, auf die allgemeine Wohlfahrt und auf den National-Reichthum; und darum zerstückelt und pulverisirt sie die alten Besitze, mit denen sich eine Familie in der Länge der Zeit innig verbunden und auf denen sie eine erhöhte Bedeutung für Staat und Gesellschaft erlangt hat, ohne Weiteres blos in der Absicht, sie fruchttragender zu machen. Das ganze Raisonnement der rheinischen Bodenzerstückler läuft ja doch auf dies eine heraus: Je kleiner das Ackerstück, desto fleißiger und intensiver wird es bearbeitet, desto mehr Nahrung erzeugt es. (In sofern diese Sätze übrigens eine Eigenthümlichkeit des fränkischen Stammes berücksichtigen, sind wir geneigt, ihnen für gewisse Gegenden auch eine gewisse Berechtigung zuzuerkennen; in sofern sie aber einen Anspruch darauf erheben, sächsische und die anderen norddeutschen Stammeseigenthümlichkeiten anzugreifen, weisen wir sie als revolutionair zurück.)

Und weil P. Reichensperger einer späteren klareren Erkenntniß mit seiner Verurtheilung der herrschenden Nationalökonomie nur vorgriff und aus einem feinen Instincte und einer wirklichen Liebe zum Volke die Wuchergesetze vertheidigte, darum war seine Beredtsamkeit in Bezug hierauf auch eine weniger überzeugende, als erwärmende und zündende, und darum führte er für die Beibehaltung lauter Nebengründe, aber keinen Hauptgrund an. Gegen jeden dieser Nebengründe läßt sich etwas entgegnen, so lange er nicht auf den Hauptgrund gestützt wird, den wir oben aus der Betrachtung der letzten theoretischen Grundlagen unserer Gegner gewannen.

Wagener und von Wedell dagegen entwickelten ihren siegreichen Feldzug gegen die Linke aus diesem festen und sichern Punkte, aus einer tiefen und detaillirten Kenntniß der unzureichenden Gründe, welche die Linke bestimmten, auf einmal, der Erfahrung der Jahrtausende

entgegen, für die Aufhebung so uralter, so vielfach sanctionirter Gesetze zu stimmen, und wenn beide verdienten Redner sich über diese ihre Operationsbasis weniger ausließen, so geschahe dies u. A. auch vielleicht darum, weil sie besonders bei der platten Rede Wentzel's bemerken mußten, daß selbst die Stimmführer unter ihren Gegnern kaum für die Vordersätze und die logische Gliederung des Systems, das sie aus Hörensagen vertheidigten, verantwortlich zu machen seien.

In der That, niemals hat ein Mann mit größerem Gleichmuth und ruhigerem Behagen über seine Unbekanntschaft mit dem Gegenstande eine leichte und hin- und herwehende Maske gedeckt, als Herr Wentzel, indem er feierlich die Worte aussprach: „Geld ist eine Waare" und damit Punktum.

Aus der Hauptstadt.

Sturmzeichen und Erinnerungen an den März 1848. — Antrag von Gerlach auf Verlängerung der Legislaturperiode in der Commission. — Wagener's Auftreten. — Kammierskizzen. — Herr v. Kleist-Retzow. — Confiscation der „Preuß. Jahrbücher." — Der Prozeß v. Versen.

Ruhig und im ebenen Gleise fließt das Leben in unserer Gesellschaft und in unserem Staate dahin, und doch harrt noch immer unser König und Herr der vollen Genesung, und auch des Prinzen von Preußen Königl. Hoheit sind vielleicht in den jüngsten Tagen einer größeren Gefahr entgangen und trotzdem doch auf einige Zeit an das Krankenzimmer gefesselt. Aber die Völker ringsum und unser eigenes Volk wissen, daß doch die hohenzollernsche Treue mit uns und über uns wacht, und darum bleibt das alte Vertrauen und die alte Ruhe.

Mancherlei Anzeichen machen es freilich wahrscheinlich, daß die Unruhestifter die zehnte Jahres-Wiederkehr der revolutionären Sturmstöße von 1848 nicht ohne Weiteres vorübergehen lassen wollen; während in Frankreich an manchen Orten verdächtige Flammen aus der Erde emporzüngelten, beginnt es auf einmal auch an verschiedenen Orten Italiens dumpf zu gähren, und Genua geht natürlich in den Unruhen wiederum voran, und auch an mehreren Orten der nichtdeutschen Provinzen Oesterreichs sollen unheimliche Bewegungen sich bemerklich gemacht haben.

Aber mögen diese einzelnen Anzeichen in Thatsachen begründet oder in übertriebener Weise uns dargestellt sein, das bleibt doch sicher, daß das europäische Staatensystem nicht so fest gegründet und nicht so zur allseitigen Befriedigung, wenn auch nur der Guten, abgeschlossen ist, daß wir keine Bewegungen und Stürme mehr zu fürchten hätten. Leicht kann irgendwo an unseren Grenzen die Verwirrung und der Aufstand wieder an's Ruder kommen, und wir werden dann nicht ruhig zusehen dürfen.

Aber auch in Betreff unserer inneren Lage werden Stimmen der Mahnung laut, und es wird nicht mehr vereinzelt, sondern von ganzen Richtungen gefordert, daß Alles, was möglich, geschehe, um unsre Verhältnisse und Einrichtungen fester und fester zu gestalten. Der Antrag auf Verlängerung der Legislatur-Periode, den Hr. v. Gerlach neu-

lich in's Haus der Abgeordneten einbrachte, bezieht sich hierauf. Er verlangt, daß die Abgeordneten, welche aus den in diesem Sommer erfolgenden Wahlen neu hervorgehen werden — denn die gegenwärtige Legislatur erlischt mit dieser Session —, nicht, wie bisher, nur für drei, sondern für sechs Jahre gewählt würden. Vieles spricht für diesen Antrag, der übrigens die mit seiner Vorberathung betraute Commission einigermaßen in Verwirrung gesetzt haben soll, unter Anderm auch schon das schlichte Bedenken, daß die Neuwahlen immer eine gewisse Spannung und Krisis in das Staatsleben einführen, eine Krisis, die man am besten nicht zu oft wiederholen wird. Der Antragsteller und seine politischen Freunde haben in diesen Tagen in der Commission noch andere Gründe für ihren Antrag angeführt, und es bezogen sich dieselben, wie es heißt, hauptsächlich auf die außerordentlichen Zeit-Umstände, in denen wir leben. Es ist mit diesen Auslassungen ein eigenthümliches Schweigen über die wichtigsten Angelegenheiten Preußens gebrochen, das einer so wichtigen und hohen Körperschaft, wie der Landtag es ist, eigenthümlich stand. Wenn auch die Commission darauf anträgt, daß über den Antrag zur Tages-Ordnung übergegangen werde, so darf doch eine sehr bewegte und entscheidende Debatte erwartet werden, deren Resultate keine Tages-Ordnung wird beseitigen können.

Unter den Rednern in der Commission soll der Abg. Wagener (Neustettin) besonders hervorgetreten sein und durch seine Offenheit und den edlen Freimuth, den Freund und Feind an ihm schätzen, allseitig imponirt haben. Wir schließen uns gern einer Ansicht an, die auf der Unveräußerlichkeit des vollen monarchischen Charakters des Preußischen Staates basirt und die keine, wenn auch noch so momentane Abschwächung desselben dulden will. —

Wir begannen unsre Wochenschau diesmal nicht von ohngefähr mit Politik; denn diese stand in der verflossenen Woche in allen Kreisen der Hauptstadt oben an, und während die Bürgersleute sich von Orsini und Pierri unterhielten, und die Banquiers mit fliegender Hast die Londoner Depeschen studirten und die Ministerveränderung deuteten, beschäftigten die Reden im Landtage und die Vorgänge am Bundestage alle Patrioten, auch die, welche nicht blos der Unterhaltung oder des Börsenspiels wegen Politik treiben.

Berlin, das so lange das Schauspiel einer allgemeinen Gleichgültigkeit gegen alles, was öffentliches Interesse heißt, geboten hatte, wird allgemach wieder ein wenig kannengießerisch, wenn man keinen höheren Ausdruck dafür erlauben will; die Eingebornen der Stadt selbst lassen sich herbei, auf die heißen Tribünen des Hauses der Abgeordneten zu eilen und bringen selbst in einzelnen Fällen die Gattin und das mannbare Töchterlein mit sich, verhalten sich in den geweihten Räumen auch viel ruhiger, als die verehrten Abgeordneten selbst, wenn diese zu dem engen Schaugerüste aufsteigen, um einen Bekannten aus der Provinz zu begrüßen, zu thun pflegen. Nebenbei bemerkt, verdient die ungenirte Lautheit des Gespräches, welches einzelne dieser Herren (besonders auf der Tribüne vom Präsidentensitze rechts) zu führen gewohnt sind, ernste öffentliche Rüge.

Besonders dankbar sind die schlichteren Besucher der Tribüne für jedes der kleinen Ausfallgefechte, in denen die Führer der Rechten und Linken an einander gerathen, und ein freudiger längstentwöhnter Schauer ging durch manches Braven Brust, als Herr Wagener neulich Herrn Wentzel auf die Beschuldigung, allgemeine Redensarten gemacht zu haben,

mit der Anklage, in die reinste Confusion gerathen zu sein, erwiederte, und als Wagener ferner der Linken, die sich deshalb einige mißbilligende Laute — im englischen Parlamentarismus Grunzen genannt — erlaubte, mit kräftigem Gleichmuthe erwiederte: „Wie hier geredet wird, so wird geantwortet“ . . . Solche kleine Zwischenspiele erheitern, wie Blumen die Haide, die Einförmigkeit einer Sitzung, in der sonst der Uhrzeiger trotz alles lauten Tobens der Heizmaschine des Hauses eingefroren zu sein scheint. Aber es will uns gleichwohl doch bedünken, als ließen sich solche Blumen doch über die parlamentarische Haide verstreuen, ohne daß sie gerade den Geruch der eben geschilderten hätten. Sub rosa nämlich gesagt, scheint es uns, als ob Herr Wentzel auf seine Abgeordnetenbank zu viel von dem Bewußtsein eines Gerichtspräsidenten mitbrächte, und als ob er oft in die süße Täuschung versänke, er habe hier nur „jüngere Juristen“ vor sich, die schon durch ihre Dienstpragmatik verpflichtet wären, schweigend und ohne Widerstand dem Worte seiner Weisheit zu lauschen. Ohne dies wäre die lehrerhafte und selbstbewußte Manier, die er in allen juristischen Fragen, und gerade da, wo es sich darum handelt, den juristischen Doctrinen neues Leben aus der Praxis nahe zu bringen und jene durch diese zu prüfen, in der Debatte geltend macht, unbegreiflich. Selten, wir müssen es gestehen, sahen wir einen selbstgenügsameren Mann, als diese kleine, gedrungene Gestalt mit dem kugelrunden Kopf, dessen spärliches graues Haar einen dicken Nacken zeigt, in welchem das Haupt wie in einem schmalen massiven Ringe ruht.

Im Herrenhause kam in der verflossenen Woche ebenfalls viel Interessantes vor. Herr v. Kleist-Retzow, als Vertreter einer der „großen Familien Pommerns“, der Kleiste, gewählt und von Sr. Maj. dem Könige bestätigt, ist aus Coblenz, seinem Amtssitze, hier eingetroffen und betheiligt sich bereits lebhaft an den Arbeiten nnd Debatten des Hauses. Er nimmt durchaus nicht den Standpunkt der Regierung ein, sondern spricht und stimmt zu Gunsten der Männer, welche eine größere Selbstverwaltung des Volkes wollen und die Einmischung der Regierung in die kleineren Angelegenheiten des socialen Lebens für gefährlich halten.

Außerhalb des Landtags kam in der Hauptstadt in der jüngsten Woche wenig von Bedeutung vor. Die Polizei confiscirte das zweite Heft der „Preußischen Jahrbücher“ von R. Haym, der neuen Monatsschrift der linken Fractionen, wie es heißt, wegen einer scharfen Kritik der bisherigen Wirksamkeit des Ministers des Innern, es freute uns indessen, bei der Mittheilung von dieser Confiscation zugleich die Bemerkung zu finden, daß das Heft sogleich der Staatsanwaltschaft zur Entscheidung zuertheilt wäre: Nach § 29 des Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 sind bekanntlich die Organe der Staatsanwaltschaft verpflichtet, innerhalb vier und zwanzig Stunden nach der Beschlagnahme die Verhandlungen vorzulegen, und wie es weiter in dem Gesetze heißt, „ist diese, wenn sie die Beschlagnahme nicht ohne Weiteres aufhebt, gehalten, innerhalb vier und zwanzig Stunden nach erfolgter Vorlegung, ihre Anträge bei der zuständigen Gerichtsbehörde zu stellen, welche über die Fortdauer oder Aufhebung der verhängten vorläufigen Beschlagnahme innerhalb acht Tagen zu beschließen hat.“

Wir haben also in diesen Tagen schon dem Beschlusse der zuständigen Gerichtsbehörde über die Fortdauer oder Aufhebung der Confiscation des 2. Heftes der „Preußischen Jahrbücher“ entgegenzusehen.*)

*) Es scheint, als sei die Beschlagnahme inzwischen aufgehoben, die Nat.-Ztg. bringt bereits eine ausführliche Besprechung des Inhaltes des 2. Heftes der Jahrbücher.

Zu erwähnen ist noch eine Sitzung des Criminalgerichtes vom 2. d. M., in welcher die Anklage gegen den Gerichts-Assessor v. Versen verhandelt ward. Wir brachten seiner Zeit, als die auffällige Verhaftung dieses Herrn bekannt wurde, über den Fall Ausführlicheres und hatten damals das Vergnügen, in der ministeriellen „Zeit" zu lesen, daß unsre Angaben an mehreren „Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten" litten. Nachdem wir jetzt den Proceß aufmerksam verfolgt, die Anklage-Acte durchgelesen und anderweitige Erkundigungen eingezogen haben, finden wir unsere frühere Darstellung der Sachlage durchaus bestätigt und sind also in der Lage, diese „Berichtigung" der Zeit als einen neuen Beitrag zur Beurtheilung der Umsicht, Unterrichtetheit und Wahrheitsliebe dieses trefflichen Blattes vielen von anderen Zeitungen bereits gesammelten Beiträgen hinzuzufügen.

Der Staatsanwalt v. Versen war bekanntlich verhaftet und wurde fünf Wochen im Gefängniß gehalten, weil er eine Herausforderung zum Duell an den Landrath Märker, der über seinen Vater verletzende Mittheilungen gemacht haben sollte, hatte gelangen lassen.

Dagegen erhob der Staatsanwalt jetzt gegen ihn eine Anklage wegen Erpressung, weil er versucht habe, „einen Beamten zu zwingen, eine Amtshandlung vorzunehmen," und nur für den Fall, wo der Gerichtshof dieser Anschauung des Falles nicht beiträte, eine andere Anklage wegen Herausforderung zum Duell. Beiden Anträgen hatte der Staatsanwalt zugleich das annähernd höchste Strafmaß beigefügt. Der Gerichtshof war nicht seiner Ansicht, und indem er die erste Anklage mit „Nichtschuldig" beantwortete, sprach er in Betreff der zweiten das „Schuldig", verurtheilte den Angeklagten aber nur zu dem niedrigen Strafmaße von einem Monat, und führte in seinen Gründen ausdrücklich an, daß die Verhaftung des Herrn von Versen in diesem Falle eine ungewöhnliche gewesen sei.

Wahrscheinlich ist die Angelegenheit, die im Inlande und Auslande so großes Aufsehen erregt hat, mit diesem richterlichen Spruche noch nicht ganz zu Ende, und das große Interesse, das mehrere Mitglieder beider Häuser des Landtages an ihr nehmen, deutet vielleicht darauf hin, daß sie zu ausgiebigeren Schritten noch Veranlassung geben wird.

Wappen-Sagen.

Kaczynski.

(Wappen: Nałęcz.)

Der König auf hohem Schlosse mit seinem jungen Gemahl,
Sie saßen heimlich kosend im dämmernden Rittersaal,
Still blickte der Mond in's Fenster, in seinem sanften Schein
Der Nachtwind wehte die Düfte der Lindenblüthe herein.

Die Stille sie lauschte so wonnig, balsamisch hauchte die Nacht,
Zur süßen Feier der Liebe und holdem Gekose gemacht,
Fest hielt der König im Arme sein jugendlich blühend Gemahl,
Viel zärtliche Worte und Küsse sie tauschten im Mondenstrahl.

Da schnitt ein Schrei durch die Stille, wie durch die Wolke der Blitz,
Auf fuhr aus weichen Armen der König von seinem Sitz —
Dem ersten Rufe ein zweiter, dann scharfes Schwertergeklirr,
Das Fußgestampfe der Streiter und brausendes Stimmengewirr.

Rasch greift zu den Waffen der König, er zücket den goldenen Speer,
Angstvoll mit bebenden Knieen die Königin hinter ihm her,
Am Mantel hielt sie den König zurück mit zitternder Hand,
Die Rabenlocken, sie fielen wirr über das Nachtgewand.

Das ganze Schloß war lebendig, laut blies der Wächter vom Thurm,
Dicht an des Königs Gemache im Vorsaal tobte der Sturm,
Der König öffnet die Pforte, schon war entschieden der Streit,
Jetzt waren die Wächter des Schlosses zur Abwehr alle bereit!

Es schlichen sich drei von den Feinden des Königs listig in's Schloß,
Sie lauerten heimlich verborgen, bis daß entschlafen der Troß,
Sie kamen den König zu morden, mit einem blutigen Streich
Herrn Boleslaw zu bringen um's Leben und um sein Reich.

Die That war halb schon gelungen, kein Auge im Schlosse mehr wach,
Es wachte des Königs Junker allein noch im Vorgemach,
Der trat den Mördern entgegen, stieß aus den warnenden Schrei,
Und schlug sich mit blankem Schwerte dann Einer gegen Drei.

Bis ihm die Hülfe gekommen, die er sich selber erweckt,
Und seine Gegner im Blute zu seinen Füßen gestreckt.
Nun steht vor seinem König der treue Junker gut,
Heiß läuft ihm über die Stirne das rothe Heldenblut.

Er hört die holden Worte der schönen Königin,
Er knieet, wie sie befohlen, zu ihren Füßen hin,
Sie löst sich von dem Halse das Tuch mit rascher Hand,
Mit dem sie ihm die Wunden an seinem Haupt verband.

Wie ist von schönen Händen solch süßer Dienst genehm!
Das Tuch das dünkt dem Junker ein Königs-Diadem,
Er achtet als ein Kleinod der Kön'gin weißes Tuch,
Und segnet still den Mörder, der ihm die Wunde schlug.

Er führt das Tuch im Schilde, das leuchtet silberweiß,
Im rothen Wappenfelde, gelegt in einen Kreis —
So wie's die Kön'gin selber mit ihrer weißen Hand
Zum Dank für wache Treue ihm um die Stirne wand.

Als Kleinod auf dem Helme ein edles Frauenbild,
Das ist die Kön'gin selber, die Fürstin hold und mild,
Die Rabenlocken sie fallen wirr über das Nachtgewand —
Das ist ein stolzes Wappen noch heut im Preußenland.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Die Fortdauer der Stellvertretung.

Es wird als gewiß betrachtet, daß Se. Majestät der König am 23. April, dem Tage, an welchem die durch königliche Cabinets-Ordre eingesetzte Stellvertretung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen erlischt, die Regierung noch nicht wieder übernehmen werden, daß also die Weiterführung derselben durch den Prinzen nothwendig werden wird.

Bis jetzt haben des Königs Majestät, wie mitgetheilt wird, in Betreff der weiteren Vertretung über den 23. April hinaus noch keine Anordnungen getroffen, und auch in den anderen entscheidenden Kreisen scheinen die allgemeinen Erwägungen der Sachlage noch kein festes Endergebniß geliefert zu haben.

Der Landtag in seinen beiden Häusern hat sich bis jetzt ehrfurchtsvoll von einer Angelegenheit fern gehalten, die in den sorgsamsten und besten Händen ruht, und bei deren Behandlung jedes Wort und jede Wendung die äußerste und liebevollste Rücksicht erheischt. Bei allen Parteien und trotz aller Verschiedenartigkeiten der Anschauungen trat doch allgemein die Ueberzeugung hervor, daß es sich hier um eine schwere Schickung Gottes handle, welche das Königshaus und das Land gleicher Weise zu tragen habe, und daß gerade in solcher Zeit die Dankbarkeit und Begeisterung für einen König, der für Preußen eine so gewaltige Bedeutung hat, und der von den Nachkommen in dieser seiner Bedeutung erst ganz erkannt werden wird, sich recht stark und deutlich zeigen müsse.

Und so weit das Schweigen des Landtags als demüthige Beugung unter Gottes Willen und als ein Ausdruck des Vertrauens gegen das Königshaus und Se. Königl. Hoheit den Prinzen von Preußen zu betrachten ist, in so weit stimmt das ganze Land mit diesem Schweigen überein.

Daneben können aber sehr wohl Gründe bestehen, welche darauf hindrängen, dieses Schweigen zu bestimmter Zeit und zu bestimmtem Zwecke zu unterbrechen, und wenn eine genaue und sorgsame Prüfung dieser Gründe dieselben als wirklich stichhaltig hat erfinden lassen, so kann trotz des offensten und hingebendsten Vertrauens des Landtages zum Königshause und zu Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen eine Meinungsäußerung und ein ehrerbietiger Rath in Bezug auf die Lage des Landes und der Regierung wohl laut werden.

Solche Gründe sind, wie wir hören, in der Verfassungs-Commission des Hauses der Abgeordneten bereits vorgetragen und, so weit wir

wissen, dort nicht zurückgewiesen, wenigstens nicht widerlegt worden. Sind sie aber einmal angeregt worden, so ist eine sorgsame Erwägung derselben offen und dem Lande gegenüber dringend geboten. Das Land wählte seine Abgeordneten zu Vertretern und Wahrern seiner patriotischen Interessen, und in den meisten Fällen wird es leicht werden, in den Aeußerungen und Anträgen eines Abgeordneten den Wiederhall großer Kreise und Gruppen des Volkes zu hören. Auch in der gegenwärtigen Frage ist dem so.

Die Gründe, welche vor acht Tagen in der Verfassungs-Commission des Hauses der Abgeordneten geltend gemacht sind, scheinen in der That nicht „einsame Gedanken" eines einzelnen Abgeordneten zu sein, sondern in dem Bewußtsein Vieler zu leben, und wenn auch nur der Anschein einer solchen Verbreitung vorhanden ist, so wird es sicherlich nothwendig werden, zu einer offenen Darlegung und Prüfung des einmal Angeregten fortzuschreiten.

Was möchte auch dem entgegenstehen? Das Vertrauen des Landes zum Königshause und zum Prinzen von Preußen würde sich bei solch einer öffentlichen Besprechung nur im hellsten Lichte, ja mit überraschender Gewalt, zeigen; der Regierung selbst würde in ihrer gegenwärtigen Lage dadurch eine neue Stütze geboten, und dem König Selbst würde in Seinem Leiden durch das Bild einer Landesvertretung, die durch ein warmes Familienbewußtsein zusammengehalten wird und im König offen einen Vater verehrt, nur ein neuer Trost gewährt.

Wenn dem aber so ist — und wer will es wagen, diese unsere Behauptungen zu bestreiten? — wie kann man alsdann denjenigen, die einer öffentlichen Erwägung und Prüfung der Lage unserer Regierung das Wort reden, „Hintergedanken" beimessen, die mit den oben erwähnten patriotischen Empfindungen und Hoffnungen nichts zu thun haben! Wie kann man sogar für diejenigen, welche einer solchen öffentlichen Behandlung einer hochwichtigen Angelegenheit entgegenstehen, das Prädicat einer „patriotischen Partei" ganz besonders in Anspruch nehmen?

Die „Kölnische Zeitung" geht in einigen ihrer Berliner Correspondenzen, die wohl mit Unrecht Herrn von Auerswald zugeschrieben werden, so weit, aber sie erreicht dadurch wohl nichts, als daß sie bei einigen ihrer Leser die Vermuthung erweckt, sie selbst habe „Hintergedanken", die ihren „Patriotismus" an einer vollen und rücksichtslosen Entfaltung hinderten. Es ließe sich für diese Vermuthung in der That Manches sagen, und wir hörten in den letzten Monaten in hiesigen politischen Kreisen Andeutungen in dieser Richtung genug, aber wir wollen uns mit der Wiedergabe und Untersuchung derselben hier um so weniger aufhalten, als wir es nicht für möglich halten, daß wirklich in diesen schweren, den uneigennützigsten Pflichteifer Aller fordernden Zeiten das Privat-Interesse und die stolzen und herrschsüchtigen Wünsche Einzelner bemüht sein könnten, sich geltend zu machen. Aber wenn wir

bei den Freunden der „Kölnischen Zeitung" dasselbe starke und warme Interesse für die Wohlfahrt des Ganzen voraussetzen, wie bei unsern Gesinnungsgenossen, so haben wir doch wohl ein Recht, eine Bezeichnung zurückzuweisen, der zufolge das preußische Volk oder doch wenigstens seine Vertreter im Landtage in eine „patriotische" und in eine nichtpatriotische Partei zerfallen.*)

Die „Kölnische Zeitung" und ihre Freunde richten in diesem unglücklichen Ausdruck eine Denunciation gegen eine ganze Seite des Landtags, eine Denunciation zugleich gegen Männer, von denen nicht wenige dem Könige und dem Prinzen von Preußen persönlich nahe stehen, und von denen die meisten in den wichtigsten Stellungen des öffentlichen Dienstes als treue Preußen erprobt sind.

Dieser Ausdruck und die vielen ähnlichen Kundgebungen im Hause der Abgeordneten, in der Presse, überall im Lande, zeigen nur auf das Deutlichste die Nothwendigkeit einer öffentlichen Behandlung der großen Angelegenheit, an der das ganze Volk mit gespannter Aufmerksamkeit Theil nimmt. Es muß der Regierung vor Allem darauf ankommen, zu zeigen, daß sich in dieser Zeit keine Parteien um sie drängen, deren Gewichte ihre Entschlüsse in der Schwebe halten, oder nach bestimmten Sonderrücksichten herabziehen; es muß dem Lande darauf ankommen, in voller Klarheit zu erkennen, daß wir ein durch und durch monarchisches Volk sind, in welchem Offenheit zwischen Fürst und Unterthanen dem Throne seine Festigkeit giebt, ein Volk, dessen Monarchie nicht bloß auf Erbgesetzen und äußerer Fürstenmacht, sondern auf dem Bewußtsein von siebenzehn Millionen, nur unter den Hohenzollern groß und glücklich leben zu können, beruht.

*) Wir lesen in einer Berliner Correspondenz der „Köln. Ztg." Folgendes: „Daß die äußerste Rechte in Betreff des gegenwärtigen Provisoriums vorzugehen gedenkt, läßt sich kaum noch bezweifeln, und dies allein würde durch alle Berechnungen über den fraglichen Schlußtermin der Session einen Strich machen. Eine wesentliche Verstärkung der betreffenden Gerüchte findet man, und nicht mit Unrecht, in den Aeußerungen, die der Abgeordnete Wagener in der Commission über den Gerlach'schen Antrag wegen Verlängerung der Wahlperioden gethan hat. Die Ablehnung dieses Antrages wurde von einer gewissen Seite nicht principiell, sondern mit Rücksicht auf das jetzige Provisorium motivirt; der Abgeordnete Wagener fand den Grund nicht ausreichend, erklärte vielmehr einen Zustand, der an der Ausführung einer sonst guten Maßregel hindere, für „unerträglich", und wollte namentlich nicht, daß solche Aeußerungen über eine, wie man sagt, sehr delicate Frage in dem Protocoll ausgelassen würden. Mag es immerhin sein, daß diese plötzliche Verfassungstreue ihre Hintergedanken hat, das darf die patriotische Partei in ihrer Pflicht-Erfüllung nicht wankend machen. Hat sie bisher unter ungünstigeren Verhältnissen sich darin nicht irre machen lassen, so wird sie auch jetzt die Besorgniß vor Mißverständniß nicht als maßgebend anerkennen."

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. XI. Drei Gegner der Reformation.

In diesen Zeiten machte die Sache der Kirchenerneuerung gewaltige Fortschritte, absonderlich zu Nürnberg, wo eine Reihe ausgezeichneter Männer der großen Sache begeistert ihre Kräfte widmete. Nachdem das Reichsregiment die Ausführung der Wormser Reichstagsbeschlüsse, welche der Reformation feindlich waren, eingestellt, besonders seitdem das Nürnberger Religionsgespräch, das Doctor Scheurl leitete, für die Anhänger der alten Kirche einen unglücklichen Ausgang genommen, konnte man nicht mehr sagen, daß der Rath und die Gemeinde von Nürnberg gespalten, sie war einig in Glaubenssachen, denn die Gegner der Reformation befanden sich in einer so kleinen Minderheit, daß von einem Widerstande ihrerseits keine Rede mehr sein konnte.

Leider benahmen sich auch in Nürnberg die Lutherischen, jetzt erst tauchte dieser Name als Parteiname auf, nicht mit derjenigen Milde und Mäßigung, die gerade in solchen Kämpfen den Siegern besonders anständig wäre, aber freilich nur in seltenen Fällen gefunden wird. Es fehlte nicht an Unduldsamkeit und Härte gegen die unterliegende Partei, und die weisen Männer im Rath wie in der Bürgerschaft hatten bald genug zu thun, dem übermäßigen und nicht immer ganz reinen Eifer zu steuern. Ebner, Nützel, Imhof und Spengler hielten von Seiten des Rathes wenigstens die Mäßigung fest und unterdrückten jede Gewaltthat, Roderich Muffel predigte gegen die Ueberhebung im Siege, und Hans Sachs schleuderte Pamphlete in Vers und Prosa gegen die Härte, die Unduldsamkeit und den Uebermuth, den die Lutherischen an den Tag legten. Nicht alle Anhänger der Reformation in Nürnberg nannten sich damals Lutherische, die äußerste Partei allein bediente sich damals dieses Namens, bis sie immer weiter schweifend auseinander splitterte und in verschiedenen Secten verschiedene Namen annahm.

Eine dünne Schaar altgläubiger Katholiken kam aus dem Deutschordenshause von dem Mittagsgottesdienst; trübe und bewegt schritten die Männer dahin, aber ihre ernste Haltung konnte sie nicht vor dem frechen und ungezogenen Gespött einzelner Buben schützen. Es gab auf der Straße Controversen über Glaubenspunkte, die nicht immer würdig und selten mit dem gebührenden Ernst geführt wurden. An solchen täglich vorkommenden Fällen konnte man am besten sehen, wie tief hinein in's Volk der Glaubenskampf gegriffen, wie gewaltig die Erregung der Gemüther war; in dem Sturm, der die Geister auf einander platzen ließ, wankten die festesten Stützen der bürgerlichen und sittlichen Ordnung, die politischen Gebäude bebten in ihren Grundvesten. Es war diesem deutschen Volke ein furchtbarer Ernst mit dem Glauben, mit der

reinen Schriftlehre, mochte sich noch so viel des Fremden, Weltlichen und Schlechten daran gehängt haben. Wahrlich, nur eine Obrigkeit, welche die feste Ueberzeugung in sich trug, daß sie eine Obrigkeit aus Gott, konnte in diesem brandenden Meer das Steuerruder führen, ohne an der Rettung zu verzweifeln.

Die Patricier von Nürnberg verzweifelten nicht, sie steuerten muthig weiter das Schifflein ihres Staates.

Es kam zu harten Worten zwischen den Päpstischen und den Lutherischen dicht an der Deutschordenskirche, es fielen wüste Drohungen von beiden Seiten, und von Drohungen war's damals zu Thätlichkeiten lange nicht so weit, wie heute. Da ward es plötzlich still, viele Häupter neigten sich, der Haber war verstummt, die eifrigsten Zänker entfernten sich rasch. Es kam ein Mann über die Straße in der Tracht der Gelehrten jener Zeit, ein blasser, ernster Mann, der des Streites um sich gar nicht zu achten schien, sondern nur einem prächtig gekleideten Greise zustrebte, der eben erst aus dem Deutschordenshause trat.

Der blasse Mann war Herr Scheurl, beider Rechte Doctor, einer der geachtetsten Männer Nürnbergs, seines milden Wesens, seiner tiefen Rechtskenntniß und seiner staatsmännischen Weisheit wegen von Hoch und Niedrig verehrt, obwohl er nach vergeblichen Versuchen, die Religionsparteien zu versöhnen, der alten Kirche treu geblieben war. Noch grüßten ihn die Meisten ehrerbietig, es waren nur Wenige, die ihm den Gruß versagten, aber es gab deren doch schon, die es wagten. Er selbst bemerkte es nicht und rief dem stattlich gekleideten greisen Patricier schon aus einiger Entfernung zu: „Salvus sis, Bilibalde! Bene tibi sit vir optime!"

„Et tibi melius, vir ornatissime, clarissime!" antwortete der Patricier Wilibald Pirkheimer freudig. Die beiden Männer faßten sich unter den Arm und gingen im leise geführten Gespräch zusammen weiter.

„Ich habe Euch lange nicht gesehen, Pirkheimer," sprach Scheurl bewegt, „und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, die Zierde der Wissenschaft in dieser Zeit in dieser Kirche zu sehen. Ich traute meinen Augen kaum, als ich Euch bemerkte."

Ein Zug der tiefsten und schmerzlichsten Entmuthigung zeigte sich in dem großen, bedeutenden Gesicht Pirkheimer's; er drückte die Hand des Freundes und sprach: „Ich habe den Tod im Herzen, Gott schenke meinem Vaterlande und der Kirche den verlorenen Frieden wieder!"

„Ihr dürft nicht also verzagen, Wilibald!" tröstete der Gelehrte, „Gott führt's doch herrlich hinaus!"

„Ich verzage nicht um die Zukunft," entgegnete Pirkheimer erregt, „ich verzage um mich selbst, denn ich habe zuerst mit die Hand an diesem Werk gehabt, ich habe geholfen, dieses Elend über mein Vaterland bringen; Gott ist mein Zeuge, daß mein Wille rein war, aber die Verantwortung ist schwer, die auf uns lastet; der gelehrte Erasmus

von Rotterdam, Reuchlin, Celtes, der von Hutten und ich, wir haben's begonnen, Gott verzeihe uns, was wir gethan! sie nennen uns Humanisten, wir haben uns selbst mit Stolz so genannt; es wäre uns besser gewesen, wir hätten als einfältige Christen die Kirche vertheidigt!"

„Ich kenne Euch nicht mehr, Wilibald," versetzte Doctor Scheurl etwas scharf, „Euer Verzagen ist weder männlich, noch christlich; ich bin mit Eurem Humanismus nie ganz Freund gewesen, das wißt Ihr, in vielen Stücken aber hattet Ihr Recht und habt Gutes gewirkt; die grenzenlose Unwissenheit der Cleriker und Mönche mußte angegriffen werden; habt Ihr über's Ziel hinaus geschossen, habt Ihr Vorwürfe Euch zu machen, so verlaßt Euch auf die Barmherzigkeit Gottes und die Fürbitte der Heiligen, thut Buße und macht wieder gut, was Ihr böse gemacht zuvor, Ihr seid der Mann dazu!"

„Ich bin nicht mehr der Mann dazu, Freund," entgegnete Pirkheimer muthlos, „ich habe den Tod im Herzen; alle meine Freunde sind von mir gewichen, ich stehe einsam, machtlos, hoffnungslos; die ehemals meine Freunde waren, sie nennen mich jetzt höhnend einen Obscuranten, sie haben jüngst das Claren-Kloster aufgehoben, sie haben meine edle Schwester Charitas, die als Aebtissin muthig entgegenstand, unwürdig behandelt, sie hinausgewiesen aus ihrem Hause, sie haben meinen Töchtern ihr Asyl genommen, und ich vermag nichts dagegen!"

Der Rechtsgelehrte schüttelte mißbilligend das Haupt, er erkannte, daß des Freundes Verzweiflung zum großen Theil ihren Grund auch in persönlicher Kränkung habe, auch er hatte das harte Verfahren gegen die gelehrte und fromme Charitas Pirkheimer, die Aebtissin des Clarenklosters, die einen gelehrten Ruf in ganz Deutschland hatte, sehr gemißbilligt, er wußte auch, wie innig Pirkheimer an seiner Schwester hing, er konnte dessen Schmerz mitfühlen, aber doch die Verzweiflung nicht gut heißen.

„Habt Ihr denn noch Hoffnung?" fragte Pirkheimer gereizt, „wo seht Ihr denn das Heil? Ihr habt die gelehrtesten und frommsten Geistlichen der Kirche zu einem Religionsgespräch bewogen, und habt sie in eine Niederlage geführt. Mich haben die Gründe der Lutherischen nicht überzeugen können, Euch auch nicht, aber Ihr werdet erfahren haben, wie ich, worin die Stärke der Gegner liegt; sie liegt im Angriff, der Angriff hat immer Schwung, eine fortreißende Gewalt, die Vertheidigung dagegen mag noch so gründlich sein, sie ist immer nüchtern. Die gelehrten und frommen Geistlichen habt Ihr umsonst in's Gefecht geführt, wollt Ihr's zwingen etwa mit dem stupiden Eiferer, den wir eben gehört haben? das glaubt Ihr selbst nicht, und was habt Ihr sonst dieser geistigen Sturmfluth entgegen zu setzen, die das Vaterland verschlingt? Die Gegner dieser Neuerung sind nicht zahlreich mehr, das Volk hat die Kirche verloren, zum Theil durch eigene Schuld, die Fürsten und der Adel trachten nach Kirchengut, oder nehmen's doch gern —

hier in Nürnberg ist selbst der Imhof abgefallen, Ihr und Christoph Fürer stehet allein noch für die Kirche, mich selbst kann ich nicht rechnen, ich kann, ich bin nichts mehr, habe auch kein Herz, die Sache zu vertheidigen, die ich so lange bekämpft, freilich ohne in meiner Kurzsichtigkeit die Folgen zu ahnen."

„Ein christlicher Mann," antwortete Scheurl ernst, „vertraut auch da, wo er nicht sieht, und thut seine Pflicht nach seinem Gewissen, auch wenn er keinen Erfolg mehr hofft."

„Geht, Freund," rief Pirkheimer heftig, „das ist nicht christlich, das ist heidnisch, moriturі te salutant!" riefen die Gladiatoren den Cäsaren zu, wenn sie zur Schlachtbank zogen."

„Ich bin kein heidnischer Gladiator, Wilibald," sagte Scheurl einfach, „ich bin ein Christ und beuge mich unter die gewaltige Hand Gottes!"

„Laßt uns Friede machen, Scheurl," bat Pirkheimer weich, „ich bin Euch nicht gewachsen, meine Stunde ist nahe, eine schwere Stunde, behaltet Euren Jugendgenossen in gutem Gedächtniß, Freund, und schließt ihn mit ein in Euer Gebet!"

Pirkheimer drückte die Hand des Rechtsgelehrten, sah ihm noch einmal wehmüthig in's Gesicht und schritt dann hastig weiter.

„Er wollte das Haus Gottes erleuchten mit Menschenweisheit und hat geholfen, es in Brand zu stecken, jetzt, da der Brand sein eigenes Haus ergreift, schaudert er zurück vor seinem Thun, armer Wilibald!"

In schweren Gedanken ging der Rechtsgelehrte weiter, er gerieth bald unter tobende Rotten; Schulgesellen hatten einen Schulhalter, welcher der Reformation feindlich war, ausgetrieben, Handwerker und loses Gesindel hatte sich dazu gesellt, wilder Aufruhr heulte durch die Stadt. Zwar verlief sich derselbe sofort, als der Herr Imhof mit einer bewaffneten Schaar Zunftgenossen anrückte und die Straße säuberte, aber solche Scenen wiederholten sich gar zu oft seit einiger Zeit. Die Klagen der Meister über die Unbotmäßigkejt der fremden Gesellen wurden immer lauter, die feste Gliederung der Zünfte stand noch fest, sie war die starke Burg der christlichen Ordnung in den Städten. Das Bürgerthum wäre untergegangen und die Städte mit in jenen wildbewegten Zeiten, hätte es nicht, in Zünfte geschlossen, dem Aufruhr einen festen Damm entgegengestellt.

In dem Erker des großen Behaim'schen Hauses am Heumarkt stand noch ein Gegner der Reformation, der freilich nichts gemein hatte, weder mit den ernsten, frommen und gelehrten Männern, wie Scheurl und Fürer, noch mit verzagenden Humanisten wie Pirkheimer, noch auch mit den barschen Eiferern, wie der Prediger im Deutschordenshause, den Pirkheimer so eben gehört und getadelt; der reiche Cosmus Imhof hatte andere Gründe, die Reformation zu hassen und zu fürchten.

Er hatte seinen Bruder mit den bewaffneten Zunftgenossen über

den Heumarkt marschiren sehen; er wußte schon, was das zu bedeuten hatte.

„Möchten sie immerhin Aufruhr machen gegen den Rath," sagte er ängstlich und verdrießlich zugleich, „was geht mich der Rath an? es laufen aber Reden um, daß die gleiche Vertheilung des Reichthums in der Schrift geboten wäre; doch das ist Narretheí. Es wird mir angst bei diesen Zeitläuften, die Menschen werden so ernsthaft, sie reden so viel vom Glauben und vom christlichen Wandel, und ihrer viele fangen an, nach den Reden zu thun!"

Cosmus Imhof ahnte, er fühlte instinctmäßig den sittlichen Ernst, der in der Bewegung war, der ihr eigentlich auch nur die große Bedeutung verlieh; erschreckt durch diesen Ernst wandte er sich feindselig ab von der Reformation, die ihn sonst völlig gleichgültig gelassen haben würde.

„Was kümmere ich mich um diese Glaubenssachen," zürnte er endlich mit sich selbst, „glaubt, was ihr wollt, laßt mich meinen Handel treiben, verdammt! es ist als wenn ich behert wäre, Tag und Nacht verfolgt mich der Gedanke, daß mich diese neue Lehre ins Verderben stürzen werde, und immer sehe ich diesen hergelaufenen Roderich Muffel vor mir. 'Möchte er doch endlich meine Schwester, die fromme Nonne — Cosmus lachte höhnisch auf — zur Priesterfrau machen, gegen seinen lieben Schwäher wird er dann doch nicht auftreten, das wenigstens wird ihm doch sein neuer Glauben verbieten?"

Der reiche Handelsherr ging verdrießlich vom Fenster und setzte sich an seinen Schreibtisch, gleichgültig einige Briefe ansehend, die, so eben angekommen, dort für ihn hingelegt waren.

„Das ist des Reigerfritz Zeichen," sagte er, einen der Briefe nehmend, „der alte Bursche wird recht lästig — kann's nicht lassen, den Meister spielen zu wollen, und versteht sich gar nicht mehr auf die Leute; seit der von Aufseß die Klause ausräumen lassen, scheint er den Kopf ganz verloren zu haben. Der alte Kerl ist sonst pfiffig genug, aber er will nicht begreifen, daß die Menschen jetzt klüger sind, als vor zwanzig und dreißig Jahren, denkt immer noch, daß er's zwingen kann mit seinen plumpen Gaukeleien und frechen Lügen," — Cosmus öffnete den Brief, er las, er las noch ein Mal, dann sagte er lächelnd: „alter Reigerfritz, schlauer Cumpan, jetzt bist Du mein! Ich wäre Prügel werth, wenn ich diese günstige Gelegenheit vorüber gehen ließe, diesen lästigen Zeugen und Mitwisser und Helfer mancher heiklichen Geschichte los zu werden. Muth und Zuversicht hat der Mensch, ich könnte ihn darum beneiden, ich wäre in seiner Stelle nie wieder nach Oehringen gegangen. Wenn ich dem Grafen Hohenlohe jetzt einen Wink gebe, dann wird schwerlich jemals wieder vom alten Reigerfritz die Rede sein."

Cosmus Imhof stand auf und schritt in einer gewissen Aufregung mit sich selbst sprechend auf und ab in dem prachtvollen Gemach, dessen

ganze Einrichtung eben sowohl Zeugniß ablegte von der Prunksucht, als auch von dem gewählten Geschmack des Bewohners; man konnte wohl erkennen, daß derselbe die opulenten Städte Niederlands ganz besonders bei seinen Einrichtungen im Auge gehabt, und es fehlte nicht an werthvollen Tafeln und Schildereien, Thieren, Gemälden und Kunstwerken in Erz, wie man sie damals schätzte. Den Schenktisch namentlich bedeckten überaus kostbare Arbeiten in Schmelz und Filigran.

Es war kein kleines Stück, mit dem Cosmus Imhof umging, einen Genossen wollte er in's Verderben bringen, der ihm lästig geworden war, der ihm täglich lästiger werden mochte; aber die Schändlichkeit des Verraths an dem Genossen war's nicht, was ihn bewegte; die That stand schon lange fest bei ihm, eine günstige Gelegenheit hatte er oft ungeduldig herbeigewünscht, der Entschluß machte ihm keine Scrupel, nur die Ausführung war's, die ihn unruhig machte, denn er mußte den Genossen verderben, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen. Ein Mensch aber, der wie Cosmus Jahre lang Handelsgeschäfte betrieben, die zum Theil wenigstens damals noch für unehrlich galten, zum Theil wirklich verboten waren, der auch Unternehmungen genug gewagt und glücklich ausgeführt hatte, die man zu allen Zeiten als Betrügerei gebrandmarkt hat, selbst wenn das Gesetz den Betrüger nicht zu erreichen vermochte, der muß jedes Aufsehen fürchten, Rücksichten hier und dort nehmen und sich scheuen, irgendwie nur die Aufmerksamkeit mehr als unumgänglich nothwendig ist, auf seine Person zu lenken.

Seit langen Jahren hatte sich Cosmus Imhof des Reigerfritz bedient, der ihm als ein geschickter Unterhändler von den Häuptern des Bundes der Luciferarii in Niederland empfohlen war. Gleichviel, wie weit Cosmus in die teuflischen Mysterien jenes weitverzweigten Geheimbundes eingeweiht war, wie weit er selbst den Teufelsglauben jener gewissenlosen Menschen theilte, die Handelsvortheile, die ihm die Verbindung gewährte, hatte er stets geschickt und schonungslos ausgebeutet. Religiöser Indifferentismus schützt vor Aberglauben nicht, und jedenfalls hatte es eine Zeit gegeben, in der Cosmus ein eifriger Luciferarius war, freilich mochte immer der brennende Durst, mehr und mehr Reichthümer zu sammeln, die Geldgier bei ihm die vorwiegende Rolle gespielt haben. Habsucht war das herrschende Laster in der Seele dieses Imhof, aber er war nicht geizig eigentlich, er verstand es, zu rechter Zeit Geld auszugeben, er konnte Gold säen, wenn er hoffte, daß die Saat reiche Ernte tragen würde. Cosmus Imhof wagte oft viel, um mehr zu gewinnen, er spielte hohes Spiel, aber er spielte sehr zuversichtlich, weil er fast immer glücklich gespielt hatte. Auch brauchte Cosmus sonst viel Geld, denn er war prunkliebend, eitel und wollüstig. Das letztere Laster war besonders darum kostspielig, weil er heuchlerisch seine Wollüste ins tiefste Geheimniß versteckte.

Die Verbindung des Reigerfritz mit diesem Imhof war sehr alt;

als Cosmus sich des seltenen und seltsamen Mannes zum ersten Male bediente, war es, um drei wackere Edelleute, den kaiserlichen Hauptmann von Aufseß, den vorderen Losunger Niclas Muffel, den gelehrten Patricier Friedrich Volkamer, welche, dem fast unwiderstehlichen Trieb oft gerade der bedeutendern und bessern Geister jener Zeit folgend, durchaus die materia prima auf dem Wege alchymistischer Versuche und geistlicher Uebungen entdecken wollten, nicht nur um bedeutende Summen zu betrügen, sondern auch um Einfluß auf diese bedeutenden Männer zu gewinnen und sich zum Theil wenigstens zum Herrn ihrer Geheimnisse zu machen. Zu diesem Zweck wurde Reigerfritz von den Häuptern der Luciferarier, in deren Geheimbund Cosmus auf seiner ersten Reise in's Niederland eingetreten war, empfohlen. Er war der passende Mensch dazu, denn er hatte zwei Jahre zuvor zu Nürnberg einen reichen Venediger Kaufherrn, Bartolomeo de Viatis, bei dem er als Amanuensis gedient, ermordet und ihm nicht nur wichtige alchymistische Schriften, sondern auch einen Theil ächter materia prima gestohlen.

Es wird jetzt geleugnet, daß es möglich sei, diese sogenannte materia prima herzustellen, jenes Elixir, durch welches unedle Metalle in Gold oder Silber verwandelt werden können, das in gewissen Fällen wenigstens als Wundermedicin wirkte, das im Mittelalter gewöhnlich Stein der Weisen, lapis philosophorum, genannt wurde; hier ist der Ort nicht, solche Streitfrage zu entscheiden, jedenfalls giebt es Zeugnisse bis in die neuere Zeit hinein, welche es eher glaublich als unglaublich erscheinen lassen, daß einzelne Menschen sich im Besitz dieser sogenannten materia prima befunden haben. Der allgemeine Unglaube, mit welcher die Goldmacherei eine Zeit lang verfolgt wurde, war eine Folge der zahllosen unerhörten Betrügereien, die damit getrieben wurden; die wunderbaren wissenschaftlichen Entdeckungen der neuern Chemie zeigen, daß so manches, was unsere Altvordern freilich unwissenschaftlich getrieben, nicht die eitele Narrethei war, für das es von der flachen Weisheit einer unbeschreiblich nüchternen Zeit, die immer noch ihre Verehrer hat, ausgegeben wurde.

Der Reigerfritz wurde von Nürnberg aus als Mörder seines Herrn verfolgt, er durfte es damals nicht wagen, in die Reichsstadt zu kommen, er trieb seine trügerischen Künste auf dem Muffel'schen Erbschlosse Hohenheiligen, wo ihm die drei genannten Herren ein Laboratorium angelegt hatten. Er hielt sich da mehrere Jahre lang, nahm eine schmucke Bauerdirne zum Weibe, mit der er zwei Kinder zeugte, endlich machte er sich unsichtbar, denn er vermochte die Herren, welche schließlich doch Verdacht schöpfen mochten, nicht länger hinzuhalten. Dem Weibe des Reigerfritz und den Kindern gab der von Aufseß eine Waldhütte in den Bergen aus Mitleid. Es war dieselbe Waldhütte, in deren Nähe ihn der von Aufseß gefangen nahm nach dem Morde

des Landsknechtes, der von Aufseß ahnete, daß der Mörder dort eine Zuflucht suchen würde. Uebrigens achteten die drei Herren in ihrem alchymistischen Eifer sich zwar betrogen von dem Reigerfritz, glaubten aber doch an dessen Fähigkeit, Gold zu machen. Daher sehen wir den gefährlichen Menschen bald nach seiner Gefangennehmung durch den von Aufseß mit einem Credenzbrief desselben Herrn keck in Nürnberg erscheinen und nicht nur mit Cosmus Imhof, sondern auch mit dem vordern Losunger und Herrn Volkamer verkehren. In Gegenwart von Laurenz Imhof bewies er damals in der Zingel'schen Werkstatt dem alten Herrn Volkamer, daß er wirklich Zinn in Gold verwandeln könne. Zum zweiten Male betrog er damals die Herren. Seitdem war er öfter in Nürnberg, namentlich unterstützte er die geheimen Handelsoperationen des Cosmus Imhof thätig und hielt sich vorzüglich in der Klause am Bayreuther Wege auf, von wo aus er bei drohender Gefahr bald in die Oberpfalz, bald nach Böhmen, bald nach dem Bambergischen, bald in's brandenburgische Franken flüchten konnte, alle Grenzen waren gleich nahe. Zugleich vermittelte er den regen Verkehr mit den Häuptern des Bundes der Luciferarier in Niederland, in dem er eine Zeit lang eine bedeutende Stellung einnahm, weil er das Gesindel und die fahrenden Leute, die das Reich massenweise und einzeln durchstreiften, genau kannte und trefflich zu benutzen verstand. Das Glück, das unverdrossen alle Unternehmungen des Reigerfritz begleitete, hatte ihn übermüthig gemacht, hochfahrend beleidigte er die vornehmsten Luciferarier, unvorsichtig geworden und eigenwillig, stellte er die Bundesgenossen oft bloß, er wurde ihnen zur Last und verhaßt, aber sie fürchteten ihn, darum vermieden sie, ihn zu reizen, und schlossen ihn nach und nach von den wichtigeren Unternehmungen aus, jedoch immer in der Absicht, sich seiner so bald als möglich ganz zu entledigen, wenn sie der Tod nicht von ihm befreie. Reigerfritz war hochbetagt, aber kraftvoll und frisch; Cosmus Imhof wußte, daß derselbe von Zeit zu Zeit kleine Gaben der materia prima nahm, die er dem Bartolomeo de Vintis geraubt, er glaubte deshalb nicht, daß Reigerfritz eines natürlichen Todes sterben könne.

„Es ist die alte Tollheit, die den Menschen nach Oehringen treibt," sagte Herr Cosmus Imhof, indem er vor dem Tische stehen blieb und den Brief seines alten Cumpan's wieder aufnahm; „oder ist's sein böses Verhängniß, das ihn an den Platz jagt, wo er die verruchteste That seines Lebens verübt; er geht immer wieder nach Oehringen, ich weiß, es liegt ein Reiz für ihn in dem Trotz, es befriedigt ihn, daß er den Muth hat, den Schauplatz der entsetzlichen That wieder zu betreten, so wie für mich ein Reiz darin liegt, gefährliche Unternehmungen glücklich zu Ende zu führen; ich bin reich genug, ich könnte aufhören, könnte ruhig leben, aber was wäre dann das Leben? ich stürbe vor Ekel — Gefahr und Aufregung, Angst und Sorge, das ist die Würze dieses schaalen Lebens — ich habe Alles gekostet, Alles geschmeckt, ich habe in

Allem geschwelgt, was die Sinne reizt, es ist Alles geschmacklos, wenn Gefahr und Sorge nicht die Würze geben. Der Reigerfritz hat gelebt und lebt in demselben Sinn als ich, aber doch auf andere Art, meine Hände sind rein von Blut. Es ist doch ein Unterschied, er hat das gefährliche Leben so plump betrieben, handwerksmäßig, ich that es wie ein Künstler. Ja, ja, er mußte es treiben, er hatte keine Wahl, ich hatte die Wahl und trieb es aus Liebhaberei. Die Pfaffen werden darum mich für verdammenswerther halten als den Reigerfritz, den Mörder. He, he! die Pfaffen!"

Herr Cosmus Imhof lachte, sein Lachen hatte aber einen so seltsamen Klang, daß er sich höchlich erschrocken umsah, es war ihm, als habe ein Anderer gelacht. Er beruhigte sich wieder, als er sich überzeugte, daß er allein war.

Jetzt setzte er sich nieder, nahm ein altes vergilbtes Stück Papier, das er in Vorrath hielt, und schrieb darauf in Zügen, von denen selbst der schreibverständigste Mann nicht auf Cosmus Imhof geschlossen haben würde, folgende Worte: „Graf Kraft, Ihr habt die Schande Eurer Schwester vergessen, die Gemordete ruht im Grabe, aber die Schande des Hohenlohischen Hauses ist lebendig, der Reigerfritz trotzt Euch in's Angesicht, er lebt auf Hohenlohischem Grund und Boden und zecht im Hause zum Brackenkopf vor Oehringen, der Gräfin Adelheid Schönheit preisend mit unsaubern Worten. Oh! Graf Kraft, Ihr seid ein alter, schwacher Greis worden! Das Volk singt Spottlieder auf Euch!"

Mit weißem Wachs verklebte der reiche Handelsherr das zusammengefaltete Blatt, als Petschaft drückte er einen Hohenlohischen Kreuzer darauf, nach welcher Münze er lange in einer Schublade gesucht. Dann schrieb er die Adresse darauf: „Dem hochgebornen Grafen und Herrn, Herrn Kraft, des heil. Röm. Reichs Grafen von Hohenlohe zu Oehringen. Eigenhändig, eilt sehr!"

Cosmus legte den Brief vor sich hin und betrachtete ihn mit seltsam funkelnden Augen, dann sagte er leise: „Wenn ich den Zettel heute heimlich an den Agenten des Herrn Grafen hierselbst geben lasse, so wird derselbige, ich kenne den Fuchs, den Zettel ganz bestimmt erbrechen, weil eigenhändig darauf steht. Er weiß, welche Wichtigkeit diese Nachricht für den Grafen Kraft hat, er wird sich ein Verdienst daraus machen, den Aufenthalt des Reigerfritz entdeckt zu haben, er wird meinen Zettel vernichten und an den Grafen schreiben; morgen, spätestens übermorgen hat Graf Kraft die Nachricht, und ich müßte den alten grimmigen Herrn ganz falsch beurtheilen, wenn ich annehmen wollte, daß mein alter Cumpan dann noch länger als vierundzwanzig Stunden zu leben hätte. Freilich könnte der Agent dem Zettel mißtrauen, obgleich ihm der Hohenlohische Kreuzer, der im Wachs gut genug zu erkennen, gewiß glauben macht, daß der Zettel von einem treuen Hohenlohischen

Manne kommt; in keinem Falle wird er wagen, eine solche Nachricht ganz zurück zu halten, er sendet dann vielleicht den Zettel selbst ein, aber eigentlich ist das für mich auch nicht gefährlich, nur Reigerfritz selbst allenfalls könnte auf den Gedanken kommen, daß die Nachricht von mir käme, aber schwerlich wird Graf Kraft sich auf lange Erzählungen mit ihm einlassen!"

Der Mann, der sich eben noch gerühmt, daß kein Blut an seinen Händen klebe, ergriff eine silberne Pfeife und that einen gellenden Pfiff; es trat ein Diener ein, dem übergab er den Zettel mit ausführlicher Anleitung, wie er denselben zu besorgen habe. Als der Diener ging, sah ihm Cosmus Imhof mit einem langen Blicke nach, dann sagte er: „Der Pfeil ist abgeschossen, es ist nur Verhängniß, wenn er den Reigerfritz in's Herz trifft, der Agent kann den Brief unterschlagen, ihn als unwichtig wegwerfen, dann ist es Verhängniß, daß der Pfeil nicht trifft. Ich habe nichts mehr mit der Sache zu thun!"

Das war die Sophistik, mit welcher der kluge Cosmus Imhof den Rest von Gewissen, den er noch hatte, vollständig beruhigte. Er vertiefte sich darnach, wie als wenn er nichts als Gutes gethan, in seine gewöhnlichen Handelsgeschäfte. Aber lange sollte ihm nicht Ruhe gelassen werden an diesem Tage, denn der Diener trat ein und meldete flüsternd: „Der Zettel ist nach Vorschrift besorgt, Herr Imhof, unten aber wartet der Herr Doctor Roderich Muffel und wünscht mit dem Herrn zu reden!"

Wie von einer Schlange gestochen fuhr Cosmus auf von seinem Sessel, sich rasch zusammennehmend aber befahl er: „Führe den gelehrten Herrn herein, Thomas!"

Offenbar war Cosmus Imhof im höchsten Grade überrascht durch Roderich's Besuch; vielleicht hatte er früher daran gedacht, daß es möglich sei, diesem Muffel zu begegnen; wie auf alle Fälle, die sich irgend voraussehen ließen, hatte sich Cosmus auch für diesen Fall eine Rolle einstudirt; aber Wochen waren vergangen, beide Männer hatten sich nicht gesucht und nicht gefunden, in der Ueberraschung konnte sich Cosmus nicht auf die Rolle besinnen, die er die Absicht gehabt vor Roderich zu spielen, er war aufgeregt und gereizt, er ging dem Doctor, wie einem Feinde, mit funkelnden Augen entgegen.

Der Doctor trat ein und beide Männer standen einander gegenüber, einen Augenblick schauten sie sich an, dann verneigte sich Imhof leicht und sprach gewandt: „Willkommen in diesem Hause, gelehrter Herr!"

„Gott zum Gruß, Herr Imhof," antwortete Roderich, „und zweifachen Dank für den Willkommen, mußte ich doch fürchten, in Eurem Hause nicht willkommen geheißen zu werden, da ich's verabsäumte so lange, Euch die schuldige Ehre zu geben."

Cosmus führte seinen Gast zu einem Lehnstuhl, nahm neben ihm

Platz und bemühte sich vergeblich, aus den Zügen des Doctors dessen Absicht vorauszulesen. Diese Züge waren freundlich, ruhig, der Blick ernst, aber wohlwollend. Roderich entschuldigte seinen späten Besuch mit der großen Sache der Reformation, die ihn anfänglich vorzüglich in Anspruch genommen habe, bis eine eigene Angelegenheit seiner Pflicht habe vergessen lassen. Der Imhof unterbrach diese Entschuldigungen, die ihn in Verwirrung setzten, denn er war kampfgerüstet, und fand nun keinen Gegner, sondern einen freundlichen, höflichen Herrn, der mit ihm eine alte Jugendbekanntschaft, wenn auch nicht herzlich, so doch artig erneuerte. Die Herren sprachen einige Minuten über das, was zunächst lag, die lange Abwesenheit Roderichs; sie betrachteten sich und fanden sich Beide verändert. Roderich Muffel war es entschieden zu seinem Vortheil, er war ein Mann in höchster Blüthe der Kraft, ein bedeutender Mann auch in der äußern Erscheinung geworden. Cosmus Imhof war nicht der schöne Cosmus mehr, er war nur wenige Jahre älter, als Roderich, aber er sah viel älter aus, sein Vorderhaupt war vor der Zeit kahl geworden, sein Gesicht erschien etwas gedunsen, seine Züge waren schlaff und verriethen für gewöhnlich eine gewisse Abspannung, seine Haltung war matt, seine Kleidung prächtig. Hatte übrigens Cosmus auch verloren, so war das doch nicht in dem Grade der Fall, daß es auffällig gewesen wäre, er sah eigentlich aus, wie er seinem Alter nach aussehen mußte, und viel besser, als man erwarten konnte, wenn man sein aufregendes Leben und die Ausschweifungen verschiedener Art kannte, denen er sich überlassen. Er erschien allerdings aber zu seinem ganz besondern Nachtheil neben einem Manne wie Roderich, dessen Auftreten vorwiegend durch geistige Schönheit imponirte.

„Ich hatte noch einen besondern Zweck bei meinem heutigen Besuche, Herr Cosmus," begann Roderich nach einer Weile.

Der Imhof sah ihn forschend an.

„Ihr erinnert Euch vielleicht," fuhr der Doctor fort, „daß Eure Schwester Amaley mir vor langen Jahren ihre Liebe geschenkt, —"

„Ich erinnere mich," unterbrach Cosmus, „und habe vernommen, daß meine Schwester nicht gewillt ist, dieses Geschenk zurück zu nehmen."

„Ich komme nun," fuhr Roderich, indem er bejahend sein Haupt neigte, fort, „um auch Euch um Eure Einwilligung zu einer Ehe mit Eurer Schwester geziemend zu ersuchen und Euch zu bitten, mich freundlichen Herzens in Eure Verwandtschaft aufzunehmen."

„Das ist sehr artig von Euch," erwiderte Cosmus, „meiner Einwilligung bedürft Ihr nicht, ich bin nicht das Haupt der Imhof'schen Familie, und meines Bruders Laurenz Zustimmung fehlt Euch ja nicht; bekleidete ich aber auch solche mir immer sehr zweifelhaft erschienene Würde eines Familienhauptes, so würde ich doch einer so klugen Schwester, wie Amaley ist, niemals Vorschriften bei der Wahl eines Gemahls

machen. Im Uebrigen, Herr Roderich, heiße ich Euch freundlich willkommen in meiner Verwandtschaft."

Cosmus sagte das ganz glatt und reichte dem Muffel die Hand dazu, der mußte zufrieden sein, obwohl er sich innerlich nicht befriedigt fühlen konnte.

„Euer Bruder wollte mich begleiten," nahm der Doctor nach einer kleinen Pause das Wort wieder, „die Pflichten seines Amtes hielten ab —"

„Ich sah es," unterbrach Cosmus lächelnd, „er marschirte mit seinem wohlgerüsteten Heerbann hier vorüber."

„Herr Laurenz hat mir aufgetragen, Euch zu bitten," setzte Roderich seine Rede fort, „recht vorsichtig im Verkehr mit gewissen Handelsgesellen zu sein; ich soll Euch sagen, daß im Rath die Rede gewesen von gefährlichen Verbindungen, und daß dabei leider auch Euer Name genannt worden. Euer Bruder hofft, daß man sich fälschlich auf Euch berufen, meint aber, bei einer so ausgebreiteten Handelschaft, wie die Eurige, sei eine Berührung mit schlechten Gesellen nicht immer zu vermeiden, er läßt Euch darum die höchste Vorsicht empfehlen."

Durchbohrend blickte Cosmus Imhof in das Gesicht des Doctors, der sah ihn ernst an und fuhr fort: „Ich kann Euch nicht mehr sagen, ich glaube, daß es sich um große Massen fremden Geldes handelt, das von hier aus weiter befördert worden, dabei ist wohl Euer Name genannt worden, Ihr müßt schon Euren Bruder aufsuchen, wenn Ihr mehr wissen wollt."

Roderich hatte wohl bemerkt, daß Cosmus trotz der Selbstbeherrschung, die er im höchsten Grade besaß, eine gewisse Unruhe verrieth, als des fremden Geldes gedacht wurde; er hatte seinen Zweck erreicht, denn er wollte dem Bruder seiner Amaley nur eine ernste Warnung geben, das hatte er mit Laurenz beschlossen, dem er übrigens nichts von den Entdeckungen gesagt, die ihm der alte Thieme gemacht, die er jetzt aber benutzte, um die Warnung so nachdrücklich wie möglich zu machen.

„Ihr wißt wohl," entgegnete Cosmus, der sich rasch zusammennahm, „daß im Handel Manches vorkommt, was man nicht in seiner Macht hat; ich werde heute oder morgen meinen Bruder aufsuchen; jetzt aber, gelehrter Herr Doctor, bitte ich Euch, mir zu meiner Hausfrau zu folgen. Frau Lena wird sich freuen, Euch als einen Verwandten zu begrüßen!"

Er erhob sich und führte den Doctor, seine Hand ergreifend, in das Gemach Magdalenens.

Die steigende Macht der Geschichtschreibung.

Ein Wort über die historischen Studien zu München. Eine Recension der Quellen und Erörterungen zur bairischen und deutschen Geschichte. Berlin. F. Heinicke, 1858.

Wenn Goethe behauptet, daß das Gelegenheitsgedicht leicht das Vollendetste bieten und der Genius des Schaffenden darin am ungehindertsten sprechen könne: so möchten wir dies wahre Wort auch auf die wissenschaftlichen Gelegenheitsschriften ausdehnen. Welch ein Schatz der Weisheit und fruchtbarer und bahnbrechender Gedanken ist nicht in Deutschland in Promotionsschriften, Einleitungen und Prolegomenen niedergelegt und gerade darum schnell ein Gemeingut geworden, weil die äußere Form sowohl die Frische und Kraft des Ausdruckes begünstigte, als die Zahl der Leser vermehrte!

Wir haben eben wieder solch eine Gelegenheitsschrift vor uns, die scheinbar nur für einige schlechte Arbeiter im Weinberge eines der Wissenschaft ergebenen Königs bestimmt ist, in Wahrheit sich aber an ganz Deutschland richtet und eine umfassende Verbesserung und Veredlung der Geschichtschreibung fordert und damit in Aussicht stellt. —

Se. Maj. der König Maximilian II von Baiern hat in München eine Commission niedergesetzt, bestehend aus den Herren Rudhart, Föringer, Hofmann, Muffat, Spruner, Wittmann, Löher, damit „die in den Archiven und Bibliotheken des Königreiches befindlichen historischen Schätze zweckmäßig veröffentlicht und so allgemein zugänglich gemacht werden sollen“.

Der Verfasser der vorliegenden Gelegenheitsschrift findet aber, es sei am besten, daß die Commission ihre Arbeiten ganz einstelle, da sie nicht nütze, sondern nur schade. Und zwar ist seine Betrachtung der Arbeiten dieser Commission in folgenden Sätzen enthalten:

„Die Verfasser des in Rede stehenden Werkes werden wohl entgegnen, daß sie nur das Material zu Forschungen, nicht einmal diese letzteren zu bieten beauftragt seien und auf Geschichts-Auffassung und Behandlung keine Rücksicht zu nehmen hätten. Diese Scheidung ist in unserer Zeit nicht mehr möglich. Eine Geschichtsquelle ohne erschöpfende Kritik und ohne Commentar in sprachlicher, metrologischer und sachlicher Hinsicht ist eben keine brauchbare Quelle. Eben so wenig eine Heilquelle ohne Fassung, chemische Analyse und die Kenntniß, wo ihr Gebrauch anwendbar sei, einen Werth für die Heilkunde hat; ebenso sind die nackten Abdrücke von Quellen für die Geschichte fast ohne Werth. — Es ist das bloße Abdrucken etwas ganz Ueberflüssiges, denn der Historiker, welchem nur die Kenntniß der Quelle für seine speciellen Zwecke genügt, hat auch immer die Möglichkeit, für seine Forschung eine Quellenschrift aus einem Archive oder einer Bibliothek sich copiren zu lassen. Wenn man aber zur Erweiterung der historischen Kenntnisse eines Zeitraumes oder Landes Quellen drucken läßt, so sind sie für das

größere Publicum bestimmt, das sich daraus Resultate ziehen will. Es wäre traurig, wenn die Herausgeber des genannten Werkes nur den Zweck bei ihren Publicationen hätten, daß dadurch die Quellen vervielfältigt würden. Vor allen Dingen erwartet man dadurch, daß sie brauchbar und ausgebeutet werden sollen. Wie würde die Welt über ein statistisches Werk urtheilen, das nur Zahlen und Zusammenstellungen gäbe, ohne die Verhältnisse und Gründe der Verhältnisse nachzuweisen? Brauchbar werden Quellen nur durch einen ausführlichen Sach-Commentar, durch den kritischen Apparat und die Verarbeitung einzelner Angaben. Fühlt sich dazu die Commission zur Herausgabe baierischer und deutscher Geschichtsquellen zu schwach befähigt, so wäre es wünschenswerth, daß sie ihres Auftrages sich entschlage. Mit diesem Wunsche wird jeder Leser der genannten Quellen und dieser Recension, wie ich hoffe, einverstanden sein."

Daran knüpft der Verf. die Frage, ob die Geschichtsquellen, welche die Commission für die Publication im ersten Bande in Aussicht stellt, auch wirklich der Geschichtswissenschaft förderlich sind, oder ob nicht eine dringende Nothwendigkeit ganz andere historische Arbeiten fordert? Und er antwortet darauf: „Die Commission geht damit um, die Reichstagsbeschlüsse, Gesandtschaftsberichte und Alles, was in die politische Geschichte der früheren Jahrhunderte gehört, zu veröffentlichen. Ist es ein Bedürfniß, noch mehr Quellen für die politische Geschichte Deutschlands und Baierns zu besitzen, während für die deutsche Socialgeschichte und Geschichte der deutschen Volkswirthschaft noch gar nichts gethan ist? Wozu noch weiteres Material für die politische Geschichte beibringen, nachdem die traurige Erscheinung in unserer historischen Literatur vorliegt, daß man einseitig die Geschichte nur als politische Geschichte bisher behandelt, die Entwicklung des physischen und gesellschaftlichen Lebens der Nation ganz schmählich vernachlässigt hat. An diesem letzteren nimmt das ganze Volk Antheil, an der politischen Geschichte nur einzelne Menschen, die Cabinete und Fürsten. Ist nicht das erstere die wichtigere Seite der Gesammt-Entwicklung? Jeder denkende Mensch wird dies bejahen. Hätte die Commission so viel Urtheilsfähigkeit, wie sie jetzt jeder Handlungsreisende hat, der einsieht, daß die Volkswirthschaft, Handel und Industrie wichtiger sind, als Noten und diplomatische Verhandlungen, so würde sie ganz anders ihre Aufgabe aufgefaßt haben. Stände die Urtheilsfähigkeit der Commission in einem Verhältnisse zum Geist unserer Zeit, so würde sie eine Socialgeschichte von Baiern nebst den Quellen dazu und eine volkswirthschaftliche Geschichte dieses Landes, nebst den nöthigen Urkunden, bearbeitet, aber keine Abdrücke von Quellen zur politischen Geschichte gegeben haben.

Mit Freuden begrüßt die „Berliner Revue" das Auftauchen der-

artiger Forderungen an die Geschichtschreibung, weil, wenn einmal die Vergangenheit in dieser Weise erforscht wird, unaufhörlich den Anschauungen, die wir an diesem Orte vertreten, neue Waffen geliefert werden müssen.

Und nicht bloß neue Waffen für diese unsere bestimmte Richtung auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete, nein, auch für die Gesammtunterlage unseres ganzen Standpunktes, unseres gesammten Glaubens und Wissens.

Der Verfasser macht darauf in einer Skizze aufmerksam, deren große Züge etwas von der Kraft eines Meisters verrathen. Er schreibt nämlich:

„In unseren Tagen feiert die sogenannte materialistische Weltanschauung einen unbedingten Siegeslauf durch alle Lehrbücher, Schulen und das Leben. Nichts kann ihr Widerstand leisten, obschon unsere ganze Gesellschaft, der Staat und das Leben auf ganz entgegengesetzten Principien oder Prämissen beruhen. Die kleinlichen Mittel der Staatsgewalten dagegen können die Sache in keine günstigere Lage für den Staat und für die Wissenschaft, welche ihrer Natur nach anti-materialistisch sein muß, bringen. Diese Wissenschaft ist die Geschichte.

„Nachdem man die traditionelle Vorstellung von einem persönlichen Gott und der Seele des Menschen durch chemische Reagentien aus der Wissenschaft und dem Ideenkreis der Gebildeten vertrieben hat, bleibt nur noch ein Mittel übrig, den Spiritualismus, das ist nach meinem Dafürhalten das passendste Wort, zu halten, daß man dort den Geist aufsuche, wo er nicht im Raume, sondern in der Zeit wahrnehmbar ist — das ist in der Geschichte. Ob dieses Mittel zum Ziele führe, ob es gelinge, auf diese Art der materialistischen Philosophie einen ebenbürtigen wissenschaftlichen Gegner entgegen zu stellen, das muß unsere historische Wissenschaft und Literatur jetzt erproben. Ich will mich eingehender aussprechen. Vergleicht man die Entwickelung des physischen Lebens der Nationen, der Gesellschaft und Volkswirthschaft mit der Entwickelung der Culturgeschichte, so wird das materielle Capital eines Volkes mit dem immateriellen zusammengestellt. In diesem Schlußresultat der Geschichte liegt die Antwort auf die Frage, wie verhält sich im Verlauf des ganzen Lebens der Menschheit der Geist zur Materie? So wird das comparative Geschichtsstudium der Philosophie und des socialen und volkswirthschaftlichen Lebens am Ende die Naturwissenschaften und die Theologie in der Untersuchung über Geist und Materie ablösen. Das soll und muß die Aufgabe der historischen Studien sein. Wird diese Aufgabe nicht gelöst, so sind historische Arbeiten überflüssig oder lächerlich, denn sie sind ohne Idee, ohne Zweck und ohne Wirkung.

„Unsere Historiker haben sich mehr oder minder alle den Vorwurf zugezogen, daß sie dieses Ziel aus dem Auge verlieren. Sie waren sich

der Stellung ihrer Wissenschaft entweder nicht bewußt, oder sie verzweifelten daran, in der Zeit, d. h. der gesetzmäßigen Entwickelung der culturfähigen Menschheit, etwas Immaterielles nachweisen zu können. Ist letzteres der Fall, so ist gar kein Grund vorhanden, historische Studien zu treiben, sie sind dann etwas ganz Absurdes. Ist aber ersteres der Fall, so hat die Neuzeit gemahnt, die geschichtlichen Studien mit größerem Blick als bisher zu betreiben."

Welch' neues und hohes Ziel ist damit der Geschichtschreibung gestellt, und wie erweitert sich für denjenigen, der wirklich im Ernste eine Wiederbefestigung unseres Volksthums und seines Familien-, Gemeinde- 2c. Lebens betreibt, die ihm gestellte Aufgabe mit der größeren Menge der ihm für seinen Kampf in Aussicht gestellten Waffen.

Die Geschichtschreibung als Apologetin des Geistes der Menschheit dem rohen Materialismus entgegen; dann aber auch — die Geschichtschreibung als Zeuge für diejenigen, die wie wir die höheren geistigen und sittlichen Forderungen der Gesellschaft gegenüber Denen vertreten, die bloß einer an sich materialistischen National-Oekonomie huldigen — das ist ein beachtungswerthes neues Motto auf unserem Schilde und im Kampfe des Jahrhunderts.

Aus dem Jahre Acht und Vierzig.

„Aber es sollte anders kommen. Was das Werk langer Jahre hätte sein sollen, wurde in den rasch herunterrollenden Gewichten einer Stunde abgemacht."
(A. v. Sternberg. Erinnerungsblätter. IV.)

Es galt einige Jahre hindurch allgemein für anständig, von den Bewegungen des März 1848 nicht mehr zu reden, und wenigstens in vielen Fällen wurde das Schweigen über diese traurigste Epoche der vaterländischen Geschichte aus sehr edlen und anerkennenswerthen Motiven beobachtet. Aber immer wieder wurde dasselbe doch unterbrochen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde, und ein leises Anklingen an die Ereignisse und Persönlichkeiten jener Zeit, ein Wort in der Presse oder von der Tribüne der Zweiten Kammer aus genügte meist schon, um lange Reden und Widerreden in Zeitungen und Broschüren hervorzurufen und einzelne Episoden jener Zeit weitläufigst zu behandeln. So ist denn bereits fast jeder der Mithandelnden oder Mitleidenden jener Zeit öffentlich zum Wort gekommen und hat zu einer objectiven Darstellung der unglückseligen Periode wenigstens einige Züge gegeben. Der Geschichtsschreibung ist dadurch ihr schwieriges Amt leichter gemacht, und der Tag, an dem sie ihr Amt antreten kann, wird durch die Fülle solcher Einzelbeiträge ebenfalls näher gerückt.

Der eben erschienene vierte Band der „Erinnerungsblätter" des Baron von Sternberg versucht es bereits, einen Durchschnitt der von allen Seiten her zur Erklärung des Berliner Aufruhrs, seiner Wurzeln und seiner Ausbreitung, beigebrachten Vermuthungen, Behauptungen und thatsächlichen Begründungen zu geben, und es tritt, wenn auch nicht im Ganzen, so doch in manchen einzelnen Partieen dieses Unternehmens, eine Schärfe des Blickes und eine Feinheit des Urtheils hervor, die unsre Beachtung verdienen.

Natürlich hat jede Geschichte jener Bewegung mit Friedrich Wilhelm IV. zu beginnen; die Thronbesteigung von 1840 ist die Eröffnung einer neuen Zeit der Hoffnungen, der Aufregung, des Mißtrauens endlich. Aber wir können dem Baron Sternberg in der Auswahl der Farben, die er für dies hohe und schwierige Bild gebraucht, nicht folgen, und es fehlt den Mitlebenden die Ruhe zum Urtheil, die auch Sternberg mehr erheuchelt als besitzt, zu sehr, um der Wahrheit gemäß in diesem Falle anzuerkennen, zu bewundern und vielleicht hier und da Aussetzungen zu machen. Dagegen anerkennen wir die außerordentlich feine und correcte Schilderung, welche Sternberg aus dem Munde des Publicums heraus, seinen eigenen Gefühlen ganz entgegen, von der damaligen Volksstimmung entwirft. Er schreibt:

„Wie als Ausspruch der öffentlichen Meinung und als Vorzeichen kommender Ereignisse bei der ersten Französischen Revolution Beaumarchais' „Hochzeit des Figaro" vorausging, so war es hier in Berlin ein Bild der Gemälde-Ausstellung, das eine so seltsame und nicht zu erklärende Wirkung äußerte. Nicht zu erklären, weil Niemand ahnte und ahnen konnte, wie nahe die entscheidenden Augenblicke waren. Die Gemälde-Ausstellung in Berlin war damals ein Genuß neuer Art für das Publicum; er war ihm in diesem Umfange und dieser Auswahl früher nicht geboten worden, wie denn Alles, was Kunst, Poesie und Glanz öffentlicher Repräsentation hieß, unter dem vorigen Könige zu den abzuweisenden Dingen gehörte. Wie bekannt, kränkelte die Kunst in den vierziger Jahren bedenklich und anhaltend durch den Einfluß der Düsseldorfer Schule, die jene matten, von dem Mißmuth und dem Zwiespalt der Zeit eingegebenen Stoffe wählte, wie das Trauernde Königspaar, Jeremias auf den Trümmern Jerusalems u. a. m., dabei die unleidlichen Goldschmiedtöchterlein und Kirchengängerinnen, alles fade, süßlich zimperliche, innerlich und äußerlich verzeichnete Figuren und Figürchen. Die Düsseldorfer Schule ging noch weiter, sie malte sogar Engel und Heilige, und die Heiligen und die Engel mögen ihr verzeihen, daß sie auch diese Sünde auf sich lud. Kurz, die damaligen Gemälde-Ausstellungen gaben, wie so vieles Andere, nur Gelegenheit, ohne Zweck und Ziel in den Tag hineinzureden, weil doch geredet werden mußte. Man wußte, alle diese Dinge hatten keinen Inhalt, bekamen keinen durch das darüber Reden und Schreiben, aber es wurde doch

geredet und doch geschrieben. Plötzlich erschien ein Bild und Alles war — stumm. Der Platz vor diesem Bilde wurde nie leer; es gab Augen, die mit einer gewissen verzehrenden Gluth auf diesem Bilde hafteten; aber Alles blieb stumm. Man winkte sich einander, und diese Winke wurden verstanden. Auf diese Winke folgten andere Winke von Beschauern, die jene Winkenden belauscht hatten und sich nun darüber verständigten, was jene Winke bedeuteten. Welch ein wunderliches Spiel! Athemlose Frauen sah man erscheinen, vor allen andern Bildern vorbeilaufen, um vor diesem Bilde sich auf eine Weise Platz zu verschaffen, die an alles Andere eher als an zarte Frauensitte erinnerte. Männer, die ihre Studirzimmer nicht verlassen hätten, wenn selbst Rafael eine zweite Madonna Sistina angekündigt, gingen jetzt mit einer grünen Brille bewaffnet, um ein „Gemälde" anzusehen, das nicht in Pompeji ausgegraben war und von dem nichts in den „Briefen" des Plinius stand. Selbst Kinder schleppte man vor dieses Bild und flüsterte ihnen dabei Allerlei in's Ohr, das wie sibyllinische Weissagungen im Stil der Kinderbücher klang. Und was stellte dies merkwürdige Bild vor? War es etwa eine neue Heilige, die der große Meister Cornelius geschaffen, um in den Räumen des Krankenpalastes Bethanien aufgestellt zu werden, war es ein neues Meisterstück Bendemann's, wieder zwei zusammengekauerte verdrießliche alte Leute, die auf einem schmutzigen Teppich sitzen? Nein — von alle dem nichts, das Bild stellt einen einfachen, wenn auch traurigen Vorfall aus dem gewöhnlichen Leben vor. Ein Wilddieb wird verfolgt, und er flüchtet sich mit der tödtlichen Wunde im Herzen blutend in die nahe Hütte. Der Vorgang hat nichts Besonderes, und zu jeder andern Zeit würde man schwerlich dem Bilde einen flüchtigen Blick geschenkt haben, auch ist es kein Meisterstück der Kunst. Und dennoch! Der Meister, der dieses kleine Bild malte, wenn er im Dunkeln tappte, wußte im Dunkeln gerade Das zu finden, was Andere bei tausend Kerzen oder bei heller Mittagssonne nicht gefunden hatten. So geht's mit allen glücklichen Gedanken. Hier war einer, der wie eine Wünschelruthe ganze Golkondaschätze hob. Das Jagdrecht! das ungerechte, an den Uebermuth und die freche Willkür der Feudalzeit mahnende Jagdrecht! Ein Recht, oder vielmehr ein Unrecht, das noch bestand, ein Makel, der noch sichtbar an der Stirn der Gesellschaft klebte, eine Grausamkeit, die die Civilisation noch nicht abgeschüttelt, eine Schmach, die der edeln Dame Humanität wie ein nachrauschender Dornzweig an der Schleppe anhaftete. Der Haß gegen den Adel, der Haß gegen die Vorrechte des Adels, die Erinnerung an uralte Unbill, gerade durch die Jagdlust, diese noble Passion hoher Herren, allezeit dem Lande zugefügt, diese Gedanken, die eben so wenig aufgescheucht und gehetzt werden durften wie das Wild auf dem Bilde, liefen als kleine Privatjagd durch das Gehirn jedes Beschauers. Wie bei „Figaro's Hochzeit" der lustige Figaro Nebensache

war und die boshaften Epigramme, die das Drama durchzuckten wie der Blitz eine matte graue Wolke, so war auch hier der arme Bauer Nebenperson, der verwundet der Hütte zulief, aber die Hauptsache waren die Gedanken, die wie dämonische Arabesken um das kleine Bild liefen, die Gedanken: also einen solchen Staat, der diese barbarischen Gesetze hervorrief und beschützte, will man von neuem für alle Ewigkeit gründen! Und von der Abschaffung dieser Gesetze soll nicht die Rede sein? Wozu sitzen die Herren beisammen im Weißen Thronsaale, und sind auf Herrenbänken vertheilt, und haben ganze und halbe Virilstimmen, und was nicht Alles, und reden und reden, aber von der Abstellung dieser und anderer Gräuel soll nicht die Rede sein! — Die das dachten, sagten nichts, die etwas sagten, sagten nicht was sie dachten. Das Bild aber war und blieb der Mittelpunkt, um das sich das Interesse der Parteien drehte, so lange bis ein neuer Gegenstand erschien, geeigneter wie dieser, die ominöse Theilnahme oder vielmehr Parteinahme zu erregen." . . . .

Wir haben hier absichtlich den Verf. ohne die geringste Unterbrechung reden lassen, und wir haben gegen seine Schilderung, in sofern sie in ausschließlichster Objectivität wirklich die Gefühle und Gedanken des großen Haufens, ohne irgend welches Urtheil des Darstellers selbst, vorführen soll, nichts einzuwenden.

Jene Zeit kurz vor 1848 litt wirklich im höchsten Grade unter einer allgemeinen Unklarheit; ein klangvolles Wort genügte, um Tausende in dumpfe Aufregung zu bringen, eine ganz nebelhafte Vorstellung, wie jenes Bild von Hübner sie erzeugte, war ausreichend, um gegen einen Stand Haß zu erwecken, dessen einzelnen Mitgliedern man nichts vorzuwerfen wußte, und die den modernen Schnitt des neunzehnten Jahrhunderts ganz so trugen, wie die Gebildeten der andern Stände. Der reiche Bürgersmann schimpfte, hingerissen von dem Colorit und dem düsteren Antlitze des „Wilddiebes", eben so über das „feudale Jagdrecht", wie der jüdische Literat, der in der Angst seines Herzens wo möglich noch wähnte, dies Recht könnte am Ende auch gar noch gegen ihn in Anwendung gebracht werden, und doch nahm in vielen Fällen jener reiche Bürgersmann in derselben Weise, wie der Ritter an den Vorzügen des Jagdrechtes Theil und war geeigneten Falles in der Heimleuchtung und Züchtigung von Wilddieben, die sein „Eigenthum" anzutasten wagten, strenger als der eigentliche Ritter.

Woher nun aber diese seltsame Kluft zwischen der Aristokratie und den städtischen Bevölkerungen, eine Kluft, die nun einmal nicht geläugnet werden kann und aus deren Vorhandensein sich einzig und allein auch die Spannung zwischen Militair und Civil erklären läßt, welche zur Beschleunigung der grauenvollen Katastrophe des 18. März so viel beitrug?

Auch zur Beantwortung dieser Fragen giebt Baron Sternberg in seiner leichten und plaudernden Weise Beiträge. Wir lesen bei ihm:

„Die Unzufriedenheit wuchs: man sah, daß Alles beim Reden blieb, daß es nie zum Handeln kommen sollte. Der Einfluß Rußlands schien ein zügelloser, unberechenbarer; das System, das dort galt, schien immer deutlicher und fester auch als für den befreundeten Nachbarstaat gültig sich höheren Orts als erwiesen darzustellen. Die Furcht schuf Uebertreibungen, der Unmuth sah dunkler, als die Schatten in Wahrheit waren, das Mißtrauen endlich sah von allen Seiten her feindliche Massen heranrücken. Es war traurig, niederdrückend! Wer in Berlin gelebt in jenen Tagen, weiß, daß die Stimmung so war, wenn auch Niemand sich fand, der dies in dürren Worten sagte. Dabei ward ein deutliches und sehr fühlbares Ueberwiegen von einem Theile der Bevölkerung gerade jetzt mit Unmuth ertragen, das war die glänzende und gebietende Rolle, die das Militair spielte. Auch dieses Hervortreten schrieb man dem Einflusse des mächtigen Nachbars zu. Die häufigen Reisen der Prinzen nach Petersburg, die militairischen Gäste von dorther, das Erscheinen des Kaisers selbst, der bei den prächtigen Manövern das Kürassier-Regiment, dessen Chef er war, in Person dem Könige vorbeiführte, aller dieser soldateske Nimbus, der seinen Glanz aus den letzten Regierungsjahren des verstorbenen Königs herleitete, wich nicht, er wuchs vielmehr und warf seine Strahlen auf die Garnison Berlins, bei der viele Prinzen und die Söhne des altpreußischen und pommernschen Adels dienten. Diese vornehme junge Bevölkerung, diese grandseigneurs in praller Uniform mit den neuaufgebrachten blitzenden Helmen und flatternden Roßschweifen war mit ganzer Seele Rußland ergeben; der Kaiser ihr Vorbild! In der That, man hätte auch kein besseres Vorbild finden können, wenn Berlin Petersburg, Preußen Rußland gewesen wäre. Allein die Monarchie Friedrich's des Großen war neben der militairischen Macht auf Intelligenz gegründet. Aus dieser Intelligenz hatte sich die Humanität entwickelt, und Preußen war mit dieser weiter gelangt, als mit den Bayonneten. Die Bayonnete allein hätten es 1812 nicht aus der Erniedrigung gezogen; — das erwachte Volksleben, in dessen Seelen Intelligenz und Humanität jene großartige Kraft schufen, die unter dem Namen des Volksbewußtseins, des Nationalgefühls ins Leben trat, halfen den Sieg erringen, und bliesen zugleich dem in sich versunkenen und verknöcherten Militairkörper, dem alten Systeme, das die Schlacht von Jena hatte verlieren helfen, neue Schwungkraft ein.

„Nirgends anderswo kann das Militair auf soviel Sympathieen rechnen als in Preußen. Jeder Preuße, er mag aus einem Stande sein aus welchem er wolle, hat Soldat sein müssen, der bunte Rock ist ihm von altersher ein Ehrenrock, die lebende Generation schöpft ihre liebsten Traditionen aus den Erzählungen der kriegerischen Abenteuer der Väter, es muß also das Ueberheben und ungebührlich sich Geltendmachen in starkem Maße vorhanden sein, wenn sich ein so beliebter und geachteter

Stand seinem Mitbürger misfällig machen soll. Ich will nicht behaupten, und in dem Kreise meiner Erfahrungen hat sich auch kein Fall kundgethan, daß von Seiten des Militairs in Berlin ein hochmüthiges und feindseliges Entgegentreten, ein brüskes Zurseiteschieben alles Dessen, was nicht dem Hofe oder dem Militair angehörte, stattgefunden; ich kann nur annehmen, daß man im Ganzen von dem Militair überzeugt war, daß es nicht der Träger, noch weniger der Förderer der neuen Ideen war, und daß von dieser mehr angeborenen als anbefohlenen Kälte nur ein Schritt nöthig war, um zum entschiedenen Haß und zur offenen Feindseligkeit gegen die neuen Ideen zu führen. Daß dieser Schritt später gethan wurde, beweisen alle Umstände des Kampfes, und besonders die Erbitterung, von der er gerade von dem Offizierstande, der aus dem jungen Adel der Monarchie gewählt war, geführt wurde. Ist ein Stand aber in den Ruf gekommen, daß er sich absichtlich starr absondere, daß er sich um das Wohl des Ganzen nicht kümmere, so ist ihm damit der Hauptnerv seiner Bedeutung als Mitglied des Staatskörpers gelähmt. In diese unglückliche Stellung gerieth das Militair in Preußen, das einst so vergötterte Militair, und wir finden es beim Ausbruche der Feindseligkeiten isolirt, in offener Parteistellung den Massen gegenüberstehen. Eine bedenkliche Position, die, nachdem sich der Sieg hierhin oder dorthin neigt, entweder zu einer Herrschaft der Soldaten oder zu ihrer Demüthigung führt, zwei Dinge, die gleich geflissentlich zu vermeiden waren."

Wir können indeß an diesen Sätzen des Herrn von Sternberg nicht ohne ernste Bemerkungen vorübergehen. Wohl geben wir die Thatsache der Trennung und einer auffälligen Trennung zwischen Militair und Bürgerstand vor 1848 zu, und wir haben auch beobachtet, daß sie zwischen dem jungen militairischen Adel und der städtischen Bevölkerung am schärfsten hervortrat; aber wir dürfen auf diese Thatsache nicht ohne Weiteres eine Schuld des jungen Adels begründen, denn wenn er auch Vieles unterlassen hatte, was ein friedliches und angenehmes Verhältniß zwischen ihm und den Städtern anbahnen konnte, so gesteht doch selbst Hr. von Sternberg, daß er in den Kreisen seines Umgangs nichts bemerkt habe, was als herausfordernd und beleidigend von den Bürgern hätte gedeutet werden können. Zu übersehen aber ist doch vor allen Dingen nicht, daß die Gesinnungen der städtischen Bevölkerung durchaus nicht der Art waren, um das Zutrauen und die Neigung junger stolzer und loyaler Offiziere zu erwecken; ja daß sich jene Gesinnungen nicht selten in einer erschrecklichen Rohheit und in Ausdrücken kundgaben, die eine Verachtung der höchsten patriotischen Güter zur Schau trugen. Wer 1846 und 1847 in Berlin gelebt hat, versteht uns und giebt uns zu, daß die niederdrückendsten Scenen des 19. März schon in der gemeinen Stimmung und Anschauung nicht kleiner Kreise während der vorangehenden Jahre Anlage und Anstoß fanden.

Die Emeute des 18. März beurtheilt Herr von Sternberg wie alle aufrichtigen Männer; er sieht nur „Schauspieler“ und ein abgekartetes Spiel in diesem Gewirre, das Clubbversammlungen hält, die Soldaten systematisch reizt, plötzlich Rache schreit, Barricaden baut und das Königthum immer enger bedrängt. Eine Bemerkung, die Sternberg hierbei macht, wiederholen wir, indem wir uns ihr anschließen. Er sagt:

„Der Chef der Polizei mußte von dem Dasein der eigentlichen Unruhestifter wissen, er mußte sie in ihren Schlupfwinkeln, in ihren Höhlen, so wie hinter den seidenen Vorhängen und in den Prunkgemächern ausgekundschaftet haben, er mußte wissen, woher die fremden Bezüge und Verbindungen, diese auftauchenden und wieder rasch verschwindenden Führer und Gesetzgeber stammten. Einer gutgeordneten und scharfsichtigen Polizei kann selbst in tumultuarischen Zuständen ein Einmischen fremder Elemente in die Bevölkerung und ihre Thätigkeit, noch so verhüllt und versteckt, nicht entgehen.“

Einzelne Scenen der Revolutionszeit weiß der feine Grabstichel Sternberg's in ganzer Bildlichkeit zu erhalten. Wir theilen die folgende vom Abend des 18. März mit:

— „Es war völlig dunkel geworden, ich zündete kein Licht an, der rothe Schein von den Artillerie-Wagenhäusern, die in Brand gesteckt worden, leuchtete aus der Ferne herüber. Dabei die unausgesetzt tönenden Salven der Infanterie, und zwischendurch der dumpfe Schall einer Kartätschenkugel. Auf der Straße ließ sich eine wilde Stimme hören, die da schrie: „Oeffnet die Thüren!“ Die Hausbesitzer waren von der Polizei beordert worden, die Thüren geschlossen zu halten. Die Unruhe trieb mich hinaus. Die Wände drohten mich zu erdrücken, die bange Stille im Zimmer wirkte beängstigend. Ich suchte nach Hut und Handschuhen, die nicht zu finden waren, eine Reisemütze mußte Dienste leisten, und mit dem so nothwendigen Hausthürschlüssel versehen, schlich ich durch das menschenleere Haus auf die Straße. Auch hier Alles still, Alles leer. Ich nahm meinen Weg durch die Wilhelmsstraße, indem ich einen befreundeten Künstler aufsuchen wollte, der mit seiner Familie in der Anhaltstraße wohnte. Der Weg war ziemlich weit, und unter fortwährenden entfernten Musketenschüssen legte ich ihn zurück. Auch diese Gegend war vom Kampfe freigeblieben. Im Hause angelangt, verschaffte ich mir mit Mühe Einlaß. Als ich im dritten Stock an der Klingel ziehe, höre ich innen einen dumpfen Schrei. Man öffnet, und ich sehe eine der liebenswürdigen Schwägerinnen des Künstlers vor mir, doch ist sie todtenbleich und bebt sichtlich. Sie hat Mühe, mich zu erkennen. „Was giebt's hier?“ frage ich verwundert über diesen seltsamen Empfang. „Mein Himmel!“ rief sie, „der Klingelzug war so heftig und hat meiner armen Schwester eine Ohnmacht zugezogen. Wir erwarteten nämlich Eduard — und wenn er nicht lebend

käme, so hatte er versprochen, sollte man uns seine Leiche bringen. Er kämpft auf den Barrikaden. Meine arme Schwester fürchtete, daß die Männer ihn todt brächten; entschuldigen Sie daher diesen Empfang!" — Mein Schreck war wahrlich nicht geringer, als der der jungen Dame vor mir, und ich durfte ihn dazu nicht äußern. Der von mir so geschätzte Künstler, der zu meinem täglichen Umgang gehörte, ein Kämpfer auf den Barrikaden! Zum erstenmal empfand auch ich etwas von dem großen Riß, der damals durch alle Verhältnisse und Klassen der Gesellschaft ging und die intimsten Bluts- und Freundschaftsbande nicht verschonte. Ohne ein Wort zu sagen, entfernte ich mich leise wieder. Das Haus schien mir wie mit Trauerflören umsponnen."

Eine andere Scene aus den ersten Wochen nach der Unglücksnacht: „Es ist ein himmlisches Gefühl, sagt man, sich ausweinen zu können, es ist ein himmlisches Gefühl, sage ich — die Thräne gehört dem Weibe — sich die namenlose Trauer und Beklemmung durch das freie und freimachende Wort von der Brust zu wälzen. Solche Stunden, ähnlich wie die, die ich eben erlebte, nur noch mehr mit Sturm und Drang gefüllt, haben die großen Redner geschaffen, deren Worte Flammen waren, zündend in den Tempeln und Hütten ganzer Generationen, haben die Federn geleitet, die die Welt umgestalteten. Auch mir war das kleine Plätzchen an meinem Schreibtisch jetzt ein wunderthätiges Asyl. Die schöpferische Kraft, gütig mir beigegeben auf meinem Lebenswege, bisher nur zur Belebung und Erheiterung thätig, war es jetzt zu meinem himmlischen Troste. Ich eilte mit dem Blatte Papier, das ich mit fliegenden Lettern, wie mit Blutstropfen bestreut hatte, in die Redaction einer bekannten Zeitung, und drang auf die Annahme des Blattes. Kopfschüttelnd legte der Redacteur die Zeilen beiseite; er sagte mir nichts. Ich brachte ein neues Blatt hervor: er überlas auch dieses. „Es geht nicht!" rief er. „Unser Souverän ist jetzt das Volk." Ich nahm meine Blätter, zerriß sie und warf sie ihm vor die Füße. Noch ein paar Versuche, auch sie mißlangen: aber ich hatte mir Ruhe, Fassung erschrieben, ich hatte mir von der Seele weg das gewisse schwarze lastende Etwas gewälzt, was mich fast am Athmen hinderte."

Diese wenigen Scenen genügen, um uns wieder in vollster Deutlichkeit das schreckliche Bild jener Tage vor die Seele zu rufen, und wir erkennen in diesen und ähnlichen Zügen, an denen das Sternberg'sche Buch reich ist, gern Beiträge für eine spätere geschichtliche Darstellung der Epoche.

Aber diese „Erinnerungsblätter" haben noch einen anderen Zweck, als den einer Chronik; zwischen den „Zeitmemoiren" läuft eine Apologie des Verfassers einher, die eben so mißlungen als unerquicklich ist.

Herr von Sternberg ist nämlich aus einem „Aristokraten des Wappens durch und durch", aus einem „Absolutisten" und Aehnlichem im Laufe der Jahre und nicht befriedigter Ansprüche zum Liberalen ge-

worden. Im Jahre Acht und Vierzig hielt er von dieser Partei noch nichts, er schrieb damals seine „Royalisten“, wie er sagt: „zitternd vor Erbitterung, bis in die Fingerspitzen angefüllt mit Wuth gegen dieses „Volk“, das es wagte, seine verruchte, seine teuflische Widersetzlichkeit so weit zu treiben, gegen den Glanz der Ritterlichkeit des Adels, ja gegen die Sonne der Majestät seine schmutzigen Fäuste in ohnmächtiger Wuth zu ballen.

„Wahrheit über Alles! Ich empfand so, ich fühlte so! Eine ganze untergehende Zeit wühlte in einem schrecklichen Augenblicke mit allen ihren Todeskämpfen in meinem Innern. Je unerwarteter der Schlag kam, desto gewaltiger traf er. Mich hatte Niemand auf eine solche Katastrophe vorbereitet, keine Brücke zum Verständniß war mir von Freundeshand geschlagen worden. Aber freilich, die großen Lehren, die die Geschichte giebt, sind Wanderer, die Nachts über das Gebirge gehen: man muß sehr feine Augen haben, um ihren stillen Schritten zu folgen. Ich hatte wohl Nachts hinausgeschaut, aber ich hatte Niemanden gehen sehen, und es gingen doch die polnischen Revolutionäre, die Juli-Revolution an mir vorüber. Damals saß ich aber in dem Feentempel des 18. Jahrhunderts, ich lag auf dem Sopha Crébillon's, ich lauschte den Märchen Gresset's“ u. s. w.

Nach des Herrn von Sternberg's eigener Aussage ist das jetzt mit ihm ganz anders. Er erkennt nachträglich die Revolution von 1848 an; er sagt:

„Aber man irrt, wenn man den ganzen Verlauf der Dinge, nebst den erzielten Resultaten, ganz allein dieser Partei (der gewerbsmäßigen Aufrührer) und den von ihr erkauften oder bearbeiteten Massen der untern Schichten der Bevölkerung beimißt. Die Revolution war in der That eine Sache der Nation; die mächtige Stimme der Zeit lieh ihre Worte, und die edelsten Patrioten beförderten und unterstützten sie zwar nicht, aber sie hinderten sie auch nicht auf ihrem Gange. Denn Jedermann sah — „es mußte anders werden!“ und es würde aber nicht anders geworden sein, wenn nicht wenigstens passiv die großen ernsten Ideen der Staatsmänner, der für die künftige Größe und Festigkeit des Throns und des Glücks der Nation glühend begeisterten Vaterlandsfreunde sich mit der Revolution verbunden hätten. Deshalb also kein Wort der Schmähung auf Die, die mit thränendem, aber mit großem hoffenden Herzen dem Kampfe zusahen.“

Diese Probe von den heutigen politischen Anschauungen des Herrn von Sternberg mag genügen; aber so gehaltlos und haltlos sie sind, so gefallen sie uns — gestehen wir es offen — doch besser, als diejenigen, die Herr von Sternberg früher vertrat; denn wenn er seine früheren „Irrthümer“ beklagt, so sollte er damit zugleich seinen Glauben, er sei jemals Aristokrat gewesen, bemitleiden. Er war zufällig als Edelmann geboren, nichts weiter, er war ein „Herr von“ ohne

rechte Heimath, ohne bestimmte patriotische Interessen, ein Lebemann, der nach der Ruhe um jeden Preis trachtet, und der auch darum, weil ihm Politik, überhaupt die höheren Angelegenheiten des Volkes ein Gräuel sind, den für Alles sorgenden Absolutismus am liebsten hat.

Wäre Herr von Sternberg jemals ein Aristokrat, der integrirende Theil eines Volks-Organismus gewesen, so hätte er sich allerdings zeitweilig über sein Verhältniß zum Volke irren können, aber die großen Entwicklungen der Folge hätten ihm bald eine gesunde Stellung angewiesen. Herr von Sternberg ist nicht Aristokrat, sondern, wenn wir der Riehl'schen Eintheilung folgen, eher Proletarier.

[Die Gebrüder Grimm und Bettina v. Arnim] Als eine Probe der koquett pikanten Darstellung A. v. Sternberg's in seinen „Erinnerungsblättern" geben wir folgende Seite über die Professoren Grimm, Hoffmann von Fallersleben und Bettina, „das Kind". Er schreibt:

„Eines tragikomischen Vorfalls muß ich noch erwähnen, nämlich der Verfolgung des Dichters Hoffmann von Fallersleben, in die mit hineingezogen wurde die berliner Freiheitsmuse, die Frau Elisabeth (Bettina) v. Arnim, und ihre zwei Freunde, die zwei Brüder Grimm, zwei ernsthafte Professoren, die Beide altdeutsche Schriftstücke herausgegeben hatten und neuerdings an einem deutschen Wörterbuche arbeiten. Diese zwei besagten Professoren waren stille Leute, denen nichts unangenehmer kommen konnte, als daß sie mit Censur oder gar Polizei in Conflicte geriethen. Die Muse brachte aber das zu Stande. Sie flog hin und her, und wie eine Motte um das Licht fliegt, so flog sie um die einsame Studirlampe der zwei Brüder im Thiergarten, und es dauerte nicht lange, so brachte sie noch eine zweite Motte mit, den Dichter Hoffmann von Fallersleben, der, ich weiß nicht aus welch einem Lande, wegen politischer Anzüglichkeiten in metrischer Form hatte flüchtig werden müssen, und nun keinen bessern Zufluchtsort wußte, als in die Arme der Muse zu fallen. Es gab allerlei aufregende Auftritte. Die Studenten mischten sich hinein; es wurden Fackeln angezündet und ein Zug bewegte sich vor das Haus, und man zwang durch Begeisterungsrufe jene zwei ernsthaften Gelehrten, die Muse und den interessanten Flüchtling auf dem Balcon zu erscheinen, um, der Himmel weiß für was, zu danken. Die Muse, in ihrer Ueberschwänglichkeit, soll sich dabei heiter anmuthig geberdet haben, die zwei ernsthaften Gelehrten machten einen Anlauf eine Rede zu halten, mitten aber in diesen Scherzen kam die heilige Hermandad und verbat sich diese „Demonstration". Die Folge davon war, daß Frau Elisabeth einen echauffirten Brief an den König schrieb, und ihn zur Niederschlagung alles Dessen aufforderte, was Unangenehmes aus einem so friedlichen Vorfall entstehen konnte. Es verlief sich die Sache ohne fernere Unbill; allein die beiden Gelehrten, die zu ihrer Studirlampe zurückkehrten, nahmen sich vor, diese nie wieder zu verlassen, und baten das Publicum inständigst, man möchte sie ums Himmelswillen doch nicht zu öffentlichen Charakteren machen. Während nun die Brüder an der Herausgabe alter deutscher

Schriftstücke weiter arbeiteten, und zugleich sich Mühe gaben, alle großen Anfangsbuchstaben aus der deutschen Schriftsprache zu verbannen, kokettirte die Muse, lieblich schmollend, noch eine Weile mit dem Könige, widmete ihm mit neckischem Liebeszauber ein völlig unlesbares Buch, und zog sich dann in ihren Tempel zurück, ohne weitere Balconscenen zu suchen. Der Dichter Hoffmann flatterte aber weiter, von dem nachschauenden Fernrohr der Polizei beobachtet."

[Genealogischer Festgruß zur Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm.] Schon wieder hat die Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker) einen der prächtigen Folianten ausgehen lassen, der in seinen Rückblicken auf die Verzweigungen des Hohenzollernhauses und mit seinen großen Stammtafeln das höchste Interesse jedes Patrioten erregt. Der Titel der Schrift ist: „Albrecht der Schöne, Burggraf zu Nürnberg, Miterbe der henneberg-coburgischen Lande", und wir verdanken auch diese Bereicherung der Geschlechtskunde dem Königl. Geh. Archivrath Dr. Märcker.

Albrecht der Schöne, für den Dr. Märcker auf Grund geschichtlicher Zeugnisse mit Recht den andern Beinamen des „Hochherzigen" vorschlägt, war der vierte Sohn Burggraf Friedrich IV. von Nürnberg; Albrecht ist also der Vatersbruder des Stammvaters des brandenburg-preußischen Hauses, Friedrich V., Burggrafen zu Nürnberg und Reichsfürsten. Albrecht der Hochherzige ward 1319 geboren und starb 1361 und vermählte sich 1348 mit Sophia von Henneberg, Miterbin von Coburg. Er ist der erste Hohenzoller, der — als Waffengefährte des König Edward III., den englischen Boden betrat, und zwar im ersten Jünglingsalter (1336). Er machte den letzten, zwar kurzen, aber mörderischen Feldzug König Edward III. gegen die aufrührerischen Schotten mit und ist aller Wahrscheinlichkeit nach Ablauf desselben nicht sogleich auf den Continent zurückgekehrt, sondern noch einige Zeit an dem Hoflager des galanten Königs — Edward III. ist der Stifter des Hosenband-Ordens — verblieben. Von seinen weiteren Zügen durch Europa und den Orient meldet eine Reimchronik, in der unter den Völkern, die Burggraf Albrecht kennen lernte, auch folgende aufgezählt werden:

„Reuzzen und Razzen,
Chriehen und Armonazzen.
Ungerlant und Oestereich."

Sophia, Gräfin von Henneberg, Tochter des 1347 verstorbenen Grafen Heinrich VIII. von Henneberg-Schleusingen, wurde 1348 seine Gemahlin, und das junge Paar nahm seine Residenz zu Neustadt an der Aisch. Sophia hatte zwei Schwestern, Elisabeth und Katharine, und letztere ist als Gemahlin Markgraf Friedrich des Strengen von Meißen, die Stammmutter des hohen Gesammthauses Sachsen, aus welchem ein edler Sproß in der Person J. K. H. der Princeß Royal Victoria von England in dieser Zeit wiederum ein Ehebündniß mit einem hohenzollernschen Königssohn, eines weiten Landes Hoffnung, geschlossen hat.

Aus der Hauptstadt.

Nachfeier. Die hohen Neuvermählten. — Stammbäume und Fügungen. — Das Königspalais und Marschall von Schomberg. — Aus der Gesellschaft.

Noch immer ist die festliche Erregung, welche Berlin in den Tagen des Empfanges JJ. KK. HH. des Prinzen und der Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm beherrschte, nicht ganz aus den Gemüthern geschwunden; noch immer treten nachträgliche Huldigungen, oft mit zierlichen Geschenken begleitet, an das hohe Paar heran, und die Ausstellung der Insignien, mit denen die Gewerke beim Einzuge der Princeß Royal in Berlin geschmückt waren, dauert in der königl. Akademie fort. Eine andere Ausstellung steht bevor, alle die Geschenke enthaltend, die der Prinzessin in dieser Zeit gemacht sind, von den Bibeln, welche ihr Englands Geistlichkeit, englische Frauen und englische Dissenter überreichten, an bis zu den zierlichen seidenen Pantöffelchen, die von der hiesigen Schuhmacher-Innung kommen und über deren eigentlichen Verfasser sich jetzt in den Blättern ein gefährlicher Streit erhoben hat. Auch die kostbaren Geschenke der königlichen Mutter und des hohen Vaters und der übrigen Verwandten der Frau Prinzessin werden in dieser Ausstellung dem Vernehmen nach nicht fehlen.

War übrigens die erste Zeit nach dem Einzuge und Empfange der hohen Neuvermählten vorzugsweise für das Publicum die Zeit glänzender, so doch auch leichterer Eindrücke, und erst jetzt scheint man daran zu gehen, diese fürstliche Ehe in ihrer tieferen Bedeutung für die Völker und für die Welt eingehend zu würdigen.

Die genealogischen Stammtafeln des Geh. Archivars Dr. Märcker, deren wir an einem andern Orte in dieser Nummer der „Revue" ausführlicher Erwähnung thun, finden ein nachdenkliches Publicum, das besonders vor der prachtvollen Stammtafel verweilt, die die Verzweigungen und Verschlingungen der oranischen, englisch-hannoverschen und hohenzollernschen Fürstenhäuser in plastischer Helle zeigt. Welch eine wunderbare Wandlung der Schicksale zeigt diese Tafel. Das oranische Blut dringt mehrfach in das abgestandene stuartistische ein; ein Enkel Wilhelm's des Großen von Oranien († 1584) heirathet Elisabeth Stuart, König Jakob I. Tochter, und dieser Enkel, der Sohn Louisens Julianens, ist der arme Winterkönig von Böhmen, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz. Obdachlos und flüchtig muß des stolzen Jakob Tochter den besten Theil ihres Lebens dann verbringen, aber es stand geschrieben, daß sie, die Verjagte und Verschmähte, die Mutter vieler Könige und die Ahnfrau einer aus mehreren Großmächten bestehenden Weltmacht, des protestantischen Fürstenthums in Europa, werden sollte. Das ist der Lohn für das kühne Wagniß der Prager Krönung. Ihr Enkel ist der erste echt-protestantische König von Großbritannien, der hannoversche Kurfürst Georg; ihre Enkelin ist die erste Königin von Preußen, Sophie Charlotte, durch welche das Hohenzollernhaus zum dritten Male seit Wilhelm dem Großen Oranier, eine Verbindung mit dem oranischen Hause und seinen Prinzen knüpfte.

Es überkommt uns eine Ahnung höherer Fügungen, wenn wir diese Stammbäume der evangelischen Fürstengeschlechter Europa's verfolgen, und wenn wir auch zugeben, daß es Rücksichten auf ein Bündniß zu Schutz und Trutz waren, welche Holland, die Pfalz, Brandenburg um den Anfang des dreißigjährigen Krieges durch Familienbande mehrfach verknüpften,

so ist doch eine höhere Macht in der Förderung der Bemühungen dieser kleineren Mächte, an einem Angelpunkte Europa's, bei einer Großmacht eine Veränderung im protestantischen Interesse zu Stande zu bringen, den englischen Thron einem treuen Bundesgenossen des Protestantismus zu sichern, unverkennbar.

Auch darauf macht man jetzt im Publicum aufmerksam, daß das sogenannte „Königspalais", welches II. KK. HH. der Prinz und die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm im Laufe des nächsten Jahres beziehen werden, eine geschichtliche Bedeutung und einen Bezug zu der „Englischen Politik" Brandenburgs hat. In der „Vossischen Zeitung" fanden wir vor einigen Tagen einen Aufsatz, der dieses Umstandes in folgenden Worten gedenkt:

„Nicht jetzt erst, sondern schon vor Einhundert und siebzig Jahren, ward über den Fundamentsteinen dieses Palais eine stille Allianz zwischen Brandenburg und England gestiftet, je stiller geschlossen, um so bedeutsamer für den brandenburgischen Staat, für Britanniens Inselreich, ja von Bedeutung für die Weltgeschichte. Im Jahre 1686 oder 1687 ließ der große Kurfürst Friedrich Wilhelm dieses spätere Königliche Palais bauen — für den berühmten Grafen Friedrich Armand von Schomberg, welchen er im erstgenannten Jahre nach Brandenburg berufen und zum brandenburgischen Marschall mit großen Ehren und Vortheil ernannt hatte. Friedrich Wilhelm bedurfte gerade nicht eines neuen tapfern Marschalls, denn ihm genügte außer Andern der alte Derfflinger, welcher auch mit nicht geringem Verdruß den neuen Einschub betrachtete — er, der 81jährige Feldmarschall, den des neuen, 70jährigen französischen Marschalls! — aber er berief den weltberühmten Mann nicht für sich, sondern um die große Unternehmung noch zu verbergen, welche zwischen dem Haag, den Häuptern der englischen Nation und dem brandenburgischen Hofe vorbereitet ward. Es galt die glorreiche Revolution von 1688, den Sturz der Stuarts und Wilhelm's von Oranien Eintritt auf den englischen Thron. Wohl bewegten den großen Kurfürsten auch verwandtschaftliche Gefühle, die nächste Blutsfreundschaft mit den Oraniern, aber bestimmt haben ihn bei dieser Allianz andere, höhere Rücksichten; es galt die Rettung des Protestantismus in England, die Rettung der englischen Verfassung, und mehr! Denn alle diese heiligen Rechte uralter Errungenschaften, des freien Glaubens, der freien Wissenschaft, edler Cultur und der auf Gemeinderecht nach altsächsisch-Deutschen Einrichtungen wurzelnden Verfassung, waren in ganz Europa gefährdet, wenn Jacob II. und die Stuarts auf dem Throne blieben. Und alle Germanischen Staaten schienen in ihrem innersten Wesen erschüttert, alle Freiheit ihrer Völker und Fürsten gefährdet, wenn vor und hinter ihnen Ludwig XIV. die Vorherrschaft in Europa, nach der er trachtete, wirklich errang; eine Willkürherrschaft und einen Despotismus übend, um so unerträglicher und drückender, weil der Bourbon, noch geschickter als der Stuart, den Mantel des göttlichen Rechts, der Majestät darüber breiten und den Heiligenschein der Religion über seine Anmaßung glänzen zu lassen wußte. Der große Hohenzoller erkannte, wie Einer, die große nahe Gefahr für Europa, und daß auch sein Fortschrittsstaat, den er gegründet, verloren sei, wenn Ludwig's und Jacob's Plane zum Ziel gelangten. Er hatte als Fürst, Feldherr und Held gegen den Französischen Autokraten gestritten, jetzt galt es, wo man ihm die Arme gebunden hatte (im Nymweger Frieden), auch zur Diplomatie zu

greifen, und seine Tage waren schon gemessen. Die Aufgabe war nicht gering; was geschehen sollte, mußte im Geheimen gefördert werden. Schomberg war zum Feldherrn der glorreichen Revolution von Wilhelm von Oranien und vom großen Kurfürsten ernannt und gewonnen worden, eben so seiner diplomatischen Klugheit als seiner Tapferkeit und Feldherrngabe wegen; aber er mußte bis zum Augenblick der That irgendwo versteckt, scheinbar anderswo beschäftigt werden. Deshalb ernannte man ihn zum brandenburgschen Marschall, und deshalb erbaute man ihm das Palais, welches er schwerlich selbst länger bewohnt hat. Der große Kurfürst erlebte nicht den Tag, aber sterbend vermachte er seinem Sohn und Erben zwei Dinge: Die „glorreiche Revolution" und den Schutz der aus Frankreich ausgewiesenen Protestanten, und die letzte Parole in Potsdam, die der Sterbende ertheilte, hatte jene sinnvollen Worte: London und Amsterdam! Der Sohn hat das Testament heilig beobachtet, und in den Mauern des Königlichen Palais hallt die Erinnerung der segensreichen Allianz zwischen dem großen Oranien und dem großen Hohenzollern."

(Der Marschall von Schomberg ist einer der hervorragendsten Soldaten des siebenzehnten Jahrhunderts. Geboren in der Pfalz, Sprößling einer alten deutschen Familie — seine Mutter war eine Engländerin, Lord Dudleys Tochter, und wohl mit der englischen Gemahlin Friedrichs von der Pfalz dahin gekommen — begann er, aus der Heimath früh vertrieben, als einfacher Soldat de fortune seine militairische Laufbahn, diente nacheinander in den Armeen Hollands, Englands, Frankreichs, Portugals und Brandenburgs und trat endlich an die Seite des schweigsamen Wilhelms von Oranien, mit dem er auch in der Schlacht am Boynefluß kämpfte. Hier fiel er im Jahre 1690; sein Grabmal steht zu St. Patrick in Dublin, Jonathan Swift hat ihm die Grabschrift geschrieben. Macaulay widmet ihm, „dem Kämpen für Englands Freiheit und Glauben", einen begeisterten Nachruf, und will seine irdischen Ueberreste irriger Weise in Westminster-Abbey suchen; siehe darüber „Berliner Revue" Band IV, S. 368, wo sich Schombergs Grabschrift findet.)

Die Betrachtung des denkenden Theiles des Publicums, wenn dieser Theil auch eben nicht sehr groß ist, gewöhnt sich mehr und mehr daran, solch einen historischen Hintergrund bei der Erwägung der Aussichten des hohen neuvermählten Paares zugleich ins Auge zu fassen; das rechte Verständniß der Vergangenheit, jener Tage der bittersten Entscheidungskämpfe um das Gesammtschicksal Europa's müßte freilich dazu kommen, um diesem Hintergrunde die rechten Farben zu geben. Im Allgemeinen fehlt bei uns gegenwärtig freilich solch ein Verständniß für religiös- und confessionell-politische Bündnisse, und es wird erst der Lehren der Noth bedürfen, um in großen Kreisen die Einsicht in die Bedeutung jenes politischen Protestantismus, der den Universal-Monarchieen und den Weltbeherrschungsgelüsten direct entgegen steht, zu eröffnen.

Aus der Stadt ist nicht zu viel zu berichten. Der Landtag führt ein ehrbares und thätiges Dasein, und es scheint nur, als bemächtige sich immer größerer Kreise in demselben die Ahnung, daß eine Zeit der Erregung und außerordentlicherer Debatten der gegenwärtig herrschenden Regelmäßigkeit noch vor Schluß der Session folgen würde.

Die Gesellschaft erregt ebenfalls kein besonderes Interesse; das Theater hatte nicht die Absicht, den Gang des Herkömmlichen zu unterbrechen; bei Kroll zeigen die Zouaven die Possen und Farcen, mit denen sie sich während des orientalischen Krieges in der Krim erheiterten, und

in den Zeitungen spielen die leitenden Gedanken Versteck. Nur die kleine „Volkszeitung" sucht hier und da die allgemeine Stille zu unterbrechen, und die „Berliner Börsenzeitung" verbreitet in Ermangelung eines Anderen Gerüchte, z. B. Herr von Auerswald sei zum Gesandten in Wien ernannt.

(Eingesandt.)

Ueber Vornehmheit.

Es giebt ein unbestimmtes Etwas, welches sowohl in den Gedanken und Gesinnungen als auch in den Handlungen sich über das Gewöhnliche erhebt; welches sich im ganzen Wesen und Auftreten, zu jeder Zeit und an jedem Orte gleich gediegen offenbaret; ein gewisses Etwas, welches selbst dem oberflächlichsten Beschauer, dem Ungebildeten unwiderstehlich die Ueberzeugung aufdringt, daß solches ein vornehmes Benehmen, eine vornehme Person sei. Es ist unmöglich eine Reihe von Sätzen systematisch aufzustellen, um sagen zu können, es so oder so machen ist vornehm, dies thun, jenes lassen ist vornehm. Etwas, was an und für sich nicht besonders aussieht, kann durch die Art und Weise, wie es gemacht wird, außerordentlich vornehm werden, und umgekehrt kann sogar die vornehmste Handlung durch die Art und Weise des Ausübenden sehr gemein werden. Es kommt hier eben weniger auf das „was", als auf das „wie" an, obwohl es selbstverständlich auch Sachen giebt, an die der wahrhaft Vornehme nie denken, und die er noch weniger thun wird. Im gewöhnlichen Leben gilt vornehm und gebildet oder gar vornehm und reich gleich, und wenn Ersteres sich auch einigermaßen dadurch rechtfertigen läßt, daß Vornehmheit allerdings fast ausschließlich ein Vorrecht der gebildeten Stände, weil jedwede Vornehmheit ohne Bildung nicht denkbar ist, so ist Letzteres doch eine völlig unbegründete Annahme, nur daraus entstanden, weil der gewöhnliche Haufen, und leider nicht allein dieser, sondern auch Höherstehende, Alles das vornehm zu nennen gewohnt sind (oder vorgeben?), was ihnen ewig unerreichbar, über ihren Horizont hinweggeht. Da nun Geld (zur Schande der Menschheit sei es gesagt) der große Hebel ist, der fast Alles in Bewegung setzt; wird auch der Reiche meist zum Vornehmen gestempelt. Und doch möchte ich behaupten, daß gerade die übermäßig Reichen am allerwenigsten Anspruch darauf machen können, gerade weil sie unablässig nach Vornehmheit streben, das eigentliche Wesen derselben aber nie begreifen, also auch nie erreichen können. Sie glauben Alles durch Geld zu erlangen, aber durch die hohle Pracht und den trügerischen Schein blickt die jammervollste Leerheit hindurch, die den Stempel der vollständigsten Gemeinheit trägt. Besonders gilt dies von Emporkömmlingen, von solchen, die plötzlich reich geworden sind. Aus diesem Zwiespalt entstehen alsdann jene unseligen vielfachen Schwankungen, jene Unsicherheit des Auftretens, die wir heut zu Tage nur zu häufig antreffen; es giebt nichts Bejammernswürdigeres, als dieses nutzlose Streben, die Sucht, für vornehm zu gelten, ohne die Kraft der Gewährung in sich selbst zu tragen. Vorzugsweise verfallen die Frauen diesem trostlosen, sich selbst und

ihr häusliches Glück zerstörenden Streben. Die wahrhaft vornehme Frau flößt Jedermann Ehrfurcht ein, es giebt nichts Schöneres, als ihr majestätisches Auftreten; der Adel ihrer Gesinnung und ihres Herzens, der jedem ihrer Worte den Stempel der Wahrhaftigkeit aufdrückt, die ruhige Würde, welcher schon der Gedanke des Ungeziemenden unnahbar ist; das leutselige Wesen, welches auch den Unbedeutendsten, Furchtsamsten sich im Verkehr mit ihr sofort zu Hause fühlen läßt, endlich die eigenthümliche Haltung, welche Jeden in gebührender Entfernung hält, ohne den Anschein zu haben, es zu thun. Alles dieses macht den Umgang mit einer wahrhaft vornehmen Frau zu einem der angenehmsten von der Welt, wie denn überhaupt ihre ganze Erscheinung stets das Bild der Vollendung ist. Schönheit wird kaum bemerkt und noch weniger entbehrt, denn der Reiz liegt gerade in einem unbestimmten geistigen Hauch, der empfunden, nicht erklärt sein will. Dagegen giebt es nichts Kläglicheres, als das Gegentheil, als ein weibliches Wesen, welches den Anspruch macht, vornehm zu sein, dabei aber kleinlicher Eitelkeiten voll ist, in steter Unruhe, ob sie ihrem überall zur Schau getragenen Streben treu bleibt und ihr Ziel erreicht. Gerade diese Unruhe ist aber das vollständigste Gegentheil der Vornehmheit, denn letztere offenbart sich immer durch ruhiges Bewußtsein der eignen Würde und vollkommene Uebereinstimmung des eignen Wesens mit der Umgebung; wird eine solche ächte Vornehmheit auch wirklich einmal zufällig in eine niedere Sphäre verschlagen, so bleibt sie sich selbst dennoch gleich, keinen Augenblick ihre höhere Würde verläugnend; aber dennoch nicht deplacirt zu erscheinen, das ist eben ihre seltne, vollendete Kunst.

Bei dem Manne ist Vornehmheit eben so wünschenswerth, als bei einer Frau, wird bei ihm verhältnißmäßig öfter gediegen gefunden, weil der Mann, in so vielfachen Beziehungen und wechselndem Verkehr mit der Außenwelt lebend, wenn sein Inneres nur einigermaßen empfänglich dafür ist, bald die geistige Leerheit des gewöhnlichen Lebens durchschaut, und so gleichsam unbewußt zum Verständniß der Vornehmheit gelangt. Wir haben es hier nur mit der gebildeten Welt zu thun, denn nur die gebildeten Stände können vornehm sein; dagegen bei den ganz ungebildeten Ständen ist der Mann durchschnittlich entschieden roher als die Frau, da diese, wenn auch sich selbst unbewußt, als Naturkind ein Ahnen ihrer weiblichen Würde und das Gefühl des Schicklichen in sich trägt. Ein gemeines Wesen oder Betragen ist aber bei dem Manne bei weitem erträglicher, als bei einer Frau; eine gemeine Frau verliert die Achtung aller vornehmen Männer und Frauen, während ein gemeiner Mann nichtsdestoweniger die allgemeine Achtung genießen kann, denn Vornehmheit selbst im weitesten Sinne ist von keinem moralischen Werth, sie ist aber eben jenes veredelnde Princip, das eine Frau nicht entbehren darf. Deshalb sollte es auch die Aufgabe besonders der weiblichen Erziehung sein, auf die ächte Vornehmheit nachdrücklich hinzuweisen; diese kann sich jeder Gebildete in seiner eigenthümlichen Sphäre zur zweiten Natur machen, bedarf es doch keiner Pracht, keines Reichthums dazu, sondern nur des rechten Sinnes dafür. Man kann sie eigentlich nicht anlernen, wohl aber anerziehen, wenn man als Grundsatz vollkommene Uebereinstimmung des Innern und Aeußern aufstellt, weil vornehme, ausgezeichnete Formen erst Werth und Gestaltung durch vornehme Gedanken und Gesinnung erlangen, ohne dieselben aber nichts als abgerichtetes Pantomimenspiel sind. Wohl kann man sagen, der

wahrhaft Vornehme ist auch ein innerlich edler Mensch, wenigstens giebt er sich als solchen, und es müßte schon eine außergewöhnliche Kraft und Selbstbeherrschung erfordern, um im Stande zu sein, den äußeren Schein allein dauernd anzunehmen, ohne die inneren Erfordernisse zu würdigen und zu besitzen.

Niemals wohl war das Streben nach Vornehmheit größer, als jetzt; will doch schon der begüterte Bürger, der kleine Handwerker mit seiner „Frau Gemahlin" vornehm auftreten; niemals aber war die Zahl der echten Vornehmen kleiner und seltener, als jetzt. Und was ist auch natürlicher? Gerade dieses Streben so vieler Unberufenen ist der Keim der Vernichtung für das wahre Wesen der Sache selbst, der immer mehr um sich zu greifen droht, so daß man kaum noch den Genuß erwarten darf, in eine vollständig vornehme Gesellschaft zu treten, ohne jeden Augenblick durch ein fremdartiges Element unangenehm berührt zu werden, und so verliert die Geselligkeit immer mehr ihrer Reize und wird für die feinfühlenden vornehmen Seelen bald aufgehört haben zu existiren, wenigstens als Lustbarkeit aufhören zu sein. Eine strenge Sonderung, gleichsam eine Reinigung ist bei der immer mehr überhand nehmenden Ständeverwirrung nicht wohl zu erreichen; doch dürfte es hier am Platze sein, vor der falschen Vornehmheit zu warnen, die hohles Gaukelspiel ist, aber das große Uebel hat, daß durch die Häufigkeit ihrer Erscheinung die Schale allgemein für das Ganze gehalten wird und der edle Kern von nur Wenigen gekannt, von noch Wenigern beachtet wird, jener Kern, der das gesellige Leben, eigentlich jedweden Verkehr mit Menschen so unendlich angenehm gestalten kann, auf dessen Grundlagen die Basis der Aesthetik ruht; ihn zu schirmen, wachsen und gedeihen zu lassen, sei daher das Streben jeder feinfühlenden gebildeten Frau

A. E. v. A.

Wappen-Sagen.

Barneckow.

Freie Edelherrn am Ostseestrande,
Freie Herren auf der Insel Rügen,
Frei und edel stets in allen Stücken,
Aber wieder treu wie Gold den Fürsten,
Die in Eid und Lehenspflicht sie nahmen,
Frei und treu zugleich die Barneckow.

Ohne Makel ist der Schild geblieben,
Drin der rothe Widder stolz sich bäumt,
Ohne Makel wird er ewig bleiben,
Denn er ist der Schild der Barneckow,
Und die Art kann von der Art nicht lassen.

Untreu werden kann kein Barneckow,
Denn er muß ja an den Ahnen denken
Raven Barneckow, den edeln Zeugen,
Der für seinen Fürsten muthig zeugte,
Als ihn Otto Woge wollte schänden.

Mochten sie den treuen Landvoigt foltern,
Ihn und seinen Herrn Verräther schelten,
Als sie ihn durch Stralsunds Straßen schleiften
Wund und blutig schon zur Todesstätte,
Mächtig hob sich stets empor Herr Raven,
Rief es laut, „daß sie als Schelmen lögen
Ueber ihn und seinen frommen Herzog!“
Morden konnten sie den edeln Zeugen,
Doch sein Zeugniß konnten sie nicht schweigen,
Heute noch die Ravenberger Straße
Giebt in Stralsund Zeugniß von der Treue,
Die zum Tod der Barnekow gehalten.
Auf dem Kirchhof liegt ein Stein zu Steinberg,
D'rauf gerastet die Stralsunder Bürger,
Die zur Sühne Raven's Leiche trugen
Von dem Sunde bis zu Greifswald's Thore.

Oder kann ein Enkel untreu werden
Aus dem Blute Christen Barnekow's,
Der in Skilling's blut'gem Feld gestritten
Selbzweihundert mit dem Schwedenkönig,
Daß er seinen theuren Lehnsherrn rette,
Der gerathen in die Schwedenfalle?
Peder Styge, Stern von Rosensparre,
Franz von Rantzau und der Barnekow
Stritten Anno sechszehnhundertzwölfe,
Bis den Dänenkönig sie gerettet,
Dazu sich den blut'gen Tod errungen.
Flecke auf dem großen Stein bei Warberg
Zeigen heute noch die Schwedenbauern,
„Blut des Christen Barnekow“ sie nennend.

Freie Edelherr'n am Ostseestrande,
Freie Herren auf der Insel Rügen.
Aber treu wie Gold zugleich den Fürsten,
Die in Eid und Lehenpflicht sie nahmen,
Also sind die Barnekow noch heute,
Und in späten Tagen soll noch leuchten
Silberhell ihr Wappen mit dem Widder!

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Berlin, 19. März.

Die Ereignisse sind stärker als die Menschen. Wie allgemein wurde nicht zur Zeit der Eröffnung des diesjährigen Landtags die Behauptung ausgesprochen, diese Sitzung müsse eine durchaus stille und unbewegte werden, wichtigere, principiellere Debatten würden in ihr keinen Platz finden, es handele sich diesmal bloß um die Abfertigung dringender laufender Geschäfte.

Und wirklich kam man von verschiedenen Seiten innerhalb des Hauses der Abgeordneten darin überein, alle Erörterungen zu vermeiden, die auf die Tiefe der bestehenden Gegensätze zurückführen konnten; nur selten kamen im Anfang Sitzungen vor; die Commissionen arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts, und eine rein geschäftliche Thätigkeit der Session schien vollständig gesichert.

Es waren die ernstesten und loyalsten Bedenken, welche eine solche Haltung des Landtags empfahlen, und das Volk erkannte mit innigster Genugthuung in der Zurückhaltung und in dem ganzen stillgeschäftlichen Eifer seiner Vertreter den Ausdruck der Theilnahme an einer schweren Prüfung, die das Königshaus und das Land betroffen hatte.

Es kam hinzu, um diese allgemeine Billigung zu unterstützen und zu fördern, daß in Preußen allgemein die Gewißheit verbreitet war, die eigentliche monarchische Kraft des Staates sei an keinem Punkte in Frage gestellt, nach keiner Seite hin unterbrochen, daß das preußische Königthum, auf eine Fürstenfamilie ohne Gleichen gestützt und in ihr ruhend, unter allen Verhältnissen das entscheidende Wort in der Bestimmung jedes weiteren Schrittes unserer Entwickelung behalte.

Diese Gewißheit ist der erste Eckstein in dem politischen Glauben eines jeden guten Preußen, und für wen das nöthig, der fand in der Verkündigung, mit der Se. Königl. Hoh. der Prinz von Preußen die Stellvertretung übernahm, eine nachdrückliche Bestätigung dieser Gewißheit in den Worten, in welchen der hohe Herr aussprach, daß er die Regierung in den Ihm bekannten Intentionen Seines Königlichen Bru-

ders führen werde. Es geht ein innerster Zusammenhang, wie ihn mit die Geschichte hochbegnadigter Fürstenhäuser kennt, durch die Geschlechter und Erbfolgen des hohenzollernschen Hauses, und es bildet dieser innere Schatz unseres Königshauses gerade für uns, denen niemals die preußische Verfassung in der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 allein beschlossen war, einen Hauptbestandtheil des öffentlichen Rechtes in Preußen.

Mögen Andere, die sich bisher mit Stolz die „Verfassungstreuen" nannten, alle ihre Entscheidungen streitiger Fragen unseres Rechtszustandes nur mit Bezug auf jene von uns in ihrer vollen Wichtigkeit und Heiligkeit anerkannten Verfassungs-Urkunde treffen; mögen sie, bedrängt durch die ungenügende Aushülfe, die ihnen diese Verfassungs-Urkunde in besonders gewichtigen Fällen nur gewährt, sich für eine ängstliche Spanne Zeit mit einem stillschweigenden Absehen von dieser Urkunde behelfen und diese ihre „Entsagungsfähigkeit" alsdann in das beste Licht stellen: für uns bestehen solche Verlegenheiten und Anstöße nicht; wir stehen auf dem wirklich verfassungsmäßigen, auf dem einzig verfassungsmäßigen Boden, zu dessen wesentlichsten und festesten Quadern das preußische Privatfürstenrecht gehört, dies stolze ungeschriebene Recht mit seinen Ueberlieferungen, die anzuwenden und zu deuten eine Angelegenheit des Königshauses selbst ist.

Gerade dies Recht stellt die Monarchie in Preußen auf unerschütterliche Grundlagen und hält sie auch in Zeiten so schweren Unglücks, wie die Krankheit Sr. Majestät des Königs es war, in ihrem Glanze, in ihrer Kraft, in ihrer ganzen schweren Bedeutung für Preußen, Deutschland und Europa aufrecht.

Es kann das in einer Zeit nicht scharf genug betont, nicht oft genug wiederholt werden, in der eine plötzlich über Nacht geborene politische Zufriedenheit das Köstliche und Erquickliche eines Provisoriums ohne ersichtliches Ende rühmt, in einer Zeit, in der auf einer anderen Seite Rücksichten der verschiedensten Art vielleicht den Wunsch erzeugen könnten, die Situation so ausgiebig wie möglich zu machen und dieselbe zu Zwecken zu benutzen, die mit der schweren Prüfung, die das Königshaus und das Land trafen, nichts zu thun haben.

Das monarchische Bewußtsein, das im Lande lebt und das stets seinen Ausdruck zu bewahren wissen und am Throne auch dann gnädige Aufnahme finden wird, selbst wo es einen Augenblick in Aeußerlichkeiten geirrt hätte, wird sich durch solche Versuche nicht blenden lassen; es hat einen scharfen Instinct, der es die Stimme der treuen Royalisten, welche die ganze Summe unserer Verfassung wahren wollen, sogleich erkennen läßt; und so sehr das Volk in dieser seiner loyalen Denkart die ehrerbietige Haltung des Landtags in seinem Thun und seinem Lassen bisher zu würdigen und anzuerkennen wußte, so wenig wird es sich doch davon überzeugen lassen, daß unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen

ein Provisorium oder ein gewisses Temporisiren für unsre Politik geboten wäre.

Die bevorstehenden Debatten des Landtages werden jedenfalls davon Zeugniß ablegen, daß dieser monarchische Sinn der Nation auch unter ihren Vertretern und Abgeordneten lebt, und daß der Glauben an die volle Lebendigkeit königlicher Regierung in Preußen sich in ihren Entschlüssen wiederspiegelt.

Erst von diesem Standpunkte aus aber kann ein wirkliches Vertrauen zur Regierung und zu ihren ersten Vertretern gewonnen und gefaßt werden; alle anderen Richtungen, welche ohne die hohen und patriotischen Erwartungen, die wir hegen, ihr nahen und ihre Haltung zu billigen scheinen, können doch nur Freunde eines Augenblickes und einer schnell vorübergehenden Combination sein.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. XII. Pfingsten überall.

Zu den fränkischen Besitzungen derer Imhofe gehörte damals schon seit länger als hundert Jahren das alte Haus Trebegast, wahrscheinlich erwarb es Peter Imhof, der am Sanct Kilianstag Anno 1413 einen Lehnbrief darüber empfing. Das alte Haus Trebegast hatte Herr Laurenz Imhof seit mehreren Jahren von einem seiner Vettern in Pfandbesitz, er pflegte es mit seiner Familie alljährlich auf einige Tage wenigstens zu besuchen, denn wenn auch nur Pfandherr, so nahm es der Patricier mit allen seinen Pflichten viel zu ernsthaft, als daß er nicht auch den Unterthanen von Trebegast, so weit es möglich war, die Vortheile hätte gewähren sollen, welche die Gegenwart des Herrn stets mit sich bringt; überdem gehörte Trebegast, auch wenn es später durch Rückzahlung der Pfandsumme wieder aus seinen Händen kam, immerhin zu dem Gesammterbe derer Imhofe, gegen das Herr Laurenz gleiche Pflichten zu haben sich bewußt war, wie gegen sein persönliches Eigen.

In diesem Jahre war Herr Imhof mit seiner Familie und einigen Gästen früher im Jahre als sonst zu Trebegast angekommen, das fröhliche Pfingstfest daselbst zu feiern, und zwar in ganz besonderer Weise. Er war am Freitag vor dem Feste angekommen, am Sonnabend hatte er mit seinem ganzen Hause und seinen Gästen bei dem bereits evangelischen Pfarrer des Ortes gebeichtet und am ersten Pfingstfeiertage das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen. Unter den Gästen des Patriciers befanden sich auch Herr Albrecht Dürer, der treffliche Meister, und seine Hausehre Frau Agnes, die zur innigsten Seelenfreude ihres Gemahls und zur wahren Erbauung aller Anwesenden bei der heiligen Handlung die Hand Albrechts ergriffen und mit ihm vereint das Abendmahl empfangen hatte; weder Meister Albrecht, noch die Andern hatten eine Ahnung von der mit Frau Agnes geschehenen Umwandlung gehabt; Doctor Roderich Muffel hatte sich der armen Frau, auf deren anfänglich schüchterne Bitte, in der Stille ernsthaft angenommen und sie mit großem Eifer und Erfolg auf diesen Schritt vorbereitet. Meister Albrecht war tief rührend in seiner frommen Freude und kindlichen Dankbarkeit. Am zweiten Pfingstfeiertage nach dem Gottesdienst hatte Herr Blasius Stöckel, einst Prior des Nürnbergischen Karthäuser-Convents, jetzt ein eifriger Diener und Verkünder der gereinigten Lehre, seinen Amtsbruder den Doctor Roderich Muffel mit Jungfrau Amaley Imhofin getraut und so dem alten Bunde der Herzen die göttliche Weihe ertheilt. Das war ein reiches schönes Pfingstfest.

Das alte Haus Trebegast war ein stattliches Schloß, anmuthig zwischen Gärten, Wassern, Wiesen und bebuschten Hügeln gele-

gen. Ueberdem war es ziemlich wohlverwahrt und von doppelten Gräben und Mauern umgeben und durch ein rasch fließendes Wasser von dem dazu gehörigen Dorfe geschieden. Der große innere Schloßhof, an welchem das eigentliche Herrenhaus mit seiner durch kunstreiche Steinmetzarbeit verzierten Giebelseite lag, war sehr schön; er hatte nämlich zwei große und mehrere kleine Ausrundungen in seiner Umfassungsmauer. In diesen beiden großen Ausründungen, die sich gegenüberlagen, befand sich in der zur Rechten, wenn man durch das Thor trat, eine Capelle des heiligen Laurentius, ehrwürdig durch eine Einfachheit, die auf ein hohes Alter deutete und nach der Volkssage war die Capelle auch der älteste Theil des ganzen Schlosses; in der Ausrundung auf der linken Seite war ein Brunnen, ein Muster jener einfachen und doch gedankenreichen Weise, in welcher unsere Väter die Kunst auf Gegenstände des gewöhnlichen Lebens zu übertragen verstanden. Der Brunnen war von einer cylinderförmigen Ummauerung eingefaßt, an dieser Ummauerung erhoben sich zwei viereckige Säulen, welche durch einen Bogen, der über den Brunnen geschlagen, verbunden waren. Auf dem einen Pfeiler stand ein Steinbild des samaritanischen Weibes mit dem Kruge, die gewöhnliches Wasser zu schöpfen ging, auf der andern der HErr, der Spender des ewigen Wassers, der ihr entgegenkommt; beide Bildsäulen waren etwas ernst und streng, aber trefflich im Ausdruck der Gesichter. Unter dem Bogen schauten von den Kragsteinen der Pfeiler zwei Masken täppisch hinein in den Brunnen, die unverklärte Weltlichkeit mit scharfem Spott andeutend. Dieses treffliche Werk hatte Herr Laurenz Imhof einige Jahre zuvor von einem Schüler Adam Krafts ausführen lassen.

Die kleineren Ausrundungen waren bedeckte und vergitterte Nischen, welche verschiedene Vögel und Thiere enthielten; alle diese Ausrundungen, so wie die Thür des Herrenhauses, waren während dieses Pfingstfestes durch breite Laubgänge, von Moos bekleideten Stangen und frischen Birkenbäumen, Maien, gebildet, mit einer großen Laube verbunden, welche zwischen vier alten Linden in der Mitte des Schloßhofes angelegt war.

In den beiden breitern Gängen, die zur Capelle und zum Brunnen führten, standen Tafeln für die Herrschaft und ihre Gäste, in den schmälern kleinere Tische für die Einwohner des Dorfes; wenn man in der Mitte der Lindenlaube stand, bildeten die nach Hausthür und Hofthor, Capelle und Brunnen führenden breiteren Gänge ein Kreuz, die dazwischen liegenden schmäleren nach den verschiedenen Nischen einen Stern; alle Gänge waren, wie gesagt, grün bedacht und mit gelbem Sande bestreut. Die Lindenlaube aber war nicht mit Sand bestreut, weil sie zum Tanzplatz dienen sollte.

Schon am Mittwoch vor Pfingsten hatten die jungen Burschen des Dorfes unter sich zwei Jungfernknechte und unter den Mädchen eine Vortanzjungfer gewählt; am Donnerstage waren sie herumgezogen

und hatten die Mädchen eingeladen zum Pfingsttanze, auch einer jeden, die ihr Kommen zugesagt, ein kleines zierliches Töpfchen, bunt bemalt, verehrt, und ihr die Vortanzjungfer angezeigt; am Freitage hatten sie die Maien aus dem Walde geholt, wo nach altem Recht ihnen die Abnahme der Pfingstmaien zustand, und bis zum Sonnabend den Schloßhof in der Weise geschmückt, wie wir oben beschrieben. Die höchste Maie, der eigentliche Pfingstbaum, stand in der Mitte der vier Linden. Am ersten Feiertage nach dem Nachmittags-Gottesdienst waren die Jungfernknechte mit der Vortanzjungfer auf dem Schloß erschienen und hatten sich, wie herkömmlich, von Herrn Laurenz die Erlaubniß zum Pfingsttanze, so wie auch die Bestallung als Maigrafen geholt, als welche sie während der Pfingsttänze als Richter auftraten, Streitigkeiten schlichten und Widerstrebende von dem Tanzplatz entfernen konnten.

Nach dem Gottesdienst am zweiten Pfingsttage begann das Tanzfest; es war herrliches Wetter, der Sonnenschein glitzerte um die jungen hellgrünen Blätter der Maien, die einen balsamischen Duft aushauchten und den ganzen Hofraum durchwürzten. Herr Laurenz stand mit seinen Gästen den Festzug erwartend in der kühlen Laube, die zum Brunnen führte. Die Herren waren alle in der zwar ernsten, aber stattlichen und malerischen Männertracht jener Zeit, die wir schon mehrfach beschrieben haben, Herr Laurenz selbst und Meister Albrecht Dürer besonders reich geschmückt mit all den Gnadenketten und Ehrenpfennigen, mit denen sie vom Kaiser, von Fürsten und Städten begabt worden. Unter den Frauen zeigte sich Frau Luitgarde in einem ganz neuen blaßrothen Kleide, welches ihr Herr ihr verehrt zu diesem Feste, das Kleid hatte eine weiße Einfassung die mit einem grünen Sammetstreifen in der Mitte besetzt war; die Aermel waren weit, am Handgelenke trichterförmig, aber geschlitzt, und da, wo die weiße Leinwand des Aermels sichtbar wurde, mit schwarzen Bändern umspannt. Der Brustlatz war blaßblau mit weißen Schnüren überzogen. Die Haarhaube der Patricierfrau war von Goldfäden, auf dem flachen grünsammetnen Barett, das einen schmalen zinnenartig ausgeschnittenen Rand hatte, trug Frau Luitgarde weiße Federn. Uebrigens fehlte es dieser Tracht, der man ansieht, daß die vornehme bürgerliche Frauentracht in den reichen Städten bereits einen Aufschwung über die steifen Formen der eben vergangenen Zeit zu nehmen begonnen, nicht an dem reichern Schmuck von goldenen Ketten und edlen Gesteinen.

Viel einfacher als Frau Luitgarde war Amaley als eben vermählte Gemahlin eines Geistlichen gekleidet, die Farben ihrer Kleidung waren dunkel, der Schnitt streng. Dagegen hatte sich Frau Agnes stattlich geputzt, und ihre Kleidung war viel kostbarer als die der Patricierfrau, wenn auch im Schnitt derselben ähnlich, die Farben waren bunter und stärker, aber nicht geschmacklos, sondern ganz harmonisch zusammengestellt, item, Frau Agnes war gekleidet, wie es dem Weibe des

Fürsten der deutschen Maler wohl ziemte, der seine Freude hatte an bunter Farbenpracht. Die drei geistlichen Herren in der Gesellschaft hätten vielleicht die Kleidung der Frauen etwas weniger prachtvoll gewünscht, doch legten sie nicht ein solches Gewicht auf diesen Punkt, daß sie Herrn Laurenz, Meister Dürer und Andern die Freude verdorben hätten durch ungelegene Einsprache. Die ersten geistlichen Lehrer des geläuterten Glaubens dachten strenger als unsere Zeit über diese Dinge, aber sie verwechselten nicht, wie die Prediger einer spätern Epoche, Hauptsachen mit Nebendingen und verschwendeten den heiligen Eifer, der einer höhern Aufgabe geweiht sein sollte, nicht in Kämpfen gegen Kleidungsstücke. Freilich hatten die meist schönen und malerischen Trachten zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts noch nichts gemein mit der albernen Geschmacklosigkeit und oft unanständigen Ungeheuerlichkeit späterer Epochen.

Herr Laurenz hielt seine kleine Tochter an der Hand, die ihn unaufhörlich mit Fragen und altklugen Bemerkungen unterhielt. Roderich hatte sein lustiges, sommerfleckiges Gesicht mehrfach durch verschiedene Lücken der grünen Laube gesteckt, da es ihm aber nicht gelungen war, dadurch die Aufmerksamkeit der Gesellschaft zu erregen, so war er hinunter ins Dorf gelaufen, dem Zuge entgegen, und trieb dort seine Eulenspiegeleien mit mehr Erfolg unter den Leuten, namentlich die volle Aufmerksamkeit der ältern Bauerweiber fesselnd, die Alles „ausbündig schön" fanden, was der „kleine Junker" trieb, der es im Gesichterschneiden wirklich zu einer Art von Meisterschaft gebracht hatte.

Endlich vernahm die Gesellschaft des Schloßherrn oben in der Laube die Klänge der etwas naiven Musik, welche dem Pfingstzuge voranging.

Zuerst erschien ein starker Trupp der dörflichen Jugend beiderlei Geschlechts, barhäuptig und barfüßig, sonst aber im Festgewand, grüne Zweige in der Hand tragend und eifrig bemüht, mit Naturlauten aller Art die Musik weniger zu beglelten als zu überschreien. Im Gefolge dieser muntern Jugend befand sich eine starke Schaar jener weißgelben Bastardspitze, die damals in den deutschen Dörfern massenweise gehalten wurden und noch einen viel wilderen und bösartigeren Charakter hatten als heut zu Tage; diese gaben durch entsetzliches Geheul ihr Mißfallen an der Musik zu erkennen, rannten auch dreist und mit hündischer Unverschämtheit in den Schloßhof hinein, während die Kinder schüchtern rechts und links außerhalb des Thores stehen blieben.

Jetzt marschirten die ländlichen Musikanten auf, meist Fiedler und Dudelsackpfeifer, Alle mit bunten Bändern und grünen Zweigen geschmückt. Ihnen folgte der erste Jungfernknecht, ein kurzes schwarzes Mäntelchen um die Schultern und ein grünes Kränzlein mit Silberlahn verziert auf dem Haupte; der stattliche junge Bursche führte die dralle, rothwangige Dirne, die für dieses Jahr zur Vortanzjungfer gewählt

war. Nach diesem Paar kamen alle Mädchen im besten Putz, immer zwei und zwei, Jede ihr mit Blumen umwundenes Pfingsttöpfchen in der Hand. Die Mädchen trugen alle schwarze Röcke, denn schwarz war die Lieblingsfarbe der wendischen Stämme, und wendischer Abkunft waren die Landleute in dem größten Theile Frankens. Nach den Mädchen, die, wenn auch nicht Alle schön, so doch frisch und gesund aussahen, kam der zweite Jungfernknecht, der ebenfalls ein schwarzes Mäntelchen und Silberlahn in seinem Kranze trug, er führte die Nachtanzjungfer; das Mädchen nämlich, das im Jahre zuvor Vortanzjungfer gewesen, hatte jedes Mal den zweiten, den Nachtanz, wenn sie sich nicht in der Zwischenzeit vergangen oder verheirathet hatte, im ersten Falle durfte sie gar nicht unter der Pfingstmaie erscheinen, im zweiten aber konnte sie zwar zusehen, durfte aber nicht tanzen. Die Weiber tanzten niemals bei dem Landvolk Frankens; darnach folgten sämmtliche ledige Burschen, Alle bekränzt, paarweise; Bauernsöhne und ledige Knechte untereinander, denn unter den Unverheiratheten galt kein Rang, wie denn auch unter den Mädchen Bauerntöchter und Mägde zusammengingen. Den Beschluß machten die Verheiratheten, Mann und Frau zusammengehend, die Frau jedoch zur Rechten des Mannes und das Pfingsttöpfchen des Mannes mit dem ihrigen zugleich tragend. Bei den Verheiratheten gingen aber die Bauernpaare den Knechtpaaren voran.

So kam der Zug auf dem Schloßhofe an, die Kinder am Thore drängten sich jetzt zu ihren Aeltern und zogen mit ihnen ein, die Musik stellte sich unter der großen Pfingstmaie auf in der Lindenlaube, der Zug ging an Herrn Laurenz und seinen Gästen vorüber.

„Pfingsten überall, gute Herrschaft!“ rief der erste Jungfernknecht nach altem Herkommen grüßend.

„Pfingsten überall, lieben Leute!“ antwortete der Patricier mit den Seinen dagegen, und man konnte ihm wohl ansehen, wie freundlich ihm der alte, von seinen Vätern fleißig geübte Brauch dünkte; „Pfingsten überall! Pfingsten überall!“ grüßten Burschen und Dirnen, die Alten und ihre Weiber vorüberziehend, „Pfingsten überall!“

Nun begann der erste Tanz, eine Art von Polonaise, der erste Jungfernknecht tanzte mit der Vortanzjungfer vor, der zweite Jungfernknecht und die Nachtanzjungfer tanzten gar nicht, sondern hielten auf Ordnung, so daß jeder Bursche mit jeder Dirne tanzte; durfte sich keines beklagen, denn jeder Bursche hatte also mit der hübschesten Dirne, jede Dirne mit dem flinksten Tänzer getanzt. Als der Tanz vorüber war, wurden die Dirnen ausgelooft, jeder Bursche erhielt durch's Loos eine Pfingstjungfer, welche für die übrigen Tänze seine Tänzerin war. Es versteht sich, daß es dabei an Lust und Heiterkeit nicht fehlte, wenn das Loos zwei zusammenführte, deren gegenseitige Neigung kein Geheimniß war, obwohl sie sich's einbildeten! Mochte auch bei der Verloosung nicht immer ganz ehrlich zugehen. Während dieser Ceremonie

hatte die Frau Luitgarde zwei große Körbe vor sich bringen lassen, in dem einen lagen Brätzeln von weißem Semmelmehl, in dem andern weiche Brödchen, Herr Laurenz aber hatte eine mächtige Tonne Bier in die Laube schieben lassen, an die er sich jetzt stellte.

Zogen nun die Burschen heran, Jeder mit seiner Pfingstjungfer, die Alten Jeder mit seiner Ehehälfte, und nach ihnen auch die Kinder allesammt. Die Alten bekamen die weichen Brödchen, die Jugend aber die Brätzeln. Die Brätzeln band ihnen Frau Luitgarde, von der kleinen Amaley und Frau Agnes Dürer unterstützt, an den linken Arm mit einem grünen Bande. Davon soll der Name dieses Gebäckes überhaupt herkommen, es wurde am Arme getragen, wie ein Armschmuck, lateinisch brachile oder brachiale, woraus das deutsche Brätzel geworden.

„Ueberall Pfingsten!“ dankten die also Beschenkten, Alte und Junge.

Vom Brodkorbe aber zogen sie zu der Biertonne, dort füllte ein Knecht ihnen die zierlichen Pfingsttöpfchen mit frischem Trunk, aber Herr Laurenz selbst reichte Jedem sein Töpfchen mit: „Ueberall Pfingsten!“

Ueberall Pfingsten!

Nach dieser Erquickung begann der Nachtanz, von der Nachtanzjungfer und dem zweiten Jungfernknecht geführt, während nun der erste Jungfernknecht und die Vortanzjungfer feierten und auf Ordnung hielten. Jeder Bursche tanzte mit seiner Pfingstjungfer. Der dritte Tanz war der Ehrentanz, den führte Herr Laurenz mit der Vortanzjungfer, der erste Jungfernknecht mit Frau Luitgarde; der kleine Junker Roderich Imhof hatte sich entschlossen geweigert, zu tanzen, er war auf einen der Bäume geklettert, von dessen Wipfel herab er zum unaussprechlichsten Jubel der Jugend entsetzliche Gesichter schnitt und allerlei Spottworte rief, an seiner Stelle also tanzte der treffliche Meister Albrecht Dürer mit der Nachtanzjungfer, während der zweite Jungfernknecht Frau Agnes in den Reihen führte. Außer diesen Ehren-Paaren tanzte Niemand im dem Ehrentanz, nur die kleine Amaley Imhof drehte sich laut jauchzend neben ihrer Mutter her.

Nach diesem Tanz zog sich der Patricier mit seinen Gästen in die Nebenlaube zurück und setzte sich so, daß er die große Laube ganz übersehen konnte, denn er hatte seine herzliche Freude an der Fröhlichkeit der Leute. Die wußten das auch und ließen sich durchaus nicht stören, die Tänze folgten sich in ununterbrochener Folge, die Musikanten arbeiteten tapfer, tranken aber noch tapferer, denn Spielleute haben immer durstige Kehlen. Die Jugend tanzte, die Kinder spielten, die Alten schwatzten von vergangenen Zeiten und sahen vergnüglich dem Spiel der Kinder, wie dem Tanz der Jugend zu, den erfrischenden Trank, der reichlich geschenkt wurde, behaglich genießend. Ueberall Pfingsten!

Roderich Imhof jagte sich wild umher mit den Bauerjungen, unter denen gefiel's ihm wohl, die hatten eben so viel Sommersprossen im

Gesicht wie er, mehr war nicht möglich, die schrieen eben so laut wie er, zeigten nicht die mindeste Nachgiebigkeit gegen ihn als den Sohn ihres Herrn, gehorchten ihm aber doch, weil ihnen seine derben Fäuste imponirten und er allerlei Tollheiten und Eulenspiegeleien anzugeben wußte, auf die sie nimmermehr gefallen wären. Die kluge kleine Amaley dagegen ließ sich von den ehrlichen Bauerweibern hätscheln und bewundern, und belohnte sie, indem sie ihnen alle ihre kleinen Sprüche und Geschichten hersagte.

Am Herrentisch in der Seitenlaube war die Gesellschaft nicht weniger heiter; zwar saß Frau Amaley Muffelin meist schweigend neben ihrem Gemahl, aber man sah ihren edlen feinen Zügen wohl an, daß es die innere Glückseligkeit war, welche sie schweigsam machte und trefflich zu der ernsten Freudigkeit des Doctors stimmte. Herr Laurenz unterhielt sich meist mit Herrn Blasius Stöckel und dem Ortspfarrer, die gute Frau Luitgarde aber saß redselig zwischen Meister Albrecht Dürer und Frau Agnes, die Beide ein unendliches Wohlgefallen gefunden an der frischen, liebenswürdigen Weise der Patricierfrau. Auch auf dem Herrentisch stand vor Jedem ein buntes irdenes Pfingsttöpfchen mit einem kleinen Kranz, der durch die beiden Henkel geschlungen war, und der erste Jungfernknecht bediente die Frauen eben so eifrig mit Bier aus dem großen Fasse, wie die Vortanzjungfer die Herren. Der Patricier und sein Haus theilten die Pfingstfreude der Dörfler ganz, auch die Genüsse an Speise und Trank waren dieselben.

Einige Stunden hatte der Tanz bereits gedauert, die Sonne neigte sich und würziger duftete das junge blinkende Grün der Maien im sanften Abendwinde, da erscholl ein fast überlautes Jubelgeschrei am Eingangsthor.

„Was mögen sie Besonderes haben, daß sie also ihre Stimme erheben?“ fragte Herr Laurenz und blickte zusammt den Seinen nach der Laube, dort aber stand die dichte Reihe der Zuschauer fest wie zuvor um die schleifenden Paare, sie hatten bei der Nähe der Musik nichts vernommen von dem Jubelgeschrei am Thor; schon wollte Herr Laurenz das abgebrochene Gespräch wieder aufnehmen, da brach Roderich mit seinem lustigen Gesicht durch die Reihe, sein Gesicht war hochgeröthet, er schwang eine neue Peitsche über dem Haupt und schrie, in vollem Laufe heranstürmend: „Vater, Vater, da ist die große Peitsche, die mir Endres versprochen hat, Rembart hat sie mir mit von Leipzig gebracht!“

„Mein Sohn, Botschaft von meinem Sohn!“ rief Frau Luitgarde aufspringend, als sei sie plötzlich zwanzig Jahre jünger geworden.

In dem Augenblick öffnete sich auch eine Gasse durch die Leute in der Laube und Rembart kam mit raschen Schritten daher, sich wenig um die Leute kümmernd und ihren Pfingstgruß überhörend, das alte narbige Gesicht strahlte vor Freude und Stolz.

„Ueberall Pfingsten! gestrenger Herr!" rief er näher kommend, „unser Junker ist gesund wie ein Fisch, gestrenge Frau!"

Treuherzig reichte der alte Knecht des Hauses ringsum seine Hand zum Gruß, nur vor dem geistlichen Herrn machte er einen Scharrfuß hinten aus, was man damals eine spanische Reverenz nannte. Dann zog er ein Päcklein aus seiner Seitentasche, reichte seinem Herrn zwei Briefe und sprach für sich: „Der Gestrenge hat seine Briefe, Roderich seine Peitsche, hier ist das Kettlein für die kleine Jungfer Amaley, da ist mein Botendienst aus, und nun, gestrenge Frau, bin ich bereit, Rede zu stehen und Antwort zu geben, denn unser Junker hat mir gesagt, Ihr würdet nicht wenig zu fragen haben, und ich sollte Euch genau berichten, unser Junker meinte, ich hätte die beste Gabe zum Erzählen und Antworten."

Der alte Bursche sagte das zwar sehr selbstgefällig, aber er verlor doch den Muth etwas, denn Frau Luitgarde überströmte ihn mit einer solchen Fluth von Fragen, daß er sie fast erschrocken ansah, doch kam ihm die Zuversicht gleich wieder, als ihn die Patricierin auf die Bank niedersetzen hieß, ihm einen frischen Trunk in einem Pfingsttöpfchen reichte und nun ihre Fragen langsamer als zuvor wiederholte. Frau Amaley trat zu Luitgarde, legte ihren Arm um deren Hals, und so standen die beiden Frauen und fragten unermüdlich, ohne Pause fast.

Indessen hatte der Patricier den Brief seines Sohnes eröffnet und las mit wahrhaft väterlicher Freude: „Gott zum Gruß zuvor und meine Ehrerbietung, herzlieber Vater! Ich denke allezeit an Euch, an meine liebe Frau Mutter, die Base, die Geschwister und unser ganzes Haus. Gott hat mich meine Reise glücklich und gesund zurücklegen lassen, wie Euch unser Rembart, der Euch diesen Brief bringt, weiter berichten wird. An zwei Wochen früher hätte ich den treuen Knecht mit solcher Botschaft heimgesendet, aber derselbige lag krank darnieder, war hart geschlagen worden von bösen Gesellen, zürnt ihm aber nicht, denn er hat solchen Streit nicht gesucht, sondern sich brav gehalten in alle Wege, wie das Einem ziemt vom Imhof'schen Hause; wird das Weitere wohl selbst melden thun, ist jetzt mächtig stolz auf das Abenteuer und hat auch Ursach dazu, ging ihm an's Leben, und hätten die bösen Gesellen ihm Garaus gemacht, wenn nicht der Herzog Georg zu Sachsen, der mir ein lieber gnädiger Herr ist, sich seiner angenommen hätte. Ich bin hier in des von Lindenau Hause aufgenommen wie ein Sohn, kam gleich selbst und holte mich aus der Herberge, als ihm Rembart meine Ankunft vermeldet, nahm mich mit großer Liebe an um Euretwillen, herzlieber Vater, item auch seine Hausfrau, so Eine vom Stein zu Altenstein ist, eine halbe Landsmännin, die ist schön und spricht fast wie mein lieb Mütterlein. Hat mich der von Lindenau auch am andern Tage nach meiner Hinkunft aufgeführt bei Herzog Georgen, der war krank. Steht der von Lindenau in sehr hoher Gunst

bei seinem Herrn, viel mehr, als alle die andern Räthe und Kammerjunker, obwohl der Herzog eben so eifrig in der alten Lehre ist, wie der von Lindenau in der neuen. Bin etliche Tage recht betrübt gewesen, herzlieber Herr Vater, weil ich Falsches von Euch mir vorgestellt, weil Ihr auch zu der neuen Lehre Euch gewendet, denke aber, daß ich mich Eurer Verzeihung werde getrösten können, bin eben ein einfältiger Knabe gewesen und habe blöde gesehen. Herzog Georg hat mir, obwohl er schwach auf seinem Bette lag, viel Gnade erwiesen und dem von Lindenau befohlen, mich wieder mit sich zu führen, wenn er gesund geworden. Am dritten Tage aber rief mich Herr Hans und sprach zu mir: Du sollst mit mir gehen zu meinem armen Herrn, Andreas, er liegt hart am Tode, und die Menschenweisheit sagt, daß seine letzte Stunde gekommen, komm, mein Andreas, und siehe, wie ein Fürst und Gewaltiger der Erde stirbt! Da sind wir hinauf auf's fürstliche Haus, und standen überall Leute," die sahen trüb und stumm, oder weinten und klagten laut, denn da es bekannt worden, daß es zum Letzten gekommen mit Herzog Georgen, da wurde die alte Liebe der Leute wieder wach zu dem Herrn. Ist ein trefflicher Fürst gewesen stets und hat löblich regieret, und haben ihn seine Unterthanen hoch gehalten bis zu der Zeit, da die neue Lehre aufkam, und die Leute ihr zufielen, derweilen der Herzog Georg streng auf die alte Lehre hielt und die Prediger nicht zulassen wollte. Da kamen wir in's fürstliche Sterbezimmer und standen unter den andern Räthen und Edelleuten. Zween Priester waren zu Häupten des Herzogs und beteten mit ihm. Hört der Herzog, daß die Thür geöffnet wird und fragt mit schwacher Stimme: Wer geht da? sagt der Marschalk: es ist Herr Johannes von Lindenau, der kommt! Richtet sich der Herzog etwas auf und spricht: Komme her, mein Hanse, und nimm Abschied von Deinem Herrn! Trat mein Herr von Lindenau zu ihm und küßt ihm die Hand. Der Herzog aber wurde unruhig und warf sich im Bett und stöhnte schwer, da vermahnte ihn sein Beichtvater, daß er sollte den heiligen Jacobum fleißig anrufen, den der Fürst während dem Leben als seinen Patronum verehret. Der Herzog that's, da erhub der von Lindenau seine Stimme und sagte: Hört Ihr mich, gnädiger Herr? Antwortete der Herzog: Ich höre Dich, Hanse! Spricht der von Lindenau: Laßt den heiligen Jacobum, gnädiger Herr, haltet Euch in diesem schweren Stündlein an den HErrn Jesum allein — ist Euer Sprichwort und Wahlspruch im Leben gewesen: Geradezu giebt die besten Renner! Haltet Euch gerade an den HErrn Jesum! Wollte damit sagen, sollte nicht erst auf dem Umwege durch die Heiligen, sondern geradezu sich an den Herrn wenden. Machten die Priester ein Geschrei über solche Rede, Herzog Georg aber sagte: Hanse meint's gut, wenn er auch irret, lasset ihn! Bald darauf wurde der Fürst ruhiger und die Aerzte hießen uns hinausgehen Alle. Am andern Tage war's besser mit Herzog Georgen, und sieben Tage später sprach er gar

freundlich mit mir im Schloßhofe, wo er sich seine Pferde vorführen ließ, die er wenigstens sehen wollte, wenn er auch noch zu schwach war, sie zu besteigen. Hatte sich grade an den HErrn Jesum gehalten mit seinem Gebet, der hatte ihm geholfen von seinem bösen Gebrest. Mein herzlieber Vater, ich bin an jenem Tage von dem fürstlichen Hause gegangen wie ein Träumender, sagte immer vor mich hin leise: „Gradezu giebt die besten Renner!" und habe dem Worte manchen Tag nachgedacht, habe auch in vielen Stunden mit dem von Lindenau und seiner Hausfrau drüber geredet, und ist es mir nach und nach wie Schuppen von den Augen gefallen, bis ich sehend wurde. Kann mir jetzt wohl vorstellen, wie Ihr disputirt habt mit dem Oheim Roderich, denn ich habe auch einen harten Stand gehabt, und der von Lindenau hat mir gesagt, daß ich's ihm redlich sauer gemacht, ist mir aber darum nie unwillig gewesen — also, um kurz zu sein, hat mich Gott zuerst aufgeweckt durch den Spruch: Gradezu giebt die besten Renner! und der von Lindenau hat hernach das Uebrige gethan, was ihm Gott vergelten möge hier und in Ewigkeit! Bin in voriger Woche zum ersten Male zum Altar gegangen und habe im heiligen Abendmahl Beides, den Leib und das Blut des HErrn, empfangen, wie solches die Schrift verordnet. Bin auch seitdem sehr fröhlichen Sinnes und dankbaren Gemüthes, daß ich in eine Kirche gehe mit Euch, herzlieber Herr Vater, und meinem lieben Mütterlein. Das wird Euch eine liebe Kunde sein, halte ich mich überzeugt, und die Base Amaley, so wie Oheim Roderich, den ich im Herzen viel um Verzeihung bitte, werden sich mit Euch freuen. Solches, herzlieber Vater, ist das Wichtigste weit ab, was ich Euch zu vermelden habe, das Andere ist dagegen Alles nichts, und Rembart kann's besser erzählen, als ich schreiben. Meine studia habe ich noch nicht angefangen; der von Lindenau wartet auf einen gelehrten Magister, Conradus Hesterus geheißen, so aus der Lausitz anher kommt. Derselbige hat zween Grafen von Wildenstein in ihren Studien angeführt mit großer Treue und merklichem Erfolge; mit diesem Manne werde ich auf Rath des von Lindenau humaniora treiben. Ich habe wohl herzliches Verlangen nach Euch und meinem Mütterlein, nach unserm ganzen Hause und der guten Stadt Nürnberg, aber bis Gott uns ein fröhlich Wiedersehn schenkt, will ich mich wohl halten in der Fremde, wie es einem christlichen deutschen Edelmann und einem Imhofe ziemt. Unter Anwünschung des göttlichen Segens beendige ich dieses Schreiben und bitte Euch herzlich, lieber Herr Vater, meiner zu gedenken in Euren Gebeten und mich meiner Mutter zu empfehlen zu gleicher Fürbitte. Also schreibt Euer für Zeit und Ewigkeit getreuer und gehorsamer Sohn Andreas Imhof manu propria."

Mit großer Aufmerksamkeit hatte der Patricier den Brief seines Sohnes durchgelesen, es glänzten seine Augen in hoher Freude, als er ihn Herrn Roderich Muffel reichte, dann trat er auf die Frauen zu,

umfaßte sein Weib mit dem einen, seine Schwester mit dem andern Arm, küßte sie und flüsterte ihnen in tiefster Rührung die frohe Kunde zu, die er so eben erhalten. In großer Bewegung hielten sich die Drei umschlungen lange, bis auch Roderich Muffel zu ihnen trat, durch dessen Worte erst die Andern erfuhren, was geschehen.

„Gott hat Euch heute die Freude an Eurem Sohn erleben lassen, edler Imhof," rief Albrecht Dürer, „die mir an meiner lieben Hausfrau gestern geworden, ich weiß, wie selig Euch heute um's Herz ist!"

„Ja, ja," sprach Rembart zuversichtlich dazwischen, „wir sind sonderbare Gesellen, wir Imhoffschen, wir gehen zu einem stockpäpstischen Herrn, wie Herzog Georg der Bärtige von Sachsen, um evangelisch zu werden! Ist übrigens ein gnädiger Fürst, und würde vom alten Rembart nicht viel wieder nach Nürnberg gekommen sein, wenn der Herzog nicht dazwischen getreten wäre!"

Der Patricier las nun den Brief des von Lindenau, der viel Löbliches über den Junker berichtete und vieler wichtigen Dinge gedachte; die Frauen aber beeilten sich, die Tafeln zu ordnen, denn um acht Uhr endete der Tanz; die Leute wurden gespeis't und zogen um neun Uhr mit Musik heim. Damit schloß übrigens das Pfingstfest nicht, denn am folgenden Tage zogen die Burschen mit einer Maie, an welche zwei junge Raubvögel gebunden waren, von Haus zu Haus und sammelten, was ihnen von den Hausvätern und Hausmüttern an Lebensmitteln gereicht wurde. Das verzehrten sie dann im Hause der Vortanzjungfer mit ihren Tänzerinnen zusammen bei einer heiteren Mahlzeit. Die Burschen behaupteten, daß das Federvieh der Häuser, in denen man ihnen reichlich Gaben spende, von Raubvögeln verschont bleibe das ganze Jahr. Jedenfalls war's eine gute Sitte, dieses bittweise Einsammeln von Lebensmitteln zu einem Festmahle; es lehrte die Jugend bitten; selbst die reichen Bauersöhne mußten bitten, um ein Fest zu Stande zu bringen; das Alter aber wurde darauf hingewiesen, daß es willig Opfer bringen müsse, um der Jugend eine Freude zu machen. Nach dem Festmahl wurde wieder auf dem Schloßhofe getanzt; zuletzt der Ringeltanz um die Maie, mit dem geschlossen wurde.

Das Haus des Patriciers war stets ein gastfreies gewesen; mit solcher Freigebigkeit, wie heute, waren aber doch die Dörfler noch nicht im alten Hause Trebegast bewirthet worden, denn Frau Luitgarde wußte in ihrer Herzensfreude gar nicht, was sie den Leuten Liebes und Gutes erzeigen sollte. Lächelnd und mit stillem Behagen sah es Herr Laurenz und drohte dem alten Rembart mit dem Finger, als der murrend sagte: „Ich glaube, die gestrenge Frau zöge sich heute die Schuhe aus, wenn sie Einer von ihr verlangte!" Uebrigens wurde der noch ganz besonders beschämt, denn gleich darauf stand Frau Luitgarde hinter ihm und flüsterte mit seligem Gesicht: „Es wird heute hier nur Bier getrunken, weißt Du, Rembart, solch ein Bote, wie Du, muß aber ganz besonders

gezehrt werden, habe Dir eine Kanne Wein in's letzte Flurfenster gestellt, die trink' auf unseres Junkers Gesundheit; ich hab' selbst einen Trunk gethan daraus und Dir also credenzt, geh', guter Rembart, laß es aber Niemand sehen, es könnte doch einen oder den andern der Leute verdrießen, heut aber soll Alles fröhlich sein, überall Pfingsten!“ Damit drehte sich die lebhafte, heitere Frau um und war schon weit weg, ehe sich Rembart nur auf eine Antwort besinnen konnte. Er schämte sich jetzt nicht wenig, daß er gemurrt über die liebevolle Freigebigkeit, mit welcher die edle Frau an ihrer Freude Alle Theil nehmen lassen wollte; er fluchte auch etliche Male vor sich hin, Alles das aber hielt ihn nicht ab, sich alsbald in die Flurhalle zu begeben und daselbst im letzten Fenster sich eine geraume Weile aufzuhalten. Als er hernach unter den Bauern am Tisch saß, war er der Lustigste von Allen und trank so viel Bier, daß Niemand auf den Gedanken kommen konnte, er habe vorher eine ziemlich große Kanne Wein zu sich genommen. Das that er übrigens, wie er sich selbst vorlog, nur, um die gestrenge Frau nicht zu verrathen. Heiter und froh aber waren alle die Pfingstgäste, groß und klein, und Frau Luitgarde erreichte ihren Wunsch, sie sahe an dem Tage nur fröhliche Gesichter um sich — überall Pfingsten!

Zur Kritik des Collegialsystems der preußischen Regierungen.

Im dritten Bande seines von uns schon früher charakterisirten Memoirenwerkes über die erste Hälfte des Jahrhunderts erzählt der preuß. Geh. Regierungs-Rath Eilers auch seinen Eintritt in die Coblenzer Regierung als Schulrath. Herr von Bodelschwingh (der 1842 Finanzminister wurde) war damals Oberpräsident der Rheinprovinz; es war um das Jahr 1833. Eilers sagt von seinem Eintritt in die neue Stellung:

Das Erste, was mir bevorstand, war eine große Enttäuschung. Ich hatte die Instructionen der Behörden, an deren Arbeiten ich theilnehmen sollte, mit vieler Aufmerksamkeit gelesen. Der Geschäftskreis der Regierungen erstreckte sich über alle Gegenstände der innern Landesverwaltung, von denen die geistlichen und Schulangelegenheiten, also die Aufsicht über die Kirchen, Schulen, Erziehungsanstalten und andere dahin gehörige wohlthätige Stiftungen und Anstalten sowie deren fundationsmäßige, innere sowohl als Vermögensverwaltung, einer besondern Abtheilung zugewiesen waren, zu welcher namentlich auch die geistlichen und Schulräthe gehörten u. s. w.

Ich war erstaunt über den Umfang und die Tiefe dieser großen Aufgaben und konnten mir eine annähernde Erfüllung derselben nur

durch einen Verein harmonisch zusammenwirkender Männer denken, die mit ausgezeichneter theoretischer und practischer Bildung eine seltene Fülle von Erfahrungen verbänden. Meine eigenen Kräfte schienen mir viel zu schwach, um an den Arbeiten solcher Männer einen würdigen Antheil nehmen zu können, und ich wurde bei der feierlichen Einführung in diese hohen Kreise fast zu Boden gedrückt von dem Bewußtsein meiner eigenen Geringfügigkeit.

Die Wirklichkeit stand zu weit ab von meiner Idee, als daß ich lange in derselben hätte befangen bleiben können. Es dauerte nicht vier Wochen, bis ich deutlich erkannte, daß diese Instructionen nichts seien als ein Geschöpf jener geistreichen idealen Organisationspolitiker, die das Beste wollend des Guten schlimmste Feinde sind. Indem nämlich diese Idealisten in allgemeinen Begriffen befangen die Wirklichkeiten des Lebens übersehen und die menschliche Natur verkennen, setzen sie an die Stelle einer praktisch klar gedachten organischen Einrichtung einen idealen Mechanismus, der durch alles nachträgliche Flicken und Ausbessern nimmer zu einer ersprießlichen Wirksamkeit gelangen kann, wohl aber mehr Geld und Kräfte frißt, als einfache und praktisch zweckmäßige Einrichtungen kosten würden, deren Mangel an und für sich schon ein großes Uebel im socialen Leben ist. Aber weil man nun einmal ein kostbares Ding hat, was mehr schädlich als nützlich ist, muß man ein wohlfeileres entbehren, was man nothwendig braucht. Hier liegt auch der Punkt, in welchem sich die Stein'schen Verwaltungsideen von den Hardenberg'schen unterscheiden. Stein schaute die wirklichen Lebensverhältnisse der Menschen mit herzlicher Theilnahme an; Hardenberg lebte mehr in Ideen. Ich fand die schöne Idee eines Collegiums harmonisch zusammenwirkender Männer nur äußerlich durch das Zusammensitzen an Einem Tische dargestellt; in der Wirklichkeit das Gegentheil derselben. Denn während z. B. der Rath für das Steuerwesen seinen Vortrag hielt, blätterten die Räthe für das Bauwesen, Communalwesen, Schulwesen u. s. w. in ihren Acten, um sich für ihre eigenen Vorträge vorzubereiten, an welchen dann wiederum die Andern, wenn sie nicht besondere Veranlassung hatten, eben so wenig Antheil nahmen. Ein neben mir sitzender Rath, ein höchst achtungswerther Mann von bedeutenden philologischen Kenntnissen, der früher Arzt gewesen war, beschäftigte sich regelmäßig mit der Lectüre griechischer Schriftsteller und störte mich mit allerlei philologischen Fragen. Welcher Präsident wäre wohl im Stande gewesen, Geister zusammenzuhalten, die mit ihren Interessen so weit auseinandergingen? Ueberdem scheuten die Präsidenten das Berathen und Votiren, weil es zeitraubend war, und sie die wichtigern Sachen schon bei sich selbst entschieden hatten. Als einige oppositionelle Geister sich dieser stillen Verwandlung der Einen Regierung in mehrere französische Präfecturen widersetzten, extrahirten die Präsidenten eine Verfügung von Oben her, wodurch sie die Befugniß erhielten, im Einver-

ständnisse mit den betreffenden Ober-Regierungsräthen einen Regierungsbeschluß zu sistiren. Damit wurde denn die Collegialität vollends zu Grabe getragen. So sah ich Das, was ich mir als einheitliche Verwaltung gedacht hatte, in fast eben so viele Einzelverwaltungen aufgelöst, als Fachräthe vorhanden waren. Indem nun jeder Fachrath seine Angelegenheiten unter der Autorität des Namens „Königliche Regierung" betrieb, gelangten sie zu einer Machtvollkommenheit, die, wenn sie gemißbraucht wurde, nur zu leicht zu Parteilichkeiten, Ungerechtigkeiten und Erbitterungen im Publicum führen konnte. Verstand sich der Fachrath mit dem Landrathe und dem Ober-Regierungsrathe, so konnte er machen, was er wollte. Mir kam einmal folgender Fall vor."

Folgt die Mittheilung von Thatsachen, welche allerdings die Willkür eines Landrathes unverhüllt preisgeben. Die willkürlich behandelte Gemeinde reclamirt gegen ihn, Eilers steht ihr bei, und da auch der Justitiarius seiner Ansicht war, so entschied auf seinen Vortrag das Regierungs-Collegium zu seinen Gunsten. Eilers selbst brachte den Beschluß darauf in die geeignete Form und unterschrieb ihn. Aber was geschieht? Lassen wir Eilers selbst reden:

„Einige Zeit nachher durchblätterte ich die Acten aus einer andern Veranlassung und fand, daß die von mir in Gemäßheit des Beschlusses gewissenhaft abgefaßte Verfügung von dem Ober-Regierungsrath im Einverständnisse mit dem Präsidenten wesentlich verändert worden war, was nach der Regierungsinstruction hinter meinem Rücken nicht hätte geschehen dürfen. Empört über ein solches Verfahren, ging ich sogleich zum Ober-Präsidenten und zeigte ihm die unbefugten Abänderungen. Der edle von hohem Rechtsgefühl beseelte Mann (es war der verewigte Minister von Bodelschwingh) gerieth in heftigen Zorn und ertheilte in der nächsten Plenarsitzung in Gegenwart sämmtlicher Mitglieder der Regierung sowohl dem Präsidenten, als dem Ober-Regierungsrath einen so scharfen Verweis, daß sie alle Besinnung verloren und nur wüthende Blicke auf mich richteten."

Sollte eine solche Rechtsverletzung nur einmal vorgekommen sein, und ist es gewiß, daß ihr jedesmal die Correctur so wie hier auf dem Fuße nachgefolgt wäre, falls sie vorgekommen?

Eilers fügt dieser Darstellung goldene Worte hinzu, welche nicht laut genug in jeder Versammlung von Patrioten wiederholt werden können und welche folgendermaßen lauten:

„Aus dieser Verwandlung der idealen Gewalt eines großen Landescollegiums in reelle Gewalten einzelner Räthe ist ein großer Theil der Beschwerden hervorgegangen, die sich in den öffentlichen Blättern Luft machten. Auch liegt hierin die Quelle des großen höchst bedauerlichen Irrthums, daß man das Volk durch Schreibereien regieren zu können meint. Wenn der Landrath dem Bürgermeister jeden Tritt und Schritt vorschreibt, den er thun soll, und ihn über jeden Schritt zur Rechen-

schaft zieht, den er etwa nach eigenem Gutdünken thut, dann hört ja natürlich alle freie Selbstthätigkeit auf, die allein das mögliche Gute an Ort und Stelle zu schaffen vermag. Dem Landrathe geht es in seinem Verhältnisse zur Regierung eben so, und am Ende auch den Regierungen in ihren Verhältnissen zu den Ministerien. Unter solchen Umständen gelangen einzeine kluge und gewandte Männer leicht zu einem Einflusse, der ihnen nicht gebührt und mit welchem sie, wenn sie auch den besten Willen haben, die Kräfte nicht ersetzen können, welche durch jenes Centralisationssystem lahmgelegt werden."

Kirchliche Sitten.

Zur Kenntniß des Volkslebens ist nichts von größerer Bedeutung als seine Sitten. Man hat daher seit einiger Zeit neben den Sagen, Märchen und Liedern des Volkes auch nach seinen Sitten geforscht. Dabei wurden jedoch wesentlich die weltlichen Sitten berücksichtigt, die kirchiichen dagegen meist nur in so weit, als auch in ihnen sogar heidnische Ueberreste zu finden sind. Dennoch sind die kirchlichen Sitten in cultur-historischer Hinsicht von großer Wichtigkeit, und auch in so fern nicht länger zu entbehren, als nicht zu bezweifeln ist, daß bisher unsere deutsche Mythologie auf das christliche Alterthum zu wenig Rücksicht genommen und Manches aus dem Heidenthume hergeieitet hat, was zunächst hätte mit den älteren Gebräuchen der christlichen Kirche verglichen werden sollen.

Die erste Sammiung kirchlicher Sitten hat der Pastor Pröhle zu Hornhausen (der Vater des Sammlers der Harzsagen) in der Provinz Sachsen veranstaltet. Seine Schrift wird später in der Buchhandlung von Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen. Sie liegt uns im Manuscript vor und bei dem Interesse, welches wir für den Gegenstand voraussetzen dürfen, theilen wir einige Proben daraus mit. Wir wählen für heute diejenigen Stellen aus, welche zeigen, wie sehr die kirchiiche Sitte durch Eingriffe der früheren Behörden geiitten hat.

Apostel-Feste.

Wie die Gedächtniß-Tage der Märtyrer, so reichen auch die Apostel-Feste bis zu den äitesten Zeiten des Christenthums, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie, mit Ausnahme des Schooß-Jüngers Jesu, des Evangelisten Johannes, ja auch Märtyrer waren. Auch die evangelisch-lutherische Kirche behielt die überkommenen Apostel-Tage der Mehrzahl nach bei und schloß nur das Fest der Apostel-Theilung und Petri Stuhl- und Ketten-Feier davon aus, während die reformirte Kirche aus gewissen dogmatisch-polemischen Rücksichten sämmtliche Apostel-Tage von Anfang an ignorirte. Nachdem man aber in der letzten Hälfte

des 18. Jahrhunderts in mehreren protestantischen Ländern und namentlich auch in Preußen die Apostel-Tage auf die vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntage verlegte, erging es den Apostel-Festen wie den mit anderen heiligen Tagen combinirten Marien-Festen, — sie kamen auch lutherischer Seits in ein völliges Vergessen. Daß sie in dem Herzogthum Sachsen noch bis zum Jahre 1816 begangen sind, ersieht man aus einer Amtsblatts-Verordnung des königlichen Consistoriums der Provinz Sachsen de dato Magdeburg, den 20. August 1816:

„Das königliche Ministerium des Innern hat festgesetzt, daß die Verordnung wegen Aufhebung der kirchlichen Feier des dritten Festtages der drei großen Feste, ingleichen des Marien-, Johannis- und Michaelis-Festes und der Apostel-Tage, nunmehr auch in dem Herzogthum Sachsen zur Anwendung kommen sollen, zumal auch schon die Abschaffung der Feier mehrerer Bußtage, als des Einen in den alten preußischen Provinzen eingeführten Bußtages, für die sächsischen Provinzen angeordnet ist.“ —

Heiliger Drei-Königs-Tag.

Die besondere Kirchenfeier des Epiphanias-Festes oder der heiligen drei Könige (das große oder hohe Neujahr), welches in der alten Kirche den hohen Festen gleichgesetzt wurde, scheint in unserm Lande schon früh unterlassen zu sein, und wurde, wenn der 6. Januar auf einen Wochentag fiel, derselbe am nächst vorhergehenden oder nächst folgenden Sonntage mit begangen. Eine mir vorliegende Verordnung des Halberstädter Consistoriums vom 5. Mai 1704, in welcher die Verlegung unserer kleinen Feste auf den nächst folgenden Sonntag, so oft sie in der Woche einfallen, befohlen wird, weil „man zeither wahrgenommen, weßgestalt aus den Marien-Festen und am Tage Johannis Baptistae an vielen und fast den meisten Orten im Lande rechte müßige Tage und Sauf-Feste gemacht worden,“ gedenkt schon der heiligen drei Könige dabei nicht. Desto länger erhielt sich die volksthümliche Feier der heiligen drei Könige außerhalb der Kirche, die freilich dann wohl auch mancherlei Unordnungen — Betteleien und Gelagen — Vorschub leistete, gegen welche — wie ich aus einer Abschrift in meinem Pfarr-Archiv erfahre — eine Verordnung des Halberstädter Consistoriums vom 13. Januar 1747 einzuschreiten für nöthig fand. Mir selbst ist aus meiner Kindheit noch wohl erinnerlich, daß alljährlich um die Zeit oder am Tage der heiligen drei Könige einige absonderlich gekleidete Männer ins Dorf kamen und die Leute in meinem Geburtsorte dadurch in harmlose Bewegung setzten, daß sie in jedes Haus gingen und durch Drahtpuppen die heilige Geschichte des Gedächtnißtages versinnlichten. — Man nannte sie die heiligen drei Könige. Es waren ihrer Drei, welche Kronen auf ihren Häuptern trugen und in purpurrothe königliche Mäntel gehüllt waren. Der Eine von ihnen, den König aus Mohrenland vorstellend, mit Scepter und Degen geschmückt, hatte sein Gesicht geschwärzt. Ueber

dem Puppen-Gerüst war ein Stern angebracht, der sich fortwährend umdrehete. Es wurde dabei allezeit ein drolliges Lied gesungen, welchem die Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande zum Grunde lag. Die erste Strophe, welche oft wiederkehrte, wobei sich allemal ein Fenster öffnete und ein wunderlicher Kopf mit verschmitztem Gesicht herausſah, lautete:

„Herodes kuckte zum Fenster hinaus.
„Ihr lieben drei Weisen, wo wollt ihr hin?
Ihr lieben drei Weisen, bleibt heute bei mir,
Ich will euch geben gut Wein und Bier,
Ich will euch geben gut Stroh und Heu,
Und die Verzehrung habt ihr frei.“

Wenn die Geschichte bis zu dem Punkte gekommen war, den der Evangelist mit den Worten bezeichnet: „Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war,“ hörte mit einem Male der Stern auf, sich zu drehen, und es hieß im Liede:

„Zu Bethlehem in Davids Stadt,
Da bleibt der Stern stille stahn.
Da gingen wir von dem Berge herab
Und kamen hinein in das Haus,
Und fanden Maria und ein liebes Kind,
Dabei ein Esel und Rind.
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde geschaffen hat.“

Es war ein Hauptgaudium für die Kinder. — In der ehemaligen freien Reichsstadt Nordhausen wurde der Tag der heiligen drei Könige bis zur Umwandlung der Stadt in eine preußische Kreisstadt im Jahre 1802 noch in anderer Beziehung kirchlich gefeiert. Pastor Abel, jetzt in Magdeburg, schrieb mir darüber: „Nordhausens geräuschvollstes Fest war das der heiligen drei Könige. Es bestand in einer Nachtfeier zur Wahl des Jahres-Regiments, das an die Stelle des abgehenden trat. Nachts 12 Uhr sammelten sich alle Magistrats-Personen mit den Wahlberechtigten: Gelehrten und Innungen, auf dem Rathhause. Die Bürger umstellten unter Gewehr und Fahnen das Rathhaus. Zwischen 2 und 3 Uhr hatte der Primarius an der Hauptkirche St. Nicolai auf dem Rathhause eine Wahl-Admonition zu halten. Nach vollzogener Wahl, 4 Uhr, zogen die Wähler und Gewählten in die dem Rathhause nahe gelegene Kirche St. Nicolai und gingen um den Altar, auf welchem sie für den Primarius opferten. Es wurde nun Mette mit Predigt gehalten. Am Schlusse trat ein Rathsdiener mit den Worten auf: Seid still! Es wird ein neuer Rath gewählt. Darauf proclamirte von dem Rathsstande aus der abgehende Bürgermeister den neuen Rath. Wegen der Gratulations-Umzüge zu den Neugewählten, die tractiren und Geld auswerfen mußten, wurde der nachher am Tage stattfindende, der eigentlichen Bestimmung des Festes allein gewidmete Gottesdienst fast gar nicht besucht, zumal da der nächtliche Unfug unter vielem Trin-

ken dazu unfähig machte.“ — Seit einigen Jahren fängt es hier und da, namentlich in solchen Gemeinden, welche der Heiden-Mission lebendige Theilnahme zuwenden, wieder an, Sitte zu werden, den bedeutungsvollen Epiphaniastag — das große verheißungsreiche Heidenfest — durch feierlichen Vormittags-Gottesdienst besonders zu begehen. So auch in Hornhausen.

Marien-Feste.

Von den vielen zum Theil schriftwidrigen und abergläubischen Marien-Festen, welche in der römisch-griechischen Kirche begangen werden, behielten die Reformatoren mit Fug und Recht drei Feste bei:

1) Das Fest der Verkündigung Mariä (Festum annunciationis Mariae, oder, wie es auch passender genannt wird, Festum annunciationis Domini oder conceptionis Christi, Empfängniß Christi, auch Tag des Grußes geheißen) welches, wenigstens im Orient, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem heiligen Weihnachts-Feste, im vierten Jahrhundert entstanden ist, und in der Regel am 25. März begangen wurde. Chrysostomus, und nach ihm der heilige Bernhard, nannten es sehr bedeutsam „die Wurzel aller Feste (radix omnium festorum)“.

2) Mariä Reinigung (Festum purificationis Mariae) oder Darstellung Christi im Tempel (Festum praesentationis Domini), auch nachdem man späterhin die in der evangelischen Kirche nicht beibehaltene Lichter-Weihe und Prozession mit Wachskerzen und Fackeln eingeführt hatte, Licht-Meß (Festum candelarum, seu luminum) genannt, dessen Ursprung mit Zuverlässigkeit ins VI. Jahrhundert zu setzen ist, und dessen Feier immer auf den 2. Februar fällt. Und

3) Mariä Heimsuchung (Festum visitationis Mariae), dessen Beibehaltung, meine ich, ein sprechendes Zeugniß ist von Luther's unbefangener nnd unparteiischer Kritik, die er bei seiner Reformation ausübte, da unser Fest eins der jüngsten Feste der katholischen Kirche ist, welches man vor dem Ende des XIV. Jahrhunderts gar nicht gekannt hat, und dessen allgemeine Feier erst im XV. Jahrhundert, und zwar auf den 2. Juli, angeordnet ist. Durch den eben gedachten Terminus der Festfeier ist übrigens eine chronologische Schwierigkeit in die Zeitfolge der Feste gekommen. Da nämlich Maria nach dem Berichte des Lucas vor der Geburt des Johannes zu Elisabeth kam: so sollte dieses Besuchsfest dem Johannistage (am 24. Juni) vorangehen und nicht auf dasselbe folgen; weshalb man wohl wünschen möchte, daß bei der Aufnahme dieses Marien-Festes in die evangelische Kirche ein anderer Zeitpunkt bestimmt wäre. Doch kann man einigermaßen die Disharmonie der Festfeier mit der Zeitfolge in der evangelischen Geschichte dadurch ausgleichen, daß man die visitatio Mariae für den Abschied der Maria von Elisabeth erklärt.

Die Gründe, welche die Reformatoren bewogen, die genannten Feste beizubehalten, waren: weil sie in der evangelischen Geschichte ihren

Grund haben, und weil sie in naher Beziehung zu der Person und Lehre des Heilandes stehen. In ersterer Hinsicht nannten sie die in Rede stehenden Marien-Feste im Gegensatz zu den übrigen, welche auf unzuverlässiger Tradition und abergläubischer Verehrung der heiligen Jungfrau beruhen: Mariae festa evangelica, welches erklärt wurde durch: Festa Sanctae Virginis Mariae de historia sacrae scripturae. In letzterer Hinsicht wollten sie die Marien-Feste nicht betrachtet wissen, wie Luther sich ausdrückte, als Weiber-Feste, sondern als Herren-Feste (Festa Dominica, seu Dominicae dies). Diesen wahrhaft evangelischen Grundsätzen gemäß wurden die gedachten Marien-Tage wenigstens in den lutherischen Gemeinden lange Zeit hindurch feierlich begangen, während sie bei den Reformirten von Anfang an eine weit geringere Theilnahme fanden, da Calvin gegen die Marien-Feste war und die Feier derselben nur duldete, um Aergerniß und Anstoß zu verhüten. Späterhin wurde in der protestantischen Kirche die offenbar sehr ungeschickte Regel angenommen: das Fest der Verkündigung Mariä, so oft der 25. März in die Woche vor oder nach Ostern fällt, mit dem Palm-Sonntage zu combiniren; wogegen in der katholischen Kirche die weit angemessenere Anordnung getroffen ist: daß, so oft Ostern im März gefeiert wird und der 25. März in die heilige Woche fällt, das Verkündigungs-Fest ausgesetzt und erst nach Beendigung der weißen Woche gefeiert werde. — Noch weiterhin, zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, wurde dann, wie eine mir vorliegende Consistorial-Verfügung de dato Halberstadt, den 5. besagt, „auf Special-allergnädigsten Befehl Seiner Königlichen Majestät in Preußen" eine anderweitige Verlegung der Marienfeste, so wie des Johannis-Festes, und zwar folgender Gestalt angeordnet: 1) „soll das Fest der Verkündigung Mariä hinkünftig ferner wie bishero allbereit geschehen, Dominica Palmarum allzeit feierlich mitbegangen werden. So viel aber

2) die übrigen drei Feste, als Lichtmessen, Johannis Baptistä und Mariä Heimsuchung betrifft, sollen selbige, so oft sie auf keinen Sonntag, sondern in der Wochen einfallen, allemal den nächstfolgenden Sonntag gehalten, solches aber Sonntages vorher denen Gemeinden von den Kanzeln notificirt und feierlich begangen werden, und soll alsdann selbigen Sonntags, wenn die Feste mitzufeiern angeordnet werden, das sonntägliche ordentliche Evangelium vor dem Altar, das ordinäre Fest-Evangelium aber auf der Kanzel verlesen, und darauf schriftmäßig erkläret, und auf gleiche Weise es des Nachmittags mit solchen Festtags-Episteln und deren Erklärung gehalten werden."

Hagelfeier.

Eine früher in allen Dörfern hochwerth gehaltene ländliche Feier war die Hagelfeier, welche zur Zeit der Frühlings-Aussaat jährlich zu wiederholten Malen, im Halberstädtischen dreimal, Freitags in der zweiten, vierten und sechsten Woche nach Ostern, gehalten wurde, bei

welcher Gott um Bewahrung und Gedeihen des ausgestreuten Samens angerufen wurde. Der gesteigerte materielle Sinn hatte in neuerer Zeit zu diesen schönen Gottesdiensten nicht mehr Muße, und die sonst so gefüllten Kirchen blieben an vielen Orten an diesen Wochenfesten ziemlich leer. Zuletzt sanctionirte unter dem Einfluß des allgewaltigen Zeitgeistes auch das Consistorium in Magdeburg jene betrübenden Kundgebungen in unkirchlichen Gemeinden durch folgende Amtsblatt-Verordnung vom 11. März 1817: „In einigen Gegenden der mit dem preußischen Staate wieder vereinigten, ehemals westphälischen Landestheile der Provinz Sachsen haben bisher sogenannte Hagelfeier und Feuerpredigten, und zwar, zum Nachtheil der bürgerlichen und ländlichen Gewerbe, größtentheils an Werktagen stattgefunden. Diese nach den einzelnen Ortschaften verschieden einfallenden, nicht auf Anordnungen der competenten Landesbehörde sich gründenden (?!), sondern bloß durch die ehemaligen Localbehörden eingeführten Feiertage müssen künftig hinwegfallen; wogegen es den Pfarrgeistlichen überlassen bleibt, an dem Sonntage vor- oder nachher bei ihren gewöhnlichen Religions-Vorträgen des Ereignisses, welches in ihrer Gemeinde die ursprüngliche Veranlassung zu jener Feier gegeben hat, mit einigen Worten (!) zu erwähnen und daran die ihnen zweckmäßig scheinenden Betrachtungen zu knüpfen."

Wenn in dieser Verordnung gesagt ist, daß die Hagelfeiern nicht auf Anordnung der Landesbehörde sich gründeten, sondern bloß durch die Localbehörden eingeführte Feiertage seien, so ist dies eine unbegreiflich irrthümliche Unwahrheit, die schon durch eine in meinem Pfarr-Archiv befindliche Circular-Verfügung des Consistoriums zu Halberstadt vom 2. April 1773 widerlegt wird, worin es sub 3 wörtlich heißt: „Die Hagel-Feyer-Predigten bleiben wie vor, in der Wochen, cessiren aber in der Woche nach Jubilate, wegen des verordneten Bußtages." — Daß, nachdem das königliche Consistorium so wenig Werth auf diese Feier legte, daß es den Pfarrgeistlichen sogar überlassen blieb, ob sie derselben Sonntags mit einigen Worten Erwähnung thun wollten, die Hagelfeier an den meisten Orten ganz abgeschafft wurde, war natürlich. Dennoch kenne ich eine Gemeinde, wo die kirchliche Sitte stärker war als das unkirchliche Gesetz. Mit Freuden nenne ich meinen Nachbarort Wulferstedt, wo die Hagelfeier noch in alter Weise fortbesteht und die Kirche an diesen Bitt- und Bettagen festlich besucht ist. An anderen Orten — z. B. Nord-Dodeleben und Hornhausen — hat die kirchliche Sitte wenigstens sich nicht nehmen lassen, daß Ein Sonntag der Hagelfeier ganz gewidmet und derselben nicht bloß gelegentlich mit einigen Worten gedacht werde. Hiesigen Orts habe ich die Hagelfeier auf Rogate festgesetzt. Als stehendes Eingangslied wählte ich: „Wunderbarer König, welches, wie wir gleich bemerken wollen, auch stehendes Eingangslied zum Erntedankfest ist.

Johannisfest.

Das Fest Johannis des Täufers (Natalis S. Johannis Baptistae), des Größten unter Allen, die von Weibern geboren sind, ehe das Himmelreich herbeigekommen ist (Matth. 11, 11), eins der ältesten — es stammt schon aus dem IV. Jahrhundert — allgemeinsten und feierlichst begangenen Kirchenfeste zum Gedächtniß der Geburt und nebenbei des Märtyrerthums des Vorläufers Christi, welches auch die Reformatoren beibehielten, wurde bis zum Jahre 1704 auch bei uns jedesmal am 24. Juni kirchlich gefeiert; von da an aber, — wie ich aus meinen Pfarrschriften ersehe, — sollte dasselbe „so oft der Johannistag auf keinen Sonntag, sondern in der Woche einfällt, allemal den nächstfolgenden Sonntag gehalten, solches aber Sonntages vorher denen Gemeinden von den Kanzeln notificirt und feierlich begangen werden.“ Auch diese beschränkte Feier unterbleibt jetzt allermeist, und geschieht zur Zeit des Johannisfestes in der Regel nur noch in den Kirchen besondere Erwähnung, die nach dem Namen Johannis Baptistae benannt sind. In den Freimaurer-Logen, wie auch häufig im Volksleben wird der Johannistag nach uralter Sitte mit Blumen, besonders mit Rosen geschmückt. Sie erinnern an das: Salvete flores martyrum! in dem zarten Gedicht des Prudentius de Epiphania auf die Erstlinge der Märtyrer, die unschuldigen Kinder, und insbesondere sollten die rothen Rosen eine sinnbildliche Hinweisung auf den blutigen Tod des Vorkämpfers Christi sein. So wird in Halberstadt am 24. Juni der in der Gemeinde zu St. Johannis befindliche Johannis-Brunnen alljährlich mit Rosen bekränzt und am Abend mit Lampen beleuchtet. In den meisten sächsischen Dörfern und Städten flicht man in der Johannis-Nacht Kronen von Laub und Blumen, verziert sie mit Bändern und hängt sie am Johannis-Morgen vor die Häuser. In den engeren Straßen von Halle, besonders in den Vorstädten werden die Kronen an Schnüren quer über die Straße gehängt. In Leipzig trägt man die Johannis-Kronen auf die Gräber.

Michaelisfest.

Das Michaelisfest oder das Fest aller Engel, welches man seit dem 9. Jahrhundert feierte, ist unstreitig mit gutem Bedacht, wenn auch nicht im römischen Sinne, mit Beziehung auf einige angebliche wunderthätige Erscheinungen des Erzengels Michael, von den Reformatoren in die evangelische Kirche mit herüber genommen, und wurde in früherer Zeit überall und stets, auch nachdem der Michaelstag niemals mehr in der Woche, sondern immer nur am Sonntage (und zwar, wenn er auf einen Werkeltag fiel, den Sonntag vorher) begangen wurde, dem ihm zum Grunde liegenden ächt christlichen und wahrhaft practischen Dogma ganz entsprechend gefeiert. In neuerer Zeit, als das kirchliche Dogma den rationalistischen Predigern Verlegenheit bereitete, wurde das Engelfest in seiner kirchlichen Feier mehr und mehr ganz

allein in ein verständiges Jugend- und Schul-Fest umgewandelt. Auch wurde von der geistlichen Ober-Behörde ausdrücklich angeordnet, daß alljährlich am Michaelsfeste eine Schul- und Erziehungspredigt zu halten sei, wogegen auch, da man das Eine thun kann, ohne das Andere zu lassen, um so weniger zu sagen ist, da auch das Fest-Evangelium beiderlei Predigtstoff, die Engel und die Kinder, in den Worten: „Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel", mit einander verbindet. Nur wurde eben diese Verbindung meist aus der Acht gelassen, und ist seitdem den Gemeinden das Bewußtsein von dem eigentlichen Festgegenstande fast durchgängig verloren gegangen. Da aber in jüngster Zeit auch diese Schul- und Erziehungspredigten am Michaelisfeste, weil nach ihnen nicht mehr, wie sonst, von oben gefragt wird, meist unterbleiben, und seitdem das Michaelisfest auf vielen Kanzeln gänzlich ignorirt wird: so ist einem großen Theile des evangelischen Volkes der Michaelistag nur noch aus dem Kalender bekannt.

Vaterländische Feste.

Ein vaterländisches Fest, welches früher in dem preußischen Staate allgemein auch kirchlich begangen wurde, war das **Krönungsfest**, über welches de dato Königsberg, den 17. Januar 1716 bestimmt wurde: „das auf den 18. Januar einfallende Krönungsfest soll jedesmal auf den nächst folgenden Sonntag verlegt werden, dergestalt, daß sowohl in der Predigt allemal einige Erwähnung davon geschehe, als auch nachher in dem gewöhnlichen Kirchengebete dem höchsten Gott absonderlich davor gedankt werde."

Die nach dem Befreiungskriege auch in anderen deutschen Ländern angeordnete kirchliche Feier zum Andenken des 18. October 1813 (Schlacht bei Leipzig) und 18. Juni 1815 (Schlacht bei Belle-Alliance) sind den älteren Zeitgenossen noch in frischem Andenken, und wurde besonders der Gedächtnißtag des 18. Octobers lange Zeit heilig gehalten, und auch da wohl noch seiner in vielen Kirchen nicht ohne Rührung gedacht, als in der neuen Auflage der Kirchen-Agende an die Stelle dieser Siegesfeste die Friedensfeier angeordnet wurde. Hätte man doch bei der allgemeinen Begeisterung, womit in der ersten Zeit jene Tage der großen Vergangenheit im Volke begangen wurden, und wenn man die Freudenfeuer lodern sah, welche die patriotische Jugend unter fröhlichen Liedern — auch wohl nach geistlicher Rede, wie ich sie einmal dabei, von der ganzen Gemeinde umgeben, in Roklum unterm Sternenhimmel gehalten habe — auf den Bergen anzündete, fast meinen mögen, daß sich das fromme Andenken an jene Begebenheiten im deutschen Volke verewigen würde, wie denn auch der agendarische Ausdruck jene Begebenheiten als „ewig denkwürdig" bezeichnete.

Noch ist an die kirchliche Feier des **Geburtstags des Königs** zu erinnern, welcher in einzelnen Kirchen schon längst, aber in

letzter Zeit in vielen Kirchen, meistens durch einen liturgischen Gottesdienst, zuweilen aber, wie von mir und meinen Gemeinden — der jetzigen sowohl, als auch der früheren — von jeher geschehen ist, zugleich durch Predigt begangen ist.

Brief aus Wien.

So sehr wir Gegner der heut im Kaiserstaate betriebenen Centralisation sind, so müssen wir doch zugeben, daß sie kaum etwas Anderes ist, als eine letzte, leichte, kaum umgehbare Consequenz älterer Vorgänge. Eine Neigung zur Anerkennung der Verschiedenartigkeiten innerhalb des Reiches herrschte niemals bei den kaiserlichen Staatsmännern vor, ja man kann sagen, daß die Geschichte Oesterreichs von den Einheitsstürmern und Einheitsdrängern gemacht und verfaßt ist. Das ist eben die uralte bedenkliche Eigenthümlichkeit Oesterreichs, Alles nur auf die äußere Macht, auf die aus der Mitte wirkende Gewalt zu setzen und der freiwilligen Mithülfe der weiteren Umgebungen, der einzelnen Theile nichts anzuvertrauen. Auf diesen Punkt richten sich auch die stärksten Wurzeln des antiprotestantischen Charakters Oesterreichs, dieses einen Poles des europäischen Völker- und Staatslebens; der andere Pol ist England, in welchem Lande die im Mittelpunkt stehende Macht, abgesehen von den tausend Selbstständigkeiten und Machtentwickelungen im Innern und im Umkreise, eigentlich nichts ist, als ein mathematischer Punkt.

Woher diese Eigenthümlichkeit der österreichischen Politik datirt, ist eine Frage, die vielleicht dann nicht mehr unfruchtbar erscheint, wenn der Denker tiefer in den Gegensatz zwischen der hohenstaufischen und der habsburgischen Kaiserwirthschaft eingedrungen ist, die uns hier aber nicht interessirt. Genug, die Versuche, welche im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert gemacht wurden, um die altberechtigten Stände der österreichischen Lande der Macht und ihrer Ausübung näher zu bringen, und die damit gleichlaufende Ausbreitung des Protestantismus in Oesterreich wurden beide auf das Kräftigste beseitigt.

Böhmen gab der ganzen Welt das Signal, daß die Zeit des Umschwunges gekommen sei. O daß es grade Böhmen sein mußte, mit seinem unruhigen, fieberhaft bewegten Slawenblut, mit seinem sündlichen Haß gegen die Deutschen, einem Haß, der eines der wesentlichen Kennzeichen Husen's ausmacht! Dem slawischen Naturell eignet es — und wir meinen es recht genau zu kennen — nicht, die inneren Wendungen und Kämpfe des Gedankens so sorgsam durchzuführen, daß ein späterer Angriff nichts mehr gegen die letzten Resultate der inneren Entwickelung vermag; der Slawe erfaßt mit weiblich-kindlichem Feuer das Neue, vor

Allem dann, wenn es seiner Neigung zur Klage und seinem Trotze eine Gelegenheit zur Aeußerung giebt; und natürlich ist seine Parteinahme um so eifriger, je mehr Wahrheit und inneren Halt dies Neue hat. Bei Hus war es die barmherzige Vorsorge für die Leiden des gemeinen Volkes, die ihm Herzen und dem Neuen einen Halt zuwandte. Aber als dann die Tage der Entscheidung heranrücken, da theilen sich die innerlich Schwankenden in immer mehr Theile, jeder Leidenschaft eine neue Fahne, und während die eigentliche „Gemeinde der Heiligen", die böhmischen Brüder, die in der That dem tiefsten religiösen Leben gewonnen sind, sich wie ein in süßer Traurigkeit im slawischen Gesange verhallender Moll-Ton über die Grenze verlieren, schmelzen die trotzigen Gesellen der Aufstände und Schlachten unter den Händen der Jesuiten und in ihren Schulen wie Wachs dahin.

Der Charakter des Slawenthums trat niemals deutlicher hervor, als im Lande Böhmen während der schweren Zeiten von Hus bis auf den dreißigjährigen Krieg. Das Slawenthum ist keiner Reform, sei sie eine gerechtfertigte, sei sie es nicht, zugänglich, es fehlt ihm die silberne weiche Geflüssigkeit des deutschen Geistes, der, wie kraftvoll immer, doch in stetiger und bewußter Allmählichkeit daherrauscht, und daher weder mit Ueberschwemmungen noch mit Trockenheit droht. Der Kampf gegen das „protestantische" Böhmen entschied den Charakter aller kommenden Regierungen in Wien, entschied zunächst das Schicksal der der Reform günstigen altfreien Stände in den deutschen Landestheilen. Das Slawenthum erwies sich schon damals als eine Deutschland feindliche Macht. —

Verzeihung, daß diese „Briefe aus Wien" auf einmal so weit in die Vergangenheit zurückgehen, statt ihrer Aufgabe getreu, die Gegenwart zu malen; es war indeß eine Erscheinung der Gegenwart, wenn auch nur ein Buch, das mich auf jene scheinbaren Abwege führte. Der Titel dieses Buches ist: „Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation, von Anton Gindely. I. Geschichte der Böhmischen Brüder. Prag. 1857. Carl Bellmann." Der Verfasser, der hier gute Protectionen hat, betreibt in diesem Werke einen großen Plan, der mit dem 15. Jahrhundert anhebt und bis in's 17. hineinreicht. Er wird nämlich diesem ersten, mehrere Bände umfassenden Theile über die böhmischen Brüder eine zweite Arbeit, „die Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618" und eine dritte, „eine Geschichte der Katholiken und Utraquisten während ihres Nebeneinanderstehens", folgen lassen. Das Ganze trägt den oben angegebenen Gesammttitel.

Es ist schwer abzusehen, wie das k. k. Cultus- und Unterrichtsministerium sich für ein solches historisches Werk interessiren kann, denn nur zu leicht wird ein ihm befreundeter und ihm dienender Gelehrter sein geschichtliches Urtheil umschlagen lassen in eine Apologie des Gebahrens der Wiener Politik, besonders seit der Mitte des 16. Jahr-

hunderts; solch eine Apologie aber möchte für die Betheiligten — und daß es auch heut und hier solcher Betheiligten giebt, werden Sie zugeben — fast eben so gefährlich sein, als eine streng verurtheilende Kritik. Aber in der That können wir von allen diesen ministeriellen Förderungen der Wissenschaften sagen, daß sie eben nur des Ceremoniells wegen geschehen, es gehört nun einmal zum guten Tone, daß in einem großen, reichen, vielbedeutenden Staate auch auf dem Büchermarkte ein imposantes Treiben herrscht und ein möglichst starker und voller Katalog alljährlich von der „geistigen Bewegung im Kaiserstaate" Zeugniß abgeben kann. Man unterstützt daher gern denjenigen, den Lust an Curiositäten, Sammelfleiß und „eherne Eingeweide" treiben, statt der schönen Sonne der qualmigen Studirlampe anzugehören. Von einem innern Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Leben, zwischen der Geschichtschreibung und der Politik des heutigen Datums, kann und darf nicht die Rede sein, schon darum nicht, weil die centrale, leitende Macht eine freiwillige Mitwirkung zu ihren Zwecken nicht dulden kann und will; denn solch eine selbstständige Mitwirkung — und eine andere kann wahre Wissenschaft nicht bieten — dürfte hier und da nach eignem Kopfe rathen und helfen wollen.

Es fehlt hier in der That nicht an Büchern und an Gelehrten; aber es ist kein Zusammenhang unter diesen Büchern und diesen Bestrebungen unserer Gelehrten. Der eine hat sich in diese, der andere in jene Theorie hineingearbeitet, die realen Verhältnisse des großen Vaterlandes, seine Geschichte und seine heutigen Interessen haben einer nationalen Wissenschaft nirgends einen Anstoß geben können. Zwischen zwei bedenklichen Theorien schwankt alles, was wir hier an thätigem und forschendem Geist haben, hin und her, zwischen der ultramontanen und zwischen der materialistischen.

Unsere Rechtslehrer sind grade so kosmopolitisch, wie unsere Kaufleute, und während die letzteren für ihre Berechnungen Kleinasien kaum weniger heimisch behandeln als eine Straße der Vorstädte, predigen die ersteren eine Rechtsphilosophie, die für jeden Staat der Erde gleichmäßig paßt, und sie alle zu einer gleichmäßigen Abhängigkeit von Rom verpflichten will. Nichts von einem patriotischen Zuge in den Lehrbüchern dieser österreichischen Rechtsgelehrten; es giebt kein Recht, das ist in Kurzem der Inhalt ihrer traurigen Lehre, als dasjenige, welches Rom verkündet und vermittelt; es giebt darum eigentlich auch kein Recht in den niederen Kreisen des Staates, und die ehrwürdigsten Ueberlieferungen in unserem Volke, die gegründetsten Festsetzungen unserer Geschichte, sie erhalten erst durch eine höhre Sanction eine Bedeutung. Wo kann bei solcher Lehre die Liebe zum Vaterlande eine feste Stelle finden? Was ist denn diese Liebe zum Vaterlande anders, als die Liebe zu bestimmten Personen und Sachen, zu einer bestimmten, wunderbaren Geschichte des eignen Volkes, zu der Summe seiner Sitten und Bräuche, zu einem Ge-

sammtbestande des Rechtes? Wo aber diesem Rechte keine Bedeutung mehr gelassen wird, wo soll da noch die Vaterlandsliebe eine Stätte finden?

Oeffnen Sie das Buch des trefflichen Freiherrn von Moy de Sons, ordentlichen öffentlichen Professors des Kirchenrechts und der Rechtsgeschichte zu Innsbruck; es führt den Titel: „Grundlinien der Philosophie des Rechts aus katholischem Standpunkte. Erster Band (1854), den allgemeinen Theil und die Philosophie des Privatrechts und des Kirchenrechts enthaltend", zweiter Band (1857), „die Philosophie des Staats- und Völkerrechts enthaltend." Sie werden in diesem Buche eines Mannes, der um Alles in der Welt nichts Anderes als conservativ sein will, eines in wechselnden Lebensschicksalen erprobten Edelmannes, der in seinem eigentlichen Vaterlande Frankreich so tiefe Studien über das nothwendige Fundament der Staaten machen konnte, Sätze finden, welche das Leben des Staates überhaupt in Frage stellen. Wir wiederholen der Deutlichkeit wegen einige der Moy'schen Sätze. Band I., S. 218 schreibt er:

„Der Staat bildet einen wesentlichen Theil der göttlichen Heils-Anstalt und gehört als solcher mit zur Kirche. Aber er steht derselben nichts desto weniger, wie jeder einzelne Mensch, frei und selbstständig gegenüber und, obgleich für ihn, wie für alle seine Glieder, die Idee der höheren, übernatürlichen Bestimmung des Menschen die eigentliche Quelle alles Rechtes und aller Gerechtigkeit ist, so steht es doch bei ihm, die Lehre der Kirche in dieser Beziehung anzunehmen oder zurückzuweisen, von ihren Heilsmitteln Gebrauch zu machen oder nicht. Daher entsteht die Möglichkeit eines doppelten Verhältnisses des Staates zur Kirche: 1. des Eintritts desselben in die Kirche und 2. seines Verharrens außerhalb derselben.

„Im letzteren Falle bleibt er zwar im Vollgenusse seiner natürlichen Unabhängigkeit und Freiheit; allein in Bezug auf den geistigen Kern und Mittelpunkt aller seiner Anstalten bleibt er auch allen Schwankungen der menschlichen Meinungen und Leidenschaften und dem ungezügelten Spiele der gegen einander wogenden menschlichen Kräfte preisgegeben. Sein Ansehen ist prekär, seine Wirksamkeit stets unbefriedigend und mit dem Stempel der Nichtigkeit gezeichnet; sein Leben, von der Unersättlichkeit der Begierden zum Abgrunde gepeitscht, ist ein trostloser Kampf, der stets in Blut und Thränen sich auflöst. Im ersten Falle dagegen büßt er zwar diese stolze Unabhängigkeit ein; seine Machthaber werden zu bloßen Gehülfen des Stellvertreters Christi, treten gleichsam in die Stellung der Diakonen zwischen Volk und Priesterthum ein; sie erwerben aber dafür den Frieden und die erhabene Würde einer festen, unverbrüchlichen, mit göttlicher Sanction umgebenen Autorität, und der Staat genießt des vollen Segens der aus Gott stammenden und zu Gott führenden Gerechtigkeit.

„Eine mittlere Stellung zwischen diesen beiden giebt es vernünftiger Weise nicht."

Eben so wie der Staat ohne die Abhängigkeit von der römisch-katholischen Kirche nach Moy kaum gedacht werden kann, eben so wenig dürfen irgend welche anderen Rechtshandlungen in den Staaten oder zwischen Staaten ohne kirchliche Autorität anerkannt werden. Moy schreibt darüber:

„Jede gesellige Verbindung, die außerhalb der religiösen Gemeinschaft geschlossen wird, ist, wie der westphälische Frieden und die Verträge der christlichen Mächte mit der Pforte, nur ein die höchste, religiöse Sanction vorbehaltendes Provisorium, ein Waffenstillstand, in der Aussicht auf künftige Entscheidung und Ausgleichung des Religionspunktes geschlossen, und sie kann diesen Charakter nicht ablegen, ohne zugleich allen Werth zu verlieren und sich zu lösen, oder in ein selbstmörderisches, revolutionäres Bündniß gegen Gott und alle göttliche Gerechtigkeit auf Erden umzuschlagen."

Man sieht, daß der gelehrte Professor für die Aufrichtung eines neuen theokratischen Weltreiches schwärmt, das er im Mittelalter zu Stande gekommen wähnt, das aber nichts ist, als eine Phantasie des neunzehnten Jahrhunderts und seiner den wirklichen Bedürfnissen der Völker abgewandten Denker. Moy und seine Gesinnungsgenossen trachten nach einer Ordnung der Dinge, in welcher nur noch der Priester aufrecht steht. Er schreibt:

„Es ist ein unnatürliches Verhältniß, wenn die Laien, die in himmlischen Dingen von ihm Unterweisung und Urtheil zu empfangen haben, um irdischer Dinge willen ihn vor ihren Richterstuhl ziehen. Ausgeschieden zum Dienste Gottes in der Gemeinde, geweiht und geheiligt zu diesem Dienste und ein Repräsentant und Stellvertreter Gottes und Seines Priesterthums in Mitte des Volkes, muß er für dieses ein Gegenstand unverletzbarer Ehrerbietung sein. Wer ihn angreift, der legt gleichsam die Hand an die Bundeslade des Herrn und hat, als ein Frevler gegen die göttliche Heilsanstalt, die ganze Schärfe der kirchlichen Gewalt gegen sich herausgefordert."

Daß eine solche Alleinherrschaft des geistlichen Amtes zu den bösesten Irrungen und Störungen führt, zeigten die Versuche, welche das Papstthum im Mittelalter machte, um sich des Kaiserthums ganz Herr zu machen. Moy weiß indeß von solchen Irrungen und Störungen, von diesem „auf seinen Römerzügen verblutenden Deutschland", nichts, sondern er schreibt ganz wohlgemuth über diese Vergangenheit im zweiten Bande (S. 151) seines Werkes Folgendes:

„Die ehemalige Verfassung des deutschen Reiches zeigt uns die beiden Principien in harmonischer Verbinduug und Wechselwirkung; Stiftungsgesetz und Vertrag, natürliche Ordnung und menschliche Freiheit sich wechselseitig beschränkend und ergänzend in solcher Kraft und

bewunderungswürdigen Uebereinstimmung, daß auch die gewaltsamsten Ausschreitungen der Häupter sowohl als der Glieder des Reiches sie nicht zu zerstören vermochten, sondern Alles wie von selbst wieder zum natürlichen Gleichgewichte zurückstrebte, so lange überhaupt die katholische Anschauungsweise die vorwaltende und entscheidende blieb. Selbst die Erklärung des Churtages zu Rense vom Jahre 1338, daß die Gewalt des Kaisers von Gott allein unmittelbar herrühre, wodurch zuerst die natürliche Ordnung der übernatürlichen, von der Kirche vertretenen entgegengesetzt wurde, vermochte diese Auffassungsweise nur vorübergehend zu stören. Erst als der Protestantismus im Reiche obgesiegt und das Bürgerrecht erlangt hatte, machten die Folgen der entgegengesetzten Auffassung sich praktisch fühlbar. Nun konnte der schwedische Historiograph Chemnitz durch sein Buch: Hippolythus a Lapide de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico, der Ansicht Geltung verschaffen, daß das Reich nicht eine Monarchie, sondern eine Aristokratie sei, und der Kaiser seine Gewalt so wenig von Gott als vom Papste, sondern lediglich von den Churfürsten habe. Und nun war der Fortschritt nothwendig gegeben, daß, wie das jus reformandi, das die Fürsten im westphälischen Frieden sich beigelegt, allmählich von jedem Einzelnen für sich unter dem Namen der Gewissensfreiheit in Anspruch genommen wurde, so auch die Staatsgewalt, wie für den Kaiser von den Fürsten, so für die Fürsten von dem Volke abgeleitet wurde. Diese Anschauungsweise war, so lange die Reichsverfassung auf katholischem Fundamente ruhte, principiell unmöglich." Und Moy macht dazu folgende Anmerkung: „Dieses zeigte sich nirgends herrlicher als 1177 in dem Frieden Kaiser Friedrich's I. mit Papst Alexander III., in welchem jener Kaiser durch den Sieg, den er über sich selbst davontrug, wahrhaft den Beinamen des Großen verdiente."

Diese wenigen Sätze reichen bereits hin, um Ihnen einen Geist der Neuerung in Oesterreich zu bezeichnen, der auf immer im Kaiserreiche beseitigt zu sein schien. Bis heut erfreuen sich die Vertreter dieses Geistes in einflußreichen Kreisen noch manchen Beifalls; doch ist die Militair-Hierarchie und die alte Aristokratie ihnen gleicher Weise abgeneigt. (Protestiren doch selbst hohe Geistliche, wie z. B. der Primas von Ungarn, gegen solche Lehren!)

Ganz eben so unpatriotisch wie auf diesem, ist man auf dem entgegengesetzten Pol unserer Literatur, auf dem materialistischen. Die Männer, welche die Wissenschaften nur darum betreiben, weil sie damit private Zwecke erreichen, den Verkehr in Handel und Wandel fördern, die Maschinen verbessern zc. wollen, sind meistens so tief in ein dürres Verstandesthum hineingerathen, daß ihnen ein ethisches Moment, wie die Vaterlandsliebe, ganz aus dem Gesichte verschwunden ist. Ich wende Ihre Aufmerksamkeit hierbei zunächst blos auf den Zustand unserer national-ökonomischen Studien. In keinem Theile Deutschlands mögen in

den letzten Jahren mehr „Handbücher der National-Oekonomie" erschienen sein, als im deutschen Oesterreich; die Verleger reißen sich ordentlich um dergleichen Werke, und doch, welche Waare erhalten sie? Fast ohne Ausnahme stehen diese Bücher den österreichischen Zuständen und Bedürfnissen so wildfremd gegenüber, daß sie eben so gut für Algier oder eine englische Grafschaft, als für das Land ob der Enns bestimmt sein können. Es sind Bücher, die oft nur aus französischen und englischen Werken übersetzt oder zusammengeschrieben sind, ohne daß ihr Verfasser auch nur die Thatsachen kannte, welche der Engländer und der Franzose im Auge hatten, als sie ihre Bücher entwarfen. (Das Buch Kosegarten's, eines Preußen, der gegenwärtig Professor in Gratz ist, macht eine ehrenwerthe Ausnahme.) Was ist von einer solchen Wissenschaft zu erwarten? Aber wie kann man hoffen, daß ein besserer Tag uns eine andere, patriotischere Wissenschaft bringen werde! Wissen unsere Staatsmänner nicht, daß sie durch ihre einseitige Machtstellung die Volkskreise von aller Betheiligung an den inneren Vorgängen und Entwickelungen fernhalten? Das Volk kennt sich selbst nicht, wie sollen seine Gelehrten es kennen; ihnen bleibt ja freilich unter solchen Verhältnissen nichts übrig, als sich an die erste beste landstreicherische Theorie zu hängen. Aus dieser Lage unserer Wissenschaft werden viele sonst unbegreifliche Dinge erklärlich, z. B. die allgemeine Meinung, daß die Wuchergesetze ohne Weiteres aufgehoben werden müßten. In Preußen, wo man in der Erkenntniß der volkswirthschaftlichen Fragen doch weiter ist als hier, herrscht diese Meinung nicht so allgemein.

Neue Broschüren.

Der Tag ist reich an kleinen Schriften über die zahlreichen interessanten Dinge, welche heut die Aufmerksamkeit des Volkes in Anspruch nehmen. Flüchtig hingeworfene Gedanken, die doch manchmal Ecksteine später sorgfältig ausgeführter Arbeiten werden, Fühlhörner neu entstandener Anschauungen, populär gehaltene Darstellungen verwickelter Fragen — sind solche Broschüren, wo sie in der Fülle, wie bei uns, auftreten, immerhin erfreuliche Zeichen einer wackeren Thätigkeit der Nation.

Alle heut vor uns liegenden Broschüren haben merkwürdiger Weise ein Ziel im Auge, eine bessere Ordnung unseres Volksthums, der Gesellschaft, auf welcher der Staat ruht. Ob die einzelne Broschüre vom Wucher, oder von der letzten Geldkrisis, oder von den Ständen, oder von der Justiz-Organisation handelt, trotz dieser Unterschiede der Aufgaben suchen doch alle die Lösung ihrer einzelnen Frage in der Veränderung und Neugründung und Neugliederung unserer bürgerlichen Gesellschaft.

Die Vorschläge, die sie zum Theil ihrer Kritik des Bestehenden folgen lassen, sind freilich von keiner Bedeutung, aber jene Kritik selbst ist für uns und Alle, denen es Ernst um eine Reform der Gesellschaft ist, von der größten Wichtigkeit. Je mehr solcher Kritik, je höher steigt das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer Reform, und mit der Ausbreitung dieses Bewußtseins ist den gefährlichsten Feinden des Staates und der Gesellschaft, denjenigen, die Alles für gut und vortrefflich erklären und nur ungehinderte Wege für das allgemeine „Laissez aller!“ verlangen, ihr Terrain genommen. —

Bei Rudolph Wagener hier ist so eben erschienen:

„Stände! Von W. S., Mitglied des Hauses der Abgeordneten.“ Der Verfasser beginnt mit folgenden Worten:

„Organisation ist das Losungswort unserer Tage. — nach ihr seufzt nicht minder der Staatenlenker, der alle seine Gestaltungen in der Staatsgesellschaft wie Quecksilber unter seinen Händen zerrinnen, und in ihre Atome sich auflösen sieht, als der einfache Arbeiter, welcher alleinstehend in dem schrankenlosen Kampfe der materiellen Kräfte mit Angst dem Momente entgegensieht, wann ihn ein Nachlassen seiner Kraft dem unvermeidlichen Untergange entgegenführt.

Organisation ist die Herstellung eines Organismus in einem Körper — und wie das Wesen des natürlichen Organismus vorzüglich in der Gestaltung seiner Unterschiede und der Regelung ihrer Beziehungen zu einander und zum Ganzen besteht — so ist auch die Hauptaufgabe der Organisation eines ideellen Körpers — wie es vor Allem der Staat ist, — die Zusammenfügung seiner gleichartigen sich von den andern Bestandtheilen qualitativ unterscheidenden Elemente zu natürlichen Gruppen und die Darstellung der Verhältnisse dieser zu einander und zum Ganzen.

Diese Gruppen innerhalb der die Staatsgesellschaft bildenden Persönlichkeiten bezeichnet — je nachdem dieselben sich durch ihre Beschäftigungen, ihre Lebensweise, ihre Bildung und dergleichen unterscheiden, schon der gemeine Sprachgebrauch — je nachdem sie sich auch in ihrer Bedeutung für das Staatsleben und ihrer Anschauung von öffentlichen Dingen unterscheiden, die politische Wissenschaft mit dem Namen: Stände.“

Der Verfasser schildert dann die Entwickelung und den Verfall des Ständethums, hebt hervor, daß ein Volk ohne Ständethum überhaupt gar nicht denkbar sei und daß nur da, wo die natürliche Ständetheilung durch eine fremdartige Macht benachtheiligt werde, die Verkennung der wahren Bedeutung des Ständethums eintreten könne.

Die neueren Bestrebungen, ein wirkliches Ständethum herzustellen, scheiterten nun daran, daß aller Platz im Staate ausschließlich dem dritten Stande eingeräumt und die Unterscheidung der Stände ganz falsch, bloß nach äußerlichen Aehnlichkeiten durchgeführt ward.

Man schuf (in Preußen) einen sogenannten Ritterstand, welcher aus den größern und mittlern Grundbesitzern bestand. Da aber der ländliche Grundbesitz im Laufe des letzten Jahrhunderts und namentlich durch die neueste Gesetzgebung seine Bedeutung als Wehr und Obrigkeit des Landes dem Wesen noch ganz verloren hatte, so war es nur das landwirthschaftliche Gewerbe im größeren und mittleren Umfange, was diesen Stand bildete. Man stellte demselben den Stand der Landgemeinden, welcher die in kleinem Umfange betriebene Landwirthschaft darstellte, und endlich den Stand der Städte gegenüber, in welchem die Gesammtheit der übrigen Gewerbe ohne besondere Rücksichtsnahme auf die geistigen und sittlichen Elemente vertreten war.

Man hatte demnach nur die verschiedenen Kategorieen des materiellen Erwerbs zur politischen Mitwirkung berufen, und war damit im Wesentlichen zu demselben Ziele gelangt, wie der Constitutionalismus, nämlich zu der Herrschaft des dritten, des Gewerbstandes, den übrigen Elementen des Staatsorganismus gegenüber.

Da aber der vollendete Sieg, welchen der dritte Stand während der ersten Revolution in Frankreich auch über die oberste Staatsgewalt errungen hatte, verloren gegangen und in der Hauptsache die absolute Herrschaft überall wieder eingeführt war, und auch wegen der unterbliebenen anderweitigen richtigen Organisation der Staatsgesellschaft nach Ständen und bei der daraus hervorgehenden heillosen Verwirrung über die ständischen Verhältnisse, eine Menge anderer eigentlich zu dem zweiten Stande gehöriger Elemente als dem dritten Stande angehörig sich betrachtete, so machte derselbe in der zweiten, der sogenannten Julirevolution einen abermaligen Versuch, zur Herrschaft im Staate zu gelangen.

Der Versuch gelang vollständig für Frankreich und das aus dieser Revolution hervorgehende neue Königreich Belgien, woselbst die constitutionelle Verfassung mit ihrem ganzen theoretischen Apparate von: Theilung der Gewalten, Majoritäts-Ministerien, und auf Census begründete Volks-Repräsentation, als Gegensatz zur Stände-Vertretung eingeführt wurde — eine Staatsform, welche wir zum Unterschiede von der im Wege allmählicher historischer Entwickelung mehr organisch herausgebildeten englischen Verfassung den französischen Constitutionalismus nennen wollen. Derselbe ist die reine Darstellung von der Herrschaft des dritten Standes. Es ist wirklich die Versammlung der Volksrepräsentanten, welche herrscht, da diese Verfassung entschieden den Schwerpunkt des ganzen Staatslebens in diesen Körper legt — und es ist wirklich der dritte Stand, wenigstens das was man ursprünglich darunter verstand, den diese Versammlung repräsentirt — der Gewerbe-Stand, der Stand, welcher materielle Güter producirt und erwirbt; da ja mit Hinblick auf den Census als einzigen Maßstab der

Betheiligung, andere Bestandtheile der Staatsgesellschaft eben nur insoweit zu Geltung kommen, als sie als Erwerber und Besitzer materieller Güter dem dritten Stande angehören; weshalb denn auch die äußere Repräsentation dieser Staatsform mit Recht das Bürgerkönigthum genannt wurde.

Der vorbezeichnete Zustand des Gesellschafts- und Staatslebens trug aber als natürliche Consequenz seinen gefährlichsten Feind in seinem Schooße, nämlich den Ausspruch auf die unbedingte Herrschaft der materiellen Kräfte. Denn indem diese Verfassung jeden andern Unterschied innerhalb der Staatsgesellschaft negirte, als den des materiellen Besitzes, um hauptsächlich nur den auf Capital gegründeten Erwerb in seinen verschiedenen Abstufungen von dem aus der bloßen Arbeitskraft entspringenden unterschied, legte sie die Frage nach der Berechtigung grade dieses Unterschiedes und das Verlangen nach der Aufhebung desselben und der völligen politischen Gleichberechtigung aller Staatsangehörigen sehr nahe. Das ist der Standpunkt der Demokratie, welcher unzweifelhaft die roheste Form des Staatslebens, aber die consequenteste Entwickelung desjenigen Geistes darstellt, der die natürlichen Unterschiede in der Staatsgesellschaft, welche man Stände nennt, unberücksichtigt läßt. Aber gerade da, wo der Geist der Demokratie am meisten verbreitet ist, sehen wir nach dem dialectischen Gesetze, welches die historische Entwickelung des Menschengeschlechtes beherrscht, die Reaction gegen denselben in den socialistischen Bestrebungen sich erzeugen."

Der Verfasser erkennt also das beständige Verlangen des Volkes nach ständischen Organismen an; die Stände sind eine Naturnothwendigkeit für das Volk und darum auch für den Staat. Hierin stimmen wir mit ihm ganz überein. Ein Anderes aber ist es mit seinen Vorschlägen. Er tadelt die früheren Regierungen, Stände gewollt und nur den Schein der Stände erreicht zu haben, aber die Stände, die er selbst in Vorschlag bringt, sind noch viel mehr ein leerer Schein. Schon im Worte Stände liegt eine Hindeutung auf das, worauf es bei der Beurtheilung der Sache ankommt. Zu einem Stande gehört eine feste, unverrückbare Unterlage, auf der er steht; diese Unterlage darf nicht in Einrichtungen gesucht werden, die später sind als der Stand. Diese Unterlage ist zunächst eine rein locale; und hier treten Land und Stadt als die einzigen Stücke politischen Erdreiches, auf dem solche Unterlage zu finden ist, einander gegenüber; alsdann ist diese Unterlage durch die Thätigkeit, durch den Beruf bestimmt. Wir können das hier nicht weiter ausführen; nur das wollen wir noch bemerken, daß so reale Dinge, wie die es sind, um die es sich hier handelt, durch allgemeine Theorieen niemals gefördert oder gar neu fundirt werden können; im Gegentheil wird dazu wohl nur der Anfang an einem bestimmten einzelnen Punkte helfen, und wir stimmen mit mehreren nachdenkenden

Politikern überein, wenn wir die sociale Reform der Stadt als diesen einzelnen greifbaren Ausgangspunkt bezeichnen. Die alte freie und wohlverfaßte Stadt fiel zuerst in Trümmer, von ihr gingen dann die Mächte der revolutionären Bewegung, der dritte und der vierte Stand, aus und erschütterten die anderen Stände; bei ihr muß auch die eindämmende Reform wieder beginnen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Saison. — Prinzessin Friedrich Wilhelm. — Die „Volkszeitung" über die Lage des Landes. — Dawison. — Eine alte Oper.

Die Saison ist zu Ende, sie war eine der seltsamsten und gemischtesten, die Berlin je sahe. Im düstern Schweigen begonnen, drängten sich gegen ihr Ende eine Reihe der glänzendsten Feste am Hofe, im Theater, in den Salons der militairischen und diplomatischen Aristokratie zusammen, und an dem Hauptfeste, dem Einzug der neuen preußischen Prinzessin, nahm die ganze Hauptstadt und das ganze Land mit einer überaus lauten und herzlichen Begeisterung Theil. Die Bälle und Fackelzüge, die Carroussels und Gesangvorträge sind nun zu Ende, die stille Zeit ist eingetreten, und in den hohen Gemächern des königlichen Schlosses feiert das hohe neuvermählte Paar die Honigmonate der Ehe. Im Publicum spricht man viel von Ihrer K. Hoh. der Frau Prinzeß Friedrich Wilhelm. Man berichtet Details über die Studien, die die hohe Dame über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache macht, die sie freilich von Kind auf geübt hat, deren Feinheiten und eigenthümlichere Wendungen Ihr aber doch zum Theil noch neu sein mögen. In Ihre Häuslichkeit hat die hohe Frau so viel als nur möglich von den Einrichtungen des mütterlichen Hauses aufgenommen und Sie soll im Innern der Familienräume ganz in der schönen freien Weise, wie Ihre Königliche Mutter, die Hausfrau machen.

Se. Maj. der König, dessen Befinden als recht befriedigend geschildert wird, bewahrt der Frau Prinzessin eine zärtliche und unausgesetzte Theilnahme. Sehr oft wiederholt Er den Wunsch, Sie zu sehen, und das hohe Paar erscheint auch wöchentlich mehrmals in Charlottenburg. Se. Maj. der König unterhalten Sich lebhaft und mit vieler Frische, und das große Interesse, das Sie stets der Architectur gewidmet haben, tritt auch jetzt wieder hervor, und veranlaßt den König zu manchem Entwurfe und Vorschlage. Die Abwesenheit von Potsdam, wo so viele Neubauten nach Seinen Plänen zu Stande kamen und ähnliche noch im Werden begriffen sind, muß dem König gerade jetzt empfindlich sein, und es ist wohl möglich, daß der hohe Herr bald dahin zurückkehrt und bis zum Eintritte besseren Wetters im Stadtschlosse an der langen Havelbrücke Seine Residenz nimmt.

Die Frage um die Fortdauer der Stellvertretung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen nach dem 23. April ist bekanntlich vorläufig entschieden; möglich, daß irgend ein Umstand dazu kommt, der den Charakter dieser Entscheidung noch verändert. Das Herrenhaus hat über seine Stellung zu

der wichtigen Frage noch nichts verlautem lassen; gestern fand eine geheime Sitzung desselben statt, und es wird von einer Seite behauptet, daß die Angelegenheit dort zur Sprache gekommen sei.

Merkwürdig genug ist es, daß, während man von erprobter patriotischer Seite darauf dringt, daß diese schwierige und delicate Frage offen und öffentlich erörtert werde, von demokratischer Seite der gegenwärtige Zustand des Provisoriums lebhaft gepriesen wird. Die hiesige „Volks-Zeitung" schreibt in dieser Beziehung Folgendes:

„Wir haben bereits vor längerer Zeit darauf hingedeutet, daß man im Volke unter den gegebenen Verhältnissen viel mehr Zufriedenheit inmitten des provisorischen Zustandes empfindet, als man nach einer Zeit, in welcher man mit großer Hast definitive Zustände forderte, hätte vermuthen sollen. Der Ausspruch des großen Dichters, daß das Werdende stets dankbar sei, scheint auch zuweilen in der Politik sich verwirklichen zu wollen, und namentlich in solchen Zeiten, wo man das Gewordene höchst unerquicklich gefunden. Der Zustand der Hoffnung ist oft erfreulicher, als der der Erfüllung; man blickt tröstlicher in eine Zukunft, wo der Blick in die Vergangenheit voll bitterer Täuschungen ist.

„Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir's nur sagen, daß die Stimme des „Einen" Abgeordneten, die zeither immer so voll Autorität war, daß sie der Majorität sehr wenig behagte, gerade nicht allzu wohlklingend im Ohr des Volkes geworden ist, seitdem sie sich als Stimme des Volkes präsentirt. Die jetzige Verfassungstreue der zeitherigen Verfassungsdurchlöcherer hat etwas zu Verfängliches in sich, als daß man nicht mit einigem Mißtrauen auf diese überraschende Repräsentation der Volksstimme horchen sollte. Die Ritter von der „wahren" Freiheit aus den Reihen der „kleinen mächtigen Partei" von ehedem, die sich fast der Minorität rühmten, machen uns bedenklich, wenn sie sich anstrengen, volksthümlich zu sein. Ihr Unbehagen am Provisorium könnte es dahin bringen, daß wir uns in das Provisorium verlieben und wenigstens auf so lange es ruhigen Muthes tragen mögen, bis sich ein Definitivum mit e n t s c h e i d e n d e n Consequenzen herausstellt.

„Wenn wir offener und unumwundener sagen sollen, was wir meinen, so müssen wir gestehen, daß wir folgende Gedanken über das urplötzliche Volksthümlichwerden der äußersten Rechten hegen.

„Wir haben Zeiten durchlebt, nach welchen es einer mäßigen Regierung leicht werden wird, sich auf einer recht breiten Basis im Volke zu stützen. Strenge Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Treue in gegebenen Worten und verheißenen Rechten werden voraussichtlich das äußerste Parteiwesen mildern. Eine historische Anlehnung an die guten Grundsätze einer volksthümlichen Regierung, wie sie Stein und Hardenberg beabsichtigt haben, würden dem Staate jene politische Sicherheit geben, die ihm die genialen Vor- und Rücksprünge in jüngster Vergangenheit benommen haben. Ein geringeres Maß der Freiheit und des staatsbürgerlichen Rechtes, wenn es eben nur getreulich gewährt und geübt wird, würde viel mehr Befriedigung erwecken, als die Unsicherheiten des Kämpfens und Erkämpfens, in welchem die Parteien sich abmühten, um Niemand zu stärken, als eine Regierungsgewalt mit all' ihrem bureaukratischen Rüstzeug.

„Aber so lange man nicht e n t s c h i e d e n und k l a r diese neue Bahn einschlagen kann, ist es uns lieber, den alten Zustand zeitweilig zu tragen, als ihn in irgend einer Weise vermittelnd hinüber zu schleppen und sein Dasein über seine Zeit hinaus zu verlängern! — Wir leben im Proviso-

rium ruhiger, weil und wenn wir nur sicher wissen, daß es ein Provisorium sei. Seine Unsicherheiten, und wenn sie auch lange dauern, sind uns willkommen, wenn wir nicht zu fürchten haben, daß sie durch frühzeitig geschlossene Concessionen verewigt werden sollen.

„Und auf solche frühzeitige, der Zukunft vorgreifende und sie bestimmende Concessionen scheint uns das Bestreben der „Einen" Stimme hinzuarbeiten, die sich jetzt als Volksstimme ausgiebt. Sie möchte jetzt definitiven Zustand machen, weil sie mit richtigem Blick einen andern definitiven Zustand nahend fühlt; sie griff jetzt der Zukunft gerne vor, weil sie noch die Zeit für günstig glaubt, diese Zukunft an den Schweif der Vergangenheit fesseln zu können.

„Lassen wir uns daher nicht vom Schein täuschen. Wir fürchten diese Danaer nicht, auch wenn sie uns mit Volksthümlichkeit beschenken; aber wir halten es für das Beste, ihr vorzeitig geschenktes Definitivum ganz definitiv zurückzuweisen."

Damit unsre Leser übrigens darüber nicht im Unklaren bleiben, wer mit dem „einen" Abgeordneten, der sich für die „Volksstimme" ausgiebt, gemeint sei, so bemerken wir, daß die „Volkszeitung" einen in der vorigen Nummer der „Berliner Revue" enthaltenen Satz in eigener Art verdreht hat. Die „Revue" schrieb nämlich unter dem 12. d. Mts. Folgendes:

„Das Land wählte seine Abgeordneten zu Vertretern und Wahrern seiner patriotischen Interessen, und in den meisten Fällen wird es leicht werden, in den Aeußerungen und Anträgen eines Abgeordneten den Wiederhall großer Kreise und Gruppen des Volkes zu hören." Dazu bemerkt die „Volkszeitung" Folgendes:

„Wenn wir dieser gewiß sehr conservativen Aeußerung, die merkwürdigerweise in den Anträgen Eines Abgeordneten (und gerade dieses Einen!) die Stimme des Volkes vernehmen will, die Versicherung hinzufügen u. s. w."

Man sieht, daß die „Volkszeitung" in der Kunst der Verdrehung des Sinnes es schon ziemlich weit gebracht hat, doch rechten wir darum mit ihr nicht.

Wichtiger ist uns das, daß diese Stimme aus der Demokratie doch nicht die Anschauung aller Demokraten vertritt. Im „Jahrhundert", einer in Hamburg erscheinenden demokratischen Wochenschrift, an der die bedeutendsten der vorgeschrittenen deutschen Demokraten betheiligt sind, finden wir Briefe aus Preußen, welche in sehr scharfen und bitteren Ausdrücken die Haltung der Gothaer tadeln, die sich so oft für die treuesten Hüter verfassungsmäßigen Wesens ausgegeben hätten, und gegenwärtig doch Angesichts einer der wichtigsten Verfassungsfragen schwiegen.

Im Gebiete der Kunst kam in der verwichenen Woche manches Bemerkenswerthe vor. Bogumil Dawison aus Dresden, ein sehr begabter Schauspieler, jüdischer Abkunft, wie viele bedeutende Schauspieler heut zu Tage, spielte im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater, und die Rolle des „Geizigen" in dem gleichnamigen Stück von Molière konnte in keine besseren Hände gegeben werden, als in die seinigen. Dawison hat das Leben scharf beobachtet, und weit entfernt davon, in den Caricaturen desselben die Regel zu sehen, hat er sich eine feine Zurückhaltung der Leidenschaft angeeignet, welche das Bild, das er darstellt, zugleich lebenswahrer und künstlerisch reiner macht. Sein „Geiziger" war nicht im verwegenen Sinne des Wortes ein schmutziger Geizhals, sondern ein

Mann von Formen, der die Welt gesehen und in der Welt erzogen worden ist.

Die Königlichen Sänger brachten uns eine alte Lieblings-Oper: „Joseph in Aegypten", bei deren Tönen die ganze Zauberpracht unserer Kindheit stets wieder vor uns aufsteigt. Wem die Stimme einer lieben Mutter einstmals das Lied: „Ein Knabe war ich, jung an Jahren" vorgesungen hat, wird wissen, wie theuer diese alte Oper, ob hundert Mal schon gehört, immer wieder von Neuem sein kann.

Lord Derby.

London, im März.

Es ist aus der Geschichte bekannt, daß bei Bosworth (1484) ein Lord Stanley längere Zeit auf dem Saume des Schlachtfeldes hin- und herschwankte, bis er sich endlich zu Gunsten des Prätendenten, Graf v. Richmond, entschied. Er war als einer der Hauptleute Richards III. in das Treffen gekommen, und ging als Vertheidiger, Anhänger und Günstling des Königs Heinrich VII. daraus hervor.

Die Stanleys sind altsächsischer Abkunft. Bald nach der normannischen Eroberung heirathete der letzte Sproß der Familie, Johanna Stanley, William De-Aldithley, einen normannischen Ritter, der den Namen der Frau annahm. Sie sind so ein Zweig der alten Lords Audley, und kamen zuerst unter der Regierung Eduards III. in Ruf. Das Haus Lancaster verwandte sie vielfach im Anfang des 15. Jahrhunderts, und Thomas Stanley erhielt im Jahr 1456 die Würde eines Peer von England. Sein Sohn, der zweite Lord, wurde von Heinrich VII. 1485 in den Grafenstand erhoben. Von diesem Edelmann stammt der gegenwärtige Graf Derby mittelst eines jüngern Zweiges, der im vorigen Jahrhundert die Succession antrat, in der Linearfolge ab. Er ist am 29. März 1799 geboren, folglich heute 59 Jahr alt.

Die letzten Grafen v. Derby waren entschiedene Whigs. Lord Derby's Großvater war ein Freund von Fox, und seine Gemahlin (his countess, wie die Engländer sich ausdrücken), Tochter des Herzogs von Hamilton, gehörte zu den Damen, die in dem berüchtigten Wahlkampf von 1784 (gegen Lord Hood und Sir C. Wray) die Candidatur von Fox in Westminster betrieben, bekanntlich ohne Erfolg. Pitt siegte damals in glänzender Weise über seinen Gegner, und 160 der Anhänger des letztern „Fox's martyrs" getauft, blieben auf der „Wahlstatt."

Als Whig trat Mr. Stanley zum erstenmal in das Parlament, und nahm seinen Sitz neben dieser Partei, wo auch sein Vater, Lord Stanley, saß. Es sind nun gerade 34 Jahre, daß er seine Jungfernrede hielt (am 20. März 1824). Die Frage betraf einen örtlichen und neu anziehenden Gegenstand, eine Bill über die Gasbeleuchtung in Manchester. Er scheint diesen ersten Versuch glücklich bestanden zu haben, denn Sir James Mackintosh, der ihm folgte, lobte seinen „ehrenwerthen jungen Freund." Er sprach von Neuem am 6. Mai desselben Jahres über einen Antrag von Joseph Hume, die irische Kirche betreffend. Diese Rede ist interessant, weil diese Frage zuletzt zu seinem Bruch mit der Whigpartei

führte. Er war zu Reformen in dieser Kirche geneigt, hielt aber dafür, daß sie ungerecht mißhandelt sei, und wollte keine Eingriffe in ihre Eigenthumsrechte gestatten. Wir glauben, daß diese Rede die entschiedeneren Whigs einigermaßen bestürzte, aber sie hatte als oratorischer Vortrag einen unzweideutigen Erfolg, und wurde sowohl von Burdett als von Plunkett gepriesen.

Als Mr. Stanley (die Stanleys sind ein langlebendes Geschlecht, und der alte Graf, sein Großvater, starb erst im Jahre 1834) sehen wir nun unsern heutigen Lord nach Amerika reisen. Später weilte er einige Zeit in Irland, wo er in der Grafschaft Tipperary Güter besitzt und, nach Sheil, als „der sonderbare Gentleman" bekannt war. Er lebte in Einsamkeit, und gefiel sich in langen Wanderungen. Seine erste amtliche Stellung war die als Unterstaats-Secretair für die Colonieen; und unter der Whigregierung von 1830 bis 1833 wurde er Ober-Secretair für Irland. Er folgte auf Hardinge in diesem Amt, das ein sehr schwieriges war. O'Connell war damals in der Blüthe seines Rufs und seiner Thaten; unter anderen Fähigkeiten besaß er eine ausgemachte Meisterschaft über den Wörterschatz von Billingsgate. Sein Lieblingsname für den Ober-Secretair war „Shave-beggar" (s. v. ein Lumpenhund). Der Ober-Secretair nahm es sehr gelassen auf, aber man hörte ihn sagen, der ehrenwerthe Gentleman werde „in dem Hause" wohl einen anderen Ton anstimmen. In der That, als sie sich später in dem Unterhause wieder trafen, griff Mr. Stanley den Agitator mit einer Kampflust und einer Keckheit an, die ihm die allgemeine Bewunderung erwarb. Bald war er als einer der ersten Redner seiner Zeit bekannt.

Hr. Stanley focht in dem Kampf der Reformbill in dem wahren Geist der Lambtons und Greys. Man erzählt sich, wie er eines Tages in Brookes's (ein Whigclub in St. James's Street) auf den Tisch sprang, und den Eifer der Whigs zur wahren Wuth entflammte. Nachdem der Sieg errungen war, wurde er auf einige Zeit (von 1833 bis 1834) Colonial-Minister der Whigs; bald jedoch sagte er sich von dieser Partei los, und wurde, in Gesellschaft von Sir R. Peel, ihr unumwundener und rastloser Gegner, von 1835 bis 1841.

Dieser Umschlag, gleichzeitig mit jenem des Sir James Graham, wurde veranlaßt durch die Haltung der Whigs gegen die irische Kirche, welche zu opfern er bereits zehn Jahre vorher sich geweigert hatte. In diesem Augenblick indessen herrschte außerdem eine weit verbreitete Abneigung gegen die Whigs. Thomas Moore, wie sein Tagebuch beweist, war aufgebracht über sie. Sidney Smith erkaltete gegen sie. Die Times wandte ihnen den Rücken. Von Jahr zu Jahr schrumpfte die große Mehrheit, welche die Reformbill ihnen gegeben hatte, zusammen, und im Jahre 1841 wurden sie unter allgemeinem Jubel aus dem Amt gejagt. Nun kam die Herrschaft Robert Peels, und in seinem Cabinet wurde Lord Stanley, wie er seit 1834 aus Courtoisie genannt ist, Staatssecretair für das Departement der Colonieen. Es heißt, er und Robert Peel seien beide zu groß gewesen, um mit Bequemlichkeit auf derselben Bank zu sitzen, und daß aus diesem Grunde Lord Stanley im November 1844, unter dem Namen der Baronie seines Vaters, von Bickerstaffe, in das Haus der Lords trat.

Peel fiel, wie bekannt, als ein Opfer seiner Maßregeln zu Gunsten des Freihandels. Lord Stanley war unter der Zahl derer, die dem Schutzsystem treu blieben, und ganz natürlich der Mann, unter dessen Banner

die zerstreute Partei der Conservativen sich am besten schaaren konnte. Sein Name wurde mit dieser unpopulären Sache eng verknüpft. Als er aber unter dem von ihm im Jahr 1851 ererbten Titel als Graf Derby das Ministerium von 1852 bildete, verlor er keine Zeit, um offen anzukündigen, daß er sie als hoffnungslos aufgegeben habe. Seine Herrschaft endete vor dem Ablauf eines Jahres, und seine ab- und zugehende Thätigkeit in der Opposition seitdem ist bekannt. Man hatte bemerkt, daß er von seinem Eintritt in's Oberhaus an weniger rührig geworden. Er ließ nicht mehr dieselbe Bereitwilligkeit zum Kampf erkennen. Von Zeit zu Zeit jedoch behauptete er seinen alten Ruf durch einen glänzenden Vortrag, und seinen Rang durch häufigen Tadel über das Verfahren der Regierung.

Während mehr als 35 Jahren also bewegte Lord Derby sich unter den Augen seines Landes, und es ist wohl angemessen, daß wir einige Worte von seinem Charakter und seiner Beredtsamkeit sagen. Die Stanleys haben von jeher Charakter auf eine oder die andere Weise bewährt, und ihr Leben nicht in den Schlössern ihrer Voreltern verschlummert. Der gegenwärtige Peer zeigte von früh an nicht bloß Intelligenz, sondern Entschiedenheit, und vor allem Selbstvertrauen. In Irland, wie sein Gegner Sheil in seinen „Skizzen" erzählt, ließ er sich nicht, wie mehrere seiner Vorgänger, zum Werkzeug der Leute herabwürdigen, die sich an die neuen Staatssecretaire heranmachen und ihre Unerfahrenheit mißbrauchen. Er bahnte sich seinen eigenen Weg und befolgte ihn, mochte er richtig oder falsch sein. Er widmete sich der Reformbill mit Eifer, und schied nicht von den Whigs, bis diese, seiner Ansicht nach, über ihre Principien hinausgingen. Während dieser ganzen Zeit waren seine Lebhaftigkeit, seine Rührigkeit — sein dash, ein familiärer Ausdruck (forsches Wesen nennt das, glauben wir, der deutsche Bursche), überall vorherrschend. Lange noch über jenes mittlere Alter hinaus, wo wir alle nach und nach in ruhigeres Gebahren uns hineingewöhnen, war Stanley (wie Lord John Russell zu Tom Moore äußerte) durch die burschikose Keckheit (boyishness) seines Charakters und seines Benehmens" auffallend. Welches indessen der Name sei, den man ihm beilegen mochte, nie hat ihn irgend Jemand einen Pedanten oder einen langweiligen Aufdringling (a bore) genannt. Ein Publicist gab ihm den Spitznamen „Hotspur", und Bulwer heißt ihn „Rupert", und das sind ausdrucksvolle Bezeichnungen. Man hat von seiner Redeweise gesagt, daß er mit beiden Füßen zugleich mitten in die Streitbahn springe und keinen Augenblick je seine Fassung verliere.

Lord Derby ist ein hoher, kräftiger Mann mit geistvollem, offenen Antlitz und fürstlichem Anstande. In seinen Zügen ist zähe Festigkeit ausgeprägt, sein glänzendes dunkles Auge wird noch sprechender, wenn er einem Gegner antwortet.

Sowohl Sheil als Francis, dieser letztere in seinen „Orators of the Age", haben eine Schilderung seines Vortrags gegeben, die lesenswerth ist. Seine Sprache ist belebt, klar und wärmevoll, sehr fließend, sehr verständlich und sehr harmonisch. Vielleicht bezeichnen wir sie am besten zum Unterschied von andern großen Rednern unserer Tage, indem wir bemerken, daß sie einen minder literarischen Anstrich hat. Nichts darin schmeckt nach Büchern oder Flugschriften, und daher ist seine Beredtsamkeit ächter und natürlicher. Es ist der Gedankenfluß eines hellen Verstandes, im Verein mit einem lebhaften und thätigen Gemüth. Was daran mangelt, ist einigermaßen Zierde

und Färbung, aber niemals Schärfe und richtiges Treffen. Lord Derby besitzt auch Witz, und zwar nicht bloß in seinen Vorträgen, sondern, wie umlaufende Bonmots zeigen, auch in der Unterhaltung. Im Ganzen aber trägt sein neueres Auftreten das Gepräge einer Abgewogenheit und eines Ernstes, die wohl daran erinnern, daß er nahezu ein Sechziger und sein Sohn alt genug ist, um einer der Staatssecretaire zu sein.

Lord Derby hat sich in seiner Jugend mit einer Tochter der alten Familie Wilbraham, Lady Skelmersdale, aus Cheshire, verheirathet und zählt drei Kinder.

Rheinische Adels-Familien.

Vom [Rheinischen Antiquarius] ist der III. Abtheilung 5. Band, 2. Lieferung erschienen,*) welche besonders reich an Familiengeschichten ist. Wir finden da die Husmann von Namedy, von deren Einem es heißt:

Husmann dictus erat hujus regionis alumnus
Bellator fortis dux et phalerathe cohortis.

Auf einer Husmannin Grabstein liest man:

Hie ligt junckfraw Hermanna zart
Geborn Husman edler art.

Das Geschlecht, das mit einem großen Theil des rheinischen Adels verwandt war, ging im 17. Jahrhundert aus. Das alte Burghaus Namedy ist in neuester Zeit wieder restaurirt worden. Dann folgen die Geschlechter, deren Geschichte sich an die Schweppenburg im Brohlthale knüpft. Darunter besonders die von Geyer, welche die Schweppenburg 1716 von denen von Loen erwarben und heute den freiherrlichen Titel von derselben führen. Die Mutter des jetzigen Freiherrn Geyer von Schweppenburg (1834 Vice-Präsident der Zweiten Kammer) war eine von Wassenaer, aus einem der vier großen holländischen Geschlechter, von denen es heißt:

Brederode de edelste
Wassenaer de outste
Egmond de rykste
Arkel de stoutste.

Die Wassenaer stammen von Halewyn Burggrafen von Leyden, der 1083 ein Herr des Rheinlandes genannt wird. Auch die Metternich kommen hier vor; eine Linie derselben nannte sich noch Brohl. Durch eine Metternich kam Brohl an die von der Hees, deren Stammhaus die gleichnamige Burg im Siegen'schen ist. Die von der Hees sind in Mitte des vorigen Jahrhunderts erloschen. Ergötzlich ist eine Notiz von Steinen über diese Familie. Nach dieser Notiz begab sich Gottfried Wilhelm von der Hees (Kaspars, zum Döllberg, und der Elisabeth von der Recke fünfter Sohn) um 1619 nach Rom, heirathet daselbst, bauet zwischen Rom und Neapolis ein Schloß, Burg Heese geheißen, und ist ein Stammvater von Cardinälen und fürstlichen Personen. Wer sollte glauben, daß die apokryphe Burg Hese „zwischen Rom und Neapolis" das Stammhaus der Fürsten Borghese sein soll? Die Schweppenburg hatte übrigens anfänglich

*) Coblenz bei Hergt.

ein eigenes Geschlecht inne, das sich nach ihr nannte. Als der Erste desselben erscheint Arnold von Schweppenburg, 1377 Schöffe zu Andernach; derselbe wurde 1412 Vasall der Stadt Köln. Durch die letzte Erbtochter, Elisabeth, kam die Schweppenburg an die Kolben von Vettelbach, von diesen wieder durch Heirath an die von Metternich zu Brohl. Maria Amalia, Degenhardt von Metternich's zweite Tochter, brachte die Schweppenburg ihrem Gemahle Albrecht von Loen zu. Das Stammschloß der Loen liegt bei Iserlohn; sie führten ein Einhorn im Wappen. Wir haben schon bemerkt, daß die von Geyer (nach Fehne stammen sie von dem altkölnischen Geschlecht, das von seinem Hause zum Geyer, de Vulture, in der Rheingasse, den Namen Gyr angenommen, auch einen Geyer im Wappen führte) die Schweppenburg von den Loen erkaufte. Außer den zahlreichen und interessanten Mittheilungen zur Geschichte rheinischer Geschlechter bemerken wir im vorliegenden Hefte die Geschichte des Churfürsten Clemens August von Köln und werthvolle Nachrichten über das Floßengeschäft im Rhein, das mancherlei für die Sittengeschichte Bemerkenswerthes darbietet.

[Bunsen.] Der Brockhausische „Central-Anzeiger" schreibt von einem in seinem Verlage demnächst erscheinenden Buche:

„Wir haben die Aussicht, in nächster Zeit das Erscheinen eines Werks begrüßen zu können, das voraussichtlich entschiedene Epoche machen und zu den Bedeutendsten zählen wird, was die Literatur in neuerer Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Es ist das seit Jahren in Aussicht gestellte Bibelwerk Bunsen's, das unter dem Titel: „Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde" in 3 Abth. oder 8 Bdn. (von durchschnittlich 40 Bogen gr. 8.) erscheinen und in 8 Halbbdn. ausgegeben werden soll. Bunsen selbst bezeichnet diese Arbeit als das Hauptwerk seines Lebens, an dem er seit länger als vierzig Jahren ununterbrochen gearbeitet. Das Ganze soll eine vollständige neue Uebersetzung und Erklärung der Bibel mit durchgängig verbessertem Texte enthalten. Die Uebersetzung selbst (mit Anmerkungen unter dem Texte) wird 4 Bde. füllen, während die 4 andern Bde. unter dem Titel „Bibelurkunden" und „Bibelgeschichte" Werke über die Bibel sein sollen. Die im Laufe der nächsten Wochen zunächst erscheinende erste Hälfte des ersten Bandes (ungefähr 27 Bogen stark) wird den Anfang der Genesis und die ausführliche „Einleitung" enthalten, in welcher Bunsen seinen Plan motivirt und von seiner Methode Rechenschaft ablegt.

[W. H. Riehl.] Unter dem Titel „Bavaria" soll im Auftrage und mit namhafter Unterstützung des Königs Max von Baiern eine umfassende baierische Landes- und Volkskunde in einer Reihe von Bänden, bearbeitet von einem Kreise von 50 Gelehrten der verschiedensten Fächer erscheinen. Die Geschäfte der äußern Redaction sind dem bekannten Culturhistoriker Prof. W. H. Riehl übertragen.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.

Kein Provisorium.

Die Situation beginnt sich zu klären. Freilich an sich war sie von Anfang an klar genug, und die Zeichnung, die von Vaterlandsfreunden von vornherein an diesem Orte von ihr entworfen ward, ließ in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig, und auch das Bewußtsein des Volkes, monarchisch durch und durch, fand keine Schwierigkeit, sich in diesen Zeiten zurechtzufinden.

Aber nicht überall vermochte man unbehindert und ohne fremdartige Rücksichten ein Verhältniß zu der Lage der Dinge zu gewinnen; Hoffnungen und Befürchtungen gaben den Zuständen eine wechselnde und schwankende Beleuchtung, und so wuchs bald dieser, bald jener inhaltlose Schatten ins Riesige und ward wie eine wirkliche Gestalt angesehen und in Rechnung gestellt. Dadurch ward manches Urtheil verwirrt oder wenigstens in suspenso erklärt, und so konnte es, freilich nur auf kurze Zeit, möglich werden, daß von einzelnen Orten, wo grade eine recht tiefe Erkenntniß von der Bedeutung des Königthums für Preußen gesucht wird, Rathschläge ausgingen, die nichts weniger und nichts mehr von allen guten Patrioten verlangten, als sich und ihren Eifer für die Sache monarchischer Entwickelung im Vaterlande zunächst bei Seite zu halten und einer Periode des Stillstands ihre Unterstützung zu leihen.

Fast unbegreiflich erscheint solch eine Zumuthung dem, der irgendwie, und sei es auch nur an einem bescheidensten Theile, an den Arbeiten und Kämpfen Theil genommen hat, die seit zehn Jahren, eigentlich seit viel längerer Zeit, das Vaterland bewegen und seine Einrichtungen theils ergänzen, theils reformiren wollen. Es ist eine Zumuthung, die weit hinausgreift über die Häupter der Herren und der Abgeordneten, es ist eine Zumuthung, dem Geiste unserer Geschichte und dem Glauben des preußischen Volkes gestellt. Und erklärlich wird sie nur Angesichts von Ereignissen, deren Schwere und deren Druck Niemand tiefer empfinden kann als wir, denen man aber nur dann gerecht wird, wenn man sich zu verdoppeltem Eifer in der Verfolgung der den Royalisten gestellten Aufgabe entschließt.

Wie es zu erwarten stand, hat der feste Schritt der Geschichte, die Wucht der Ereignisse, der lebendige Athem des Geschehenden auch diejenigen, welche in einer gewissen Unbeweglichkeit zu verweilen entschlossen schienen, nach gerade ermuntert: der laufende Tag bringt seine Aufgaben, die Nothwendigkeit drängt, und man muß, was man anfangs nicht wollte, Hand an das Werk legen, an einer weiteren Entwickelung Theil nehmen, will man von ihr nicht hinweggenommen werden.

Die Völker und die Staaten leben heut zu Tage schneller als je,

und wie das Jahr 1848 in dem Abstande eines halben Jahrhunderts von uns entfernt liegt, so drängt auch die weitere Zukunft mit ungestümstem Schritte an uns heran, und wir haben von ihr sicherlich Gefahren zu erwarten, wenn es uns nicht gelingt, ehe denn sie kommt, das Werk zu ergänzen und zu krönen, das „in Hoffnung bestätigt ist", dem die Vervollkommnung nicht fehlen darf, das „den Lebensbedingungen Preußens entsprechender zu machen" ist. Denn unhaltbar ist der Zustand, in dem wir auch heut noch stehen, und eben nur zu denken und zu dulden als ein Zustand des Uebergangs; keiner Partei behagt er, er ist nicht mehr der alte und auch noch nicht der verheißene, er stellt sich meist als ein gährendes Durcheinander der Gegensätze, selten als ein ruhender Indifferenzpunkt gleich stark drängender Gegensätze dar. Der Weg, aus diesem Zustande heraus zu kommen, ist seit Jahren bezeichnet, auch betreten, wenn auch von Widersachern stets aufs Neue verwehrt und gesperrt worden. Auf ihm gilt es, mit aller Kraft und Entschlossenheit fortzuwandeln in guten wie in bösen Tagen, gleichviel ob Schmerzen und Kummer um das Liebste das Herz bedrücken.

Die große Partei, welcher der wenig bedeutende Name der Conservativen oder der Rechten gegeben ist, hat dies erkannt, und Herr von Gerlach hielt den Augenblick, in welchem er, als Führer der Rechten, den wichtigen Antrag auf Ausdehnung der jedesmaligen Legislativperiode einbrachte, für wohl gewählt und wohl geeignet zur Berathung und Entscheidung über einen sehr wichtigen Punkt unseres Verfassungsrechtes.

Auch das Herrenhaus hat für einen Antrag von ähnlicher Wichtigkeit, bei Gelegenheit nämlich der auf die Fideicommisse bezüglichen Anträge, diesen Moment für wohl geeignet und wohl gewählt gehalten, die große Arbeit, in der König und Volk in Preußen eben mitten inne stehen, fortzusetzen, und es entsprach ganz der Bedeutung der Situation, daß sich mehrere der edlen Redner dabei auf die Willensäußerungen und Intentionen des Königs beriefen. Im Hause der Abgeordneten ist die Rechte in Bezug auf diese Anträge dem Herrenhause gefolgt, und wir werden noch in dieser Session im zweiten Hause die Erörterungen über jene wichtigen Grundlagen der Gesellschaft, welche zugleich und zunächst die des Herrenhauses sind, „das Holz, aus dem das Herrenhaus geschnitten ist," vernehmen.

Thatsachen, wie der von Gerlach'sche Antrag hier und der Stahl'sche dort, reden eine deutliche Sprache, und vor ihnen zerrinnen Vorsätze, die auf Grund fremdartiger Rücksichten gefaßt sind, sehr schnell und sehr leicht. Von keiner Seite aber her kann man solche Anträge zurückweisen, denn es würden Gründe nöthig werden zur Unterstützung einer solchen Zurückweisung. Aber woher diese Gründe nehmen?

Aus der Natur der Anträge selbst? Aber dann hätte man ja, da sie nichts Verbotenes in sich schließen, nur nöthig, sie zu bekämpfen,

und das werden sicherlich alle Diejenigen thun, welche in ihr Programm den vollen und reinen Constitutionalismus mit seinen ewigen Wahlunruhen und seinem Hasse gegen jede in der Gesellschaft bestehende Ungleichheit aufgenommen haben. Schwieriger würde solche Bekämpfung freilich für Diejenigen, die bisher die Unmöglichkeit dieses vollen und reinen Constitutionalismus für Preußen mit Erfolg und unter dem Beifall und der Unterstützung der Rechten nachzuweisen gewohnt waren, und die die Nothwendigkeit einer starken königlichen Regierung und alter geschichtlicher Einrichtungen im Lande so oft hervorgehoben haben. Solche Schwierigkeiten lassen sich indeß überwinden, und Standpunkte und Ueberzeugungen ändern sich mit der Zeit bei Vielen. Aber selbst nach dieser Ueberwindung ist doch erst die Möglichkeit einer Bekämpfung der betreffenden Anträge, noch nicht die einer Zurückweisung derselben gewonnen. Dafür bedürfte es anderer Gründe, nach denen man vergeblich suchen wird. Oder sollte man wirklich vermessen und kurzsichtig genug sein und aus den Bedenken, welche in einzelnen Kreisen vor drei Monaten herrschten und über die wir uns im Eingange dieser Zeilen ausließen, solche Gründe abzuleiten?

Sollte sich heut wirklich noch ein politischer Mann finden, der von der allgemeinen Aufklärung über die Situation so wenig profitirt hätte, daß er Schweigen und Abwarten als seine Staatsweisheit zu proclamiren wagte? Wir haben kaum nöthig, zu sagen, daß er nicht nur damit dem hochmonarchischen Charakter unserer Verfassung in's Gesicht schlüge, sondern daß er auch trotz seines Vorgebens, Pietät üben zu wollen, freilich nicht königlicher, aber weniger königlich gesinnt als der König selbst wäre, der des Reiches Führung und Obhut an seiner Statt dem Prinzen von Preußen anvertraut hat; was aber für den Prinzen selbst solch ein Versuch, Schweigen und Abwarten neben das Ruder zu setzen, bedeutet, darüber müssen wir schweigen.

Verstanden hat uns ohnehin jetzt jeder echte Preuße, und wer sich bisher von den Unklaren und Rücksichtsvollen durch Hinweisungen auf Pflichten der Pietät blenden ließ, der sieht heut, daß die Consequenz der Vorschläge, welche Jene zur Behandlung der Situation machten, sich gegen das Herz der Monarchie richtet.

Wir haben mit Rücksicht auf bestimmte Momente mit Nachdruck verlangt, daß diese Consequenzen öffentlich im Landtage hervorgehoben würden, und dahin gingen auch die Aeußerungen, die der Abg. Wagener in einer Commission des Abgeordnetenhauses that; nicht das geringste Verständniß für unseren Standpunkt aber hatten die, welche unsere Forderung dahin verstanden, als wollten wir einen Ausspruch der Kammern über die Alternative zwischen Regentschaft und Stellvertretung. Für uns giebt es nur eine Forderung: „Kein Provisorium." Es ist unverträglich mit dem Lebensgesetze der Monarchie.

Der Patricier und sein Haus.

Roman.

Cap. XIII. Der Pfortenhans.

„Er hat mich dem Schutze seines Bruders empfohlen, er sagt mir, daß er längere Zeit fern bleiben werde, er theilt mir mit, daß er Geschäfte im Niederland hab', er wünscht, daß ich in Wenigenhausen bleibe, hier auf meinem Witthum — fürwahr, solche Vorkehrungen hat der kluge Cosmus Imhof sonst nie getroffen, so zärtliche Besorgniß für sein Weib hat er nie an den Tag gelegt! Sollte er nicht mehr den Muth haben, zu bleiben. Geht er nur einem heraufziehenden Gewitter aus dem Wege, oder giebt er's endlich ganz auf, die Gerechtigkeit der Menschen herauszufordern durch sein Treiben, nachdem er sich so viele Jahre lang über die Gerechtigkeit Gottes lustig gemacht? Was kümmert's endlich mich?"

Frau Magdalene Imhofin warf verächtlich einen Brief von sich, den sie in der Hand gehalten, und trat an das Fenster, über Wasser und Wiese schweiften ihre Blicke hinüber nach dem Reichswalde. Es lag in dem eigentlich so schönen Antlitz der Frau ein so unsäglicher Schmerz, aber zugleich ein so starrer, jedes Mitleid, jede Theilnahme erkältender Schmerz, daß ihr Ausdruck etwas Entsetzliches hatte.

„Es ist Alles leer," klagte die unglückselige Frau, ihre Stirn an die Scheibe lehnend, „leer um mich, leer in mir; und mein Kind, mein armes Kind, wird ihm ein anderes Leben beschieden sein? Mein Mutterherz muß ich verbergen vor dem Kinde, wie vor den Leuten; ich darf nicht, was die ärmste Mutter darf, ich darf nicht für das Glück meines Kindes sorgen, nur auf Lüge und Betrug kann ich das Glück meines Kindes bauen; ich will nicht! Lüge und Betrug sind die Mächte, die mein Leben beherrscht haben, so lange ich denken kann, Lüge und Betrug haben mich nicht nur so elend, sie haben mich sogar zu dem Weibe dieses verworfenen Mannes gemacht. Barmherziger Gott, nimm Du Dich meines armen unglücklichen Kindes an, rechne Du ihm nicht die Sünde seiner Mutter zu, Du bist barmherziger wie die Menschen; ich will nicht ihre irdische Glückseligkeit auf Lüge und Betrug gründen, ich will nicht thun nach dem Plan dieses verworfenen Menschen, der mein Mann ist — habe ich anfänglich aus mütterlicher Schwachheit die Hand zu dem Plane geboten, habe ich mich in Träume gewiegt, in denen ich einen flüchtigen Trost für mein Elend fand, Träume, in denen ich meine Tochter an der Hand seines Sohnes sah, so soll's fürder nimmer geschehen, ich will Laurenz Imhofs Sohn nicht belügen und betrügen. Auf Lug und Trug kann kein Glück wachsen. Geh' in's Kloster, Marianna! Vertraure lieber Dein Leben, laß die Jugend un-

genossen verblühen, es ist besser, als daß Du sie durch Lug und Trug entehrst und doch deß keinen Gewinn hast!"

Die Schloßfrau von Wenigenhausen drehte sich um und nahm den Brief wieder, mit dem Herr Cosmus Abschied von ihr genommen, sie blickte starren Blicks auf die Schrift: „Wahrlich," sprach sie bitter und lächelte dazu mit einem fast grimmigen Ausdruck, „der Brief sieht aus wie ein letzter Wille, Lehren des Lugs und Trugs verläßt er mir, freilich stirbt er auch nicht, sondern geht in's Niederland, um dort sein üppiges Wohlleben ungestört fortzusetzen, bis es ihm wieder sicher dünkt, heimzukehren. Welch ein schrecklicher Hohn! er hofft die Bastardtochter seines Weibes als die Gemahlin Andreas Imhof's zu finden, trotz der Vorurtheile seines Bruders. Oh! das ist kein Vorurtheil, Mensch, ich trage schwer an dem Fluch, der auf der Unglücklichen ruht, fort!"

Die Thür öffnete sich, der alte Hausmeister von Wenigenhausen, Jan Adrianson, trat ein und blieb ehrerbietig an der Schwelle stehen.

Magdalene ging ruhig zu ihrem großen Lesestuhl, setzte sich nieder, schloß den Brief ihres Gemahls in die Schublade des Lesetisches und fragte dann: „Was giebt es, Jan Adrianson?"

„Gestrenge Frau," antwortete der Hausmeister näher tretend, „unten ist der Pfortenhans, der Thorwächter von der Brücke, der begehrt dringend geheimes Gehör bei Euch!"

„Laß ihn kommen!" sagte Frau Magdalene gleichgültig.

„Gestrenge Frau," wendete der Hausmeister bescheiden ein, „ich kenne den Kerl nicht, er hat einen bösen Leumund, ein wüster Gesell der ärgsten Art, der mit allerlei schlimmem Gesindel in Verbindung steht; ich fand ihn schon hier, als ich dieses Haus übernahm, und Herr Cosmus hat ihn niemals fortjagen wollen, so oft ich ihn darum bat, ich traue dem Menschen nichts Gutes zu."

Frau Magdalene nickte, dann wies sie auf einen langen hispanischen Raufdolch, der mit andern Waffen an der Wand hing. Diese gefährliche Waffe brachte ihr der Hausmeister; sie zog den Dolch aus, prüfte mit dem Finger die Schärfe der Dreischneide und legte ihn dann befriedigt zwischen die Blätter des aufgeschlagenen Folianten.

„Jetzt laß den Menschen kommen, guter Jan Adrianson," sprach Frau Magdalene sicher, „Du aber bleibe im Vorsaal!"

Der Hausmeister ging.

„Ein Spießgeselle meines edeln Gatten," flüsterte die Schloßfrau, „er kann mir nichts Gutes bringen;" sie schlug einige Blätter des Folianten um, so daß der Dolch bedeckt war, und schien eifrig zu lesen, als der Pfortenhans mit schwerem Tritt eintrat. Er blieb an der Thür stehen, ein alter schmutziger Kerl mit einem frechen, schlauen Gesicht, in verlumpter Kleidung. Magdalene schien weiter zu lesen und seinen Eintritt nicht zu bemerken. Das war dem Kerl offenbar sehr peinlich,

er wurde ungeduldig und verlegen, das aber war's, was die kluge Frau wollte.

Es dauerte eine ziemliche Weile, der freche Kerl hatte nicht den Muth die Schloßfrau anzureden, endlich aber konnte er seine Ungeduld nicht länger meistern und machte ein Geräusch.

„Ist da Jemand?" fragte Magdalene jetzt, ohne von ihrem Buche aufzublicken.

„Ich bin's, gestrenge Frau, ich, der Pfortenhans!" antwortete der Mensch mit unsicherer Stimme.

„Ach so, ich vergaß," erwiederte Magdelene gleichgültig, „tritt näher, Mann, und laß hören, was Du anzubringen hast, doch beeile Dich ein wenig, meine Zeit ist gemessen!"

Sie lehnte sich zurück in ihrem Stuhl und sah mit scharfem, kaltem Blick dem Manne in's Gesicht, der zögernd näher kam, und offenbar verlegen vor ihr stehen blieb. Die kalte, vornehm gleichgültige Art der Frau hatte seiner Unverschämtheit einen mächtigen Stoß gegeben, ihr schneidiger Blick erschreckte ihn beinahe, er vermochte keinen Anfang zu finden.

„Du lässest mich lange warten, Mensch, sprich, oder geh hinaus!" herrschte Magdalene.

„Kennt Ihr mich?" fuhr der Mann jetzt heraus.

„Unverschämter Knecht!" entgegnete die Schloßfrau, „bist Du gekommen, mich zu fragen? sag Dein Anbringen und dann geh!"

Der Mensch rang sichtlich nach Fassung, das Benehmen der Gebieterin brachte ihn außer sich, endlich aber begann er, erst abgerissen, kurz, halb unverständlich, dann fließender zu sprechen: „Ich habe eine Botschaft, eine Kunde für Euch von Einem, der nun todt ist, der Teufel hat ihn geholt, der Graf von Hohenlohe hat ihn zu Oehringen an den Galgen hängen lassen, Graf Kraft der Alte; habe dem Reigerfritz geschworen, Euch eine Geschichte zu erzählen, sobald ich seinen Tod erfahren. Seht mich nicht so an, Frau, unterbrecht mich nicht, die Geschichte geht Euch nah genug an! Seht Ihr, der Reigerfritz hat eine junge Schwester gehabt, hei! die sah Euch gar ähnlich, Frau, war guter Leute Kind, eines Schmiedemeisters Tochter von Stadt Eger, hatte nur den einen Fehler, daß sie sich von ihrem Bruder, dem Reigerfritzen, bethören ließ; doch das war kein Fehler, denn der hat wohl klügere Leute bethört, als seine Schwester, ein dummes Ding. Der Reigerfritz hat seine Schwester, hieß Magdalene, wie Ihr, Frau, an einen vornehmen Nürnbergischen von Adel, der war der Junker Adam Martin Behaim von Schwarzbach, verheirathet, die Schwester des Reigerfritzen ist Eure Mutter geworden, Frau, der Junker Behaim ist Euer Vater! Gelt! jetzt möget Ihr meine Erzählung hören? Um der Heirath willen und weil er großes Gut verschwendet in der Fremde, ist der Junker zerfallen mit seinem Vater, dem alten stolzen Herrn, der gab ihm kein Geld

mehr; ist's Eurem Vater jämmerlich ergangen in der Fremde, ist manch liebes Mal mein Gast gewesen und Eure Mutter dazu, die aber hat's nicht lange getrieben, denn als Euer Vater erstochen wurde jählings von einem friesländischen Werber, da hat sie sich's so zu Herzen genommen, daß sie gestorben ist. War ein schönes Paar Euer Vater und Eure Mutter, hatten sich gar lieb allezeit, kamen aber um im Elend, weil der Vater des Junkers grausam hart war. Da der alte Behaim seines Sohnes und Eurer Mutter Tod erfahren, regte sich's Gewissen bei ihm, er ließ suchen nach Euch, er wollte gut machen an dem Kinde, was er böse gemacht an dem Vater. Der Reigerfritz aber, der Euch zu geringen Leuten gethan, die Euch gar hart hielten, der zog große Summen von dem alten Behaim für die Nachforschungen, die er vorgeblich anstellte, um Euch zu finden. Ihr wißt nichts mehr von jener Zeit, Frau, aber ich weiß es wohl noch, wie Ihr mit bloßen Füßen auf der Landstraße liefet und wie Euch mein Wort manch liebes Mal vor Schlägen geschützt hat, denn ich hatte eben Euren Vater und Eure Mutter gekannt und mich erbarmte Eures Elendes —"

Der Mann hielt einen Augenblick inne, er sah sich die gebietende Frau mit einem Ausdruck roher Theilnahme an, er schien das Kind mit bloßen Füßen wieder vor sich zu sehen. Dieser Blick rührte Frau Magdalenen, und gemessen aber nicht mehr so eisig gleichgültig, wie zuvor, sagte sie: „Setze Dich dahin, Mann, das Stehen wird Dir schwer, ich erkenne Dich, Du bist der, den wir damals den Lotterpfaffen nannten. Du hast mir zuweilen Gutes gethan in dem Elend meiner Jugend, das soll Dir nicht unvergolten bleiben, setze Dich und sprich weiter!"

Der ehemalige Lotterpfaffe ließ sich nieder auf dem Schemel, den ihm der Handwink Magdalenens bezeichnet, dann fuhr er fort: „Der Lotterpfaffe hieß ich, der Lotterpfaffe bin ich, aber hört Frau, der alte Herr Behaim ließ Euch scharf suchen, er wollte Euch finden um jeden Preis, dann wollte er Euch all sein Gut verlassen und Euch mit seinem Pathen Herrn Laurenz Imhof, der jetzt oberster Hauptmann ist, vermählen —"

Der Mann, bemüht, den Faden seiner Erzählung festzuhalten, hatte nicht Acht, daß Magdalene die Farbe wechselte und mit der Hand nach dem Herzen fuhr, als er des obersten Hauptmanns gedachte, — „ja, ja, das wollte der alte Behaim, und also hatte er auch, da er sich zum Tode fühlte, seinen letzten Willen geschrieben, Junker Laurenz sollte das ganze Gut des Alten haben, wenn er Euch zum Gemahl nähme. Es kam aber anders, der Reigerfritz zog die Sache in die Länge, um mehr Geld von dem Behaim zu erpressen, und Herr Laurenz war auf Reisen. Da wurde der Reigerfritz mit Herrn Cosmus Imhof bekannt, trieben manchen gefährlichen Handel mit einander, waren gut Freund zusammen, und endlich wurden sie auch einig, das Behaim'sche Gut an sich zu bringen, das heißt Herr Cosmus sollte der Erbe sein und dem

Reigerfritz insgeheim eine große Summe zahlen. Da mußte sich denn der Cosmus bei dem alten Herrn Behaim einschmeicheln, das war nicht schwer, da unterschlugen sie die Briefe des alten Herrn an seinen Pathen Laurenz Imhof und schrieben falsche Briefe, darinnen der Laurenz erklärte, er wolle Euch nicht zum Weibe nehmen, verzichte auch auf das Behaim'sche Gut, denn er habe sich in Hispanien anderweit gebunden und einer reichen Erbin in Salamanca die Ehe versprochen. Das war aber Alles falsch und die Briefe alle von Herrn Cosmus und dem Reigerfritz geschmiedet. Nun schwur Herr Cosmus dem alten Behaim, daß er Euch, die Tochter seines Sohnes, zum Weibe nehmen wolle, da traute der Alte solchem Schwur und vermachte ihm all sein Gut. Somit hatten der Cosmus und der Reigerfritz ihr Spiel meisterlich gehalten und gewonnen, aber sie konnten's noch garstig verlieren, wenn Herr Laurenz Imhof heimkam, bevor der alte Behaim verstorben. Das zu verhindern, nahm der Reigerfritz über sich, der kannte alle die fahrenden Leute im Reich, das lose Gesindel auf und ab am Rhein, und wurde gefahndet auf den Laurenz Imhof, wie Voigte fahnden auf einen Friedbrecher. Endlich kam Herr Imhof durch Lothringen heim und zog durch's Elsaß, das erfuhren wir alsbald und setzten ihm nach, er aber kam in's Pfeifergericht der Rappoltsteiner, ohne zu wissen, daß er da mitten unter Leute ging, die ihm zwar nicht gerade nach dem Leben trachteten, die ihn aber anzufallen gedachten und gefangen zu nehmen, bis Herr Behaim verstorben. Ich weiß nicht, ob Ihr dessen noch gedenk seid, Frau, denn auch Ihr waret mit Eurem Pflegevater, allzu sehr gepflegt hat er Euch nimmer, an jenem Tage vorm Pfeifergericht der fahrenden Leute, und Herr Laurenz Imhof bemerkte Euch wohl, ja, er beobachtete Euch scharf, Euer Gesicht kam ihm bekannt vor, denn er hatte den Junker Adam Martin Behaim, Euren Vater, gut genug gekannt. Jonas, der Fidler, der mit mir war, sagte, wir dürften dem Junker nichts thun, denn es sei ein Zeichen, daß Herr Laurenz und Ihr ein Paar werden würdet, weil ihr euch zusammen gefunden im Gericht der Rappoltsteiner. Jonas war mit im Geheimniß, er und ich hatten dem Reigerfritz viel gedient. Wir hatten bei dem Auftrage auch nicht viel Glück, Herr Laurenz zog seines Weges sehr vorsichtig, wir fanden gar nicht die rechte Stunde und den rechten Ort zum Ueberfall und als wir uns endlich doch an ihn machten, da schlug er zu wie ein Bär und sein Knecht desgleichen, bekamen auch Hülfe, also daß wir bei dem Anfall mehr Schaden hatten als er. Ueberdem war unser Bemühen überflüssig, denn Herr Behaim hatte schon vordem seine Augen geschlossen und darum war unser Lohn auch nicht groß für die Pfuscherarbeit, die wir gemacht. Herr Cosmus hatte das Erbe, das Euch gehörte, der Reigerfritz hatte seinen Antheil, um Euch kümmerte sich Niemand, Ihr zogt mit den fahrenden Leuten durch's Land und wurdet groß und schön bei Bettelbrod. Endlich bliebet Ihr zu Antwerpen —"

Der alte Mensch stockte und hielt inne, er blickte unschlüssig auf die Frau, die kalt und stolz wie zuvor auf ihn niederblickte, er hatte nicht den Muth, das zu sagen, was nun folgte, Magdalena half ihm selbst. Das Herz schlug der unglücklichen Frau hörbar, es fuhr ein fieberisches Zucken durch ihre Glieder, aber mit fester Stimme und einer Gleichgültigkeit, die etwas Empörendes hatte, sprach sie: „Zu Antwerpen wurde ich Mutter einer Tochter, das wolltest Du sagen, Mann!"

Der alte Lotterpfaffe nickte und fuhr fort: „Da sah Euch der Reigerfritz, Euer Oheim!"

Magdalena zuckte zusammen bei dieser Bezeichnung.

„Ja, er sah Euch," sprach der Mensch grinsend, der den Eindruck, den die Benennung Oheim gemacht hatte, wohl bemerkte, „Eurer Mutter Bruder sah Euch, und wie er stets eine Lust daran hatte, die Menschen zu quälen, so machte er einen neuen Plan, durch den er drei Menschen zugleich quälen konnte, Euch und Euern Galan und Herrn Cosmus. Euern Galan lockte er auf ein Schiff in Vliessingen und schickte ihn über's Meer, Herrn Cosmus drohte er mit Verrath, bis er ihn zwang, Euch zu seiner Gemahlin zu machen, und nachgehends also doch zu halten, was er dem alten Herrn Behaim versprochen. Herr Cosmus hat viel Geld geboten, um von Euch loszukommen, der Reigerfritz aber hatte dazumal Geld genug und ließ nicht nach, da fuhr Herr Cosmus endlich in's Niederland; da er Euch aber gesehen zu Antwerpen und Eure Schönheit, da nahm er's gern über sich und war zufrieden, zumal da ihm der Reigerfritz zusagte, daß Ihr nie das Geheimniß Eurer Abstammung erfahren solltet. Wäret Ihr glücklich gewesen in Eurer Ehe mit dem reichen Cosmus, so würde der Reigerfritz bälder Euch dieses Geheimniß enthüllt haben, um Euern Frieden zu stören, denn solch ein Mann war er. Da er aber sah, daß Ihr elend genug lebtet, hielt er's nicht für nöthig, sondern machte den Plan, Eure Tochter mit dem Sohne des obersten Hauptmanns zu verheirathen, der Plan war auch Herrn Cosmus ganz genehm, laßt Euch nicht darauf ein, Frau, nach der Hochzeit will Herr Cosmus seinen Bruder wissen lassen, wer Marianne ist, er thut's nur aus Rache an seinem Bruder. Jetzt ist meine Geschichte aus, sie hat Euch wehe gethan, ja, ich sehe es Euch an, aber ich mußte sie erzählen, denn ich habe dem Reigerfritz mit einem furchtbaren Eide geschworen, sie Euch zu erzählen, sobald ich erfahren, daß er nicht mehr am Leben sei; der alte Graf in Oehringen hat ihn hängen lassen vor ein Paar Wochen schon, hab's aber jetzt erst sicher erfahren, der Fidler Jonas, ein alter Cumpan, hat ihn selbst am Oehringer Galgen hängen sehen. Wäre mir gewiß erschienen, der boshafte alte Reigerfritz, wenn ich meinen Schwur nicht gehalten und Euch die Geschichte verschwiegen hätte. Zürnt mir nicht drum, Frau, ich bin nicht Euer Feind gewesen im Leben und bin jetzt ein armer, alter Kerl!"

Mochte der Lotterpfaff oder der Pfortenhans, er mochte der Ra-

men noch mehrere geführt haben in seinem wildbewegten, wüsten Landstreicherleben, ein schlimmer Gesell gewesen sein und nicht allzu zart in Gewissenssachen, mochte er vielleicht auch nicht ohne einen gewissen Kitzel die Botschaft des Reigerfritz an die Schloßfrau von Wenigenhausen übernommen haben, in diesem Augenblick stand er der Frau, die er vielleicht durch seine Kunde niederzuschmettern gehofft hatte, ganz anders gegenüber, als er gedacht. Gleich von vornherein hatte ihm die kalte Zurückhaltung Magdalenen's imponirt, sprechend hatte er zwar einen Theil seiner Unverschämtheit wiedergewonnen, aber er hatte während seiner ganzen Erzählung zwischen der Frechheit seines eigentlichen Wesens und der Scheu, welche ihm diese Frau einflößte, geschwankt. Gegen das Ende seiner Mittheilungen, da er bemerkte, daß dieselben durchaus keinen wahrnehmbaren Eindruck auf die Schloßfrau machten, steigerte sich seine Scheu bis zu einer gewissen Art von Ehrerbietung, wenn anders dieses Wort noch passend ist für ein Gefühl dieser verwilderten Seele, und zugleich kam mächtig über ihn der Gedanke, daß diese feste, kalte Frau, wenn sie sonst wolle, keinen Anstand nehmen werde, ihn aus dem Hause werfen zu lassen in das helle Elend. Der Pfortenhans fühlte das Alter, er fürchtete sich jetzt vor dem Leben auf der Landstraße, das einst seine Lust gewesen, darum schloß er seine Rede mit einer kläglichen Bitte und wartete deren Erfolg mit einer Aengstlichkeit ab, die der Schloßfrau nicht entging, trotz der Sturmfluth von bittern und schmerzlichen Empfindungen, die in deren Seele braudete.

„Du hast Recht, Mann," sprach Magdalene langsam, den Pfortenhans mit scharfen Blicken anblitzend, „Du bist ein armer, alter Kerl; ich will nicht forschen, ob Du nicht etwas mehr hättest thun müssen für das unglückliche Kind, dessen Aeltern Du kanntest, dessen Geburt Dir kein Geheimniß war; ich will mich nur der Freundlichkeiten erinnern, die Du diesem armen Mädchen erwiesen hast. Magdalene Imhof wird nicht vergessen, daß Du sie zuweilen gespeist und getränkt, wenn sie hungerte und dürstete, daß Du sie zuweilen vor der rohen Mißhandlung und dem Spott Anderer geschützt. Wohlan, ich werde Dir eine Wohnung anweisen lassen, ich werde Dir Speise und Trank zur Nothdurft reichen, ich werde Dich schützen vor dem bösen Willen Anderer, denn Du bist ein armer, alter Kerl. Dafür verlange ich von Dir ein unverbrüchliches Stillschweigen über diese ganze Angelegenheit, über Alles, was mich betrifft, Stillschweigen gegen Jedermann. Schweig, ich brauche Deine Schwüre und Versprechungen nicht, Du wirst schweigen, ich bin's überzeugt, denn bei dem ersten Wort, das ich von einem Verrath vernehme, lasse ich Dich mit Hunden vom Hofe hetzen, und Du wirst selbst wissen, daß es in diesem Hause Leute genug giebt, die solche Befehle lieber vollstrecken, als Dir einen Bissen Brod geben. Ferner aber verlange ich von Dir, daß Du Deinen Erinnerungen nachgehst und Alles, was sich auf meine unglücklichen Aeltern, auf meine Familie, auf die

Bosheiten des Reigerfritz und seiner Genossen gegen mich bezieht, sorgfältig sammelst; ich werde Dich nach einigen Tagen wiederum rufen lassen, dann wirst Du mir Rechenschaft geben über den Ort, wo meine armen Aeltern getraut wurden, den Ort, wo mein Vater, wo meine Mutter starb. Jetzt geh, Mann, und sende mir meinen Hausmeister!"

Ohne ein Wort der Entgegnung verließ der Pfortenhans das Gemach, er hatte keinen andern Gedanken mehr, als der Schloßfrau zu dienen, die Haltung Magdalenens hatte ihn gezähmt, wie der Blick des Menschen die Bestie zähmt.

Der Hausmeister trat ein.

„Jan Adrianson," befahl Magdalene, „der Mensch, der eben von mir ging, kann nicht länger hier Pförtner sein, sorge, daß ein zuverlässiger Mann aus der Hausdienerschaft noch heute seine Stelle einnimmt. Diesem Menschen weise eine Kammer im innern Hofe an, beköstige ihn wie die andern Knechte, laß ihn an Speis' und Trank nicht Mangel leiden, aber beobachte ihn scharf, siehe, mit wem er verkehrt, ich verlasse mich auf Deine Treue und Klugheit. Jetzt sorge, daß mich Niemand stört!"

Schweigend zog sich der Hausmeister zurück.

Magdalene war allein, sie erhub sich und schwankte einige Schritte ins Gemach hinein; ihre Kräfte verließen sie, sie faßte mit den Händen nach einer Stütze, ein Schwindel raubte ihr die Besinnung. Langsam glitten ihre Hände an der Wand, die sie berührten, nieder. Magdalene fiel nicht, sie lehnte gegen die Mauer und sank dann langsam in sich zusammen — die unglückliche Tochter lag ohnmächtig am Boden, gerade unter dem Bilde ihres unglücklichen Vaters.

Mit Aufbietung aller ihrer Kräfte hatte Frau Magdalene dem entsetzlichen Eindruck Stand gehalten, den die Kunde des Pfortenhans auf sie machen mußte; mit plumper Hand hatte der Gesandte des gehängten Verbrechers, des Reigerfritz, der ihr Oheim war, den Schleier zerrissen, der so lange freundlich verhüllt hatte, was sie jetzt darnieder warf. Schaudernd erfuhr Magdalene, daß ihr ganzes Leben und Dasein ein Werkzeug schändlicher und gewissenloser Betrüger gewesen; sie hatte davon wohl eine Ahnung gehabt; es waren Umstände in ihrem Leben, welche sie von je mit einem gewissen Grauen vor der eigenen Vergangenheit und den Menschen, welche mit derselben in Verbindung standen, erfüllten; jetzt war der Schleier gefallen, und die nackte Wirklichkeit blickte ihr, höhnisch grinsend und alle ihre Befürchtungen übertreffend, in's Gesicht. Vielleicht aber würde der kräftige, stolze Geist dieser Frau, den selbst die tiefste Erniedrigung nicht zu beugen vermocht hatte, der selbst der qualvollen Angst Jahre lang dauernder Befürchtungen siegreich getrotzt, auch diese Enthüllungen überwunden haben; es war aber in den Mittheilungen des Pfortenhans eine Kunde, die das Frauenherz bis in's Innerste traf, in der Empfindung traf, welche Magda-

lene als ein Heiligthum gehalten und gehegt. Die kleine Dirne, welche mit den fahrenden Leuten zum Rappoltsteiner Pfeifergericht gekommen, hatte dort Herrn Laurenz Imhof gesehen; der stattliche, ernste und doch freundliche Herr hatte einen tiefen Eindruck auf das junge Herz der Dirne gemacht, sie fühlte sich zu ihm hingezogen, sie war glücklich, daß sie ihm eine Warnung vor dem Lotter-Pfaffen zustecken konnte. Der Eindruck jenes Tages wich nicht aus ihrer Seele; sie hielt ihn rein in dem Schmutz des Lasterlebens, dem sie später verfiel; sie hielt ihn rein in den schweren Jahren der elenden Ehe, die sie mit Cosmus Imhof führte, die ihr nur erträglich dünkte, weil sie Laurenz Imhof in ihrer Nähe wußte, und eine Freude fühlte, einen bittersüßen Trost, wenn sie in Andreas' Augen die Augen des Vaters sah. Jetzt mußte sie erfahren, daß ihres Großvaters Wille sie diesem mehr noch verehrten als geliebten Manne zum Weibe bestimmt, daß sie nur durch die Gewissenlosigkeit und die Gewinnsucht ihres verbrecherischen Oheims und ihres nicht minder verbrecherischen Gatten um das höchste Glück, was sie sich denken konnte, betrogen sei. Das war der Schlag, unter dessen Wucht auch die Kraft dieser Frau zusammenbrach.

Lange lag die unglückselige Frau am Boden betäubt; als ihr nach und nach das Bewußtsein wiederkehrte, glaubte sie einen Gesang, leise summend erst, dann stärker anschwellend um sich zu vernehmen. Mühsam raffte sich Frau Magdalene zusammen, sie vermochte nicht aufzustehen, sie saß am Boden, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, matt sank ihr das Haupt auf die Brust. Der Gesang dauerte fort, es waren kräftige Männerstimmen, die sangen eine gar ernste und mächtige Melodie. Es lag etwas unbeschreiblich Zwingendes in den Tönen, welche zum Ohr der unglücklichen Frau drangen, der Gesang zog ihre irrenden wüsten Gedanken zusammen auf einen Punkt, er gab ihr die Besinnung nach und nach wieder, und mit der Besinnung auch die Kräfte. Magdalene erhob sich mühsam vom Boden, sie stand, sie ging mit unsicheren Schritten zum Fenster, mühsam schob sie das Fenster zurück, und mit der erquicklichen Sommerabendluft, die vom Reichswald her über den Weiher strich, quoll der Gesang deutlich und vernehmbar herein. Magdalene hörte:

Wer hofft in Gott und dem vertraut,
Wird nimmermehr zu Schanden;
Denn wer auf diesen Felsen baut,
Ob ihn gleich stößt zu Handen
Viel Unfalls hie,
Hab' ich doch nie
Den Menschen sehen fallen,
Der sich verläßt
Auf Gottes Trost;
Er hilft sein' Gläub'gen allen!

Der alte Schloßfischer war's, der mit seinen drei Söhnen unter dem Fenster im Kahn das Fischergeräth ausbesserte und die Arbeit mit ernstem, frommem Gesang begleitete. Was die Schloßfrau hörte, war

ein Vers aus jenem Liede, welches dazumal in Nürnberg und Umgegend viel gesungen wurde, denn der berühmte Nürnbergische Rathsschreiber, Herr Spengler, Luther's und Melanchthon's Freund, war der Dichter des tapfern Liedes: „Durch Adam's Fall ist ganz verderbt ꝛc.“; das seitdem nun schon drei Jahrhunderte hindurch vielen Tausenden von Christen zur Erbauung gedient hat.

Frau Magdalene hörte dem Gesange zu bis an's Ende, es kamen Gedanken über sie, die sie erschreckten, wie das nie gesehene Licht den Blindgeborenen erschreckt, der zum ersten Male sieht. Als der Gesang zu Ende war, schob Magdalene das Fenster zu und ging in ihre Schlafkammer. Marianna, die Gürteimagd, fand ihre geliebte Herrin am andern Morgen, als sie kam sie zu wecken wie gewöhnlich, im heftigsten Delirium eines hitzigen Fiebers. Der getreue Jan Adrianson, der alsbald die große Gefahr entdeckte, in der das Leben seiner gestrengen Frau schwebte, ließ sogleich einen gelehrten Arzt aus Nürnberg herbei holen, der kam, gab aber wenig Hoffnung. Acht Tage lang rang Magdalene zwischen Leben und Tod, ohne auch nur ein Mal zur Besinnung zu kommen. Die Wahnreden der fiebernden Frau enthielten so schreckliche Dinge, daß der verständige Hausmeister keine Dienerin, außer der Gürtelmagd Marianna, in's Gemach der Herrin treten ließ. Als am neunten Tage der Arzt erklärte, die Kranke werde den nächsten Morgen nicht erleben, sie habe nicht länger Kraft dem Nervenfieber zu widerstehen, da schickte der Hausmeister in seiner Noth einen Boten an den obersten Hauptmann und ließ ihn geziemend ersuchen, sich nach Wenigenhausen zu verfügen; da sein Herr abwesend, und er den Aufenthaltsort desselben nicht kenne, seine Frau aber am Tode läge, so glaube er den obersten Hauptmann, als den nächsten Verwandten, benachrichtigen zu müssen.

Es versteht sich von selbst, daß Herr Laurenz Imhof diesem Begehren sofort Folge leistete und nach Wenigenhausen ritt; er wußte, daß sein Bruder Cosmus für längere Zeit Nürnberg verlassen hatte, und freute sich dieser Abwesenheit, die er zum Theil selbst veranlaßt hatte; von der Krankheit der Frau Magdalene aber hatte er nichts erfahren, weil er erst am Tage zuvor von Trebegast nach Nürnberg zurückgekehrt war.

Es war spät in der Nacht, als der Patricier, von Rembart begleitet, zu Wenigenhausen eintraf, der Hausmeister kam ihm weinend entgegen, der alte Kapian des Schlosses stand im Vorzimmer, bereit die Sterbende mit den Sacramenten zu versehen, wenn das Bewußtsein vor dem Tode noch einmal wiederkehre. Ernst und ruhig trat der Patricier zu dem Lager der Kranken, die in tödtlicher Erschöpfung ohne Regung lag, aber schwer stöhnte. Laurenz Imhof faßte die Hand der unglücklichen Frau.

„Laurenz Imhof!" sagte Magdalene leise, ohne die Augen zu öffnen.

„Sie hat Euch erkannt, gestrenger Herr!" flüsterte Marianna, ihr verweintes Antlitz durchzuckte ein leiser Schimmer einer Hoffnung.

„Laurenz Imhof!" wiederholte Magdalene.

„Ihr ruft mich, Frau Magdalene," sprach der Patricier mit dem mildesten Ton seiner tiefen Stimme, „seht, ich bin schon bei Euch! wie fühlt Ihr Euch?"

Magdalene antwortete nicht, aber ihr Antlitz nahm gemach einen ruhigeren Ausdruck an, die krampfige Zusammenziehung der Züge ließ nach, das Stöhnen hörte auf, und tiefe, regelmäßige Athemzüge folgten.

„Sie schläft, sie schläft!" flüsterte Marianna entzückt, sich niederbeugend.

Die arme Frau schlief wirklich, sie schlief, ihre Hand lag in der Laurenz Imhof's.

Lange saß der Patricier so, und als er endlich sich leise erhob, vermochte das Geräusch, das sein Aufstehen verursachte, den tiefen Schlaf, in den die Kranke versunken, nicht mehr zu stören.

Wie einen Wunderthäter betrachteten der treue Hausmeister und die Knechte den obersten Hauptmann, der die ganze Nacht in Wenigenhausen blieb, und erst dann nach Nürnberg zurückkehrte, als am andern Tage der Arzt erklärte, es sei eine ganz entschiedene Wendung zum Bessern eingetreten.

Cap. XIV. Am Letzten.

Mehrere Jahre waren in's Land gegangen, seit Cosmus Imhof Nürnberg verlassen; er war nicht wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt, trieb aber ein schwunghaftes Handelsgeschäft mit großem Gewinn zu Antwerpen und Brügge, wo man ihn als einen fast fürstlichen Kaufmann in hohen Ehren hielt. Starke Geldsummen sandte er zuweilen nach Nürnberg, vielleicht mehr, um seinen großen Reichthum zu beweisen, als um seinem Weibe und seiner Verwandtschaft Freude zu machen. Auch Frau Magdalene Imhofin war nicht wieder nach Nürnberg gekommen, sie lebte in völlig abgeschlossener Einsamkeit auf ihrem Wittwensitze zu Wenigenhausen, und Herr Laurenz Imhof kam alljährlich zwei oder drei Mal hinaus, die Geschäfte der Schloßfrau zu ordnen. Der Patricier nahm sich in alle Wege der verlassenen Frau seines Bruders an und sprach mit großer Anerkennung von dem tapfern Gemüth und dem scharfen Verstande Magdalenen's, ein wirkliches Vertrauen aber konnte er nie zu der Frau haben, weil sie auch fürder ihm gegenüber fremd blieb. Die Schloßfrau von Wenigenhausen dachte edel und muthig, sie wollte ihr Elend allein tragen, sie hielt es für

besser, die schuldbedeckte Vergangenheit des Bruders dem Patricier nicht zu enthüllen, zumal da Cosmus Imhof auf ihr Verlangen, das sie aus den ferneren Mittheilungen des Pförtenhans, der ihr ein ergebener Knecht geworden war, mit scharfen Drohungen unterstützte, ihr die Mittel gewährt hatte, wenigstens das Unrecht, das er in Vermögenssachen an seinem Bruder verübt, wieder gut zu machen. Magdalene Imhofin war die unbeschränkte Herrin des Behaim'schen Gutes, so hatte die Enkelin doch das Erbe ihres Vaters und Großvaters angetreten. Als sie das erreichte, setzte sie sofort ein Testament auf, durch welches sie den Junker Andreas Imhof zu ihrem Universalerben ernannte.

Auch in der guten Stadt Nürnberg hatte sich viel verändert. Nürnberg war ein evangelischer Reichsstand geworden und wahrte seine Selbstständigkeit unter den neugestalteten Verhältnissen im Reich mit Klugheit und Muth, seine innern Einrichtungen langsam und vorsichtig den neuen Erfordernissen anpassend, ohne sie ganz zu verändern. Herr Laurenz Imhof saß nicht mehr im Rathe; die Männer, mit denen er in gefährlichster Zeit das Schifflein des Staates glücklich geleitet, waren verstorben, oder, des Alters schwere Bürde fühlend, zurückgetreten aus dem öffentlichen Leben; der Patricier fühlte wohl seine Kraft noch ungeschwächt; er hätte seiner Vaterstadt noch Dienste leisten können, aber er verstand sich nicht mehr mit den Männern, die nach und nach in den Rath kamen. Es kamen Anschauungen auf und fanden warme Vertreter auch im Nürnbergischen Patriciat, die Herrn Laurenz, vielleicht mit Unrecht, falsch und irrig dünkten, gegen die er aber nichts vermochte, weil sie eben nicht nur in Nürnberg, sondern überall zur Geltung kamen; da zog der ehrenfeste alte Herr die Hand vom Pflug und legte seine städtischen Würden nieder bis auf das Amt eines Spitalpflegers, das er von seinem Freunde Sebald Schreyer übernommen hatte. Aber eben in diesem Amte wurde er den neuen Herren unbequem; er erfuhr mancherlei bittere Anfechtungen, und sein offener Freimuth zog ihm die Feindschaft von Männern zu, mit denen er sein ganzes Leben, wenn auch nicht gerade freundschaftlich, so doch friedlich und zum Segen der Stadt gewirkt hatte.

Es waren besonders seine Standesgenossen, die Patricier, mit denen Herr Imhof zerfiel, weil diese anfingen, sich ihren Adel und ihre Wappen vom Kaiser bestätigen, erneuern und vermehren zu lassen. Das war ein bittrer Schmerz für den Patricier, der gar nicht begriff, weshalb der uralte Adel der Patricier-Geschlechter einer kaiserlichen Bestätigung oder Erneuerung bedürftig sein solle. Alle Ehren und Würden gehen vom Kaiser aus! so lautete der Satz, den Herr Carl von Gent, der hispanische König, sobald er die deutsche Königskrone empfangen, überall predigen ließ. Er fand Prediger und Gläubige genug dieser Satz, der kein deutscher war. Die Patricier der Reichsstädte waren nicht die Letzten, die ihn annahmen und sich nun die uralten Ehren und

Würden, die ihre Väter als freie Männer von Gott zu Lehen zu haben glaubten, vom Kaiser bestätigen ließen. Da ließen sich die ältesten Adels-Sippen auch der Stadt Nürnberg ihren Adel bestätigen, ihre Wappen erneuern und vermehren und waren überdem noch stolz darauf, die Abmahnungen des ehrlichen Imhof als lästig von sich weisend. Viel lieber hörten sie auf Christoph Kressen von Kressenstein, der in ganz sonderbarer Gunst bei Kaiser Carolo V. stund und ein Hauptbeförderer des fremden Satzes von der kaiserlichen Machtfülle war. Schon hatten sich die meisten Nürnbergischen Sippen von ihm hinreißen lassen, da folgten endlich auch die Löffelholtze, annoch Löffelholtze von Kolberg, mit den Schafgotschen eines Stammes, die Holzschuher und die Haller von Hallerstein. Das that dem Imhof am wehesten, denn Georg Haller war sein Freund gewesen, seit er einst den vordern Losunger Niclas Muffel so tapfer vertheidigt hatte. „Also auch dem ist der silberne Sparren mit schwarzem Winkel im rothen Feld, den Jahrhunderte lang seine Väter mit Ehren führten, nicht mehr vornehm genug!" sagte Laurenz seufzend und schloß sich ein in die Herrenstube.

Seitdem hatte er den Widerstand aufgegeben gegen eine Zeitströmung, die er als falsch erkannt hatte, die wirklich falsch war, der er aber nicht mehr Herr zu werden vermochte. Es war eine schwere Demüthigung für den Stadtadel, daß der niedere Landadel sofort anfing den Adel der Patricier erst von der kaiserlichen Bestätigung an zu datiren. Laurenz Imhof hatte das vorausgesehen, auch zum Theil die Verwickelungen, die daraus folgen mußten, aber er hatte es nicht hindern können, selbst in seiner eigenen Sippe nicht, denn auch Johann Imhof, das Haupt einer andern Linie der Imhofe zu Nürnberg, der Imhofe, die zu Augsburg im Patriciat saßen, suchte trotz seines dringenden Abmahnens kaiserliche Adelsbestätigungen und Wappenvermehrungen nach, die er, wie sich von selbst versteht, mit Freuden erhielt. Mochten aber endlich alle ihre Wappenschilde ausputzen, vermehren, quadriren und mit Kronen besetzen wie sie wollten, der alte Patricier blieb seiner Väter einfachem Wappen treu, er siegelte fort und fort mit dem goldenen Seelöwen im rothen Feld, er setzte auch keine Krone auf seinen Helm und hielt den Seelöwen für Schmuck genug.

Aber auch abgesehen von diesen politischen Verhältnissen hatte der Patricier mancherlei Trübsal erfahren in diesen letzten Jahren; sein einziges Töchterlein, die ernstfreundliche kleine Amaley, war ihm durch den Tod entrissen worden, und durch Brandunglück auf seinem Landgute war fast zu gleicher Zeit seinem Vermögen ein schwerer Verlust zugefügt. Den Verlust des Kindes trug er wie ein christlicher Vater solche Prüfungen tragen muß, den Vermögensverlust suchte er auf seine stille, fleißige Weise zu ersetzen, denn der Gedanke war ihm schmerzlich, daß er den Besitz des Hauses Imhof geschmälert auf seine Söhne vererben sollte. Er hielt das für eine Untreue an dem anvertrauten Familien-

gut. Mit Schmerz, mit Sorge und Kummer, mit Mühe und Arbeit hatte der Patricier gerade am meisten zu kämpfen, da das nahende Alter eine Erleichterung wünschenswerth gemacht hätte. Aber Herr Laurenz behielt seine ruhige, ernste Freundlichkeit, ja die Leute wollten behaupten, der Patricier werde mit zunehmendem Alter immer freundlicher und heiterer.

Uebrigens fehlte es Herrn Imhof auch nicht an Freuden; in immer frischer Fröhlichkeit blieb ihm Frau Luitgarde zur Seite, nichts vermochte dieser Frau das heitere Gemüth zu nehmen — wen Gott besonders lieb hat, dem giebt er ein fröhliches Herz — durch das sie ein Segen nicht nur für ihr Haus, sondern für Alle, die in ihre Nähe kamen, wurde. Der Patricier hatte Freude an seinen Söhnen, von denen der Aeltere nach einer Abwesenheit von fast fünf Jahren so eben in das Vaterhaus zurückkehrte; er freute sich an dem häuslichen Glücke seiner Schwester Amaley und fand in dem innigsten geistigen Zusammenleben mit Roderich Muffel eine hohe Befriedigung.

Wenn Herr Laurenz gegen Mittag ausging, die Spitäler zu besuchen, die seiner Pflege anvertraut waren, dann machte sich gern jeder Bürger an seinen Weg, um ihn zu begrüßen, ihn um Rath zu fragen, von ihm ein gutes Wort zu hören, und auf den Zunftstuben hieß es oft genug: „Fragt morgen Herrn Imhof, wenn er nach dem Spital geht, der weiß es ganz genau, wie es die Väter gehalten haben in solchen Fällen!" Oder wenn sie nicht einig werden konnten, sagten sie zuletzt: „Wir wollen morgen Vater Imhof fragen, was der räth, das wollen wir thun!" Auch auf der Rathsstube sprachen die Junker in wichtigen Fällen fast immer: „Gehe doch Einer zu dem alten Spitalpfleger, wollen doch erst hören, was der meint!" Der Spitalpfleger war ein hochangesehener Mann, und nicht nur in Nürnberg, sondern auch bei dem umwohnenden Adel in Franken und der Oberpfalz. Auch die Fürsten bedienten sich oft seiner Einsicht, wie denn die Markgrafen von Brandenburg fast immer ihre Herberge bei diesem Patricier nahmen, wenn sie nach Nürnberg kamen. Es waren da wohl manche, die dem „Vater der Armuth", so schönen Ehrentitel hatte Hans Sachs in einem Gedicht dem Patricier beigelegt, sein Ansehen beneideten, aber sie durften sich ihren Groll nicht merken lassen. —

An einem heißen Augustmorgen war's, als ein stattlicher Reiter auf einem schönen eisengrauen Rosse auf der Straße von Nürnberg nach Bayreuth dahin trabte. Der Reiter ist der Junker Andreas Imhof, der einige Tage zuvor, von der großen Reise, die er nach Beendigung seiner Studien nach Paris und Bologna unternommen, in's Vaterhaus zurückgekehrt, sich beeilt, seine Base Frau Magdalene Imhofin zu besuchen auf ihrem Sitz zu Wenigenhausen. Aus dem hübschen Jüngling, der fünf Jahre zuvor Nürnberg verließ, ist ein Mann geworden

von gutem und freundlichem Aussehen, aber nur seine treue Mutter konnte ihn noch hübsch oder gar schön finden, denn Blatternarben hatten sein Antlitz sehr entstellt in der Zwischenzeit, auch hatte er bei einem gefährlichen Sturz mit dem Roß das Bein gebrochen, seitdem hinkte er merklich, obwohl der Schaden ihn sonst nicht an freier Bewegung hinderte. Frau Luitgarde fand nun, daß die Blatternarben ganz gut aussähen, und was das Hinken betraf, so bemerkte sie allein es nicht. Andreas Imhof hatte das braune sanfte Auge seiner Mutter, aber jetzt hatte er dazu ganz den ernsten sinnenden Blick seines Vaters und war dem noch ähnlicher geworden durch den vollen Bart, den er kurz geschoren um Kinn und Wange trug. Die Kleidung des jungen Mannes war ganz schwarz, wie die Patricier sich vorzugsweise in dieser Zeit zu kleiden anfingen, sie war aber kostbar genug von Sammet und mit Spitzen ausgelegt, die Schaube war ganz kurz geworden und erschien einem Mäntelchen um so ähnlicher, als Andreas sie nicht angezogen, d. h. die Arme nicht durch die Armlöcher gesteckt hatte, sondern sie unter dem Kinn von einer Goldkette zusammen gehalten, frei von den Schultern fliegen ließ.

Seltsam wehmüthige Gedanken begleiteten den Junker Andreas auf diesem Ritt nach Wenigenhausen. Er hatte, seit er vor fünf Jahren Nürnberg verlassen, nichts mehr vernommen von dem holdseligen Kinde Marianne, das seine erste Jugendliebe besessen. Wohl hatte er oft ihres lieblichen Bildes gedacht und seine Liebe im treuen Herzen getragen, aber niemals hatte er nach ihr gefragt, oder versucht, Erkundigungen einzuziehen. Das hatte verschiedene Gründe; er hatte, seinen Oheim Cosmus nicht mißverstehend, seine Liebe zu Marianne in Verbindung gebracht mit seinem Beharren beim alten Glauben, wir wissen aber, unter welchen Umständen sein Uebertritt zur Reformation in Leipzig schneller erfolgte, als irgend Jemand ahnen konnte. In jener Zeit war Mariannen's Bild erst in den Hintergrund getreten, später aber hatte ihn doch sein Herz gedrängt, Nachricht von ihr zu erhalten, er war zu dem Kaufherrn in Leipzig gegangen, den ihm sein Oheim empfohlen, der aber hatte ihn fast übel empfangen und ihm erklärt, Herr Cosmus Imhof habe alle die Aufträge, die er ihm zu seinen Gunsten ertheilt, wieder zurückgenommen, da er in Erfahrung gebracht, wie er von der Kirche abgefallen sei. Nach solcher Mittheilung hatte es Andreas aufgegeben, mit seines Oheims Hause zu verkehren. Im Verlauf der Jahre erfuhr er wohl durch seines Vaters Briefe und durch andere Nachrichten, daß sein Oheim Nürnberg verlassen habe und in Niederland Handel treibe, auch wurde ihm kund, daß seine Base Frau Magdalene einsam auf Wenigenhausen lebe, von Marianne aber erfuhr er nichts. Wer ahnete die Liebe, die der Junker für seiner Base Gürtelmagd hatte? Wie sollte er wagen, zu fragen?

Der Patricier fand es in der Ordnung, daß sein Sohn einige

Tage nach seiner Rückkehr nach Wenigenhausen hinausritte, um seine Base zu begrüßen, als eine nahe Verwandte.

Junker Andreas war zu früher Stunde abgeritten, dennoch schien die Morgensonne schon heiß, als er von der Straße abschwenkte und auf Wenigenhausen zuhielt. Schon sah der junge Mann den alten Edelsitz in der Ferne vor sich, da begannen plötzlich die Glocken zu läuten auf dem Kirchthurm des weiter links liegenden Dorfes, und siehe da, von mehreren Seiten fiel das Glockengeläut einiger Dörfer näher oder ferner ein. Der Junker entsann sich alsbald, daß die katholische Kirche Mariä Himmelfahrt als einen hohen Festtag feiere; die Dörfer, aus denen er Glockengeläut vernahm, waren vermuthlich noch altgläubig, oder feierten den liebgewordenen Festtag noch aus alter Gewohnheit. Denn am Tage vor Mariä Himmelfahrt, oder dem großen Frauentag, fand nach alter Sitte, die namentlich auf dem Lande festgehalten wurde, die sogenannte Wurzweihe statt. Die Knechte brachten große Sträußer von Kräutern, Blumen, Früchten und Wurzelgewächsen nach der Kirche und ließen sie von dem Geistlichen weihen. Nach ihnen zogen die Mädchen festlich geputzt nach der Kirche, dicke Sträußer tragend, namentlich von Rosen und Lilien, welche Blumen der Himmelskönigin besonders heilig waren. Die Kirchen boten am Tage der Wurzweihe einen überaus lieblichen Anblick, denn überall Blumen und frische Mädchengesichter, nichts als Blumen! Die Früchte brachte man zur Kirche, weil eigentlich keine neue Frucht genossen werden sollte ohne den Segen der Kirche. Das Irdische hat ja seinen Werth nur als Träger des Geistigen, darauf sollte diese feierliche Weihe der Erstlinge des Jahres hinweisen. Uebrigens wurden die am großen Frauentag geweiheten Sträußer von den Mädchen so lange als möglich aufgehoben, sie galten als Schutzmittel nicht nur gegen Bezauberung und Behexung, sondern auch gegen den Blitz.

Junker Andreas ritt dahin in hellem Sonnenschein unter Glockenklang, freundliche milde Gedanken kamen über ihn, das goldgelbe Korn mit den rothen Mohnrosen und den blauen Kornblumen dazwischen duftete so frisch auf und dünkte ihm schöner als je. Er vernahm den Ruf der Wachtel in der Furche und mußte still über sich selbst lächeln, da er die Bemerkung machte, daß der Wachtelruf ein Daktylus sei. In so seltsamer Stimmung gelangte der Junker nach Wenigenhausen. Der Ort schien wie ausgestorben, die Leute waren alle in der Kirche, er ritt über die Bohlenbrücke, die über den Weiher nach dem Schlosse führte, das dumpfe Aufschlagen der Hufe seines Rosses machten das einzige Geräusch; die Pforte war offen, und der Hund, der vor seiner Hütte im Sonnenschein lag, hob wohl den Kopf ein wenig und blinzelte den Reiter an, aber er bellte nicht, sondern hieß ihn nur durch ein freundliches Schwelfwedeln willkommen.

Als der Junker vor dem Herrenhause vom Roß steigen wollte,

trat ein alter Bursch herzu, der hielt ihm den Steigbügel und sprach: „Willkommen, Herr Andreas Imhof, unsre gestrenge Frau erwartet Euch schon!"

„Wie?" rief Andreas verwundert, „meine Base erwartet mich? Wie hat sie es wissen können?"

„Die gestrenge Frau", entgegnete der Pfortenhans, denn der war der Alte, „hat es gestern schon dem Hausmeister gesagt, daß Ihr heute kommen würdet!"

Indem trat der Hausmeister Jan Adrianson aus der Thür. Andreas begrüßte den ihm aus früherer Zeit so wohlbekannten alten Diener herzlich; der führte ihn hinauf zu seiner Herrin.

Das war am Tage vor Mariä Himmelfahrt.

Zwei Tage verweilte Andreas Imhof bei seiner Base Magdalene in Wenigenhausen. Er besuchte mit ihr zwei Mal den stillen Platz an dem kleinen Schloßgraben, wo dicht an dem plätschernden Weiher unter einer schönen Linde Marianna begraben lag.

Im Laufe der nächsten Jahre, die der Junker im Vaterhause verlebte, besuchte er seine Base fleißig in ihrer Einsamkeit. Später ging er als Kämmerer in den Dienst des Markgrafen von Brandenburg, aber er war oft in Nürnberg, theils in Geschäften seines Fürsten, theils nur, um seine lieben Aeltern zu sehen. Auf der Hinreise, wie auf der Heimreise pflegte er in Wenigenhausen einzusprechen. —

Andreas Imhof brachte sein Leben nicht hoch, er starb, noch nicht sechszig Jahre alt, zwei Monate nach seinem greisen Vater, als fürstlich brandenburgischer Geheimderath, zu Onolzbach. Er war unbeweibt geblieben; sein jüngerer Bruder Roderich aber pflanzte das Geschlecht fort.

Das Haus des Patriciers steht in Segen bis auf diesen Tag. —

Kirchliche Sitten

in Bezug auf das gewöhnliche Leben. *)

„Das Leben wird zur Feierstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust,
Ein heilend Kraut wächst jeder Stunde,
Und frei und voll klopft jede Brust."
Novalis.

Manche heitere Sitte und weltliche Freude schließt sich im christlichen Volksleben an kirchliche Festfeiern an und giebt dem einförmigen Leben einen gemüthlichen Wechsel und poetischen Reiz. An die Schalmeien der Hirten, die den heiligen Christ verkündigen in der Advents-

*) Diese Mittheilung, ebenfalls dem baldigst im Verlage von W. Hertz erscheinenden Buche des Pastor Pröhle entnommen, schließt sich an die in der vorigen Nummer der Revue enthaltene an.

zeit, an den Umzug der heiligen drei Könige um Lichtmeß, an die sinnigen Spiele mit Ostereiern und die hellauflodernden Osterfeuer auf den Höhen und Bergen, so wie an die Fastnachts-Freuden, die Brunnenbekränzungen und Blumenkronen am Johannistage, und an die lustigen Feste der Kirmsen, in denen, wie oft sie auch ausgeartet sein mögen, an sich betrachtet nichts Unrechtes liegt, habe ich schon erinnert. Aber auf Knecht Ruprecht möchte ich zuvörderst noch besonders hinweisen. Er tritt nach einer in ganz Norddeutschland verbreiteten Sitte, die namentlich auch in Halle und dortiger Umgegend, in der goldenen Aue und am Süd-Harze sehr beliebt ist, als ein bärtiger in große Pelze oder in Erbsstroh gehüllter Mann, der zuweilen an seinem Kleide Glocken und Schellen hat, am Weihnachtsabend auf, welcher die Kinder fragt, ob sie beten können, und wenn sie die Probe bestehen, dieselben mit Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen beschenkt, dagegen die, welche nichts gelernt haben, mit der Ruthe oder mit einem Aschenbeutel, den er zuweilen bei sich führt, bestraft. — Dieselbe Rolle, welche an den gedachten Orten dem Knecht Ruprecht zugetheilt ist, wird in anderen Gegenden vom heiligen Nikolaus (St. Niklas) ausgeführt. Wie ferner die heilige Weihnacht mit ihren hellen, vergoldeten Christbäumen und ihrer lieblichen Christbescheerung in Hütten wie in Palästen lauten Jubel und unaussprechliche Freude verbreitet und die armselige Erde in einen reichen wundervollen Himmelsgarten verwandelt, — darauf brauche ich, weil es ja überall so ist, nur hinzudeuten.

Nicht mit gleicher Befriedigung denke ich dann weiter an die flatterhaften Sylvester-Bälle, — welche — ein Product der neueren Zeit — nicht sowohl in kirchlicher als vielmehr in unkirchlicher Gesinnung ihren Ursprung haben, auch eigentlich weniger dem Volke als der vornehmeren Welt angehören und jenem von dieser zuletzt nur aufgedrungen sind. Dagegen wecken die singenden Schaaren großer und kleiner Sänger, die ich mir im Geist vorstelle, wie sie früher am letzten Tage des Jahres Haus bei Haus einkehrten und in ernsten und fröhlichen Weisen, meist mit freudeverklärten Gesichtern gleich den Engeln vom Himmel in heiliger Christnacht, ein neues seliges Jahr hereinsangen, gar liebliche Erinnerungen in mir. Nicht blos die Armen sangen um; auch die weniger Bedürftigen ließen es sich nicht nehmen, ihre melodischen Glückwünsche auszutragen, und die ganze Kinderwelt, unter ihnen auch die Kinder der reichsten Bauern, in Tücher, Mäntel und Pudelmützen gehüllt, waren fröhlich auf den Beinen und überglücklich über die Pfennige und Dreier, oder über die Aepfel und Honigkuchen, die sie bekamen und vergnüglich in ihre Kober steckten. Es verdroß sie auch nicht, durch den tiefen Koth zu waten, denn solche Kinderlust kam ja nur einmal im Jahre, und — ihre behammelten Kleider verhießen überdies, wie man sagte, ein gutes Flachsjahr. O das war ein Singen und Klingen zu Ehren des neugebornen Kindleins,

das einst in der Krippe gelegen und in dessen heiligem Namen wir ja das neue Jahr anfangen!

„Lobt Gott, ihr Christen allzugleich,
In seinem höchsten Thron,
Der heut aufschließt sein Himmelreich,
Und schenkt uns seinen Sohn,
Und schenkt uns seinen Sohn!

„Das alte Jahr vergangen ist,
Wir danken Dir, Herr Jesu Christ,
Daß Du uns in so groß Gefahr
Bewahret hast viel Zeit und Jahr."

Dazwischen traten die Hirten ein und bliesen Neujahr und wünschten Allen im Hause — wie der fromme Glückswunsch lautet, womit Jeder hier zu Lande den Anderen zum Jahreswechsel begrüßt:

„Ein fröhlich Neujahr,
Gesundheit, langes Leben,
Alles, was nützt an Leib und an der Seele;
Fried' und Einigkeit,
Und die ewige Seligkeit!"

Und auch der Nachtwächter kam dazu, stieß in sein Horn und sprach den nämlichen Glückwunsch. Wieder ein anderer Trupp sang darein:

„Zwischen dem alten, zwischen dem neuen
Hier uns zu freuen,
Gönnt uns das Glück ꝛc."

Noch ein anderer etwa:

„Grün ist die Wintersaat,
Daß sie Gott bewahre
In dem neuen Jahre!"

„Was wünschen wir dem Herrn zum neuen Jahre?
Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
Auf jede Ecke einen gebratenen Fisch
Und mitten drin eine Kanne voll Wein,
Das soll dem Herrn sein Labsal sein!
Daß ihn Gott bewahre
In dem neuen Jahre!
Was wünschen wir der Frau zum neuen Jahr?
Wir wünschen der Frau eine goldene Kron
Und über's Jahr einen jungen Sohn!
Daß sie Gott bewahre
In dem neuen Jahre!
Was wünschen wir dem Sohn zum neuen Jahr?
Wir wünschen ihm ein gesatteltes Pferd,
Und in der Hand ein blankes Schwert,
Damit er kann streiten für's Vaterland.
Daß ihn Gott bewahre
In dem neuen Jahre!
Was wünschen wir der Tochter zum neuen Jahr?
Wir wünschen der Tochter ein goldenes Lamm,
Und über's Jahr einen Bräutigam!
Daß sie Gott bewahre
In dem neuen Jahre! ꝛc."

Und so ging es fort und fort vom frühen Morgen bis zum Abend, und wahrlich, es ward Einem wundersam und weich dabei zu Muthe. Ich weiß wohl, daß es noch einen anderen weniger günstigen Gesichtspunkt giebt, aus dem die alte Neujahrssitte betrachtet werden kann,

und hat sich eben deswegen die Polizei für verpflichtet gehalten, der alten Gewohnheit entgegenzutreten. Indeß möchte ich doch behaupten, daß damit weniger der guten Ordnung ein Dienst erwiesen, als vielmehr dem Eigennutz und der Selbstsucht ein willkommenes Zugeständniß gemacht sei.

Wie das Umsingen der großen Menge: so ist auch das Umsingen der Cantoren mit einem Sängerchore an den meisten Orten abgekommen. Es fand schon einige Tage früher als der allgemeine Umgang statt und fing gewöhnlich am dritten Weihnachtstage an. Die älteren Cantoren legten dabei ihr Mäntelchen an, das sie als Amts-Auszeichnung bei ihrem Kirchendienste trugen, und die Wanderstöcke der Schulknaben, die das Sängerchor bildeten, waren mit schönen Bändern (Schnurtchen) geschmückt. In Molmerswende, Wippra und anderen Orten des sanglustigen Harzes gehörten auch Männer und Jünglinge zu dem Sängerchore und waren nicht nur bebändert, sondern auch mit Chorschüler-Mänteln bekleidet. In allen Häusern wurden sie respectvoll aufgenommen und man hörte ihnen mit Wohlgefallen, oft auch mit gerührtem Herzen zu. In Roßlum war die schöne Sitte, daß die ersten Gesänge bei der Kirche gesungen und dem Gotteshause dargebracht wurden.

Dabei fällt mir auch noch eine andere originelle Neujahrs-Sitte in Roßlum ein, die, weil sie in bester Wohlmeinung und mit Anstand beobachtet wird, mir stets ergötzlich war. Die versammelten Knechte und Enken begrüßen in der Neujahrsnacht Schlag 12 Uhr das neue Jahr mit gewaltigem, kunstmäßig eingeübtem und im Tacte vollzogenem Knallen ihrer Peitschen. Sie fangen damit ebenfalls bei der Kirche an und schreiten dann schweigend und in tiefer Ruhe knallend durch das ganze Dorf. Anderwärts, in der Gegend von Fürstenwalde, Storkow und Markgraf-Pieske, knallen die Pferdejungen an den heiligen Oster- und Pfingst-Abenden, in Blumenhagen dagegen bloß am Pfingst-Abende, mit den Peitschen im Tact. (Norddeutsche Sagen, Mährchen und Gebräuche, herausgegeben von Kuhn und Schwarz, 1848.) Weiterhin, die Ostersitten betreffend, verdient das Oster-Wasser besonderer Erwähnung, dem der frühere Volksglauben eine wunderthätige Kraft gegen das Fieber und andere Krankheiten zuschrieb. Es ward von den Mägden in der heiligen Nacht von Mitternacht bis zum Sonnen-Aufgang aus Bächen, Flüssen und Strömen geschöpft. Alles muß dabei unter heiligem Schweigen geschehen. Ich fand die Sitte vor dreißig Jahren noch hin und wieder in Wippra.

Die anmuthige Jahreszeit, in welcher das Pfingstfest fällt, bringt es mit sich, daß dieses Fest besonders reich an heiteren Gebräuchen und Volksbelustigungen ist. Allgemein herrscht in den Dörfern die uralte Sitte, zu Pfingsten die Kirchen und Häuser mit Maien zu schmücken, und in die himmlische Begeisterung mischt sich auch die irdische Liebe. Die jungen Burschen setzen den Mädchen, die

sie ehren und lieb haben, in der heiligen Nacht Maien vor die Thür, wobei untreue und lose Dirnen noch besonders gestraft werden, indem ihnen anstatt der Maien eine Strohpuppe hingestellt und Häcksel vor die Thür gestreut wird. Da mag dann manche Maid vor süßen Träumen und neugierigen Wünschen, ihren Schatz zu belauschen, ach! auch wohl vor bangem Herzklopfen in der Pfingstnacht nicht schlafen können und erst spät die Augen schließen und dann am Morgen die Zeit verschlafen. Wenn das auch jetzt, seitdem die Kühe im Stalle bleiben und nicht mehr von dem Hirten auf die Weide getrieben werden, hier etwas ziemlich Ungefährliches ist, so war es früher doch anders. Der schalkhafte Hirt pflegte gerade am Pfingst-Morgen die Kühe ungewöhnlich früh auszutreiben, und da traf sich's denn oft, daß die verschlafenen Mädchen die Kühe nachtreiben mußten. Aber, o weh! wenn dann Abends die Kühe heimkehrten, hatte der Hirt den nachgetriebenen Kühen einen Blumenkranz an die Hörner gebunden, und es durfte die arme Maid für Spott nicht sorgen. Obenein aber mußte sie die unliebige Ehre, die ihr durch die Kränze widerfahren, dem Hirten mit einem Tuche bezahlen.

Eins der beliebtesten ländlichen Volksfeste zu Pfingsten, das weit und breit im Lande umher mit großer Lust und Freude begangen ist, war in früherer Zeit das Pfingstbier. Sogar an vielen Orten, wo dies Volksfest dem Namen nach nicht mehr bekannt ist, mögen die Urväter einst beim Pfingstbier fröhlich gewesen sein. So befindet sich in dem Pfarr-Archiv zu Sauelle, wo Niemand mehr etwas vom Pfingstbier weiß, ein in das Kirchenbuch eingetragenes Manuscript einer originellen, dabei gediegenen Pfingstbier-Predigt, welche der Pastor Höpke im Jahre 1686 am Pfingst-Montage über Ephes. 5, 18 dort gehalten hat.

Eine fröhliche Vorfeier des Ernte-Dank-Festes ist der Erntekranz, welchen die Schnitter, wenn die letzten Garben eingebracht werden, ihren ländlichen Herrschaften feierlich überreichen, die dann den fleißigen Arbeitern nach Mühe und Schweiß bei Musik und Tanz und ergötzlichen Tafel-Freuden einen vergnügten Tag bereiten. Der Erntekranz ist von goldgelben Kornähren, zwischen denen einzelne Blumen prangen, gewunden und mit einem Bande geziert. Sehr rührend ist die Art und Weise, wie der Erntekranz von den Leuten auf dem Rittergute in Hornhausen nach alter hergebrachter Sitte ihrer Herrschaft dargebracht wird. An dem dazu bestimmten Tage fahren sämmtliche Erntewagen, welche zusammt den Pferden und Knechten mit Bändern, letztere zugleich mit Sträußen, geschmückt sind, in's Feld, die letzten dazu aufbewahrten Garben mit feierlichem, mit Musik begleitetem Gesange einzuholen. Auf der Rückfahrt nehmen auf den nur halb beladenen Wagen die Musici und sämmtliche in der Ernte beschäftigt gewesene Leute: der Hofmeister, die Mäher, die Mägde und die Kinder der Arbeitsleute,

festlich gekleidet, Platz. Noch vor etlichen Jahren begleiteten auch der Ober- und Unter-Verwalter als Vorreiter den Zug. Bei der Einfahrt in's Dorf stimmte der Hofmeister ein Lob- und Danklied an, in welches die Gefährten unter Trompetenklang andächtig einstimmen. Das feststehende Lied war bis in die neueste Zeit: „Nun lob' mein' Seel' den Herrn." So mit entblößten Häuptern, gefalteten Händen und aufgeschlagenen Gesangbüchern singend, bewegt sich, langsam fahrend, der Zug durch das ganze Dorf bis zu dem Amte. Dort angekommen, werden dem Herrn und der Frau die so geweiheten Kränze mit solenner Anrede überreicht, und wurde noch vor etlichen Jahren alsdann von der ganzen Versammlung zum Beschluß der religiösen Feier „Nun danket Alle Gott" gesungen. (Ist heut noch so in Pommern. D. Red.)

Hochzeitsfeier in der Provinz Sachsen.

Nach den älteren Agenden waren sowohl die feierlichen Worte, mit denen die Brautleute ehelich zusammengesprochen wurden, als auch die solenne Formel: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden," mit den Zeichen des Kreuzes zu begleiten, worüber die Pr. Agende nichts bestimmt. Die weitere liturgische Handlung bei der Trauung besteht in Belehrungen und Ermahnungen an die jungen Eheleute und schließt mit einem Gebet und dem Vaterunser, mit dem aronitischen Segen. Nach den älteren Agenden sollen die Brautleute unter diesem Gebete niederknieen, und der Geistliche legte seine Hand auf Beider Haupt. Ich habe diesen Ritus beibehalten. Auch bei dem Segensspruch bleiben die Brautleute in knieender Stellung. Nachdem noch ein Schlußvers gesungen ist, werden die jungen Eheleute im feierlichem Aufzuge ins Hochzeitshaus zurückbegleitet, jedoch mit dem bedeutungsvollen Unterschiede, daß nunmehr nach der Trauung nicht die Braut mit ihrem weiblichen Gefolge, sondern der Bräutigam als angehender Ehemann mit seinem männlichen Gefolge den Vortritt hat. Eben so bedeutungsvoll ist auch der Wechsel der Ehren-Leiter, welche das Brautpaar zur Kirche führten. Dem Bräutigam gehen jetzt der Geistliche und der Vater der Braut oder deren nächster Blutsverwandter zur Seite, während der Braut der Vater des Bräutigams oder dessen nächster Verwandter zur Seite geht. Der glückliche Bräutigam wirft zuweilen mit voller Hand Geld aus unter den lachenden Haufen der Zuschauer am Wege. Bei dem Hochzeitshause angekommen, beglückwünscht vor dem Eintritt in das Haus der Vater der Braut den jungen Ehemann und trinkt ihm aus einem mit Wein gefüllten Glase zu. Darauf reicht der Bräutigam der jungen Ehefrau das Glas, trinkt ihr zu und spricht: „Gott gebe uns Glück und Segen!" Aus der Hand der Braut empfängt die Schwiegermutter das Glas. Sie spricht: „Liebe Kinder, ich wünsche Euch Glück und Segen von Gott zu Eurem Ehestande", und so geht das Glas aus einer Hand in die andere, bis Alle auf das

Wohl des jungen Ehepaars getrunken haben. Zuletzt wird das Glas entzwei geworfen. Diese Sitte erinnert an die noch jetzt bestehende Ceremonie in der orientalisch-griechischen Kirche, nach welcher der Priester den neuen Eheleuten bei der Trauung unter Gebet und Segen einen Glasbecher mit Wein darreicht, woraus er jeden dreimal trinken läßt, worauf zuweilen der Glasbecher zerbrochen wird, um durch dieses Symbol an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern. — Seit fast zwanzig Jahren ist indeß eine solche solenne Brautkirchfahrt hiesigen Orts nicht mehr vorgekommen und pflegen jetzt auch bei größeren Hochzeiten die Brautleute meistens allein, auch nicht zu Fuß, sondern im Wagen zur Kirche zu kommen. Alles, was von den Kindtauf-Schmäusen zu sagen ist, gilt auch von den Hochzeit-Schmäusen, von welchen auch bei den Kirchenvätern oft die Rede ist (epulae symposia, convivia nuptialia). Nur daß, wie der Ehrentag mit sich bringt, die Festlichkeiten gemeiniglich durch größeren Glanz, hochzeitliche Tänze (choreae, saltationes heißen sie bei den Alten) und durch längere Dauer ausgezeichnet sind. Hierbei darf ich eine altväterliche Tafelsitte am Brauttische, die sogar an patriarchalische Gebräuche im homerischen Zeitalter erinnert, in welchem das Salz bei Opfern und heiligen Bündnissen eine symbolische Bedeutung hatte, nicht unerwähnt lassen, und wundert es mich, daß ich ihrer nirgends in den mir vorgekommenen Beschreibungen von Hochzeitsgebräuchen gedacht finde, da ich doch kaum annehmen kann, daß diese Sitte nur in Hornhausen sollte üblich gewesen sein. Nachdem nämlich der Geistliche über die Hochzeitstafel den Tischsegen gesprochen hatte, und ehe die Suppe gegessen wurde, schnitt der Bräutigam ein Stück Brod ab, bestreute es mit Salz, und theilte es dann mit seiner neben ihm sitzenden Braut. Wie wenig sich gegen die Hochzeitslustbarkeiten sagen läßt, wiefern dabei die Schranken des unschuldigen und mäßigen Genusses der Freude und des geselligen Vergnügens nicht überschritten werden: so dürfte man doch nicht in Abrede stellen, daß die frühere Zeit diese Schranken nicht immer inne hielt und mancherlei Mißbräuche und Ausgelassenheiten mitunterliefen, über welche zu klagen in unserer Zeit weniger Grund ist. Währten doch die großen Hochzeiten früher gewöhnlich drei bis vier Tage, ja zuweilen noch länger. Pastor Abel berichtet mir von Nordhausen: „wegen der hier herrschenden Ueppigkeit existirte hier ein reichsstädtisches Gesetz, wonach die Hochzeitsfeier nur drei Tage hintereinander dauern durfte. Der Materialismus wußte bald einen Ausweg zur Regel zu erheben, indem der vierte Tag still hingebracht und vom fünften Tag ab ungehindert weiter gefeiert wurde bis zum siebenten.“ — Wie mißfällig man aber auch über diese und manche andere Unsitte urtheilen möge: an einer Hochzeitssitte ist niemals etwas zu tadeln gewesen, — an dem Ehrentanz, an welchem auch wohl ernste Geistliche kein Bedenken tragen durften, rücksichtsvollen Antheil zu nehmen. Zuerst tanzte, ehe der allgemeine Tanz seinen An-

fang nahm, das Brautpaar den Brauttanz, dann aber die Braut mit jedem Gaste einige Male auf und ab in gemessener Ordnung. Eine der löblichsten Einrichtungen der früheren Zeit bei den Hochzeitsmahlen in Hornhausen, die ich mir werde angelegen sein lassen, wieder herzustellen, ist seit 40 Jahren ins Vergessen gekommen. Einer der Armen, der von der Kirche ins Armenbrod aufgenommen war, kam mit der Büchse vor die Thür des Hochzeitshauses, und der Bräutigam, wie jeder einzelne Hochzeitsgast, ging hinaus und legte etwas für die Armen ein. — Während in der griechischen orientalischen Kirche das Abnehmen des Brautkranzes, eben so wie die vorhergegangene Bekränzung des Brautpaars ein feierlicher Act ist, und die jungen Eheleute in der Regel acht Tage nach der Hochzeit wieder in der Kirche erscheinen, wo ihnen der Priester unter Gebeten die Kränze abnimmt und sie nach ertheiltem Segen entläßt, ist bei unsern Hochzeiten das Abnehmen des Brautkranzes gewöhnlich ein Gegenstand der Belustigung, nicht selten auch zweideutiger Scherze. Er wurde bei den oben beschriebenen größeren Hochzeiten unter Musik und Tanz der Braut listig entrissen, und mußte von dem Bräutigam durch einige Flaschen Wein wieder eingelöst werden. — Zuletzt darf ich, um nichts zu übergehen, den Brautwagen nicht unerwähnt lassen, womit gegenwärtig in der Regel die Hochzeit beschlossen wird, während in früherer Zeit das Brautfahren schon am Tage vor der Hochzeit stattfand. Alles, was die Braut an Mobiliar-Aussteuer dem Bräutigam zubringt, wird auf hochbeladenen Wagen, mit muthigen Pferden bespannt, im Staat und mit Jubel dem Bräutigam in's Haus gefahren, denn sie ist, und will's auch künftig sein, „wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von Ferne bringt." (Spr. Sal. 31, 14.) Die Wagen, Schweif und Mähne der Pferde, Arm und Hut der Knechte, auch die Peitsche sind mit rothen flatternden Bändern geschmückt. Um die Schultern der Fuhrleute fliegen bunte Tücher, womit sie zur Brautfahrt beschenkt wurden, und im Knopfloch tragen sie einen Roßmarienzweig. Die meiste Sorgfalt wird auf stattliche Zubereitung des Brautwagens verwandt, der voranfährt. Auf ihm liegen hoch aufgethürmt und als Paradestück zierlich ausgebreitet die Betten, von Federn voll und schwer, gespannt, wie eine Trommel. Vornehin steht das Spinnrad mit rothen Bändern geschmückt und mit aufgethaner Dieße aus glänzend weißem Flachs. Daneben steht der Haspel, gleich dem Spinnrad zierlich aufgeputzt und mit Garn bewunden, — eine liebliche Mahnung an das Lob des tugendsamen Weibes in den Sprüchen Salomons: „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel." (31, 13. 19.) Junge Frauen sitzen, mit dem Rücken dem Fuhrmann zugekehrt, an den Kopfenden der Betten, oftmals mit fröhlichem Juchhei die Dieße und den Haspel schwingend in der Luft. Ihnen aber gegenüber, zu den Fußenden

der Betten, sitzt im auserlesenen Schmuck die Braut und neben ihr der Bräutigam.

In fröhlicher Eile geht die Fahrt an den jubelnden Zuschauern, die neugierig in zahlreicher Menge am Wege stehn und glückwünschend die Braut anschauen, vorüber. Damit man zu ihrem Lobe auch denken könne an das, was Salomo weiter rühmt von einem tugendsamen Weibe: „Sie breite ihre Hände aus zu den Armen, und reicht ihre Hand dem Dürftigen", werfen Braut und Bräutigam rechts und links von Zeit zu Zeit auch Geld aus unter die Leute. Uebrigens pflegen jetzt in Hornhausen wohlhabende Brautleute nicht mehr auf dem Brautwagen, sondern besonders und zu anderer Zeit im Kutschwagen zu fahren. — Kam die Braut aus einem andern Orte fremd ins Dorf: so wurde sie früher von einer Reiterschaar junger Männer eingeholt und an der Grenze feierlich empfangen, wobei der Brautwagen still hielt, und der Fuhrmann, nachdem er vom Pferde abgestiegen war, zuvörderst einen Sermon hielt.

Franz Kugler.

Franz Theodor Kugler, am 18. März d. J. plötzlich gestorben, ward zu Stettin am 19. Januar 1808 geboren. Die fünfzig Jahre, auf die er sein Leben gebracht, sind reich ausgefüllt von Studien und Werken. Selten hat ein Mann, von der Natur an allen Sinnen besonders gesegnet, sich vielseitiger ausgewirkt, als er, und wenn er auch in keinem Stücke erster Meister ward, so doch in vielen ein wohlbewanderter, fördernder Gehülfe. Man bemerkt mit einiger Bewunderung, daß grade Pommern die Heimath dieses gewandten, vielseitigen, hochreceptiven Mannes war. Vor seine Werke und Plane geführt, sollte man ihn eher für ein Kind des wechselvollen Schlesien halten, doch die Wurzeln der Familien flechten sich heut zu Tage schnell von einem Erdreich in's andere hinüber, und der Pommer stammt doch vielleicht vom Rhein oder aus den Thälern des Riesengebirges.

Kugler kam 1826 nach Berlin und verweilte hier, abgesehen von einer kürzeren Unterbrechung durch den Besuch der Universität Heidelberg und durch einige Reisen, dauernd. Der Geist, der zu Ende der zwanziger Jahre Berlin durchzog, war für seine Entwickelung wichtig. Die Kunst hatte eine höhere Stellung eingenommen, die sie allerdings nur zum Theil mit eigenen Mitteln bestritt, Schinkel hatte unserer Architektur ein neues klassisch-ideales Gepräge aufgedrückt, Rauch hatte seine Helden vollendet, das neu gegründete Museum wurde eben mit den früher zerstreuten Kunstschätzen gefüllt, aus München wirkten die Impulse des jungen Königs Ludwig herüber, die Düsseldorfer Maler-Akademie trieb ihre ersten Blüthen; in

den Berliner Salons machte man Kunststudien nach allen Mustern, auch nach byzantinischen, und Immermann beschreibt uns in seinen „Epigonen“ solche Salons in einer Weise, daß wir den betäubenden, sinnlichen Parfüm derselben und zugleich den Moder und die Fäulniß darunter zu riechen meinen. Die Kunst war ja in jener Zeit zum Theil nicht aus sich selbst geboren; Mode, Blasirtheit, Vermischung sinnlicher und religiöser Motive, endlich auch die Politik wirkten darauf hin, „Kunst“ zu erzeugen.

Kugler wurde sich später (1850) selber über diesen Zustand seiner Jugendumgebungen klarer; eine kurze Andeutung in seinen „Drei Schreiben über die Angelegenheiten der Bühne, Berlin, 1851,“ zeigt das. Er spricht dort, sich an den Minister von Ladenberg wendend, über die Oper Jessonda, jene weiche Fluth von Tönen, eine Rollnske in strahlendster Farbenpracht. Diese Oper sei ein besonderer Genuß seiner Berliner Jugendperiode gewesen. Aber, setzt er, sich entschuldigend, hinzu, „damals war auch eine Zeit des Ruhens, in der man sich, wie der Speculation des Verstandes, so auch dem lyrischen Hinträumen des Gefühls hingab und hingeben durfte.“ Man ruhte damals, ja man schlief, aber es war ein unnatürlicher, durch Opium erzwungener Schlaf mit wirren Träumen. Es fehlte den Menschen überall, sie fühlten sich äußerst verlegen und bedürftig, aber sie wußten nicht recht, wornach trachten. Es fehlte ihnen die Religion und die Kirche dazu, es fehlte auf der andern Seite ein freies Staatsleben, in dem die würdigen Männer, Adel und Bürgerthum, sich aussprechen und auseinandersetzen konnten. Es fehlte der Demuth und der Kraft an den geeigneten Stätten ihrer Uebung, endlich fehlten Demuth und Kraft selbst.

Nun sollten die Kunsttempel helfen, poetische Begeisterung sollte den Gottes-Cultus, die Bühne wo möglich das politische Leben ersetzen. In dem großen Treibhaus herrschte eine erstickende Hitze. Für junge Pflanzen war solch eine Atmosphäre mehr als bedenklich, aber während viele in ihr verkamen, bestand Kugler die ernste Prüfung besser, wenn die Züge seines geistigen Antlitzes auch bis zuletzt von der gefährlichen Luft zeugten, in der sie gestaltet waren. Kugler begann als Poet, Musiker und Maler, in solch einer Allseitigkeit suchte damals (1828, 1829 ꝛc.) das ringende und bedrängte Geschlecht Befriedigung. Sein „Skizzenbuch“, das 1830 erschien, führte ihn in allen drei Eigenschaften dem Publikum vor. Aber schon, als er dies Buch herausgab, hatte die Reaction seines Ernstes, seiner festeren sittlichen Natur begonnen, sich zu zeigen. Die Geschichte, die so vielen Männern, die dem Glauben noch nicht gewonnen waren, in jener Zeit eine Trösterin und Erhalterin ward, reichte auch ihm ihre helfende Hand, und zurückgewandt in die Vergangenheit, suchte er das Verständniß des Lebens und fand es auch mehr und mehr. Schon 1830 erschien das erste Heft seiner „Denkmäler der bildenden Kunst im Mittelalter in den preußischen Staaten“,

und von jetzt an blieb Kunstgeschichte die Aufgabe seines Lebens. Er rettete damit nicht nur sich selbst aus der heißdunstigen Atmosphäre der Zeit, sondern er gab durch seine „Geschichte" auch vielen Anderen ein kräftigendes Mittel. Seine Hauptwerke wurden sein „Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit" (1837. 2. Aufl. 1847.) und sein „Handbuch der (gesammten) Kunstgeschichte" (1841—42, 2. Aufl. 1847.) Seine poetischen Werke, Trauerspiele, Gedichte, Reisebilder und seine kunst-literarischen Gelegenheitsschriften haben daneben nur eine vorübergehende Bedeutung.

Die besondere Tendenz seiner Geschichtsschreibung — er hat auch politische Geschichte zu gestalten gesucht („Geschichte Friedrich des Großen. 1840" und „Neuere Geschichte des Preuß. Staates 1660—1786", erschien 1844) — interessirt uns an diesem Orte weniger, sie ist maßvoll und nimmt kräftige Ansätze, den verschlungenen Beziehungen, welche zwischen allen verschiedenen Gebieten des Geisteslebens in einer und derselben Periode hin und herlaufen, nachzuspüren, sie behandelt darum die Kunst auch, soweit es bei den bisherigen Ergebnissen der Forschung möglich ist, als einen fortlaufenden Ausdruck des allgemeinen Volksgeistes und deutet auf die der einzelnen Kunstperiode entsprechende religiöse, politische Gestaltung der Dinge wohl hin.

Aber was uns hier mehr interessirt, als diese ehrlichen und lohnreichen Versuche, eine Geschichte zu schreiben, die erst von einem höheren Standpunkte aus mit Erfolg wird bewältigt werden können, ist die Stellung, die Kugler, wenn auch nur als Beamter zweiter Ordnung, zum staatlichen und gesellschaftlichen Leben in Preußen seit mehr als einem Jahrzehent eingenommen hat.

Der Minister Eichhorn berief den fleißigen, gewandten und vielerfahrenen Mann 1843 in sein Ministerium zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten. Man weiß, wie entschieden des regierenden Königs Majestät damals die Aufgabe des Staates auch nach dieser Seite hin betonte. Die Akademie der Wissenschaften war zu einer neuen lebendigen Thätigkeit auersehen; das königliche Patent vom 18. Juni 1844, die königliche Cabinets-Ordre vom 24. Januar 1846 rc. gaben ihr das Recht des Vorschlags von Rittern des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst, für Bildhauer, Maler, Componisten, ja auch für Poeten, gaben ihr ferner das Recht des Vorschlags von Künstlern, die eines Preises, einer Unterstützung werth waren. Kugler kam auf dies also aufgepflügte Erdreich, und seine Hoffnungen wuchsen mit den Erfolgen. Man muß seine Schrift: „Ueber die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung, mit besonderem Bezuge auf die Verhältnisse des preußischen Staates,*) lesen, um wieder ein Verständniß für jene Tage zu erhalten. Aber merkwürdig genug begannen damals die

*) Sie erschien ohne Kugler's Namen 1847 im Verlage von C. Reimarus (Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung in Berlin).

stillen Poeten, die frömmelnden Maler, die vertieften Bildhauer, die 1828 und 1829 so zahlreich waren, etwas rar zu werden; man wollte Raubvögeln den Frieden eines Hühnerhofes bescheeren.

Kugler ahnte damals noch nichts vom Charakter der Zeit, er wähnte noch Alles in seinen Fugen und wußte trotz seiner Geschichtsstudien noch nicht, daß die Kunst, stets auch ein Glied ihrer Zeit, denselben Pulsschlag fühlt, wie alle übrigen Organe dieser Zeit. Er nahm gläubig und gemüthig die Kunst als eine immerwährende Priesterin, die in wallenden Locken und sanftem Schritte durch die Menge geht, überall die Herzen rührt, die Steine bewegt und die Bestien sänftigt; daß die Kunst sich auch mänadisch gebehrden, opfermuthig ins Kampfgewühl dringen, daß sie sich auch in Leidenschaften erschöpfen, an Pamphlete verschwenden und in Hymnen und Prophetien der Treue und des Glaubens, die dem Künstler leicht Kopf und Kragen kosten, verklären könne, daran dachte er nicht, obgleich er Tyrtäus und Milton, die Satyre und die Caricatur, die Poesie der Cavaliere und die Prosa der Rundköpfe äußerlich wohl kannte. So schreibt er denn in seiner gutmeinenden Art:

„Die in manchen Fällen leider auf Erfahrung gegründete Furcht, daß durch diese Staats-Bildungs-Anstalten eine größere Anzahl von Künstlern erzogen werde, als Staat und Volk für ihre Bedürfnisse nöthig haben, muß verschwinden, sobald die Sache nach dem richtigen Princip behandelt wird. Wir können überzeugt sein, daß, den Gesetzen der ganzen Weltordnung gemäß, zwischen den vorhandenen schaffenden Kräften und den vorhandenen Bedürfnissen an sich ein Gleichmaß existirt. Es kann somit für's Erste nur darauf ankommen, das eingebildete Talent von dem ächten zu unterscheiden, und es wird dies, bei einer aufrichtigen Leitung des künstlerischen Unterrichts, selten schwer sein. Sodann aber und vornehmlich wird es nöthig sein, den Charakter und das Maß des Talents zu erkennen und dasselbe hienach auf die ihm angemessene Sphäre seiner Thätigkeit hinzulenken. Dies ist schwieriger, aber annähernd wird auch dies in den meisten Fällen sehr wohl möglich sein.

„Es ist hiebei freilich vorausgesetzt, daß jenes tiefe Bedürfniß der Kunst für das gesammte und namentlich auch für das öffentliche Leben mit Ueberzeugung anerkannt sei, und daß es auch an den sonstigen, zur Befriedigung dieses Bedürfnisses erforderlichen Einrichtungen nicht fehle. Sollte der Künstler nach Beendigung der Schule in eine Wüste hinausgestoßen oder allen Zufälligkeiten eines, der ächten Kunst entfremdeten Verkehrs preisgegeben werden, so wäre es in der That besser, keine Kunst-Schulen — die in solchem Falle für die Staats-Regierung nicht viel mehr als nur den Werth eines müßigen Schaugepränges hätten — zu gründen."

Einer jener Künstler, der „den Zufälligkeiten eines der ächten

Kunst entfremdeten Verkehrs entrissen war," ist Freiligrath, der Dichter des deutschen Ça ira.

Neue Vorschläge bringt Kugler in dem angeführten Büchlein nicht bei, nur der alten Akademie unter den Linden traut er nicht zu sehr; er will lieber aus Geistern, die weniger steif sind, eine „poetisch-dramaturgische Commission" bilden, die gleichsam eine neue Section des Senates der Akademie zu bilden bestrebt sein soll, und der die Vorschläge der mit goldenen Medaillen und Preisen zu belohnenden Dichter überlassen bleiben. Auch daß Preise für Werke der Dichtkunst ausgesetzt werden, wünscht er.*)

Die März-Katastrophe fährt mit roher Hand in diese Vorschläge, deren Ausführung „in den Künstlern vor Allem das belebende und kräftige Bewußtsein, dem Staatsleben anzugehören und einen Gegenstand der Fürsorge von Seiten der höchsten Vertreter desselben auszumachen," wecken sollte. Die Kunst wird einen Augenblick wieder ganz frei und pflegerlos, die Bauten stocken, und die Poeten machen politische Gedichte.

Sobald indeß Ordnung und Ruhe zurückgekehrt ist, griff Kugler auch wieder zu seinen alten Vorschlägen und Entwürfen, und er fand an dem Minister von Ladenberg einen aufmerksamen und geneigten Chef. Die Briefe über unsere Bühne, die er dem Minister schrieb, und die gedruckt vor uns liegen, **) werfen ein helles Licht auf Kugler's Verhältniß zu Ladenberg und ebenso auf seine Schätzung der Kunst und des Staatsinteresses an derselben.

Es ist bei der Lectüre dieser „Drei Schreiben" oft schwer, ein Lächeln zurückzuhalten, und gradezu hochkomisch wirkt es, wenn K. in seinem Eifer vor Ladenberg darüber sein Herz ausschüttet, daß die Choristinnen unserer Oper in einer orientalischen Rolle „keine Spur vom indischen Schmelz der Gestalten haben", und daß obendrein noch die „häßlichen, steifen, hölzernen" „standhaft die vordere Reihe einzunehmen pflegen"; aber andererseits zeigt auch diese Schrift wieder den ernsten und gewissenhaften Mann, der, so lieb ihm seine alten Pläne und

*) Eigentlich nahe scheint Kugler damals nur den königlichen Plänen in Bezug auf die Bühne gestanden zu haben, wenigstens äußert er sich 1847 öffentlich dahin, daß er verschiedene räumliche und scenische Einrichtungen für neues und älteres Drama nothwendig halte. Er schreibt:

„Doppelt gewichtig wird diese Bemerkung in Betracht der älteren Dramen, welche überall für ganz eigenthümliche scenische Einrichtungen gedichtet zu sein pflegen und sich daher nur höchst selten der heutiges Tages üblichen Scene fügen. Die Folge hievon ist, daß Meisterwerke, deren innere Composition nach den höchsten Gesetzen der Kunst aufgebaut ist, in der Regel auf die willkürlichste Weise verstümmelt werden, um sie für die heutigen Zwecke benutzbar zu machen, falls man überhaupt daran denkt, die reichen Schätze der älteren dramatischen Poesie der Gegenwart auf's Neue vorzuführen."

Auch hebt er bei dieser Gelegenheit die Darstellungen älterer Dramen mit ihrer ursprünglichen scenischen Einrichtung, die 1846 und 1847 auf Befehl Sr. Maj. stattfanden, als besonders beweiskräftig, und wohl mit Recht, hervor.

**) Berlin 1851. Verlag von Ernst u. Korn.

Ideale sind, doch von der Zeit gelernt hat, wenn auch in seiner Weise. Eine ganz besondere Ehrlichkeit finden wir darin, daß Kugler das dritte der Schreiben über das Theater veröffentlicht hat. Er bezieht sich darin auf eine Vorstellung des „Glases Wasser" von Scribe, nennt das Stück „meisterhaft", gesteht aber, daß er der Entwickelung des Stückes mit einem mehr und mehr gesteigerten Mißbehagen und sittlichen Widerwillen gefolgt sei. Er schreibt zur Erklärung dieses seines Gefühles dem Minister:

„Das Stück scheint auf unmittelbare, offen ausgesprochene Verhöhnung eines Gefühles, eines moralischen Bedürfnisses gebaut, das den Zusammenhalt aller staatlichen Ordnung bedingt, auf eine Verhöhnung, die, zumal bei der einschmeichelnden und umstrickenden Weise, in der sie hier ausgeübt wird, dem Staatskörper meines Bedünkens einen der gefährlichsten Giftstoffe zuführt. Das Stück läßt uns eine, äußerlich vielleicht liebenswürdige, aber durchaus willensschwache, charakterlose, in völlig lächerlicher Weise ein paar Mal zur Willensäußerung sich aufraffende Königin gegenübertreten, die — eben in der Bethätigung ihres königlichen Berufes — nichts ist und nichts bleibt, als der Spielball intriguanter Parteien. Gewiß kann dergleichen im Leben vorkommen und in der Kunst dargestellt werden, und gewiß wird ein solches Vorkommniß einzelne komische Pointen zur Folge haben. Aber eben so gewiß ist ein solches Vorkommniß ein schweres Unglück, und die Mitbenutzung der etwaigen komischen Einzelpointe kann dem Dichter, der ein Gewissen hat, doch nur zur Verschärfung des im Ganzen dabei unbedingt zu erstrebenden tragischen Eindruckes dienen. Hier aber ist keine Spur davon, — nichts, was das Gefühl aufkommen ließe, daß es sich um ein Unglück handelt, daß es im Leben und in der Kunst eine tragische Nemesis giebt. Man lacht über diese sittlich ohnmächtige junge Königin, — und man geht, bewußt oder unbewußt, mit der Lehre nach Hause, daß eine sittlich ohnmächtige Königin belachenswerth ist, daß mithin die königliche Stelle überhaupt, — die höchste Obrigkeit oder die höchste Repräsentation der Ordnung, des Gesetzes, der Macht, — zu den Dingen von gleichgültiger Bedeutung gehört. . . . ."

Diese Stelle ist zur vollständigen Kenntniß des trefflichen Mannes wichtig. Es war nicht seine Art, zu weit gehende Consequenzen zu ziehen, aber hätte er von dem hier angegebenen Standpunkte aus nur einen Schritt weiter gethan, er hätte mit weiten, weiten Kreisen auch in seiner Nähe brechen müssen.

Wir haben nicht zu seinen Genossen gehört, aber da er nun dahingeschieden ist, können wir, indem wir sein Leben überblicken, doch nur in Achtung und Ehrerbietung seiner gedenken; er war ein wackerer Arbeiter und hat sich gegen die Irrthümer und Schwächen der Zeit, die

ihn drückten, ehrlich gewehrt und manches davon für sich und Andere überwunden. Seine kunstgeschichtlichen Werke werden noch durch Jahrzehnte belehren, sein staatliches Wirken war eine, wenn auch nicht vom Glück begünstigte, doch lehrreiche Probe.

Ein Städtebild von W. H. Riehl.

„Augsburger Studien“ in der Deutschen Vierteljahrsschrift. 1858. Erstes Heft.

Unter dem Titel „Augsburger Studien“ veröffentlicht W. H. Riehl, der Geschichtsschreiber der deutschen Volkssitte, der deutschen Familie und des deutschen Hauses, gegenwärtig in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift ein Städtebild von einer unübertrefflichen Feinheit und Genauigkeit der Contouren. Da fehlt kein Schatten, kein Zug, und was dem wirklichen Maler zu erreichen unmöglich, setzte Riehl zu, eine tiefe Perspective in die Vergangenheit, in das Werden und Entstehen, in den Grund der Dinge. Man hat gesagt, alle wahre, vollendete Kunst schaffe mehr als Vergnügen, schaffe auch Lehre und Nutzen. Riehl ist ein solcher Künstler. Zunächst kommt ihm bei seinem Portrait Alles auf die Plastik, auf die Composition, auf Farbe und Ton, auf jenen ausgewählten Theil der Züge an, welcher das Ideal schafft: aber indem er so sein Kunstwerk bildet, gelangt er abschließend wie von selbst zu Resultaten der ernstesten, lehrhaftesten Art, nach denen der Staatsmann und der Gesetzgeber begierig greifen. Wir wollen ein Beispiel dafür geben.

Das alte Augsburg hat längst seine Bedeutung als reiche und unternehmende Stadt verloren. Woher das? Die Staatshämorrhoidarien, darum gefragt, schüttelten anfangs die Köpfe, dann erhuben sie sich und sprachen: „Die Handelswege des Mittelalters sind durch andere ersetzt, Augsburg ist bei Seite geschoben.“ Daraus ergab sich also der praktische Rath: Es hilft Euch Alles nichts, gute Augsburger, Ihr müßt arm und unten bleiben, oder verlaßt Eure Stätte und siedelt Euch anderswo an. Ueber dies traurige Exempel nun macht sich W. H. Riehl her, und indem er mit der leichten und sorglosen Miene des Skizzenmalers seinen Gegenstand ins Auge zu fassen scheint, durchforscht er ihn doch Zug auf Zug und findet endlich einen Schlüssel für das Verständniß desselben, nach dem man unter und auf dem grünen Tische eine Ewigkeit vergeblich suchen wird. Wir entlehnen dem Eingange zu den „Augsburger Studien“ zum Belege hierfür die folgende Stelle:

„Augsburg ist eine Stadt, die von Außen keine Ansicht bietet; man kann sie nur von innen oder aus der Vogelperspective landschaftlich fassen. Nicht von außen oder unten, sondern von oben herunter,

vom Perlachthurm herab, so erzählen die Augsburger, hat Robert Peel Augsburg für die schönste Stadt in Deutschland erklärt; aber so undankbar ihre Lage für den Maler ist, so vielverheißend für den Geographen. Mit einem Blick auf die Karte begreift man viel mehr die örtliche Nothwendigkeit der weltberühmten Stadt als mit hundert Blicken auf die Landschaft. Dieser Zug der versteckten Bedeutung, die mehr ist als scheint, geht durch das ganze Wesen Augsburgs.

Vier Flüsse lassen die alten Augsburger am Augustusbrunnen zu den Füßen des Imperators lagern, der ihre Stadt gegründet. Wer nicht ortskundig ist, der muß eine genaue Specialkarte zur Hand nehmen, um diese vier Flüsse aufzufinden; er entdeckt dann als dritten und vierten Fluß neben Lech und Wertach die Singold und den Brunnenbach. Dieses Lächeln ist aber voreilig. Denn die beiden Bäche repräsentiren nicht bloß ihren eigenen Wasserfaden, sondern je einen ganzen Strang von kleinen Parallelbächen, ein ganzes Netz von Quellen, wodurch die Lech- und Wertachauen mit zahllosen nassen Gräben durchschnitten, die Stadt Augsburg nach außen vertheidigt, nach innen mit dem reichsten Schatze nutzbaren Wassers versehen wird.

Die räthselhaften Wasserzüge dieses Tafellandes sind ein wahrer Lustgarten für den feinen Beobachter. Innerhalb der alten Stadtgrenze von Augsburg, kaum eine Stunde Wegs lechaufwärts entspringen gut ein Dutzend kleiner Bäche inmitten der Lechniederung, fast auf gleicher Höhe und in der nächsten Nachbarschaft des Flusses, und laufen dann höchst eigensinnig unter sich und mit dem Hauptflusse parallel, oft kaum auf einen Büchsenschuß Abstand, durchkreuzen und verwirren sich und bilden so wieder neue Bäche. Aehnlich ist es auf der Wertachseite mit der Singold und ihrer Bachfamilie. Sie rinnt von Schwabmünchen bis Augsburg beiläufig eine Viertelstunde seitab der Wertach in getreuer, nachbarlicher Begleitung, sendet derselben sechs Abzweigungen zu, ergänzt sich aber doch immer wieder durch neue Quellen, und fließt sogar — nach der Voksmeinung — bei Göggingen quer durch die Wertach hindurch, um auf der andern Seite abermals eine kleine Strecke neben derselben parallel zu laufen.

So absonderliche Flüsse verdienten also schon wegen der Originalität ihrer Linien eine Statue zu Füßen des Kaisers Augustus. Aber sie machten sich auch noch durch andere weit dankbarere Originalität bemerkbar. Im Mittelalter war Augsburg berühmt wegen seines Reichthums an Fischen, namentlich an Forellen dieser quellenklaren Bäche. Bis 1643 bezogen viele städtische Beamte einen Theil ihres Gehaltes in Forellen. Bei solcher Fülle frischer einheimischer Fische war man — nebenbei bemerkt — etwas mißtrauisch gegen die Seefische. Allzu alte Häringe galten hier bis in's fünfzehnte Jahrhundert für pesterregend, und wo solche betroffen wurden, ließ man sie durch Henkershand verbrennen.

Gewiß ist keine in der Ebene gelegene deutsche Stadt so reich wie Augsburg an trefflichen Brunnen und Quellen, und dieser Reichthum hängt mit dem wunderlichen Wassersystem von Singold und Brunnenbach eng zusammen. In den letztvergangenen Jahrhunderten war es der besondere Stolz des Augsburger Bürgers, daß seine Stadt vor allen Städten des Reichs die größte Fülle von Brunnen besitze, und daß in fast jedes reichere Haus fortwährend reines Wasser zuströme. Noch jetzt gehören die vielen prunkhaften, oft mit schönen kleinen Metallfiguren geschmückten Brunnen im Innern der Höfe zu den anziehendsten häuslichen Alterthümern der Stadt, wie an den großen drei Brunnen der Maximiliansstraße die monumentale Plastik ihr Bestes versucht und geleistet hat, und die kunstreichen Wasserwerke und Brunnenthürme als eine rechte Stadtmerkwürdigkeit noch immer den Fremden gezeigt werden. Wo wir auf dem Boden einer recht uralten Stadtsiedelung stehen, da werden in der Regel auch reiche Trinkwasserquellen sprudeln, und wie die alte Augusta Vindelicorum die brunnenreichste deutsche Stadt ist, so meine ich ein köstlicheres Wasser nie getrunken zu haben, als welches in Ingelheim angesichts des letzten Trümmerrestes der Kaiserpfalz Karls des Großen aus einem mächtigen vielarmigen Röhrbrunnen springt.

Aber nicht bloß Trinkwasser ergoß sich aus jenen Quellen und Bächen nach Augsburg; im Verein mit den Lech- und Wertachkanälen treiben sie ein vielverzweigtes Aderngeflecht des mächtigsten Gefälles durch die Stadt und deren Bann und gaben ihr seit Jahrhunderten den Beruf zum Großgewerbe. Friedrich List pflegte zu sagen, die Stadt Augsburg allein habe mehr natürliches Wassergefälle, als alle englischen Fabrikbezirke zusammengenommen. Als vor etlichen Jahren ein unerhörter Wassermangel die Augsburger Fabriken belästigte, ward der Schaden, trotz der bei den meisten großen Werken befindlichen Dampfmaschinen, sofort auf enorme Summen berechnet, und die Leute liefen in ächt deutscher Art zum Magistrat und schrieen nach Wasser, wie der Hirsch im Psalter.

Bei diesem Aderngeflecht von mehr als einem Dutzend Stadtbächen, dem eigentlichen Heils- und Lebenswasser des Augsburger Großgewerbes, erweist aber ein Umstand ganz besonders die natürliche Nothwendigkeit der Stadtlage. Nur auf dem mäßigen Raume des Augsburger Stadtgebiets war gleichzeitig eine solche Sammlung und Zerspaltung des Wasserlaufs möglich. Im ganzen oberen Donauland findet sich ein gleich günstiger Punkt nicht wieder. Auch die neuesten Augsburger Fabrikanlagen beschränken sich durchaus auf das Mündungsdreieck von Lech, Wertach, Singold und Brunnenbach. Obgleich jetzt keine politische Schranke mehr wehren würde, Fabriken auf dem kaum einen Büchsenschuß entfernten altbaierischen Boden anzulegen, blieb man doch auf dem alten Augsburgischen Gebiete, weil es allein der

höchsten Gunst des Wasserlaufes theilhaftig ist. So sprechen die vier Flußgötter am Augustusbrunnen in der That auch für unsere Zeit eine tiefe Wahrheit aus: die Wahrheit, daß Augsburg die natürlichste und nothwendigste Stadt auf weit und breit für alle Epochen sei. Das stolzeste Bild, die imponirendste Ansicht Augsburgs zeichnet sich darum in wenigen Linien auf der hydrographischen Karte des Stadtgebiets, und ich gestehe, daß ich mich lange nicht habe sattsehen können an der trefflichen kleinen Augsburger Wasserkarte des Baurathes Kollmann, denn es ließe sich ein ganzes Buch geographisch-kulturgeschichtlicher Weisheit aus der Hieroglyphik ihrer Linien entziffern.

Es hat aber der Lech die Eigenart, daß er, kanalisirt, in und vor den Stadtmauern Augsburgs dem fleißigen Gewerbsmann willig seine Dienste bietet; draußen aber im natürlichen Bett als reißender Hochgebirgsstrom unbändig die Brücken abwirft, die Ufer scheidet und verheert. Den Bauer schädigt er, den Bürger macht er reich, nach außen wehrt er den Zugang zur Stadt, im Innern öffnet er dem Fleiße des Bürgers tausend Wege, ein Wehrstrom nach außen, ein Nährstrom nach innen. Obgleich der Zusammenfluß von Lech und Wertach hart unter Augsburg das geläufigste Stichwort giebt für die geographische Lage der Stadt, so ist dieser merkwürdige Punkt doch fast unzugänglich, eine Wildniß mit dem abschreckenden Namen der „Schinderinsel"; das nächste Haus heißt der „Wolfszahn", und nahe dabei residirt der Abdecker. Unmittelbar aus einer Wüstenei von Geröll, Bänken und sumpfigen Auen mit Gestrüpp und Buschwald fließt der Lech in den Burgfrieden Augsburgs, und so wie er diesen verläßt, begleitet ihn auch wieder die gleich wilde Natur. In früherer Zeit riß der Fluß aus dem Dickicht nahe vor dem Thore ein Mal einen Hirsch, das andere Mal gar ein Wildschwein mit sich fort und warf die Bestien den ehrsamen Bürgern in die Stadt, und zwar direct in den Brunnenthurm.

Man kann sagen, auf der ganzen weiten Strecke von Landsberg bis zur Mündung ist kein Punkt, wo der Lech dem Menschen freundlich gesinnt wäre, außer bei Augsburg. Dies ist wiederum ein natürliches Privilegium der natürlichen und gewordenen Stadt, werthvoller vielleicht, als alle die vielen kaiserlichen Privilegien, womit sie in alten Tagen so reich begnadet wurde.

Darum besaß der Lech für Augsburg niemals eine Handelsbedeutung, aber oft eine strategische und immer eine gewerbliche. Das turnierlustige Mittelalter hat zwar Schifferstechen auch auf diesem Flusse abgehalten, der niemals eine eigentliche Schifffahrt gehabt; heutzutage würde ein solcher Wettkampf bei niederem Wasser ein lächerliches, bei hohem ein gefährliches Spiel sein. Wenn Kaiser Sigismund den Augsburgern das Privilegium der freien Lechschifffahrt verlieh, so klingt dies fast wie eine Satyre. Und da dieser Kaiser neben andern Gnaden der Stadt auch das Recht des Thorzolles verbriefte, so nimmt es sich fast

wie ein guter Witz aus, daß die Augsburger sein Steinbild als des kaiserlichen Thorzöllners, unter der Thorhalle des Jacoberthurmes, also am Lechthore, eingemauert haben, wo es heute noch zu sehen ist.

Nicht einmal die früher öfters versuchte freie Holztriftung, die sich auf der Isar als ein wunderlicher Rest mittelalterlich resoluter Transportweise (etwa 20 Procent des Holzes verkommen dabei) bis auf diesen Tag erhalten hat, vermochte auf dem Lech zu bestehen. Doch kann man noch immer in einer für Handwerksburschen und Volksnaturforscher recht empfehlenswerthen Weise per Lechfloß in 10 bis 14 Tagen von Augsburg direct nach Wien fahren. Ein solches kleines Lechfloß ist das einzige Handelsfahrzeug der Augsburger zu Wasser. Um so tiefer mag man den Hut ziehen vor jenen alten Augsburgischen Kaufleuten, die im 16. Jahrhundert Schiffe nach Ostindien rüsteten und dieses Geschäft glorreich zu Ende führten mit 175 Procent Gewinn.

Als vor hundert Jahren Macht und Reichthum der Stadt unaufhaltsam zerrann, schob man diesen Unstern auf die geographische Lage, die eben keine rechte Handelslage mehr sei. Denn Städte und Völker wie der Einzelne suchen die Ursache ihres Mißgeschickes immer lieber außer sich als in sich. Allein die Handelsbedeutung Augsburgs war immer nur hervorgewachsen aus der gewerblichen. Der Beweis steht auf der Landkarte geschrieben. Auch in den Geschichtsbüchern. Erst als das Augsburgische Gewerbe im 14. Jahrhundert aufblüht, kann sich der Platz neben so viele echte Handelsstädte des rheinischen Bundes und der Hansa stellen, deren Handelsmacht bis dahin die seinige weit übertroffen. Ebenso gewinnt Augsburg nach dem dreißigjährigen Kriege noch einmal eine Nachblüthe des Reichthums auf Grund seines Gewerbfleißes; der bloße Handel würde ihm so wenig wie heutzutage dazu verholfen haben. In der alten Augsburger Zunftverfassung nehmen zwar die Kaufleute den ersten Rang ein, die Weber den zweiten, der Natur der Dinge nach hätten aber die Weber voran gehört, wie auch aus ihrer Zunft das mächtigste Kaufmannsgeschlecht der Reichsstadt und das glänzendste im ganzen Reiche hervorgegangen ist. In der geographischen Lage der Stadt ist ausgesprochen, daß Handelsmacht möglich war, Gewerbsblüthe aber nothwendig."

Neue Broschüren.

(Schluß.)

Die kleinen Schriften und Flugblätter, in denen sich der erste dunkelere und lebhafteste Eindruck der geschehenden Dinge kund zu geben pflegt, stellen, so weit sie aus Preußen hervorgehen, gegenwärtig überraschend häufig die Forderung nach einer Reform der Gesellschaft, nach Anerkennung ständischer Gliederung.

Der Verfasser der „Stände", W. S., der sich Mitglied des Hauses der Abgeordneten nennt, that dies in seiner in unserer vorigen Nummer skizzirten Broschüre, und es war uns um so angenehmer, davon Act zu nehmen, als derselbe nicht etwa der äußersten Rechten angehört, sondern vielmehr einer der Mittelfractionen, welche sonst mit blinder Scheu sich von Allem, was organische Reform heißt, wie von einem Gespenste des Mittelalters abwenden. Der Verf. jener Broschüre ging sogar so weit, die äußerste Rechte des Materialismus anzuschuldigen und für sich eine noch organischere, idealere Reformidee in Anspruch zu nehmen, als jene proclamirt hat. Mußten wir auch seinen Gedanken als unpractisch zurückweisen, so ist ein Streben, wie es sich in seinem Schriftchen offenbart, doch äußerst anerkennenswerth und zur Erkenntniß der Zeit bedeutsam.

Noch bedeutsamer und ein noch wichtigerer Beitrag zur Signatur der Zeit aber ist es, daß ein Mann, den man bisher zu den Radicalen rechnete, der Führer des linken Centrums der Nationalversammlung von 1848, Herr Robbertus, sich aller Vorurtheile entschlägt und wohl wissend, daß er seiner Partei einen schlechten Dienst erweist und altgewohnter Doctrin gegen den Strich fährt, mit einer kritischen Untersuchung der Gesellschaftszustände zu Markte zieht, die in der Schärfe ihres Vorganges so weit geht, daß sogar die erwarteten Resultate, die unvergänglichen Theile des der Auflösung unterworfenen Körpers nicht ohne Beschädigung aus dem merkwürdigen Prozesse dieses eifrigen Denkers hervorgehen.

Der Titel dieser interessanten Schrift, welche von der „National-Zeitung", der einstigen Freundin und Clientin des Verfassers, bereits in ekelhaft schulmeisterlicher Manier heruntergerissen ist, lautet:

„Die Handelskrisen und die Hypothekennoth der Grundbesitzer. Von Robbertus-Jagetzow. Berlin 1858. F. Schneider."

Die Syzygie des Titels rechtfertigt sich zunächst durch die allgemein verbreitete Meinung, nach welcher die jüngste Handelskrisis, richtiger Verkehrskrisis, mit der steigenden Schwierigkeit, auf liegende Gründe Capitalien geliehen zu erhalten, derartig zusammenhängen soll, daß letztere aus ersterer geradezu entstanden ist. Robbertus widerspricht dem, und wir erwähnen wenigstens seine Erklärung der herrschenden Hypothekennoth, wenn es auch nicht dieser Theil seiner Schrift ist, welcher an diesem Orte und bei dieser Gelegenheit unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt.*) Robbertus schreibt:

.... „Mit solchen Handelskrisen steht indessen die gegenwärtige Hypothekennoth der Grundbesitzer in keinem Zusammenhange.

*) Eine ausführlichere Darlegung und Kritik der höchst interessanten Betrachtung, welche Robbertus der Hypothekennoth widmet, und seine wichtigen, zum Theil sehr praktischen Vorschläge zur Abhülfe bringen wir ein ander Mal.

Diese ist andrer Natur und hat andre Ursachen, und während jene bei allem Unglück, das sie anrichten, wenigstens einen raschen Verlauf nehmen, droht diese chronisch zu werden und deshalb noch größeres Unheil zu stiften.

....„Gegenwärtig scheint man es mit einer schon oft vorgekommenen vorübergehenden Zinskrisis nicht zu thun zu haben. Das heutige Steigen des Zinsfußes ist vielmehr eine neue, noch nicht dagewesene volkswirthschaftliche Erscheinung, die ganz andere Gründe hat und leider auch eine ganz andere Dauer verspricht. —

„Ich sage: noch nicht da gewesen. — Wenn man die nationalökonomische Entwickelung eines Landes für sich allein ohne in ihrer Wechselwirkung mit dem Auslande betrachtet, so ist eine niedrige Grund-Rente immer von einem hohen Zinsfuß und umgekehrt, eine hohe Grund-Rente immer von einem niedrigen Zinsfuß begleitet. Man mag alle Länder von Australien an bis Holland durchgehen, und man wird diesen Satz bestätigt finden. Beides hängt aus Gründen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, so innig zusammen, daß auch ein Steigen des Zinsfußes mit einem Sinken der Grund-Rente, und umgekehrt, ein Steigen der Grund-Rente mit einem Sinken des Zinsfußes verbunden zu sein pflegt. Noch vor Kurzem haben die Landwirthe diese letztere angenehme Erfahrung gemacht. Ihre Grund-Rente ist seit etwa 20 Jahren, nach vier- oder fünfjährigen Durchschnitts-Perioden gemessen, in einem stetigen Steigen, der Zinsfuß bis vor ein paar Jahren in einem allmähligen Sinken begriffen gewesen. Man kann auch heute noch nicht sagen, daß sich die Grund-Rente zum Fallen neigte. Sie ist auch — ich spreche hier eben nur von der Rente, nicht vom Capitalwerth des Grundbesitzes, der noch durch den Zinsfuß mit regulirt wird, — unter den gegenwärtigen Cultur-Verhältnissen gegen ein Sinken überhaupt gesichert, wenn vorläufig auch eine weitere Steigerung, oder doch wenigstens eine so rapide Steigerung, wie die bisherige, aufhören dürfte. Dennoch steigt der Zinsfuß bedeutend. Diese Erscheinung, daß die Grund-Rente nichts weniger wie fällt und dennoch der Zinsfuß steigt, ist neu, und ihre Gründe muß man sich klar machen, um die Natur des Drucks zu erkennen, der auf dem Grundbesitz zu lasten beginnt.

„Die verschiedenen Länder der Erde stehen heute nicht auf gleicher volkswirthschaftlicher Stufe. Auf denselben socialen Grundlagen machen sie zwar alle dieselbe Entwickelung durch, aber gleichzeitig, und namentlich auch gegenwärtig, befinden sie sich in sehr verschiedenen Entwickelungs-Phasen. Es giebt Länder, namentlich Colonial-Länder, in denen die Grund-Rente höchst unbedeutend und der Zinsfuß außerordentlich hoch ist. Umgekehrt ist namentlich im westlichen und in Mittel-Europa die Grund-Rente hoch und der Zinsfuß niedrig. Bis vor wenigen

Jahren bestanden diese Länder neben einander, ohne in dieser Beziehung bedeutend auf einander zu wirken.

(Der Verfasser führt darauf aus, wie der lange Frieden mit seinen ausgleichenden Wirkungen und die vermehrte Schnelligkeit der Beförderungsmittel diesem Zustand der Dinge ein Ende gemacht habe, und fährt dann fort:)

„Amerika und Australien gehören nach Einrichtung so vieler regelmäßiger Dampfschiff-Verbindungen, volkswirthschaftlich, plötzlich zu Deutschland, wie etwa nach Aufhebung der früheren englischen Getreidegesetzgebung Deutschland plötzlich zu England gehörte. Wie sich aber damals auf englischen und deutschen Märkten die Preise der landwirthschaftlichen Producte ins Gleichgewicht setzten, sie in England fielen und in Deutschland stiegen, England sich plötzlich zu Deutschland in das Verhältniß einer Stadt zu ihrem landwirthschaftlichen Weichbild versetzt sah, so beginnt auf amerikanischen und europäischen Märkten sich jetzt der Zinsfuß auszugleichen und in Europa zu steigen, wenn auch noch nicht in Amerika und Australien zu fallen, weil hier die immer noch neue Ausbreitung der Cultur dies verhindert. Europa und an seinem Theil auch Deutschland wird jetzt die Capital verleihende Stadt, Amerika und Australien das capitalbedürfende Land. Nicht mehr wirkt blos der pommersche und mecklenburgische Zinsfuß auf den hamburgischen und hannöverschen, sondern auch schon der von New-York und Neu-Südwales auf den englischen und deutschen. In London, Liverpool, Bremen, Hamburg weiß man dies längst und der vulgäre Sprachgebrauch sagt: es geht viel Geld nach Amerika und Australien. Auf einen fast eben so kurzen wissenschaftlichen Ausdruck gebracht heißt dies: die verschiedenen National-Arbeitstheilungen erweitern sich zu einer Welt-Arbeitstheilung und aus den verschiedenen Landes-Zinsfüßen will sich ein Welt-Zinsfuß bilden.

„Es ist aber klar, daß diese Wirkungen eben so bedeutend als dauernd sein werden. Der Zinsfuß war in den neuen Ländern über noch einmal so hoch als in den alten. Die Ausgleichung hat also einen weiten Spielraum."

Der Verfasser giebt zu, daß dieser von ihm hier auseinandergesetzte Grund der Zinssteigerung allgemeiner Natur sei; er trifft die Industrie so gut wie den Grundbesitz. Aber es bestehen, wie er alsdann hervorhebt, noch andere Gründe, welche außerdem das Leihcapital vom Grundbesitz ab und zur Industrie hinüberziehen, und zwar liegt dieser Grund in den industriellen Capital-Associationen, welche außerhalb des höchsten gesetzmäßigen Zinses dem Actionär noch einen Gewinnantheil, im Ganzen also einen Ertrag geben, der auf jedem andern Gebiete im Staate als wucherisch bezeichnet und bestraft werden würde.

Doch ist es nicht diese in ihren Hauptzügen richtige, wenn auch

durchaus nicht vollständige Erklärung der gegenwärtigen Hypothekennoth, welche uns heut veranlaßte, auf die geistvolle Broschüre des Hrn. Rodbertus aufmerksam zu machen, vielmehr sind es zwei Punkte allgemein-socialer Natur, die uns in seiner Schrift gegenwärtig beschäftigen, zunächst seine Darstellung des Verhältnisses des Tage-Arbeiters zu der herrschenden Verkehrskrisis, deren Ende auch jetzt noch nicht abzusehen ist, und andererseits seine Forderung, den Grundbesitzern eine größere sociale Selbstständigkeit einzuräumen.

Was letztere anbetrifft, so bemerkt der Verf. mit leiser Ironie, „man pflege diesen Stand politisch wie ein Lieblingskind, behandle ihn aber in seinen Creditverhältnissen immer noch um so stiefmütterlicher." Rodbertus weiß wohl selbst am besten, daß eine Scheidung zwischen „politisch" und „social" sich nur auf dem Papier vornehmen läßt, und daß es in der That Kinder sein müssen, die sich mit dem Zuckerbrode einiger Phrasen und äußerlichster Auszeichnungen zufrieden stellen lassen und das Fundament ihrer Existenz, der politischen, ökonomischen und moralischen, dem Zufall und Aehnlichem überlassen.

Rodbertus verlangt dagegen, daß die Grundbesitzer sich aus eignem Willen und aus eigner Kraft zusammenthun, und Vereinigungen bilden, die das schattenartige Vorbild der „Mecklenburgischen Termine" und des „Kieler Umschlages" zu einem wirklich lebensfähigen Institute ausbilden. Er nennt dies Institut eine Hypothekenbank; daß er aber damit etwas Anderes meint, als eine kaufmännische Bank mit Wechselverkehr und wo möglich Papiergeld, betont er auf das Nachdrücklichste. Die Grundbesitzer sollen diese Einrichtung nach ihm selbst in die Hand nehmen (S. 51) und sie sollen auch keine Staats-Subvention beanspruchen (S. 56). Er schreibt in letzterer Beziehung:

„Die Frage ist: Woher würde eine Hypothekenbank ihre Fonds nehmen? Antwort: Wenn sich, wie es allein wünschenswerth wäre, die Bank-Association aus Grundbesitzern bildete, — aus deren eigenem Grundbesitz! — Sollten sich nicht in zwei oder drei Provinzen hundert Grundbesitzer finden, die in ihren Gütern eine „depositalmäßige" Sicherheit von je 10,000 Thlr. disponibel hätten oder sich disponibel machen könnten? Diese Million würde die ersten Bankhypotheken au porteur und zugleich den Fond für die Operationen der Bank sowohl für ihre Beleihungen wie für ihr Reserve-Capital bilden. Auf solche Papiere baar Geld zu bekommen, wenn es etwa bedurft würde, könnte nicht schwer fallen. So würde der erste Fond der Bank dadurch beschafft, daß gleichsam ein unverschuldeter Theil des Grundbesitzes zum Besten des verschuldeten ausgemünzt würde."

Wer erkennt nicht, daß Rodbertus, der dabei Befreiung des Grundbesitzes von den Wucherern und Erhaltung, wie er zugesteht, nach Zeit und Ort dringend gebotenen größeren Grundbesitzes im Auge hat, mit solchen Vorschlägen bemüht ist, zur Herstellung einer Standesgrundlage

mitzuwirken, welche dem großen Besitze immer mehr zu fehlen beginnt und deren Mangel uns keine „politische Auszeichnung" verdecken soll!

Die andere allgemein-sociale Erwägung der Schrift, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, betrifft den Stand der Tagearbeiter. Rodbertus erklärt, und wir können auf diesen Punkt nur flüchtig hinweisen, die jüngste Krisis aus der Zuvielproduction. Er bekämpft die herrschende Theorie der National-Oekonomen, nach der es niemals solch eine over-production geben kann, da nach ihr „Producte nur mit Producten gekauft werden", und beweis't sehr scharfsinnig, daß dieser Satz nur richtig wäre, wenn das einzelne Product das innere und äußere Eigenthum eines Producenten wäre. Aber, fährt er fort, „unter jeder dieser imaginairen Persönlichkeiten bergen sich vielmehr in Wirklichkeit mehrere sehr verschiedenartige Theilnehmer der Production und des Products: nämlich der Unternehmer, der Grundbesitzer, der Capitalist, der Arbeiter. Theilten sich diese nur noch nach einem für immer feststehenden Verhältniß das gemeinschaftlich hergestellte Product, so wäre jene Abstraction auch dann noch richtig, so könnten Unternehmer, Grundbesitzer, Capitalist und Arbeiter allerdings unter einen und denselben Typus zusammengefaßt werden. Denn auch dann stiege noch die Kaufkraft jedes einzelnen dieser Productions-Theilnehmer zugleich mit der Steigerung der Production, weil auch dann noch jeder von ihnen in demselben Verhältniß mehr Productmasse zu verkaufen hätte, als die Production mehr hervorgebracht hätte und das Product selbst im Werthe gefallen wäre. In welchem Verhältniß das Product getheilt würde, bliebe dabei gleichgültig, wenn sich nur die Quote keines Theilnehmers verringerte. Allein eine solche Theilung nach einem für immer feststehenden Verhältniß findet unter den Participienten der Production auch nicht im Entferntesten statt. Sie ist ganz anderer Art. Heute ist der Unternehmer der einzige Besitzer des ganzen Products, denn er hat die anderen Theilnehmer sämmtlich schon vorher ausgekauft. Das, was er ihnen für ihren Antheil giebt, nimmt er freilich auch aus dem Product, und deshalb ist der von ihm gezahlte Preis für jene Antheile ebenfalls als ein Theil des Products anzusehen, aber es ist eine vorher vereinbarte und bestimmte Werthgröße, (Pacht, Zins, Lohn) die auch, wenn sie neu vereinbart wird und in dieser neuen Vereinbarung sich verändert, doch nicht dergestalt der Veränderung der Productivität folgt, daß sie immer dieselbe Quote des Products bliebe.

„Ich übergehe das Theilungsverhältniß zwischen Unternehmer einer- und Grund- oder Capitalbesitzer andererseits, um allein das zwischen Arbeiter und Unternehmer ins Auge zu fassen.

„Die Werthgröße, die der Unternehmer mit dem Arbeiter vereinbart, oder der Lohn, wird niemals mit Rücksicht auf die Größe oder eine Quote des Products verabredet. Er gravitirt vielmehr lediglich

und wird bei freiem Verkehr immerdar gravitiren nach dem Betrage des nothwendigen Unterhalts.

„Wenn aber der Lohn der Arbeit so wenig mit Rücksicht auf eine Quote des Products verabredet wird, daß er vielmehr einem ganz anderen Moment, das mit dem Ertrage der Production gar nichts zu thun hat, nämlich dem Betrage des nothwendigen Unterhalts folgt, so kann er bei steigender Productivität, als Antheil am Product betrachtet, so wenig eine gleiche Quote desselben bleiben, daß er vielmehr eine immer geringere davon wird. . . . .

„Dieselben tausend Arbeiter, wenn sie heute Dampf- und Spinn-Maschinen herstellen und damit viel produciren, erhalten, wieder den Lohn an sich betrachtet, heute nicht wesentlich mehr, wohl aber, ihn im Verhältniß zum Product betrachtet, sehr viel weniger als damals. Das soll nicht in sentimentaler Absicht gesagt sein. Noch viel weniger gegen das Grund- und Capital-Eigenthum. Wenn man auch wüßte, wie man es ohne Grund- und Capital-Eigenthum zu machen hätte, wenn man sich auch an kein Recht kehren wollte und könnte, — letzteres ist heute noch die einzige Erziehungs-Gewalt in unserer Gesellschaft, die eine wirkliche Macht ausübt, und schon deshalb unentbehrlich. Es ist vielmehr lediglich der Wahrheit wegen gesagt, um an deren Hand eine richtige Einsicht in das letzte Getriebe des heutigen Verkehrs zu gewinnen. In der That, so gewiß als der Arbeitslohn nicht in dem Maße gestiegen ist, als der Dampf die Productivkraft gesteigert hat, so gewiß wird unter den heutigen Verhältnissen bei steigender Productivität der Arbeitslohn eine immer kleinere Quote des Products. Damit stürzt aber die ganze Abstraction der Theorie über den Haufen. Die Kaufkraft steigt also auch in dem heutigen Verkehr, wenigstens bei Einer und zwar der zahlreichsten Klasse von Theilnehmern, nicht mit der Steigerung der Production.*)

„Die Kaufkraft steigt heute nicht in geradem Verhältniß mit der

---

*) Die Redaction fügt diesen Sätzen des Herrn Rodbertus einfach einen Satz aus dem neuesten Jahresberichte des Sieveking'schen Frauenvereins für Arme und Kranke hinzu. Man liest dort S. 60 und 61 Folgendes: „Als ich vor einiger Zeit gegen einen sehr wohlgesinnten Mann die traurige Lage unserer Armen bei der immer noch fortdauernden Theuerung beklagte, meinte derselbe, es könne damit doch so schlimm nicht sein, da auch der Arbeitslohn gestiegen sei. Er ist Kaufmann, und da glaube ich wohl, daß in seinem Geschäftsverkehr das Mißverhältniß zwischen dem Preise der Arbeit und dem Preise der ersten Lebensbedürfnisse ihm nicht gerade entgegentritt. Denn die Quartiersleute und die für dieselben arbeitenden Arbeitsleute sollen ja jetzt allerdings so viel besser bezahlt werden, daß sie wirklich trotz der Theuerung recht gut auskommen können, und dasselbe mag vielleicht auch sonst noch von manchen kräftigen Arbeitern gelten. Aber das hindert mich nicht, die Behauptung aufzustellen, daß in gar vielen, vielen Fällen jenes Mißverhältniß doch wirklich in betrübender Weise vorhanden. Ein solches Mißverhältniß scheint mir auch da zu sein, wo der Hausvater allerdings im Stande ist, durch die Arbeit seiner Hände den Unterhalt seiner Familie zu beschaffen, aber nur mit einer Anstrengung, die in ihrem Uebermaß offenbar seine Gesundheit untergräbt."

Productivität. Aber dies ist ein organischer Fehler der modernen Gesellschaft, der in der Stellung unserer arbeitenden Klassen liegt. In der That, es besteht ein organischer Fehler in unserem socialen Körper, der von Zeit zu Zeit diese Krankheitsausbrüche verursacht. Wenn ungeachtet noch so gesteigerter Productivität der eine und zwar der zahlreichste Theil der Gesellschaft immerfort ein und dasselbe Einkommen behält, so muß wohl der andere dann und wann an Hypertrophie leiden! Daß man diese einfache Wahrheit auch unter dem Börsengeschrei und dem Lärm „brechender Banken und fallender Häuser" nicht herausfinden will, ist eigentlich unbegreiflich. Die Production ist da. Auch die Consumtion dürfte sicherlich nicht fehlen, wenn sie nur bezahlen könnte. Aber die Theorie lehrt ja, daß Producte nur mit Producten gekauft werden. Wenn also von den Producten, deren auf der einen Seite so übermäßig zu viel sind, daß sie hier den tödtlichsten Druck verursachen, nur einige mehr auf der andern Seite sich befänden, so würden auch Producte Producte kaufen und eine zahlungsfähige Consumtion der Production gegenübertreten können. Etwas weniger Masse auf der einen Seite würde weit mehr Werth auf derselben Seite hervorbringen. Sie würde reicher sein, wenn sie ärmer wäre. Es ist in der That ein organischer Fehler dies Mißverhältniß, daß auch bei steigender Productivität der Arbeitslohn immer derselbe bleibt; — ein organischer Fehler, der mit der modernen Gesellschaft geboren ist und der, weil er mit ihr geboren worden, von den Weisen der heutigen Zeit für eben so „natürlich" gehalten wird, wie der weit größere organische Fehler der antiken Gesellschaft, die Sclaverei, von Platon und Aristoteles zu ihrer Zeit gleichfalls für „natürlich" gehalten wurde. Es ist dies in der That die eigentliche und einzige „sociale Frage", sie, die in den Handelskrisen die besitzenden und im Pauperismus die arbeitenden Klassen trifft. Und weil diese Frage einen organischen Fehler begreift, helfen auch die gewöhnlichen Mittel nicht. Was man zur Linderung der erfolgten Ausbrüche anwenden kann, sind klägliche Palliative. Für die besitzenden Klassen: Pflege der bereits zu weit gegangenen Production in Form von Frist und Nachsicht und schmale Kost und Diät für die laufende Production in Form von hohem Discont; für die arbeitenden Klassen: die noch kläglicheren Almosen und Suppenanstalten. Und, was man zur Verhütung künftiger Ausbrüche anwenden kann, ist nur das zweischneidige Mittel einer Erweiterung des auswärtigen Markts. Jeder neue auswärtige Markt gleicht daher einer Vertagung der socialen Frage.

.... „Und da doch die Erde begrenzt ist und deshalb — mag diese Aussicht noch so fern liegen — die Gewinnung neuer auswärtiger Märkte einmal aufhören muß, muß auch die bloße Vertagung der Frage einmal aufhören. Sie muß dereinst definitiv gelöst, d. h. das kranke Organ selbst muß geheilt werden. Gelingt dies der modernen Gesellschaft so

wenig, als es der antiken gelang, die Sclaverei loszuwerden, so muß — um diese Perspective mit wenigen Worten anzudeuten — das heutige Leiden auch dieselbe Wirkung auf die moderne Gesellschaft üben: es muß zur socialen Auflösung führen, um aus einem neuen Völkerchaos neue und gesundere Gesellschaftsbildungen erstehen zu lassen. — Aber welche Regierung wird sich deshalb schon heute beunruhigen! —"

Es sind scharfe Worte, die Rodbertus schreibt, und bitterernste Gedanken, die er bewegt, aber was will man ihm entgegnen? Die Meisten werden sich mit dem matten Lächeln begnügen, welches sich nur in die Worte übersetzen läßt: „Uns trifft ja die Sündfluth noch nicht"; die Minderzahl aber, die patriotischen, die christlichen Männer, finden in diesen Sätzen des Verf. eine neue Aufforderung zum Nachdenken, und wenn sie wirklich consequent und ohne Vorurtheil denken, so können sie unseres Erachtens alle nur auf einen und denselben Ausgangspunkt zusammenkommen. Wir widmen diesem Ziel, ohne späteren ausführlicheren Entwickelungen damit vorgreifen zu wollen, hier nur einige andeutende Worte:

Wenn die Darstellung „des letzten Getriebes des heutigen Verkehrs" richtig ist — im Wesentlichen richtig, abgesehen von der Vollständigkeit, die auf solchem Gebiete doch niemals ganz zu erreichen ist — so folgt zunächst eines: dies, daß der Lohnarbeiter heut ein exlex, ein wirklicher Proletarier ist, der von der Gesellschaft benutzt wird, aber an ihrem wirklichen Güterverkehr keinen Theil nimmt. Es handelt sich also darum, ihn von Neuem in diese Gesellschaft, „die an Hypertrophie leidet," aufzunehmen. Aber wie? Das ist die große Frage, die einzige sociale Frage, die sociale Frage überhaupt.

Die Vorväter hatten diese Frage in ihrer Weise gelöst, indem sie ihrem Arbeiter seinen Theil am Grund und Boden, seine eigene Ernte, sein eigenes Haus ꝛc. gaben; unwiederherstellbar ist dies Verhältniß gebrochen, und man hat ein inneres Wachsthum der Menschheit und ihrer Würde als Ursache dieses Bruches bezeichnet. Mag dem so sein, aber es scheint heut, als ob dies schnelle Gewächs der Zeit von taumelnder Höhe in den tiefsten Abgrund stürzen wolle, und wohl könnten stärkere Geister, als die der heutigen Fortschrittsmänner, Angesichts eines Fortschrittes verwirrt werden, der vom Hörigen über einen mathematischen Punkt der Freiheit und Menschenwürde zum Sclaven führt. Solcher aber scheint der Fortschritt des vierten Standes zu sein und dahin scheint er sich weiter zu gestalten. Diesem Fortschritt ist entgegenzutreten, im Namen des Christenthums und der allgemeinen Bruderliebe, die es predigt. Aber wie werdet ihr es anders mit Erfolg können, als indem ihr die Rechte und Pflichten des Arbeiters wieder neben den Rechten und Pflichten des Grundherren, des Fabrikanten, des Meisters in das große Buch eines corporativen Baues und Lebens eintragt? Wir wissen es nicht.

Zum Schluß dem Verf. unsern Dank dafür, daß er dies Buch ausgab; es enthält manches Unklare, manches Gewagte, aber alles dies hat neben dem Muthe und der Schärfe, mit der er die tiefe Wunde unserer heutigen Gesellschaft bloß legt, nichts zu sagen.

Mit den Männern des **laissez aller**, mit der Wirthschaftspolitik der allgemeinen Glückseligkeit, nach der **Alles** auf Erden, in der Hütte des hungernden Arbeiters und im vergoldeten Salon des prassenden Börsenspeculanten, so ist, wie es sein soll, hat er dadurch auf immer gebrochen, aber vereinzelt steht er darum doch noch nicht.

Ueber den ländlichen Real-Credit

bringt das „Justiz-Ministerial-Blatt" in seinem nichtamtlichen Theile einen Aufsatz, den wir hier seinem wesentlichen Inhalte nach wiedergeben:

Die von verschiedenen Seiten laut gewordene Befürchtung, daß durch die Zunahme der auf jeden Inhaber lautenden Geldpapiere und durch die zahlreiche Bildung von Actiengesellschaften für Handels- und industrielle Unternehmungen dem Landbau mehr und mehr das erforderliche Capital entzogen werde, welches derselbe zum Wirthschaftsbetriebe und zur Ausführung nützlicher Meliorationen bedürfe, hat Veranlassung gegeben, diesem Gegenstande näher zu treten und insbesondere das Verhältniß des Werths der Rittergüter zu den darauf haftenden Schulden in einigen Kreisen zu ermitteln. Es sind zu diesem Behuf sechs landräthliche Kreise, welche zu den minder wohlhabenden der Monarchie gehören und in verschiedenen Obergerichts-Departements belegen sind, ausgewählt und bei den nachfolgenden Angaben der Inhalt der betreffenden Hypothekenbücher zum Grunde gelegt worden.

Danach ergiebt sich folgendes Resultat:

In einem landräthlichen Kreise des	sind aus den Hypothekenbüchern ersichtlich: im Jahre 1837 Werth der Güter. thl.	im Jahre 1837 darauf haftende Schulden. thl.	im Jahre 1847 Werth der Güter. thl.	im Jahre 1847 darauf haftende Schulden. thl.	im Jahre 1857 Werth der Güter. thl.	im Jahre 1857 darauf haftende Schulden. thl.	Die Schulden betrugen Procente des Werths: 1837	1847	1857
Appellationsgerichts zu Frankfurt	1951255	1319330	2621301	1889300	3166256	2309427	68	72	73
Appellationsgerichts zu Cöslin	761835	865505	1613530	1517559	2128363	1894821	114	94	89
Ostpreußischen Tribunals	334844	215560	653679	459883	1139942	846910	64	70	74
Appellationsgerichts zu Marienwerder	722733	415453	1139272	830914	1670283	1269618	57	70	76
Appellationsgerichts zu Ratibor	1362957	1210724	1829045	1672734	2652155	2249578	89	90	85
Appellationsgerichts zu Posen	1762148	1471712	2237824	2416890	2980030	2506620	84	108	84
Ueberhaupt	6895772	5496284	10144654	8787280	13737029	11076974	80	87	81

Es muß indeß bemerkt werden, daß die in der obigen Zusammenstellung enthaltenen Werths-Angaben, welche theils auf den in den Hypothekenbüchern vermerkten Taxen, theils auf dem Inhalte von Veräußerungs-Verträgen beruhen, in sofern nicht ganz zutreffend sind, als in den Fällen, wo neuere Angaben für den Werth der Güter fehlten, die älteren, bisweilen noch aus dem vorigen Jahrhundert sich herschreibenden, höchst mäßigen Kaufpreise, zum Theil auch die unter dem Drucke der Kriegs-Ereignisse bedungenen Kaufsummen dabei als maßgebend angenommen worden sind.

Mit Rücksicht hierauf muß namentlich die oben für das Jahr 1837 berechnete Gesammtsumme des Werthes von 6,895,772 Thalern als eine zu niedrige angesehen werden, und man wird nicht fehlgreifen, wenn man den wahren Werth der Güter in dem gedachten Jahre auf mindestens acht Millionen Thaler veranschlagt. Ebenso stellt sich für die späteren Jahre 1847 und 1857 ein höherer Werth heraus, wenn man die bedeutend gesteigerten Kaufpreise, welche in den letzten 20 Jahren bei Veräußerung von Gütern gezahlt worden sind, in Betracht zieht und nach Maßgabe dieser Steigerung die in der obigen Darstellung pro 1847 und 1857 mit berechneten älteren Werths-Angaben erhöht.

Man erhält dann folgendes Resultat:

In einem landräthlichen Kreise des	Betrug im Jahre: 1847		1857		Die Schulden betrugen Procente des Werths:	
	der Werth der Güter.	der darauf haftenden Schulden.	der Werth der Güter.	der darauf haftenden Schulden.		
	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	1847.	1857.
Appellationsgerichts						
in Frankfurt	3,523,590	1,889,300	3.638,003	2,309,427	54	63
in Köslin	2,469,287	1,517,559	2,708,001	1,894,821	61	70
Ostpreußischen Tribunals .	847,346	459,883	1,361,240	846,910	54	62
Appellationsgerichts						
in Marienwerder . . .	1,549,121	830,914	2,423,543	1,269,618	54	56
in Ratibor	2,013,502	1,672,734	2,900,323	2,249,578	83	78
in Posen	2,549,336	2,416,890	3,695,725	2,506,620	95	68
Ueberhaupt .	12,952,182	8,787,280	16,726,835	11,076,974	68	66

Diese Veranschlagung darf als eine der Wirklichkeit nahe kommende angesehen werden. Es ergiebt sich daraus, daß der Werth der Güter von 1837 bis 1847 um 50 Procent, und in den letzten zwanzig Jahren von 1837 bis 1857 um mehr als 100 Procent gestiegen ist. — Ebenso geht daraus hervor, daß der Betrag der Schulden in gleicher Weise zugenommen hat, und daß die Güter durchschnittlich bis zu zwei Dritteln ihres Werthes mit Schulden belastet gewesen sind.

Bemerkenswerth ist dabei der Umstand, daß, ungeachtet der Aufhebung des Rechts zur Jagd auf fremdem Grund und Boden und ungeachtet der seit dem Jahre 1850 in einem ausgedehnten Umfange stattgehabten Ablösung der Gefälle, der Werth der Güter fortwährend in einer erheblichen Zunahme begriffen geblieben ist. Diese günstige Erscheinung ist vorzugsweise der Erleichterung des Absatzes der Producte zuzuschreiben, welche durch die Verbesserung und Vermehrung der Verkehrsmittel ermöglicht worden ist; die auf diese Zwecke gerichteten Actien-Unternehmungen sind dem Landbau wesentlich zu statten gekommen, und haben nicht wenig dazu beigetragen, den Werth der Güter zu erhöhen, und der weiteren Cul-

tur des in festen Händen befindlichen Grundbesitzes das nöthige Capital in einem stets wachsenden Umfange zuzuführen.

Kann man diese Resultate im Ganzen nur als erfreulich betrachten, so läßt sich aus der Zahl der im Wege der Execution herbeigeführten Subhastationen von Rittergütern eben so wenig auf eine ungünstige Lage ihrer Besitzer schließen.

Die Zahl sämmtlicher Rittergüter in der preußischen Monarchie, mit Ausschluß der Rheinprovinz und des Appellationsgerichts-Departements Greifswald, beträgt nämlich nach der von Rauer im vorigen Jahre herausgegebenen Handmatrikel 11,549; davon sind nach der beigefügten Darstellung während der zuletzt verflossenen drei Jahre 67 Rittergüter, also jährlich im Durchschnitt nicht mehr als 22 Rittergüter subhastirt worden. Von 525 Rittergütern ist daher alljährlich immer nur eins der Gegenstand einer derartigen gerichtlichen Maßregel gewesen.

Bei den Bauerngütern und ländlichen Ackernahrungen gestaltet sich das Verhältniß noch günstiger; die Gesammtzahl derselben kann auf eine halbe Million veranschlagt werden. Davon sind während der letzten drei Jahre 2034 Bauerngüter, jährlich also im Durchschnitt etwa 678, im Wege der Execution subhastirt, und es ist daher von 737 Bauergütern alljährlich immer nur eins von dieser Maßregel betroffen worden.

Es wurden nämlich in den Jahren 1854—1856 im Departement

	subhastirt Rittergüter.	subhastirt Bauergüter.	Gesammtzahl der Rittergüter.
1. des Kammergerichts	3	74	852
2. Frankfurt	2	132	747
3. Stettin	4	29	611
4. Köslin	1	25	861
5. Königsberg	3	106	960
6. Insterburg	—	292	436
7. Marienwerder	9	209	942
8. Breslau	3	71	1369
9. Glogau	6	73	902
10. Ratibor	9	155	827
11. Posen	13	237	921
12. Bromberg	3	130	519
13. Magdeburg	2	33	323
14. Halberstadt	—	14	194
15. Naumburg	7	114	660
16. Münster	—	38	139
17. Paderborn	2	177	97
18. Hamm	—	84	128
19. Arnsberg	—	46	61
Summa	67	2034	11,549

New York, im März. Von nachstehend verzeichneten Papieren sind die am 1. Januar fällig gewesenen Coupons nicht eingelöst worden:

Railroads-Bonds.

Akron branch, Albany Northern, Bellefontaine-India, Buffalo New-York City, Cincinnati Wilmington-Lanesville, Columbus Tiqua-Indiana, Chicago St. Paul-Fond du lac, Cincinnati Logansport-Chicago, Cincinnati Mariella, Corington Lexington, Clersland-Pittsburgh, Dauphin-Susquchana, Delaware Lackarsana Western, Dubuque-Pacific, Erie, Toot Wayne-Chicago, Ibillsborough-Cincinnati, Illinois Great Western, Indianopolis-Bellefontaine, Lacrosse-Milwaukee, Lackawana-Western, Lafayette-Indianopolis, Lake Erie Wabash-St. Louis, Milwaukee-Belvit, Milwaukee-Watertown, Madison-Indianopolis, Milwankee-Lake Superior, New Albany-Salem, Northern Croß, Ohio-Indiana, Ohio-Pensyvania, Ohio Central, Peru-Indianopolis, Plattsburgh-Montreal, Racine-Missisipi.

Railroads.

Scioto-Hocking Valley, Sackets Harbro-Gilisburgh, Steubenville-Indiana, Springfield Mount Vernon-P., Terchante-Alton, Westchester-Philadelphia, Winchester-Joturac, Canadaigna-Niagara Falls, Pensylvania Northern.

Counties.

Alleghany, Bath, Clinton, Fayette (Ohio), Muskingum, Ohio, Pendleton, Putnam, Washington.

Cities.

Alleghany, Corington, Maysville, Madison, Milwaukee, (R. R. issues), Pittsburgh, Sacramento, Steubenville, Memphis (R. R.), Toledo, Wheeling, Racine, Cleveland. (Elb. Ztg.)

Aus der Hauptstadt.

Frühling — Neue Spannkraft, auch bei den Landboten — Physische und politische Schlagflüsse — Oppositionelle Neigungen — Rübensteuerfrage — Osterferien — Kleine Chronik — Ein Diner — Geldaristokratie — Hansemann.

Der Frühling naht, er sendet vor sich laue und erquickende Lüfte her; die Zweige der Bäume zeigen vielversprechende Knospen, und die Promenaden des Thiergartens füllen sich, trotzdem noch Laub und grüner Boden fehlt, mit zahlreichen Spaziergängern.

Alles rafft sich in frischer Kraft auf, und sogar die gesunkene Brust vieler unserer Landboten soll sich in einer seltsamen Entschlossenheit heben, die Thaten dürstet und Thaten voraussehen läßt. Aber der Frühling ist auch ein gefährlicher Gast, und eben so wie er Saft und Kraft in Baum- und Menschenadern neu erregt und in rascheren Umlauf bringt, eben so sehr droht er auch mit plötzlichen Erschütterungen des Organismus. Wir hatten in der vergangenen Woche mehrere Todesfälle plötzlicher Art zu beklagen; Professor Franz Kugler, General-Lotterie-Director Stieffelius, Geh. Med.-Rath Prof. Busch starben kurz hintereinander, ohne daß eine längere Krankheit auf ihren Hintritt irgendwen vorbereitet hätte. Auch in den niederen Ständen zeigten sich solche Fälle, und man las in dieser Woche im Polizeibericht, daß in zwei aufeinander folgenden Nächten je ein Mann, der sich wegen Obdachlosigkeit der Polizei gestellt und im Polizeigewahrsam ein Obdach erhalten hatte, vom Schlage getroffen und gestorben sei. So wird die süße erquickende Lebensluft selbst wieder für Einzelne zum Gift, und auch der prächtigste Sonnenschein und der laue Windzug, der über die Erde geht, läßt die Vorsicht nicht verschwinden.

Auch unter unseren Abgeordneten scheint man trotz der jugendlichen Belebtheit, die mit dem neuen Frühling gekommen ist, die Folgen einer Steigerung der Spannkraft und des Muthes nicht ohne Bedenken im Voraus zu erwägen und von der Furcht nicht frei zu sein, daß eine zu fröhliche und frische Bethätigung der neu zuströmenden Kräfte leicht durch einen politischen Schlagfluß gekreuzt werden könnte, dessen Signatur man freilich, da er ja ein Zukünftiges ist, nicht anzugeben vermag, über dessen Natur aber jeder Einzelne sich, je nach Lage und Stellung, so seine Gedanken macht.

Bekanntlich bilden die wilden Völker die strafende Gottheit, deren Existenz ihr Gewissen bezeugt, nach der Analogie des Gefährlichsten, das in der Nähe ihrer Heimath zu finden ist; und selbst der Upasbaum soll in der Mythologie eines von der Cultur noch nicht beleckten Volksstammes seine Rolle spielen. Unsere alten Maler machten es in ihren „jüngsten Gerichten" ähnlich, und mancher hat den Teufel in solchem Bilde unter

der Gestalt und mit dem Antlitze seiner theueren Ehehälfte gemalt. Wie den Wilden und alten Malern und den Kindern, so geht es auch den Erwachsenen, und seien sie noch so gebildet und aufgeklärt; die Phantasie ist eine naturwüchsige Macht, die immer wieder hervorbricht und in jeder Gedankenverbindung ein entscheidendes Wort mitredet. Nicht wenige unserer Herren Abgeordneten sind gegenwärtig diesen Vorstellungen ihrer Phantasie ausgesetzt, und auf die mannigfachste Weise wird ihnen die Gestalt, welche solch ein politischer Schlagfluß möglicher Weise annehmen könnte, vorgeführt. Die Schwungvollsten haben im Geiste sogar schon eine „Kammerauflösung" erblickt, Andere phantasirten von „Zur Disposition stellen", Dritte hatten im Traum das unbehagliche Gefühl, einem dahinschwindenden Schatten, der einem Orden oder Titel nur zu ähnlich sahe, mit leeren Händen nachzuschauen.

Natürlich, daß eben so, wie der physische Schlagfluß, so auch der politische, ob er nun den Einzelnen durch Kammer-Auflösung oder durch Vernichtung lieber und langgehegter Hoffnungen, oder durch Entziehung des Amtes trifft, seine bestimmten Ursachen hat und schließlich vom Getroffenen selbst verschuldet wird. Aber der frühlingmäßige Aufschwung, der bei nicht wenigen Landboten stattgefunden hat, übt auf sie einen eigenthümlichen Reiz aus, sich solche Verschuldungen zu Schulden kommen zu lassen, und die prickelnde bittersüße Süßigkeit des Opponirens hat sich selten so verlockend gezeigt, als gegenwärtig.

Es ist die Rübensteuer-Vorlage, die die Regierung machte, welche diesen gefährlichen Reiz ausübt; der Ton zur Opposition ist bereits bei einigen weniger bedeutenden Gelegenheiten, zuletzt noch in der Debatte um das Dombaugeschenk der Bank, angeschlagen, manch altes eingerostetes Instrument ist neu gestimmt, und selbst unter den Allezeit-Fügsamen sollen Entschlüsse, die Ablehnung der Regierungsvorlage betreffend, umgegangen sein. Doch ist anzuerkennen, daß dies Reizfieber bereits seine Höhe erreicht und zurückgelegt hat, und mancher Mann, dessen plötzliche Kühnheit mit seinen bleibenden Mitteln in keinem richtigen Verhältniß stand, hat bereits wieder die Miene des Denkers angenommen und gesteht seinen schrofferen Freunden unter der Hand, daß er allerdings wohl gegen die Vorlage der Regierung stimmen werde, falls ihm nicht die entgegenstehenden Gründe noch in einer neuen Beleuchtung erscheinen und ihr Gewicht sich bei seinen weiteren Er- und Nachwägungen vergrößern sollte. Das ist sehr weise gesprochen, und Xenophon hätte dasselbe sagen können, ehe er die Richtung nach dem Meere einschlug.

Es heißt übrigens, daß wir, wenn der Landtag nach dem Osterfeste wieder zusammentritt, nicht mehr das Vergnügen haben werden, alle Herren und Abgeordnete wieder zu sehen, die zu der parlamentarischen Tafelrunde gehören und die von dem Einzuge der Prinzessin Victoria an bis über den letzten Subscriptionsball hinaus so tapfer bei uns ausgehalten haben. Lassen wir diese eifrigen Familienväter, Landwirthe und Actentödter in Frieden ziehen; während der wortkundige College auch nach dem Osterfeste den Kammerstaub, den er mit seinen Fechterstücken aufrührte, herunterschluckt, treibt sein einstiger Fractions-Nachbar mit wohlgefälligem Lächeln bereits wieder das alte Werk: rura **bobus exercet suis**, oder er schaukelt jubelnde Sprößlinge auf den Knieen, oder er unterhöhlt mit der Schadenfreude eines Mannes, der täglich zwölf Stunden im Bureau auszuhalten gewohnt ist, imposante Actenberge.

Die Woche war arm an öffentlichen Neuigkeiten. Die kleine Chronik freilich speis'te von dicht besetzten Tafeln, und es fällt uns bereits bei

letzterem Worte ein Zauberfest der höheren Gourmandise ein, das in geschlossenen Räumen vor einigen Tagen stattfand und der vornehmen Welt viel zu sprechen macht. Ein unglaublich hoher Preis war für jedes Couvert ausgesetzt, und wir hoffen den menu unseren verehrten Leserinnen schon in der nächsten Nummer an dieser Stelle mittheilen zu können. Was aber außerdem dem kostbaren Diner seinen Hauptreiz giebt, ist, daß die Theilnehmer die Verpflichtung eines ewigen Stillschweigens übernommen haben, und die Namen der tiefen Kenner irdischer Genüsse, die zu acht Friedrichsd'or à Couvert gespeis't haben, werden unbekannt bleiben. Vor Jahr und Tag waren ähnliche Arrangements nichts Seltenes, die über Nacht entstandene haute finance aus der neuen Jüdenstraße und dem Berliner Petticoat-lane in der Rosenstraße und Heidereutergasse hatte ihre orientalischen Anwandlungen, so gut wie einst König Salomo in seiner Ueppigkeit, oder wie die schwelgerischen Fürsten an seinen Grenzen; aber dieser Triumphzug der aufgeblähten Actie ist plötzlich abgebrochen, und Concurs und Subhastation haben ihn als Leichenbitter beschlossen. Nur einige wenige Matadore der Speculation sind aufrecht stehen geblieben, allein sie sonnen sich innerhalb ihrer vier Wände an den Strahlen ihres Mammons, und nur hier und da dringen dunkle Gerüchte durch den schweren Sammet ihrer Portièren und über die dicken Teppiche ihrer Treppenfluchten hinaus in's Publicum. So wird von der Pracht eines Kinderballes, den neulich Herr Hansemann gab, viel erzählt. Er soll in neuester Zeit sein altes Motto, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört, geändert haben und sich der Behauptung zuneigen, daß die rechte Gemüthlichkeit doch erst unter und bei (recht vielen) Geldsachen anfinge.

Hamburg, im März.

Weiblicher Verein für Armen- und Krankenpflege. Vorsteherin: Amalie Wilhelmine Sieveking.

Fünf und zwanzig Jahre besteht nun schon der schöne, wohlthätige Verein, dessen Name über diese Zeilen gesetzt ist. Am 23. Mai vor. J. feierte er sein Stiftungsfest. Vor einiger Zeit ging uns dann auch der „fünfundzwanzigste Bericht über die Leistungen des weiblichen Vereins" zu. Dieser Bericht ist von Amalie Wilhelmine Sieveking verfaßt und trägt, wie Alles, was von dieser edlen Dame ausgeht, den Charakter herzlichster Menschenliebe und klarer Besonnenheit.

Es giebt heut zu Tage viele Veranstaltungen zu Gunsten der Armen, Verlassenen und Gesunkenen, Veranstaltungen, in denen der Reichere nicht bloß sein Scherflein niederlegt und dann seines Weges weiter geht, sondern auch solche, in denen er sich selbst um die Verwendung der Gabe kümmert, persönlich an der Armenpflege Theil nimmt. Aber die meisten dieser diakonischen Ergänzungen des Gemeindewesens kränkeln und siechen dahin an der Vornehmheit und an der falschen Sentimentalität ihrer Helfer; im besten Falle wird wenigstens von der religiösen Einwirkung auf die Armen ein unvorsichtiger Gebrauch gemacht und dadurch die Stellung des Helfers und Pflegers benachtheiligt.

Man vergleiche damit, was die edle Hamburger Frau gesagt und gethan hat. Sie predigt vor Allem die goldene Lehre von der Nüchternheit, von der Besonnenheit. Das Herz sei warm, aber der Kopf kalt.

Der Bericht setzt fest und klar mit der Darlegung der Finanzen ein: 20,737 Mark Legate sind dem Verein im letzten Jahre zugegangen, Saldo vom vorigen Jahre 31,322 Mark, jährliche Beiträge 1866 Mark, außerordentliche Gaben 4280 Mark, zusammen c. 62,000 Mark. Davon ungefähr 15,000 Mark ausgegeben.

Achtzig Damen, den ersten Familien Hamburgs angehörig, waren als Vereinsmitglieder thätig, indem sie Kranke besuchten, Unterstützungen austheilten, Arbeiten beaufsichtigten, wir nennen darunter die Namen Merck, Jänisch, Asher 2c. Die Damen hatten ernstlich zu thun; da gab es ein Arbeiter-Committee mit vielen Unterabtheilungen nach den Arbeiten, eine Aufsicht über die Flickschulen, ein Feuerungs- und Kartoffel-Committee, ein Committee des Kinder-Hospitals, einen Ausschuß für die Anstellung der Wärterinnen, für die Wäsche der Armen, zur Besorgung von Hülfe beim Umziehen, zur Zuweisung von Aufwärterinnen u. s. w. u. s. w. Der Verein geht von dem Grundsatze aus, nur im äußersten Nothfalle Unterstützungen, wo es möglich, Verdienst durch Arbeit zu gewähren; wo er aber schenken muß, da giebt er lieber Naturalien als Geld. Eine weise Verwaltung hat die großen Mittel, die ihm zuflossen, wohl benutzt, er hat eine kleine Armen-Colonie angelegt, in der 57 Familien eine gesunde und billige Wohnung haben, ferner ein Kinder-Hospital. Die Hauptausgaben des Vereins aber sind die Krankenbesuche. In dieser Beziehung sagt Fräulein Sieveking:

„Erlauben Sie mir nun noch, ein paar Worte zu sagen über das specielle Wirken unsers Besuchsvereins. Die Gesammtzahl der in diesen 25 Jahren von uns aufgenommenen Fälle, wo regelmäßig besucht ist, beläuft sich auf 1145. Ich sage Fälle, nicht Familien, da unter jenen 1145 sich auch viele einzelne Personen befunden, wenn wir gleich vorzugsweise unsere Hülfe den Familien, und oft recht zahlreichen Familien, zuwenden. Dagegen sind auch in jene Zahl nicht aufgenommen die nicht unbedeutende Zahl von Armen, die von uns nicht besucht, sondern nur durch Arbeit unterstützt sind: Spinnerinnen, Wärterinnen u. s. w.

„Elfhundert fünf und vierzig: wir hätten die Zahl freilich bedeutend höher bringen können, wenn wir die Zeit, die wir jedem einzelnen Falle widmeten, mehr beschränkt hätten. Aber wir lieben eben nicht ein sporadisches, sondern vielmehr ein ruhig fortgesetztes Wirken, weil wir da so viel eher Hoffnung eines gesegneten moralischen Einflusses haben. Wir möchten nicht allein pflanzen, sondern auch begießen. Deshalb lassen wir uns von den Armenärzten nicht acute, schnell verlaufende Krankheitsfälle aufgeben, sondern chronische Uebel, die gemeiniglich erst mit dem Tode endigen, und also oft eine jahrelange Pflege von unserer Seite in Anspruch nehmen. Ist der Kranke aber Familienvater gewesen, der Frau und Kinder, die der Unterstützung bedürftig, hinterläßt, so halten wir auch mit seinem Tode unsere Aufgabe noch nicht erfüllt, sondern setzen unsere Besuche auch dann noch fort. Die Zahl der augenblicklich von uns regelmäßig besuchten Familien beläuft sich auf 265.

„Lassen Sie mich jetzt einmal die Frage beleuchten, was wir denn nun bei diesen von uns besuchten Armen gewirkt und ausgerichtet haben. Zuerst will ich da von der äußern Hülfe reden. In manchen Fällen ist es uns gelungen, den Nothstand einer Familie gründlich zu heben, und das ist uns denn freilich eine große Freude; aber in den meisten Fällen dürfen wir uns deß nicht rühmen; in den meisten Fällen müssen wir uns begnügen, — und ist nicht auch das schon schön? — zu lindern, zu

trösten und auszuhelfen. Das ist aber Manchen nicht genug. Ich habe manche Dame dahin sich aussprechen hören, sie möchte dem Vereine darum nicht beitreten, weil die von demselben ausgehende Hülfe doch so ungenügend; so viel Elend sehen müssen, und ihm dann doch nicht ausreichend abhelfen können, das sei ihr zu schmerzlich. Ich kann diese Gefühls- und Anschauungsweise nicht billigen. Wenn durch einen Zauberschlag aller Noth auf Erden ein Ende gemacht werden könnte, würde das ein Gewinn sein für das Reich Gottes? Diese Behauptung aufstellen, hieße, däucht mir, den Herrn lästern; denn gewiß wäre es ihm ein Leichtes, auch ohne unsere Mitwirkung, alles Elend aus der Menschenwelt zu entfernen. Wenn er nun doch eine so große Summe desselben fortdauern läßt, sollte er nicht doch auch da Gedanken des Friedens haben über uns?"

Nicht wenig Antheil an dem Aufblühen des Vereins hat die ächte und lautere Klugheit der Vorsteherin, jene weibliche Klugheit, die so oft die sogenannte Geistesschärfe der Männer beschämt. Diese wirkt nicht selten nur auflösend und zerstörend, jene erhaltend. Es ist wirklich bemerkenswerth, wie Frl. Sieveking sich durch die Klippen dogmatischer Bedenken und Statuten hindurcharbeitet zum Segen des Ganzen. Die „Instructionen", welche jedes Mitglied beim Eintritt in den Verein zu unterschreiben hat, bezeichnen freilich den Geist des Glaubens und der Liebe, auf den der Verein gegründet ist, deutlichst, aber dogmatische Ausgeprägtheit fehlt ihnen. Die Vorsteherin bemerkt in ihrem Jahresberichte dazu:

„Auf den Vorschlag, bei einer etwa nöthigen zweiten Auflage der Instructionen das christliche Dogma schärfer und bestimmter auszudrücken, möchte ich darum doch nicht eingehen. Dasselbe Dogma, im Wesentlichen geglaubt von Verschiedenen, wird doch oft noch so verschieden aufgefaßt, und während die Gedankenlosen es vielleicht in jeder Form ohne Weiteres annehmen, möchten leicht die mehr denkenden und gewissenhaften Individuen sich stoßen an diesem oder jenem Ausdruck, der ihrer Auffassung nicht ganz zusagt. Ueberlassen wir die scharfen Bestimmungen der religiösen Begriffe den Theologen: es kann das, meine ich, nicht der Beruf eines weiblichen Vereins sein, dessen Aufgabe mir vielmehr die zu sein scheint, den Geist des Christenthums in einem schönen Liebesleben zu offenbaren. Dieser Geist ist nun, denke ich, in den Instructionen mit hinlänglicher Klarheit ausgesprochen, so daß wir Derjenigen, die sich damit einverstanden erklärt, vertrauend die Schwesterhand reichen können. Hat sie ihn aber doch nicht verstanden, und tritt unser Wirken ihr demnach doch als ein fremdartiges entgegen, so wird sie ihres Irrthums bald inne werden, sie wird sich nicht wohl fühlen in unserer Mitte und aus eigenem Antriebe ausscheiden.

„Sonst aber gilt bei uns in solchen Fällen als leitende Regel das Wort unsers Heilandes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Wir rechnen darauf, daß, wo nur keine entschiedene, feindliche Opposition, unsere Mitarbeiterin, wenn sie anfänglich vielleicht auch nur zu dem äußeren Werke die Hand geboten, doch mehr und mehr von dem unter uns herrschenden Geiste ergriffen, und so immer völliger für uns, d. h. für unsere Sache werde gewonnen werden. Die große Hauptsache ist da nur, daß es mit jenem Geiste unter uns wirklich seine Richtigkeit habe, und die da meinen, sich ihrer evangelischen Erkenntniß rühmen zu dürfen, die müssen sich denn freilich auch ganz verpflichtet halten, sie in ihrem ganzen Wandel in Liebe und aufopfernder Berufstreue zu offenbaren."

Goldene Worte, die überall in ähnlichen Fällen Nachahmung verdienen.

Daß die Damen, welche von diesem Vereine aus einen Kreuzzug der Barmherzigkeit in die Hütten der Armuth und gegen äußere und innere Noth thun, tiefe Blicke in das Volksleben thun, wird man glauben; Pädagogen, Geistliche, Staatsmänner können sie darum beneiden. Einige verwunderliche und doch deutsame Züge aus diesem Leben wollen wir doch in der „Berliner Revue" wiederholen:

„Es erscheint mir wirklich manchmal als eine Art psychologischen Räthsels, wie Manche unserer Armen sich oft viel mit dem Gedanken an ihren Tod beschäftigen, und mit dem, was nach ihrem Abscheiden sein wird, aber immer nur die begleitenden äußern Umstände auffassend. Als ich vor einiger Zeit die 83jährige Fr. H****** besuchte, erzählte sie mir mit großer Freude, wie sie ein weißes Kleid, das sie noch von früheren Zeiten liegen gehabt, sich habe zum Todtenhemde zurecht machen lassen. Jetzt war sie beschäftigt, sich ein Paar Strümpfe zu stricken von weißer Baumwolle, die sie eigends dazu gekauft, und die ihr angethan werden sollen im Sarge. Auf meine Erklärung, daß es mir völlig gleichgültig schiene, ob man mit Strümpfen oder ohne Strümpfe ins Sarg gelegt würde, meinte sie, bei ihr wäre es nicht einerlei, weil ihre Füße so blau wären.

„Noch auffallender aber trat mir jene Bemerkung bei E****** entgegen. Als wir den 8. Mai 1856 seine Frau wegen eines Beinfraßes des Backenknochens aufnahmen, war sie von ihrem Manne, der nach dem Werk- und Armenhause hinausgekommen, schon seit Jahren getrennt. Wegen eines Augenübels, das mit völliger Erblindung drohte, konnte er in der letzten Zeit nichts mehr verdienen, und da er nun überdies auch angefangen, sich dem Trunke zu ergeben, so konnte die Frau in der Trennung von ihm wohl nur eine Erleichterung ihrer Lage erblicken. Als er nun schon den 20. Mai d. J. starb, da sprach die Wittwe davon, wie das nach dem Verhältniß, in dem sie zu ihm gestanden, kaum anders sein konnte, mit großer Ruhe. Er hatte sie indessen vor seinem Ende noch einmal zu sprechen verlangt, und sie war, obgleich in einem sehr leidenden Zustande, wirklich noch einmal zu ihm hinausgekommen. Was war nun aber da sein Anliegen gewesen? — Daß sie ihm doch die Ehre anthun, und ihn auch betrauern möchte, wie sie ihren ersten Mann betrauert. Man kann sich doch kaum einen Begriff machen von der Gemüthsstellung eines Menschen, dem im Angesichte der Ewigkeit eine solche Sache so sehr am Herzen liegen kann. Die Frau gab ihm übrigens das gewünschte Versprechen, zu dessen Erfüllung ihr Bruder, ein Färber, ihr behülflich ward, indem er ihr ein Kleid schwarz färbte."

Wir betrachten diese Züge, in denen wir etwas von dem wilden und naiven Humor des vielfach noch in tiefster Befangenheit des Geistes vegetirenden Volks finden, doch mit andern Augen, als Frl. Sieveking. Es liegt in dieser sonderbaren Vorsorge für das Aeußere etwas von demselben Geiste, der gehoben und verklärt in den Schriften Tertullians hier und da anzutreffen ist. Ein Geist der Körperhaftigkeit, unlöslich gebunden an die Form und die Gestalt.

Johanniter-Orden.

Obgleich die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens ihre Thätigkeit vorzugsweise in Preußen und denjenigen deutschen Ländern, wo sich Genossenschaften derselben gebildet haben, oder später bilden werden, ausübt und ausüben wird, so ist doch schon seit längerer Zeit auch das Augenmerk auf die Ursprungsstätte des Ordens, die zugleich der Schauplatz seiner glänzendsten Thaten war, — auf Jerusalem gerichtet worden, um dort an heiliger Stätte das dem Wohle der leidenden Mitmenschen gewidmete weiße Kreuz wieder aufzurichten, zumal die evangelische Kirche im Verhältniß zu den übrigen Confessionen dort nur sehr kleine milde Stiftungen besitzt.

Die Balley hat sich zuerst darauf beschränken müssen, dem Diakonissenhause in Jerusalem eine jährliche Subvention zuzuwenden. Außerdem sind demselben im verflossenen Monate zur Beendigung des Baues des Sommer-Aufenthalts für die Schwestern und Reconvalescenten auf „Gottfrieds-Höhe" in Lifta unweit Jerusalem 500 Thlr. aus der Balley-Kasse geschenkweise überwiesen worden.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse, welche bisher das selbstständige Auftreten des Ordens im heiligen Lande verhinderten, günstig gestaltet. Die Balley Brandenburg wird das von der Stiftung des „Jerusalem-Collecten-Fonds" auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs vor einigen Jahren angekaufte und derselben gehörige, in der Nähe der Kirche des heiligen Grabes und der Ruinen des alten Johanniter-Convents, dicht neben dem königlich preußischen Consulate gelegene Haus „Kara Beirakdar", was zu einem Hospize eingerichtet ist, vom 1. April c. ab zur Verwaltung für eigene Rechnung, vorläufig in seiner gegenwärtigen Ausdehnung, übernehmen, doch gestattet der vorhandene Raum eine bauliche Vergrößerung des Hauses. Der desfallsige Vertrag zwischen dem „Jerusalem-Collecten-Fond", vertreten durch den Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten, und der Balley ist am 11. d. M. abgeschlossen worden.

Es werden in dem Hospize unbemittelte evangelische Pilger und wandernde Handwerker eine bestimmte Zeit lang unentgeltlich aufgenommen und verpflegt, auch soll mit dem Diakonissenhause ein Abkommen getroffen werden, damit diejenigen von ihnen, welche erkranken, auf Kosten der Balley in demselben die nöthige Pflege und Heilung finden. Außerdem befinden sich im Hospize einige Zimmer, in welchen, wie es in den Klöstern üblich ist, wohlhabende Pilger gegen entsprechende Vergütung Aufnahme finden.

Druck von F. Heinicke, Deßauerstraße Nr. 5.